

100.00 5.00
41 1.00
59.00 5.00
20.00
10.00
41.00

Drittes

Lesebuch

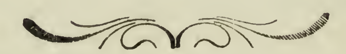
für

Katholische Elementarschulen

Nord-Amerika's.

Erste amerikanische Ausgabe.

Eilfte Auflage.



St. Louis, Mo.
Druck und Verlag von F. Saler's Buchhandlung.
1867.

[illegible]

Die vielen [illegible]
Ankündigung von [illegible]
für dasselbe von Se[illegible]
zugekommen sind, lassen [illegible]
dasselbe eben so gute allgem[illegible]
das erste und zweite, denen sich [illegible]

Auf vorkommende Mängel bi[illegible], un[illegible]rtsam zu machen, wie wir denn überhaupt jeden Wink zur Verbesserung dankbar benützen werden.

Möge dieses Buch sein Scherflein dazu beitragen, den Verstand der lieben Jugend zu erhellen und zu stärken, ihr Herz zu veredeln, ihren Willen zu läutern und ihren Geist zu immer größerer Gottähnlichkeit heranzubilden; möge es der Familie brave und rechtschaffene Söhne und Töchter, dem Staate arbeitsame und treue Bürger, der Kirche warme und gottergebene Kinder erziehen helfen.

St. Louis, den 22. August 1859.

F. Saler's Buchhandlung.

N. B. Das Wort „Meile" in der besonderen Beschreibung der Vereinigten Staaten bezeichnet die englische Meile, sonst überall die deutsche Meile.

e.

der ersten Auflage
den raschen Absatz
nothwendig geworden.

en katholischen Schulen hier
nisse einigermaßen gestatteten,
sehr gün ondern es hat nach allen Richtungen
in den Vereinigten Staaten, selbst in engl. höhern Lehranstalten zum Gebrauche für die deutschen Klassen Zugang gefunden.

Die Empfehlung mehrerer hochwürdigsten Bischöfe, die Anerkennung, mit der sich ein großer Theil der hochwürdigen Geistlichkeit und praktischen Schulmänner mündlich und schriftlich, selbst in öffentlichen Blättern, über die Brauchbarkeit desselben aussprachen, gaben uns die Ueberzeugung: daß mit diesem Lesebuche einem fühlbaren Bedürfniß abgeholfen wurde.

St. Louis, den 1. August 1860.

F. Saler's Buchhandlung.

5TOS

Inhalt.

Nr. Seite.

I. Abschnitt.

Gott und seine hl. Kirche.

1 Gebet ... 11
2 Das schönste Vorbild ... 11
3 Es ist ein Gott ... 11
4 Das indische Kind ... 11
5 Die wahre Freundschaft ... 12
6 Wo wohnt der liebe Gott ... 13
7 Der brave Offizier ... 13
8 Gottes Allweisheit* ... 14
9 Gott der Allmächtige ... 15
10 Der Hagelschlag ... 15
11 Des frommen Meinrads Raben ... 16
12 Gottes Barmherzigkeit ... 18
13 Gottes Güte* ... 19
14 Von Gott ... 19
15 Das Lob Gottes am Abend in den Alpen ... 23
16 Sehnsucht nach dem Erlöser ... 24
17 Die Kirche* ... 24
18 Die drei besten Bücher ... 25
19 Die rettende Bilderbibel ... 25
20 Das Gebet des Herrn* ... 26
21 Ave Maria * ... 27
22 Kannst du beten ... 27
23 Das Haus des Herrn* ... 28
24 Die Kirche ... 29
25 Der Kirchthurm* ... 30
26 Die Glocke* ... 30
27 Die sieben hl. Sakramente* ... 31
28 Die heiligen Bilder ... 32
29 Das Kreuz am Wege* ... 32
30 Die Prozession ... 33
31 Preiset alle Nationen* ... 34
32 Mariä Himmelfahrt* ... 34
33 Dienste der heiligen Engel* ... 34
34 Kernsprüche aus den Schriften Thomas von Kempis ... 35
35 Der heilige Bonifazius, Erzbischof und Märtyrer ... 35
36 Kernsprüche aus den Schriften des heiligen Augustinus ... 36
37 St. Nikolaus ... 37
38 Die heilige Helena ... 38
39 Die zwölf kleinen Apostel zu Carthago ... 39
40 Der heilige Martin* ... 40
41 Der heilige Borromäus ... 41
42 St. Hubertus* ... 42
43 Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen* ... 42
44 Bekehrung* ... 43
45 Vertrauen auf Gottes Vorsehung * ... 43
46 Die Verfassung der katholischen Kirche ... 44
47 Das katholische Kirchenjahr ... 48
48 Adventslied* ... 54
49 Der Weihnachtsabend ... 55
50 Die Krippe* ... 56
51 Freude über die Geburt Jesu ... 56
52 Zum Aschenmittwoch* ... 57
53 Passionslied * ... 57
54 Die sieben Schmerzen der heil. Jungfrau* ... 58
55 Ostern ... 59
56 Osterlied* ... 59
57 Pfingstlied* ... 60
58 Der Pfarrer und die Pfarrgemeinde ... 60
59 Stilles Gottlob* ... 68
60 Sprüchwörter ... 68

II. Abschnitt. Der Mensch.

61 Der Mensch, die Krone der Schöpfung ... 69
62 Würde und Bestimmung des Menschen ... 69

*) Das * bezeichnet die in Versmaß abgefaßten Stücke.

Nr.		Seite
63	Der Körper des Menschen	70
64	Räthsel	76
65	Die Finger*	76
66	Sterblichkeit der Menschen	77
67	Gesundheitslehre	77
68	Das gute Heilmittel	81
69	An den Schlaf*	81
70	Das Glöcklein im Herzen*	82
71	Von dem Werthe gesunder Glieder	82
72	Sprüchwörter	83
73	Die geistige Natur d. Menschen	83
74	Unsterblichkeit der Seele	88
75	Der gerettete Jüngling	90
76	Der Haushahn	91
77	Bewahre dir ein gutes Gewissen	92
78	Treue des Gedächtnisses	92
79	Die Muttersprache*	93
80	Gott und die Eltern	93
81	Die Familie	93
82	Gebet der Kinder für ihre Eltern *	95
83	Wer seine Eltern ehrt und liebt, dem geht es wohl	96
84	Vater und Mutter*	97
85	Kernsätze	97
86	Die Waise	98
87	Der edle Sohn	98
88	Mäuschen *	99
89	Mutterliebe *	99
90	Die blinde Maus	99
91	Kindesdank	100
92	Geschwisterliebe *	101
93	Lernbegierige Jünglinge	102
94	Gespräch	104
95	Schullied *	105
96	Sprüchwörter	106
97	Vom dummen Hänschen	106
98	Räthsel *	107
99	Aristipp u. seine Reisegefährten	107
100	Wie's Kätzlein schreibt	108
101	Benütze die Zeit	108
102	Sei arbeitsam	109
103	Friedrich Wilhelm IV. als Examinator	109
104	Jockli, zieh' das Käppli ab	110
105	Der Spaziergang	111
106	Der Neugierige	112
107	Der Soldat	112
108	Das kranke Kind*	113
109	Einer für Alle	113
110	Die Bettlerin	114
111	Das Kräutlein	114
112	Die Bürde	115
113	Friedrich Wilhelm III. und der alte Berghof	116
114	Der brave Mann*	117
115	Der fechtende Handwerksbursche	118
116	Die zwei Sperlinge	118
117	Der Taglöhner	119
118	Verachte keinen Menschen	119
119	Wohlthätigkeit	120
120	Gespräch über Land- u. Stadtleben	122
121	Die Land-Lust *	127
122	Sprüchwörter	128
123	O welch ein Segen ist ein Freund *	128
124	Arbeitsregeln	129
125	Mannestrutz*	130
126	Wo ist's schön*	130
127	Wie der wahre kathol. Christ stirbt	130
128	Sprüchwörter	133

III. Abschnitt.

Das Thierreich.

Nr.		Seite
129	Loblied*	134
130	Allgemeines über die Thiere	134
131	Das allgemeine Kosthaus der Thiere	136
132	Der Löwe	137
133	Der Fuchs	139
134	Die Bremer Stadtmusikanten	141
135	Die Hunde auf dem St. Bernhardsberge	143
136	Die Hasen und die Frösche	144
137	Das Pferd	144
138	Das Kameel	147
139	Der kleine Hirt	149
140	Der Gemsenjäger	149
141	Kaiser Max I.*	150
142	Der Wallfischfang	154
143	Sprüchwörter	156
144	Die Vögel	156
145	Der Lämmergeier	158
146	Der Rabe	160
147	Die Stimmen der Vögel	160
148	Die Nachtigall	161
149	Der Kreuzschnabel *	162
150	Die Wachtel und ihre Kinder*	162
151	Das Rothkelchen	163
152	Betrachtung über ein Vogelnest	164
153	Der Vöglein Abschied*	165
154	Die Zugvögel	166
155	Gesetz über das Wegfangen der Singvögel	167
156	Ein Hahnenkampf	168
157	Der Fischreiher	169
158	Der Strauß	169
159	Sprüchwörter und Kernsätze	171

Nr. Seite.
160 Die Amphibien 172
161 Die Schlange und der Aal ... 174
162 Kampf einer Schlange mit einem Vogel 174
163 Mutterliebe 175
164 Vom Fröschlein 177
165 Die Eidechsen 179
166 Die Fische 181
167 Die Forelle* 183
168 Der Aal 183
169 Die fliegenden Fische 184
170 Der Häringsfang 185
171 Der Maikäfer 185
172 Erzählung 187
173 Die Bienen 188
174 Räthsel * 190
175 Die Spinnen 190
176 Die Seidenraupe 191
177 Die Verwandlung der Insekten 191
178 Die Würmer 192
179 Die Perlenfischerei 194
180 Die Purpurschnecke 196
181 Die Infusionsthierchen 197
182 Gottes Fürsorge* 198

IV. Abschnitt.

Das Pflanzenreich.

183 Lied beim Säen* 199
184 Allgemeines von den Pflanzen 199
185 Bedingnisse zum Leben und Gedeihen der Gewächse 202
186 Die Aepfelkerne 203
187 Das Liedlein vom Kirschbaum 203
188 Die Bäumchen 204
189 Die Obstbaumzucht 206
190 Gespräch mit den Bäumen* .. 209
191 Die grüne Stadt* 210
192 Die Eichel und der Kürbis* .. 210
193 Jägerlied * 211
194 Die Linde 212
195 Birke und Tanne 212
196 Die Eiche 213
197 Der Holzhacker* 215
198 Cocablätter 216
199 Der Kuhbaum 217
200 Der Hemdenbaum 218
201 Der Kaffee 218
202 Lobrede auf das Laub 220
203 Der Nadelwald 221
204 Der Wanderer in der Sägemühle* 222
205 Wiege und Sarg 223
206 Sprüchwörter 224
207 Die Muttergottesrose* 225
208 Der Johannisbeere Ursprung .. 225
Nr. Seite.
209 Der Holunderstab 226
210 Der Weinstock 226
211 Die Weintrauben 227
212 Lied der Winzer* 228
213 Der Thee 228
214 Sigismund u. sein Blümchen* 230
215 Mein Gärtchen 230
216 Das Leben der Blumen 231
217 Die Hyazinthe 232
218 Die Kräuter 233
219 Die Kartoffel 234
220 Lina. (Legende.) 235
221 Das Gras 237
222 Das Bambusrohr 239
223 Räthsel * 240
224 Die Kornähren 241
225 Die zugedeckte Schüssel 241
226 Das Habermus* 242
227 Das Brod des hl. Jodocus* .. 244
228 Erntelied * 245
229 Gib uns heute unser tägliches Brod* 246
230 Die Moose 247
231 Jesus und das Moos* 250
232 Das isländische Moos 250
233 Die Giftpflanzen 251
234 Die Schwämme 254
235 Endzweck der Schöpfung* 254
236 Sprüchwörter und Kernsätze .. 255

V. Abschnitt.

Das Mineralreich.

237 Mineralien 256
238 Eine Hand voll Staub* 258
239 Der Bergmann* 258
240 Die Edelsteine* 259
241 Das Bergwerk 259
242 Der Gang in das Bergwerk bei Goslar 261
243 Wunderbare Rettung 263
244 Eisen und Blei 265
245 Gold und Silber 266
246 Kupfer und Zinn 268
247 Das Glöcklein auf der Dorfkirche* 269
248 Die Glasbereitung 269
249 Das Glasgemälde* 270
250 Die Salzgruben unter Wieliczka 272
251 Der fromme Bergmann und der gelehrte Spötter 273
252 Der Thon 274
253 Steinkohlen, Braunk., Torf, Schwefel und Bernstein 275
254 Der Bergmönch im Harz 277

Nr. Seite.
255 Bergmannslieder * 278
256 Sprüche und Kernsätze 279

VI. Abschnitt.

Aus der Naturlehre.

257 Lufterscheinungen 281
258 Wässerige Lufterscheinungen 281
259 Der Wolkenbruch 282
260 Thau und Reif 282
261 Der Schnee 283
262 Die Gottesmauer* 283
263 Große Schneeballen 284
264 Räthsel* 285
265 Das Gewitter 285
266 Der Blitz 286
267 Räthsel* 286
268 Die Reise in die Morgenröthe 287
269 Das himmlische und das irdische Licht 287
270 Das Wasser 288
271 Der Knabe und die Quelle* 290
272 Das gesündeste Getränk 290
273 Das Feuer* 292
274 Der Brand von Hamburg 292
275 Das Licht 294
276 Luftspiegelung 297
277 Die verschiedenen Luftarten 298
278 Die Gasbeleuchtung 300
279 Elektrisirmaschine 302
280 Der Magnet 306

VII. Abschnitt.

Aus der Welt- und Erdkunde.

281 Die Ehre Gottes* 309
282 Unser Sonnen-System 309
283 Die Sonne 312
284 Der Mond 313
285 Die Sternenwelt 315
286 Die Kometen 317
287 Die dunkelblaue Wiese 318
288 Von dem Anblick des Himmelsgewölbes und von der Gestalt der Erde 320
289 Bewegung der Erde 323
290 Herr Frühling 325
291 Der Frühling 325
292 Frühlingsfeier* 326
293 Der Sommer 326
294 Sommerlied* 327
295 Der Herbst 328
296 Herbstlied* 329
297 Der Winter 329
298 Im Winter* 330
299 Heute 331
Nr. Seite.
300 Bildung der Erdoberfläche 332
301 Das Meer 335
302 Europa 337
303 Das Erdbeben zu Lissabon 339
304 Der Münster zu Straßburg 340
305 Ansicht von Rom 341
306 Der Ausbruch des Vesuv 343
307 Deutschland 345
308 Die Lüneburger Haide 346
309 Der Bodensee 348
310 Der Inselsberg 349
311 Deutschlands freie Städte 350
312 Frankfurt a. Main 350
313 Die Hansa 351
314 Des Deutschen Vaterland* 353
315 Gelübde eines deutschen Knaben 353
316 Die Pest und die große Prozession in Münster 354
317 Die Rheinprovinz 355
318 Der Dom zu Cöln 357
319 Sehnsucht an den Rhein* 358
320 Die alte Kaiserstadt Aachen 359
321 Das Heimathland 360
322 Trier 360
323 Trier's Wahrzeichen* 362
324 Die übrigen Erdtheile 363
325 Die Vereinigten Staaten 367
326 Das heilige Land 372
327 Ein Besuch auf Ceylon 375
328 Festlichkeiten beim Austritt des Nils 378
329 Die Neger 380
330 Die Urwälder 381
331 Cincinnati 383
332 Die Auswanderer* 384
333 Die Thierwelt Australiens 385

VIII. Abschnitt.

Aus der Geschichte.

334 Die Aegypter 388
335 Die Phönizier 389
336 Jugendgeschichte des Cyrus 391
337 Krösus und Solon 393
338 Sokrates 394
339 Alexander der Große 395
340 Die Römer 397
341 Deutschland vor 2000 Jahren 399
342 Die Römer in Deutschland 401
343 Constantin der Große 404
344 Die Völkerwanderung 407
345 Attila's Tod* 407
346 Carl der Große 408
347 Wittekind* 411
348 Heinrich der Vogelsteller 412
349 Die Kreuzzüge 414

Nr.		Seite.
350	Schwäbische Kunde*	417
351	Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer	418
352	Rudolph von Habsburg	422
353	Die Krönung*	427
354	Die Entdeckung von Amerika	427
355	Kurzer Abriß der Geschichte der Ver. Staaten	433
356	Die Glaubensspaltung im 16. Jahrhundert — die sogenannte Reformation	440
357	Kaiser Carl V.	444
358	Die Türken vor Wien	445
359	Prinz Eugen*	447
360	Frankreich gefährdet unser deutsches Vaterland	448
361	Napoleon's Zug nach Rußland	350
362	Das preußische Volk im Jahre 1813	352
363	Völkerschlacht bei Leipzig; Fortsetzung und Ende des Krieges gegen Napoleon	454
364	Stellen aus der heil. Schrift	455

Besonderes Verzeichniß

der

Musterstücke für den Sprachunterricht.

I. Der einfache (nackte) Satz.

Nr. 60. Einfache Sätze, deren Ausgesagtes a) ein Zeitwort; b) ein Eigenschaftswort; c) ein Hauptwort ist.

Nr. 139. Wortfamilie des Wortes: Treiben. Zusammensetzung und Ableitung des Haupt-, Zeit- und Eigenschaftswortes. Der Satzgegenstand ohne Beifügung.

Nr. 105. Wortfamilie des Wortes: Gehen. Personenverhältniß des Satzgegenstandes; Zusammensetzung des Haupt-, Zeit- und Eigenschaftswortes.

Nr. 106. Wortfamilie des Wortes: Hören. Personen- und Zeitverhältniß der Aussage. Abwandlung des Zeitwortes.

Nr. 107. Wortfamilie des Wortes: Ziehen. Die Thätigkeits- und Leidensform; die Aussagenweisen (Modus); die Hilfszeitwörter.

II. Der einfache, erweiterte Satz.

Nr. 72. Sätze mit erweitertem Satzgegenstande; Merkmale der Dinge.

Nr. 291. Erweiterung des Satzgegenstandes; Merkmale der Dinge; Wortbildung.

Nr. 76. Beifügungen; Zusammensetzung und Ableitung des Haupt- Zeit- und Eigenschaftsworts.

Nr. 96. Sätze mit Ergänzungen.

Nr. 293. Ergänzungen der Thätigkeit; Wortbildung.

Nr. 266. Ergänzungen; rückbezügliche Zeitwörter; Wortbildung.

Nr. 128. Sätze mit Umstandsbestimmungen. Sätze mit Hilfszeitwörtern der Aussageweise.

Nr. 295. Die Ortsbestimmung; Wiederholung der Leideform. Wortbildung.

Nr. 297. Bestimmungen der Zeit und der Art und Weise; Wortbildung.

Nr. 151. Grundbestimmungen, Zweck der Thätigkeit.

III. Der zusammengezogene Satz.

Nr. 143. Zusammengezogene Sätze.
Nr. 188. Der zusammengezogene Satz in verschiedener Weise; Wortbildung, Steigerung des Eigenschaftswortes.

IV. Die Satzverbindung.

Nr. 159. Verbundene (beigeordnete) Sätze. Verschiedene Arten der Beiordnung und der dazu nöthigen Bindewörter.
Nr. 217. Satzverbindungen durch verschiedene Bindewörter.

V. Der zusammengesetzte Satz.

Nr. 206. Subjectssätze — Substantivsätze.
Nr. 236. Beifüge- (Adjectiv-) Sätze.
Nr. 119. Der Objectiv- (Ergänzungs-) Satz. Wiederholung des Subjects- und Beifügesatzes.
Nr. 256. Der Adverbial- (Umstands-) Satz des Ortes, der Zeit, der Art und Weise, des Grundes.
Nr. 216. Verschiedene Zusammensetzungen.



Erster Abschnitt.

Gott und seine hl. Kirche.

1. Gebet.

Vater in dem Himmel droben, den die lieben Engel loben, du erlaubst auch mir zu beten, kindlich vor dich hinzutreten, und du blickst, wie Väter pflegen, liebreich deinem Kind entgegen; ja du gibst, noch eh' ich flehe, mir schon mehr, als ich verstehe. Dennoch höre, Vater, höre, was ich demuthsvoll begehre: Laß mein Herz vor Eifer brennen, dich zu suchen, dich zu kennen; laß mich fühlen deine Nähe, wo ich immer geh' und stehe, daß ich vor Gefahr und Sünde Schutz in deinen Armen finde. (Overberg's Leseb.)

2. Das schönste Vorbild.

Reich an jeder schönen Gabe, reich an Tugend und Verstand, Jesus, welch' ein frommer Knabe warst du an des Vaters Hand, warst du in der Mutter Hütte, warst du in der Lehrer Mitte! Gott gehorsam in der Jugend, war'st ein Vorbild jeder Tugend! Möchtest, Jesus, du allein meine Lust, mein Vorbild sein! (Overberg's Leseb.)

3. Es ist ein Gott.

Die Gräser des Thales und die Cedern des Berges preisen ihn: das Insekt schwirrt sein Lob, der Elephant begrüßt ihn mit Anbruch des Tages, der Vogel singt ihm im Laubwerk, der Blitz läßt seine Macht leuchten, und der Ocean erklärt seine Unermeßlichkeit. Und wie? Der Mensch allein sollte sich erkühnen, zu sagen: „Es ist kein Gott!?" (Chateaubriand.)

4. Das indische Kind.

(Gott ist ein Geist.)

Zur Zeit, als der heil. Franz Xavier in Indien das Evangelium verkündete, wirkte Gott der Herr gar manches Wunder seiner göttlichen Gnade. Nicht selten waren es sogar Kinder, durch deren Mund er seine Ehre retten, seinen heiligen Namen verkünden ließ. So befand sich einmal ein indisches Kind, welches von seinen zum Christenthume bekehrten Eltern äußerst gut unter-

richtet und gottesfürchtig erzogen worden war, in einer nicht gar auferbaulichen Gesellschaft von Leuten, die entweder den Glauben an den wahren Gott noch gar nicht besessen oder wohl auch schon wieder verloren hatten, und deßhalb allerlei Ausfälle, Späße und Spöttereien auf den Gott der Christen und deren heilige Religion sich erlaubten. Das gute Kind hörte mit Unwillen diese garstigen Reden, trat mit dem Muthe und der Einsicht eines Weltweisen den Religionsspöttern entgegen und vertheidigte mit Wärme und Geschick seinen heiligen Glauben. Nach einigen Wortwechsel stellte einer von diesen Gottlosen an das gottbegeisterte Kind die spöttische Frage: „Wo ist dann dein Gott, von dem du so viel Rühmens machest? So komm doch und zeige ihn!“ Ganz bescheiden und ruhig antwortete ihm darauf das Kind: „Mein Gott, den ich anbete, ist der Schöpfer der Welt, er ist der reinste und vollkommenste Geist, und ich kann ihn euch nicht zeigen; bald aber will ich euch den eurigen weisen.“ — Es nahm einen Stein und zeichnete darauf in groben Umrissen eine menschliche Figur; stellte sie auf die Erde und stieß sie dann mit dem Fuße um, und sprach: „Seht, das ist euer Gott, ihr Thoren! denn ihr betet Menschen an und die Erde, ihre Wollüste und ihre Freuden, die sie euch gibt, und die wie dieser Stein vergehen; ich aber bete den an, welchen kein Auge sieht.“

(L. Mehler. Bd. I.)

5. Die wahre Freundschaft.

(Gott ist ewig.)

Der heil. Augustin führt in seinen Bekenntnissen einen Kriegsmann an, der, während der Kaiser zu Trier die circensischen Spiele hielt, mit einem seiner Freunde nach den Gärten der Stadt spazierte, von ungefähr aber in ein kleines Haus gerieth, wo eine christliche, fromme Familie wohnte. Daselbst fanden sie eine Handschrift, worin das Leben des Einsiedlers Antonius beschrieben war. Sie ersahen dariu, wie dieser große Diener Gottes so bereitwillig alles Irdische und Vergängliche hintansetzte und verachtete, dagegen aber mit unerschütterlicher Treue sich und all seine Dienste nur Gott allein, dem Ewigen, Unvergänglichen, widmete. Je mehr sie lasen, desto mehr riß es sie hin. Schon während des Lesens faßte einer davon den Entschluß, die Kriegsdienste aufzugeben, und sagte deshalb zu seinem Freunde: „Lieber,“ sage mir, „wohin suchen wir mit all unserer Mühe und Arbeit zu gelangen? Was wollen wir? Warum führen wir Krieg? Erstreckt sich unsere Hoffnung weiter, als Freunde des Kaisers zu werden? Und sind wir's, — wie unsicher, wie gefährlich ist unser Glück! Durch wie viele Gefahren erringen wir nur noch weit größere Gefahren! Und

wie lange währt es? Kann nicht der Tod den Kaiser abrufen und an seine Stelle einen für uns nicht mehr so gutgesinnten Regenten auf den Thron setzen? Und was ist dann mit uns? Komm darum, Freund, und laß uns in die Dienste eines andern Herrn treten, der ewig regiert und dessen Gesinnung ewig dieselbe liebvolle gegen uns alle bleibt. Siehe, Gottes Freund kann ich sein, wenn ich will, und ich will's!"

(L. Mehler. Bd. I.)

6. Wo wohnt der liebe Gott?

(Allgegenwart.)

Wo wohnt der liebe Gott? — Sieh dort den blauen Himmel an, wie fest er steht so lange Zeit, sich wölbt so hoch, sich streckt so weit, daß ihn kein Mensch erfassen kann; und sieh der Sterne goldnen Schein, gleich als viel tausend Fensterlein: das ist des lieben Gottes Haus, da wohnt er drin und schaut heraus, und schaut mit Vateraugen nieder auf dich und alle deine Brüder.

Wo wohnt der liebe Gott? — Hinaus tritt in den dunkeln Wald, die Berge sich zum Himmel gehn, die Felsen, die wie Säulen stehn, der Bäume ragende Gestalt; horch, wie es in den Wipfeln rauscht! Horch, wie's im stillen Thale lauscht! Dir schlägt das Herz, du merkst es bald, der liebe Gott wohnt in dem Wald; dein Auge zwar kann ihn nicht sehen, doch fühlst du seines Odems Wehen.

Wo wohnt der liebe Gott?—Hörst du der Glocken hellen Klang? Zur Kirche rufen sie dich hin. Wie ernst, wie freundlich ist's darin? wie lieb und traut und doch wie bang! wie singen sie mit frommer Lust! wie beten sie aus tiefer Brust! Das macht, der Herr Gott wohnet da; drum kommen sie von fern und nah', hier vor sein Angesicht zu treten, zu flehn, zu danken, anzubeten.

Wo wohnt der liebe Gott? — Die ganze Schöpfung ist sein Haus. Doch wenn es ihm so wohl gefällt, so wählet in der weiten Welt er sich die engste Kammer aus. Wie ist das Menschenherz so klein und doch auch da zieht Gott hinein. O halt das deine fromm und rein, so wählt er's auch zur Wohnung sein, und kommt mit seinen Himmelsfreuden, und wird nie wieder von dir scheiden.

(Hey.)

7. Der brave Offizier.

(Gottes Allwissenheit.)

Der berühmte und gelehrte Prediger Pater Franziskus Hunolt, Priester aus der Gesellschaft Jesu, erzählt uns in seinen bekannten Predigten ein gar schönes Beispiel, worin er nachweist, wie lohnend die öftere Erinnerung an Gottes Allwissenheit

sei. „Ein Edelmann von hohem Range," so schreibt dieser große Prediger, „hatte bei seinem Herrn und Kaiser Kriegsdienste genommen und sich zum Hauptmann emporgeschwungen. Im Kriegsgetümmel aber vergaß er der heiligen Pflichten seiner Religion nicht; im Gegentheil suchte er sich um so inniger an seinen Gott anzuschließen, je gefährlicher sein Stand und die damaligen unheilvollen Zeiten waren. Er suchte sich einen eignen Gewissensrath und Beichtvater aus den ehrwürdigen Vätern der Gesellschaft Jesu aus und vertraute ihm seinen Seelenzustand ganz vollkommen an. Einmal gestand er aufrichtig, er habe noch nie eine schwere Sünde wider Gott begangen, und als er gefragt wurde, durch welches Mittel er seine Seele so rein bewahrt hätte — bei so großen und vielen Gefahren, die doch der Kriegerstand mit sich brächte, gab er zur Antwort, er habe von seiner christlich frommen Erziehung her, welche er im herzoglichen Collegium zu Parma unter geistlicher Leitung empfing, sich tief in's Gedächtniß eingeprägt die Erinnerung: „Gott sieht Dich!" nie habe er sie vergessen. Bei allen Versuchungen zum Hasse, zur Rache, zum Raube, zur Unlauterkeit 2c. habe er stets durch diesen Gedanken gesiegt: „Gott sieht dich!" Bei jeder Anfechtung habe er zu sich selbst gesprochen: „Wenn seine kaiserliche Majestät hier zugegen wäre und zuschauen würde, so würde ich gewiß diese und jene abscheuliche That mir nicht erlauben: sollte ich dann wohl jetzt Böses thun, da ich ja gesehen werde von der allwissenden und höchsten Majestät Gottes? O das kann, das darf, das will ich nicht thun!" Durch solche und ähnliche fromme Gedanken siegte der brave und wackere Offizier nicht nur über sich selbst, sondern auch gar oft über seine Feinde. Denn er gestand es offen, daß ihm eben dieser Gedanke an Gottes Allwissenheit im Kampfe eine unaussprechliche Herzhaftigkeit eingeflößt habe, indem er oft bei sich dachte: „Der allmächtige Gott ist hier zugegen; er sieht meine Gefahr, in die mich mein Amt und Beruf versetzte; er sieht meine Noth, die ich leide; er kann, er wird mir beistehen!" — O wie schön! Sollten nicht auch wir mit diesem frommen Krieger uns durch den Gedanken an Gottes Allwissenheit rüsten und stärken, so oft uns die böse Lust zur Sünde reizen will? Sollten nicht auch wir mit einem gleichen Vertrauen zu dem Allwissenden emporblicken bei allen Leiden und Prüfungen dieses Lebens, und bedenken, daß er unsere Noth und unsere Thränen sieht, und sie stillen kann, stillen wird?! —

(L. Mehler. Bd. I.)

8. Gottes Allweisheit.

Sohn, mit Weisheit und Verstand
Ordnete des Schöpfers Hand
Alle Dinge. Sieh umher:
Keines steht von ungefähr,

Wo es steht. Das Firmament,
Wo die große Sonne brennt,
Und der kleinste Sonnenstaub,
Deines Athems leichter Raub,

Trat auf unsres Gottes Wort
Jegliches an seinen Ort.
Alles ist in seiner Welt
Gut und weise. Dennoch hält
Mancher Thor es nicht dafür,
Ach! und meistert Gott in ihr.

Solch ein Thor war jener Mann,
Den ich dir nicht nennen kann;
Der, als er am schwachen Ranken
Einen Kürbis hängen sah,
Den verwegenen Gedanken
Hegte: Nein, solch eine Last
Hätt' ich an so schwaches Reis
Wahrlich doch nicht aufgehangen.
Mancher Kürbis, gelb und weiß,
Reih an Reih', in gleichem Raum,
Müßte mir gar herrlich prangen
Hoch am starken Eichenbaum.
Also denkend geht er fort,
Kommt ermüdet an den Ort
Einer Eiche, lagert sich
Längelang in ihren Schatten
Und schläft ein. —

Die Winde hatten
Manche Woche nicht geweht;
Aber als er schläft, entsteht
Ein Gebrause; starke Weste
Schütteln Blätter, Zweig' und Aeste,
Und vom hohen Gipfel fällt
Dem Verbesserer der Welt
Eine Eichel — auf die Nase.
Plötzlich rafft er aus dem Grase
Sich erschrocken auf; die Nase
Blutet und der kluge Mann
Hebt hierauf zu seufzen an:
O, wie thöricht war ich nicht,
Daß ich unbedachtsam wollte,
Daß der Eichbaum eine Frucht,
Gleich dem Kürbis, tragen sollte!
Traf ein Kürbis mein Gesicht,
Ja, dann lebt' ich sicher nicht.
Dumm, sehr dumm hab' ich gedacht;
Gott hat Alles wohl gemacht.

(Gleim.)

9. Gott der Allmächtige.

Ein deutscher Fürst zeigte einmal einem auswärtigen Gesandten die äußern und innern Schönheiten seines Schlosses. In der Begleitung des Fürsten befand sich einer seiner Rathgeber der sein besonderes Vertrauen genoß und es mehr, wie jeder Andere, wagen durfte, ihm zuweilen eine ernste Wahrheit zu sagen. Schweigend hatte er eine Zeit lang angehört, was sein Herr mit großer Wohlgefälligkeit vorbrachte, um den Gesandten von der Pracht und Herrlichkeit seines Palastes zu überzeugen. Dann nahm er das Wort und sprach freimüthig, indem er mit aufgehobenem Finger zum Himmel zeigte: „Mein bester Fürst und Herr! machet nicht allzuviel Rühmens von euerm Hause; schauet lieber zum blauen Himmel auf! ihr habt unter die Gewölbe und Dächer eures Schlosses tüchtige Grundmauern und Säulen gesetzt; auf diesen können sie fein bequem ruhen und sich stützen. Der große Baumeister dort oben aber bedarf für sein unermeßliches Gewölbe keine Pfeiler. Vor einem so mächtigen Baumeister beuge ich meine Kniee. Der hält die Himmel mit seinem Finger und die Erde dient ihm zum Schemel seiner Füße!" (J. A. Hüser.)

10. Der Hagelschlag.

(Gottes Heiligkeit.)

Die Größe und Abscheulichkeit der Sünde in den Augen Gottes erkannte auch ein frommer und gottesfürchtiger Landmann, aus dessen Leben ich folgenden edlen und schönen Zug erzählen hörte. —

Es war ein recht fruchtbares Jahr; überall begegnete dem menschlichen Auge auf den Feldern und Fluren draußen Gottes reichlichster Segen. Es bedurfte nur noch weniger Tage, und Alles wäre reif gewesen, um unter der Sichel und Sense des Schnitters zu fallen und des Landmanns Scheune mit Segen und sein Herz mit Freude zu erfüllen. Da erhob sich plötzlich vom Westen her ein düsteres Gewölke und zog unheildrohend über die herrlichen Fluren; es entlud sich ein furchtbares Hagelwetter, Schlossen fielen in Unzahl und in nie gesehener Größe, und vernichteten in wenigen Minuten des Landmanns ganze Hoffnung und all die freudige Aussicht auf den langersehnten Lohn seines sauren Schweißes. Ach, wie ward da so manches Auge naß beim Anblicke des vernichteten, so sehnlich erwarteten Segens, und wie betrübt manches Vater- und Mutterherz, wenn es hinsah auf die lieben Kleinen, die so sehr nach Brod verlangten: und nirgends war Brod zu finden! überall vernahm man nur Klagen, überall sah man nur Elend und Betrübniß. Ein einziger, schon ziemlich bejahrter Mann, der des Lebens Prüfungen und des Schicksals Schläge mehr schon als zur Genüge erfahren hatte, verlor seine Fassung nicht; kein Klagelaut entfiel seinem Munde, vielmehr verstand er es, seine unglücklichen Mitmenschen auf eine gar erbauliche und rührende Weise zu trösten. „Wohl wahr," sagte er oft, „ein großes Unglück ist das, so uns betroffen; aber sehet, eine Todsünde ist es doch nicht; denn weit größeres Unglück noch bringt sie über uns, da sie uns ewig von der Anschauung Gottes ausschließt, des Reinsten und Heiligsten, der ja selbst den Schatten der Sünde flieht!" — Ja wohl, die Sünde ist das höchste und fürchterlichste Uebel auf Erden, und sie allein ist die Mutter alles Unheils, die den Menschen hienieden der Ruhe und im Jenseits der ewigen Glückseligkeit beraubt.

Die Sünd' laßt sorgsam stets uns flieh'n von Weiten;
Sie ist ein Gräuel dem Herrn der Herrlichkeiten.

(L. Mehler. Bd. I.)

11. Des frommen Meinrads Raben.

(Gottes Gerechtigkeit.)

Eines Tages klopften zwei Wanderer im Pilgerkleide an der Thüre der Zelle, welche der heilige Eremit Meinrad von Einsiedeln schon seit Jahren bewohnte, und flehten um Speise und Obdach. Voll Bruderliebe öffnete der heilige Einsiedler die Thüre, ließ die Bittenden ein und schickte sich alsobald an, eine kräftige Mahlzeit zu bereiten. Während Meinrad im Dienste der Nächstenliebe sich emsig beschäftigte, schlichen die verdächtigen Gäste, die nun allein in der Zelle waren, nach dem Fensterlein und warfen scheu und raublüstern ihre scharfen Blicke durch die offenstehende

Pforte des Kirchleins, woraus im Wiederscheine der Sonnenstrahlen eine silberne Lampe, die vor dem Altare hing, ihren Glanz der glatten Felsenwand mittheilte. Sogleich sannen die Gottlosen auf Arges und beschlossen, dieses Kleinods sich auf jede mögliche Weise zu bemächtigen. — Da kam Meinrad zurück, und brachte mit der freundlichsten Güte, die je die zufriedenen Züge eines Greisengesichts verklärte, einige Speisen herbei, die er in aller Eile für die dürftigen und müden Gäste hatte zurichten können. Lächelnd ermunterte er sie, nach Herzenslust von dem zu nehmen, was er zu geben im Stande sei, und ging darauf (es nahete die Zeit zur Vesperandacht) in die Kapelle, um sein Gebet am Altare, wie es ihm heilige Gewohnheit war, zu verrichten. Hohnlachend sahen die vermummten Pilger dem Frommen nach, und wie er eingetreten war in das Kirchlein, und sie ihn knieen sahen an den Stufen, warfen sie die falschen Kleider von sich, schwangen in größter Freude die eisernen Keulen, die sie bisher unter dem Brustgürtel verborgen hatten, und schlichen mit der Blutgier heimtückischer Hyänen auf leisen Füßen und fast ohne Athem hinein in die feierliche Stille des Heiligthums. Das ehrwürdige Greisenhaupt mit den langen Silberlocken richtete gerade den frommen Blick nach dem schönen Bilde, von dem die himmlische Jungfrau und das göttliche Knäblein auf ihrem zarten Schooße zu ihm niederschauten — da zischte hinter ihm pfeilschnell ein Streich schauerlich durch die Luft und traf mit Zentnerschwere den Scheitel; noch einer — und der Greis lag entseelt an den Stufen des Altares. In Strömen floß das Blut aus den zerquetschten Adern und suchte sich ein Rinnsal durch die Mitte des Bodens bis vor die Pforte der Kapelle. — Die Mörder lösten eilig die silberne Lampe von der Schnur und rannten in schrecklicher Gewissensangst, als wollten sie der gerechten Strafe des Himmels entfliehen, aus dem Kirchlein über Stock und Stein, um in den tiefen Wald sich zu retten. Aber kaum waren sie im Freien, so vernahmen sie ein gräßliches Geschrei über ihren Häuptern, das lauter und lauter durch die Luft drang, je mehr sie eilten. Es waren die treuen heimischen Raben, denen der fromme Gemordete tagtäglich ihre Nahrung gereicht. Mit wunderbarer Kraft schlugen sie ihre schwarzen Flügel um die Häupter der Fliehenden, rauschten bald rechts bald links, zogen ihre scharfen Krallen durch die gerollten Haare und hackten mit ihren festen Schnäbeln nach den Mörderaugen, so daß die Geängstigten sich nicht mehr zu helfen wußten. In der Verzweiflung rannten sie den Weg gegen Zürich, um ihrer schwarzen Verfolger los zu werden. Aber die Todtenverkünder wichen keiner Drohung, keinem Keulenstreich — immer flogen sie über den Häuptern der Mörder und schrieen nur noch fürchterlicher. — An einem Hügel hütete der Hirt von Ezel mit seinen Söhnen die Kuhheerden. Er hörte das Jam=

mergeschrei, und sah die Vögel um die Fliehenden. „Seht, Kinder," rief er, „das sind des frommen Meinrads Raben! Wehe, o wehe! Was muß geschehen sein?" Und im Augenblick erhob er sich und eilte an der Spitze einer Hirtenschaar, so schnell er konnte, den Männern nach, bis er sie endlich vor Zürich erreichte. Da hielt er sie fest, bis der Bote, den er nach Meinrads Zelle abgeschickt, zurückgekommen mit der Schreckensnachricht: „Der fromme Klausner liegt gemordet in seinem Blute vor dem Altare des Kirchleins." — Gebunden und umringt von der Hirtenschaar, die laut um ihren Freund und Vater weinte, standen die Mörder vor dem Landvogte von Zürich, bekannten, von Angst und Schrecken bei der eiligen Rache des Himmels ihres falschen Muthes ganz entmannt, die grausenhafte That — und empfingen nach wenigen Tagen die Strafe, die ihnen gebührte, auf dem Hochgerichte. Hoch in der Luft über der Richtstätte sah man die Raben schweben, als wollten sie öffentlich vor dem versammelten Schweizervolke gegen die Mörder zeugen. Und ihr Geschrei tönte so schauerlich, als sprächen sie mit gewaltiger Stimme: „Zittere, Verbrecher, es ist ein Gott und gerecht ist sein Richten! Hier siehst du, wie er sich offenbart als Rächer jeder bösen That, wie er alles Verborgene hervorzieht an's Tageslicht! Zittre, Verbrecher, und kehre um — und wandle künftig auf dem engen Pfade der Rechtlichkeit und Tugend!" —

Gott ist gerecht! — Den Bösewicht
Erreicht gar schnell sein Strafgericht. — (L. Mehler. Bd. I.)

12. Gottes Barmherzigkeit.

Wunderbar sind die Wege, auf denen Gott der Herr die Sünder führt, um ihnen die Unendlichkeit seiner Erbarmungen sichtbar und begreiflich zu machen. Ganze Bücher würden wohl kaum all die Züge der göttlichen Barmherzigkeit fassen können, die uns so manchfach im menschlichen Leben begegnen. — Gar schön jedoch zeichnet uns den Ruf der göttlichen Erbarmung nachfolgende Geschichte. Zur Zeit der französischen Revolution lebte zu Lyon ein Mann, der alles Glaubens los und bar, von Religion und religiösen Uebungen ganz und gar Nichts wissen wollte. Dieser Unglückliche begegnete einst einem Priester, der die Wegzehrung zu einem Kranken trug. Der Gedanke, vor dem Allerheiligsten Anstandes halber das Haupt entblößen zu müssen, machte ihn verworren und unwillig über dieses Zusammentreffen und er flieht von Gasse zu Gasse. Aber sonderbar! Der Priester folgt ihm Schritt für Schritt, weil er keinen andern Weg zu nehmen hat, um nach dem Aufenthaltsorte des Kranken zu gelangen. Der Ungläubige ist seiner nicht mächtig; er geht durch die erste vor ihm offenstehende Hausthüre, und der Priester ihm nach; denn gerade das war die

Wohnung des sterbenden Kranken. Auf einmal sieht er sich von den Personen, welche das heilige Sakrament begleiteten, umgeben. Jetzt wird er bestürzt, er kann nicht mehr entfliehen. In diesem Augenblicke rührt ihn die Gnade und bringt sein Inneres in die heiligste Bewegung. Wie? spricht er zu sich selbst, ich fliehe Gott, der mir nacheilt? Nein, Herr, ich will nicht länger widerstehen! Ich bringe Dir ein gläubiges Herz zum Opfer dar; fest und unerschütterlich soll mein Glaube sein; ich schwöre von nun an all meinem Unglauben ab und will dir treu bleiben bis in den Tod. — Eilt dir, unglücklicher Sünder, der barmherzige Gott nicht ebenso nach, um dich zu retten, indem er dir auf deinem Wege nachgeht und bei all deinen Verirrungen auf tausend und tausend Umwegen folget? O gewiß, wenn du nur auf den Ruf der göttlichen Barmherzigkeit hören und ihrem Zuge folgen wolltest! Sieh, wenn dir irgend ein Unfall widerfährt, da findet sich sogleich Gott ein und spricht durch eine innere Stimme zu dir, „Ach, mein Kind, die Quelle aller deiner Leiden ist in dir und du wirst so lange unglücklich bleiben, als du mich fliehest! — Und fällst du in eine Krankheit, siehe, so ist Gott gleich vor deinem Bette und spricht zu dir: „O mein Kind! deine Seele ist in einem noch traurigern Zustande, als dein kranker Leib!“ — Gehst du zur Ruhe, so ist auch da dein Gott, der dir folgt und zu dir spricht: „Mein Sohn, ist deine Seele in Frieden? ist dein Herz vergnügt! wenn du diese Nacht sterben würdest, so wäre dein Weg vom Bette zum Grabe und vom Grabe vielleicht zur Hölle! Ach, kehre zurück, es ist noch Zeit!“ Wohl dem, der diese Stimme der göttlichen Liebe und Erbarmung hört und ihr folgt! — [Debussi.]

13. Gottes Güte.

Durch mein ganzes Erdenleben
Will ich Gottes Güt' erheben.
Gottes Güte ist mein Odem,
Gottes Güte ist mein Boden,
Güte ist es, die mich traget,
Güte ist es, die mich schlaget;
Güte ist's, die bei mir wohnet,
Güte ist's, die mein verschonet,
Güte ist es, die mich führet,
Die mich um und um berühret;
Güte ist es, die mich kleidet,
Güte, die mich tränkt und weidet.
Güte ist es, die mich decket,
Güte, die mich wieder wecket,
Güte ist's, die alle Morgen
Anfängt auch für mich zu sorgen.
Güte tilget meine Sünden,
Güte läßt mich Gnade finden;
Güte ist es, die im Sterben
Mich errettet vom Verderben.
Diese Güt' will ich erheben,
Durch mein ganzes Erdenleben;
Diese Güte will ich droben
Einst mit allen Engeln loben.

(Krummacher.)

14. Von Gott.

1. In der ersten Woche des Maimonats sprach ein Vater Abends zu seinen beiden Kindern: „Rüstet euch morgen in der Frühe, denn wir wollen von dem Hügel die Sonne aufgehen sehen.“

Also verließen die Kinder am frühen Morgen ihre Schlafstätte und wurden von den Eltern gegen den Hügel geführt. Sie wandelten durch die Wiese, wo auf dunkelem Grün hellfarbige Blumen prangten und an jedem Grashalm eine Thauperle glänzte. Ueber ihren Häuptern hingen die Zweige der Bäume voll Blüthen, und von Wohlgerüchen war die Luft erfüllt. Dann zogen sie durch das Buchenwäldchen, und von den frischbelaubten Zweigen ertönte der Morgengesang der Vögel. Als sie aber den Hügel erreicht hatten, da war die Seite des Himmels, nach welcher die Eltern den Blick richteten, von einem strahlenden Saume umzogen, und wie das reinste Gold glühten die lichten Wölkchen. Wie aber die Kinder staunend hinschauten, sieh, da erhob sich am Berge ein goldener Bogen, und es schwebte die Sonne herauf in unbeschreiblicher Pracht. Der Vater aber und die Mutter hoben die gefalteten Hände empor, wandten die Blicke zum Himmel und sprachen: „O Gott, wie herrlich ist deine Schöpfung!" Und still legten die Kinder die Hände zusammen und schauten zum blauen Himmelsgewölbe. Die Eltern zogen die Kinder zu sich, und der Vater sprach: „Dort oben im Himmel ist Gott — der Sonne und Mond und Sterne geschaffen und sie führt am blauen Himmel. Der hat die Berge, die Flüsse, das Feld und die See gebildet. Himmel und Erde sind sein Werk. „Gott ist der Schöpfer der Welt."

2. Als am langen Sommertage die Sonne hoch am Himmel schien und heiße Strahlen zur Erde schickte, stand der Vater mit Carl im Felde; der Knabe klagte über die Hitze des Tages. Da führte ihn der Vater zum Weizenacker und sprach: „Hörst du, wie es hier knistert?" Carl lauschte und fragte: „Was ist in den Halmen?" — „Sieh," sprach der Vater, „die Hitze der Sonne härtet die Körner in den Aehren; also reift in ihrer Gluth unsere Nahrung. Dort auf der Wiese wird das Gras zu rauschendem Heu, dem Vieh zur Nahrung im Winter; und da oben am Baume sind die Kirschen reif und süß im Sonnenstrahle geworden." — „Aber," erwiderte Carl; „das Kraut auf jenem Beete verwelkt; hart ist die Erde und voll Risse." Es stieg indessen schwarzes Gewölk auf, und Vater und Sohn gingen nach Hause. Bald darauf brach ein Gewitter los. Regen floß in Strömen; Blitze durchkreuzten die Luft und mächtig erschallte der Donner. Doch schon am Abend war der Himmel heiter, und Carl kam voll Freude aus dem Garten und konnte nicht genug rühmen, wie alle Pflanzen so frisch und kräftig jetzt ständen. Der Vater sprach: „Erkennst du, wie mächtig und weise Gott ist? Er gibt der Sonne Kraft, die Früchte zu reifen; mächtig rollt sein Donner, doch die Fluren werden erquickt. Gott sendet Sonnenschein und Regen zur rechten Zeit."

3. Der Herbst mit seinen Früchten und Freuden war da. Als die Eltern mit den Kindern durch die Flur gingen, sahen sie Männer und Frauen und Kinder, und alle waren beschäftigt mit Sammeln. Der begüterte Bauer führte das Obst auf Wagen. Am Hügel stand ein Anderer und schaute die blauen Trauben; selbst der arme Nachbar grub voll Freude seine Kartoffeln und füllte Säcke. Auch die Güter des bösen Mannes, der keinen Menschen erfreuete, der keinen Armen erquickte, auch seine Güter waren mit Früchten reichlich gesegnet. Da sprach der Vater: „Alle diese Früchte läßt Gott den Menschen wachsen; Er gibt Sonne und Regen dem Acker des Guten und des Bösen. Allen Menschen gibt er Nahrung; Er sorgt für die Menschen, wie immer ein Vater für seine Kinder. Darum heißt es mit Wahrheit: Gott ist aller Menschen Vater; alle Menschen sind Gottes Kinder.

4. Es war eine stille Winternacht; Alles mit Schnee bedeckt, die Bäume voll Duft, kein Lüftchen wehte, kein Laut weit umher; der Himmel rein und mit tausend und tausend Sternen besäet. Bertha und Carl standen mit dem Vater am Fenster, und Carl sprach: „O, wie todt ist's! kein Blatt und kein Laub; die ganze Erde ist wie ein Grab." — „Schaue nach oben!" sagte der Vater. — „Ja, dort ist Glanz und Pracht!" sprach der Knabe. — „Vater! was sind doch die Sterne?" fragte Bertha. — „Kind, ich kann's dir nicht deutlich genug erklären; du wirst es einst in der Nähe sehen," sprach der Vater. — „Wann?" fragte hastig das Kind. — „Wenn du gestorben sein wirst," erwiderte jener. Und er führte die Kinder zum Tische; da lehrte er sie:

„Kinder! wir müssen alle sterben. Der alte, schwache Leib sinkt zusammen, ist todt, wird dann begraben und verwesest zur Erde. Aber in jedem Menschen ist etwas, das stirbt nimmer; wir nennen das unsterbliche Wesen im Menschen Geist. Der Geist ist verborgen im Leibe des Menschen. Wir können den Geist nicht schauen; aber der Geist ist's, der die Sprache versteht, durch den wir die Sprache erlernen. Mit dem Geiste können wir denken, können unterscheiden Gutes und Böses, können den Glauben an Gott erfassen. Die geistige Kraft ist's, durch die der Mensch so viel Schönes und Nützliches schafft. Wenn der Leib nun stirbt, so zieht der Geist hinauf über die Sterne zu Gott und lebt da ewig; denn der Geist kann nie vergehen. Ewige Freude und Seligkeit genießt der Geist des guten Menschen im Himmel; aber der Geist des bösen Menschen gelanget nicht zur himmlischen Seligkeit, er wird ewig unglückselig. — Der Mensch hat einen unsterblichen Geist; der Geist des Menschen kommt zu Gott, wenn der Leib stirbt. — Gott ist gerecht. Er lohnet die Guten im Himmel und straft die Bösen in der Hölle

5. Die Kinder betrachteten das schöne Abendroth. Da fragte Bertha den Vater: „Wohin ist jetzt die Sonne?“ Der Vater antwortete: „Sie ist weit über Berge und Meer und scheint jetzt als Morgensonne in einem fernen Lande.“ — Wohnen dort auch Menschen?“ fragte Carl. — „Freilich,“ entgegnete der Vater; „aber sie sind zum Theil anders gestaltet, als wir; da gibt es Menschen mit brauner und mit schwarzer Haut.“ — Bertha fragte weiter: „Sorgt Gott auch für diese Menschen?“ — „Wohl,“ sprach der Vater: „Er läßt ja seine Sonne dort scheinen und gibt dem Felde Regen.“ Carl sagte: „Aber Vater! Gott ist doch da oben über uns; kann Er denn die Leute in dem fernen Lande auch sehen?“ Darauf sprach der Vater: „Kinder! Gott sieht aus seinem Himmel in alle Länder, Er sieht in allen Ländern alle Menschen; Er sieht jetzt mich und euch, und sieht Eltern und Kinder über dem Meere. Er hört aller Menschen Worte; ja, Er weiß, was wir denken. Gott ist allgegenwärtig und allwissend. Er kennt alle Noth, Er kann in aller Trübsal helfen.“

6. Bald kam große Trübsal über die Kinder. Die Mutter wurde krank, sehr krank. — Und eines Abens trat die Großmutter weinend in die Stube, ergriff die Kinder und führte sie nach der Mutter Kammer. Die Hände der Großmutter zitterten, und die Kinder folgten mit ängstlichem Herzen. Die Mutter lag todtenbleich in dem Bette; sie blickte die Kinder starr an, reichte ihnen die Hand; diese war kalt, und die Mutter konnte nicht reden, sondern stöhnte gar bang. Da fingen die Kinder an, laut zu weinen. Der Arzt redete mit dem Vater; der winkte, und die Großmutter führte die Kinder hinab in den Garten. Bertha rief mit Schluchzen: „O Carl, die Mutter wird sterben!“ Und sie weinte kläglich. Da sprach Carl: „Bertha, Gott kann helfen; wir wollen beten.“ Und die Kinder hoben die Hände empor und schauten auf zu den Sternen. Bertha aber konnte vor Weinen nicht reden, und Carl betete also: „Allmächtiger, allgütiger Vater im Himmel; o, laß die Mutter nicht sterben!“ — Darauf kam die Großmutter und führte die Kinder in die Schlafkammer. Sie konnten nicht schlafen die ganze Nacht. In der Morgendämmerung öffnete der Vater die Thür nnd sprach: „Kinder! die Mutter ist besser, sie wird nicht sterben!“ Da ward den Kindern wohl ums Herz; und als der Vater fort war, da betete Bertha: „Lieber Gott und Vater im Himmel! Wir danken Dir, daß Du uns die Mutter nicht sterben ließest.“ — Gott kann dem Menschen das Leben nehmen oder erhalten. Darum sollen wir zu Gott beten und bitten um Leben und Gesundheit, und sollen ihm danken für diese Gaben.





7. Die Mutter genaß. Aber die Großmutter starb plötzlich, als eben die Kinder an einem andern Orte bei einem Verwandten auf Besuch waren. Da sie zurückkehrten, war die Großmutter bereits begraben. Sie konnten es gar nicht fassen, daß sie nicht mehr im Hause sein sollte. Oft redeten die Kinder, als ob die Großmutter noch lebe, und es gab manchen Tag Anlaß, daß sie sich derselben erinnerten; denn die Großmutter hatte ihnen viel Liebes erwiesen. Da klagten sie einst dem Vater: „Ach! warum hast du uns nicht heimholen lassen, daß wir die Großmutter noch einmal gesehen hätten?“ Der Vater sprach: „Wir werden sie wieder sehen!“ — „Wo?“ fragte Carl schnell. — „Droben beim lieben Gott!“ sagte der Vater. „Der Himmel ist unsere Heimath. Das ist die Wohnung, wo der himmlische Vater alle seine guten Kinder versammelt zur ewigen Freude. O, bittet Ihn, daß Er die Großmutter bald dort aufnehme.“ Die Kinder thaten so und hofften mit Freuden auf das himmlische Wiedersehen. — Sie betrachteten hinfort nie mehr die Wunder der Schöpfung, ohne von frommen Gedanken ergriffen zu werden. Der Auf- und Untergang der Sonne, das schöne Abendroth entzückte sie und führte sie hinauf zu Gott, dem liebenden, dem gütigen, dem überall mit Weisheit und Herrlichkeit schaffenden Vater, und erneuerte in ihnen den Entschluß, Ihm an Vollkommenheit immer ähnlicher zu werden. Der Glanz der Sterne erfüllte sie mit Liebe zu dem Schöpfer und Sehnsucht nach Vereinigung mit Ihm.

Blick' auf zu jenen goldnen Sternen,
Sie blinken dir so freundlich zu,
Als riefen sie aus jenen Fernen:
Wir sind Geschöpfe, so wie du!

Was kann die Erde dir gewähren,
Auf der du Gast und Fremdling bist?
Du mußt dem Himmel angehören,
Weil Himmelssehnsucht in dir ist.

(J. P. Mathias.)

15. Das Lob Gottes am Abend in den Alpen.

In einigen Alpenbezirken von Piemont und Savoyen, in denen die Bewohner zerstreut als Hirten wohnen, herrscht eine schöne, fromme Sitte, welche den Hirten in ihrer Einsamkeit einigen Ersatz für das gesellige Leben verschafft. Wenn die Sonne das Thal verlassen hat, und ihre letzten Strahlen noch schwach die schneeigen Gipfel der Berge vergolden, nimmt der Hirt, dessen Hütte auf dem höchsten Punkte liegt, sein Alpenhorn und ruft, wie durch ein Sprachrohr: „Lobet den Herrn!“ Alle benachbarten Hirten, an der Thür ihrer Hütte stehend, wiederholen der Reihe nach den Schall, so wie sie ihn vernehmen, und so ertönt eine Viertelstunde lang von Fels zu Fels, von Tiefe zu Tiefe sich in immer weitere Ferne verlierend das Echo: „Lobet den Herrn!“ Eine feierliche Stille folgt den letzten Tönen des Horns, und dann fallen alle Hirten mit entblößtem Haupt und frommer Andacht auf die Kniee nieder. Und wenn endlich Finsterniß die Berge umhüllt, so

erschallt das Horn von Neuem mit einem traulichen „gute Nacht!“ und in Frieden ziehen sich nun die Hirten in ihre einsamen Wohnungen zurück, um auszuruhen von den Mühen des Tages.

(Münster. Lesebuch.)

16. Sehnsucht nach dem Erlöser.

Gleich früh, wann sich entzündet
Der silberweiße Tag,
Und uns die Sonn verkündet,
Was Nachts verborgen lag:
Die Lieb in meinem Herzen
Ein Flämmlein stecket an,
Das brennt gleich einer Kerzen,
So Niemand löschen kann. —

Wann wieder dann entflogen
Der Tag zur Nacht hinein,
Und sich gar tief gebogen
Die Sonn' und Sonnenschein,
Das Flämmlein, so mich quälet,
Noch bleibt in voller Gluth;
All' Stund', so viel man zählet,
Michs ja noch brennen thut.

Das Flämmlein, das ich meine,
Ist Jesu süßer Nam';
Es zehret Mark und Beine,
Frißt ein gar wundersam.

O Süßigkeit in Schmerzen!
O Schmerz in Süßigkeit!
Ach bleibe doch im Herzen,
Bleib' doch in Ewigkeit.

O Flämmlein, süß ohn' Maßen,
O bitter auch ohn' Ziel!
Du machest mich verlassen
All ander Freud' und Spiel;
Du zündest mein Gemüthe,
Bringst mir groß Herzeleid;
Du kühlest mein Geblüte,
Bringst auch Ergötzlichkeit.

Ade zu tausend Jahren,
O Welt zu guter Nacht!
Ade, laß mich nun fahren,
Ich längst hab dich veracht't.
In Jesu Lieb ich lebe,
Sag dir von Herzensgrund,
In lauter Freud' ich schwebe,
Wie sehr ich bin verwund't.

(Fr. Spee.)

17. Die Kirche.

Vom Himmel selbst bereitet
Aus heil'gen Cedern, gleitet
Ein Schiff durchs wilde Meer;
Und wie auch Winde blasen,
Und wie die Stürme rasen,
Mit Ruhe geht's einher.

Statt Mast und Segelstangen
Sieht man ein Kreuz nur prangen,
Des ew'gen Heils Symbol;
Und unermüdlich walten
Drei herrliche Gestalten
Ob dieses Schiffes Wohl.

Ein Ritter, ungeheuer
An Stärke, lenkt das Steuer,
Er wankt und rastet nicht;
Und Glaube heisst der Ritter,
Dem auch im Ungewitter
Das Ruder nimmer bricht.

Und in des Meeres schwanker
Bewegung hält den Anker
Ein Weib, das Hoffnung heisst,
Die, nach dem Land gerichtet,
Wo es einst friedlich lichtet,
Das Ziel dem Schiffe weist.

Die dritte spannt den Schleier,
Hellleuchtend wie ein Feuer,
Als weites Segel auf:
Sie heisset Liebe, zügelt
Die Stürme und beflügelt
Des Schiffes stillen Lauf

Heil Jedem, der entronnen
Dem Meer, das Schiff gewonnen,
Und nimmer es verlässt.
Dort darf er nimmer zagen,
Es wird ihn sicher tragen,
Es schirmt ihn stark und fest.

Die Arche, die den einen
Von Gott erkornen Reinen
Vor Zeiten schützend trug,
Als jene Fluth verheerend,
All' Lebendes zerstörend
Sich um die Erde schlug;

Sie war ein schwaches Zeichen,
Und muss dem Schiffe weichen,
Das unvergänglich lebt,
Wenn Alles schon verklungen,
Und eine Welt verschlungen,
Noch ruhig oben schwebt.

Doch in der Zeiten Fülle
Steht dieses Schiff einst stille,
Vollendet ist sein Lauf.
Und Er, der es regierte,
Nimmt Alle, die es führte,
In seinen Himmel auf.

Melchior v. Diepenbrock,
Cardinal-Fürstbischof von Breslau.

18. Die drei besten Bücher.

Ein frommer Greis, der in einer armen, einsamen Hütte lebte, hatte eine große Weisheit und Einsicht, daß er Jedermann guten Rath und heilsame Lehren zu ertheilen wußte.

Ein gelehrter Mann, der ihn besuchte, verwunderte sich über seine weisen Reden und sprach zu ihm: „Woher kommt dir diese Weisheit? Ich sehe in deiner Hütte ja keine Büchersammlung, aus der du so viel Gutes und Schönes hättest lernen können.“

Der Greis sprach: „Und doch habe ich die drei besten Bücher, die es gibt, und lese täglich darin. Diese Bücher sind: Die Werke Gottes über mir und rings um mich her, das Gewissen in meinem Innern, und die heilige Schrift.

Die Werke Gottes, Himmel und Erde, sind wie ein großes Buch vor uns aufgeschlagen; sie verkünden uns die Allmacht, Weisheit und Güte des himmlischen Vaters.

Mein Gewissen sagt mir, was ich zu thun und zu lassen habe.

Die heilige Schrift aber, dieses Buch aller Bücher, lehrt uns, wie Gott sich von Erschaffung der Welt an den Menschen geoffenbaret, und wie der Sohn Gottes, unser Herr und Heiland Jesus Christus in diese Welt gekommen, und was er geboten und verheißen, gethan und gelitten hat, um uns heilig und selig zu machen.

Was wir glauben, hoffen, lieben,
Was wir thun und meiden müssen,
Steht in Gottes Wort geschrieben,
In der Schöpfung, im Gewissen. (Chr. v. Schmid.)

19. Die rettende Bilderbibel.

Ein kleines französisches Heer, unter welchem Deutsche waren, eroberten eine deutsche Festung. Da die Plünderung derselben den Kriegern als Ersatz sechsmonatlicher Entbehrungen versprochen war, so eilte jeder Soldat in diejenigen Häuser, worin wohlhabende Leute zu wohnen schienen. Ein deutscher Krieger, Namens Edelreich, brach, durch das Beispiel seiner Mitstreiter verführt, in das Haus einer mittelmäßig begüterten Wittwe. Als er in das Zimmer trat, sah er eine in Trauerkleider gehüllte Mutter, von vier kleinen Kin-

dern umklammert, deren ältestes, Gottlieb, ein Knabe von sechs Jahren, dem wild eintretenden Krieger entgegenlief, und ihm eine Bilderbibel mit den Worten bot: „Da, lieber Mann! ich schenke dir mein liebstes Eigenthum, nur thu meiner armen Mutter nichts.“ Betroffen öffnete der Soldat die Bibel und traf mit seinem Blicke auf eine Stelle, die ihm durchs Herz ging. — „Euch nehme ich nichts,“ sprach er mit nassem Blicke zu der todtenbleichen Mutter, „aber die Bibel hier laßt mir!“ — „Gottes Segen dir, edelmüthiger Mann!“ rief ihm die Wittwe nach, als er das Zimmer verließ. Weit öffnete der menschenfreundliche Krieger die Hausthüre, setzte sich auf einen Ruhestein neben derselben, und schreckte seine raubgierigen Kameraden von dem Eintritte durch die Versicherung ab: In diesem Hause findet ihr nichts mehr. — Als die zum Plündern gestattete Zeit verflossen war, schlug Edelreich die Hausthüre zu, und verfügte sich in die auf seinem Billete bezeichnete Wohnung. — Am andern Tage drang eine Abtheilung des vaterländischen Heeres in der Nacht unvermuthet durch die zerschossenen Mauern in die Festung, und goß auf den unvorbereiteten Feind einen Hagel von Kartätschen. Während die ganze Reihe, worin Edelreich stand, todt zu Boden stürzte, flogen auch ihm zwei Stücke Eisen gerade auf die Brust, und er fiel bewußtlos auf den Boden. — Nach einigen Minuten kam er wieder zu sich, griff verwundernd in die Brust, an die er den schrecklichen Schlag bekommen hatte, und fand, daß die Eisentrümmer tief in Gottliebs Bibel stecken geblieben waren, welche Edelreich bei nächtlicher Weile an derselben verwahrt hatte. — Nach sieben Jahren sandte Edelreich als Befehlshaber eines Bataillons dem dreizehnjährigen Gottlieb fünfhundert Ducaten mit einem Briefchen folgenden Inhalts zu: „Diese Kleinigkeit zur Belohnung dem edeln Knaben, der vor sieben Jahren sein liebstes Eigenthum zum Lösegelde für seine Mutter brachte und damit das Leben rettete seinem dankbaren Freunde Edelreich, Bataillonschef.“ (Jugendbibliothek Bd. 4.)

20. Das Gebet des Herrn.

O Vater! alle Deine Werke sollen
Dich jauchzend loben; Deine Kinder wollen
Mit allen Kräften ewig sich bestreben
Dich zu erheben!

Wie herrlich bist Du, wie geschmückt und prächtig!
Wie groß in Deinen Wundern! wie so mächtig!
O, daß Dein Name von der ganzen Erde
Geheiligt werde!

Des Sohnes Reich laß täglich sich vermehren,
Wer es nicht kennt, soll künftig es verehren!

Laß die Geschaffenen alle Deinen Willen
Mit Lust erfüllen!

Zu dir empor schau'n aller Wesen Blicke,
Daß Deine Hand sie väterlich erquicke!
Gib, Vater! täglich jedem Trank und Speise,
Daß er Dich preise!

Du willst der Sünder Tod nicht, willst ihr Leben,
Vergib uns unsre Schuld, wie wir vergeben!
Und laß, wird die Versuchungsstunde nahen,
Uns Schutz empfahen!

Du schützest uns, wenn wir Dich kindlich lieben,
Und uns im Tugendlaufe rastlos üben;
Du willst uns väterlich von allem Bösen,
O Herr! erlösen!

(Nickel.)

21. Ave Maria.

Die Nacht entflieht,
Der Morgen glüht
Und malet purpurn Berg und Thal:
Da sei gegrüßt viel tausendmal,
O Mutter unsers Herrn,
Du schönster Morgenstern! —
Das Glöcklein geht,
Auf zum Gebet!
Ave Maria!

Des Mittags Glanz
Erfüllet ganz
Die schöne Erde weit umher:
Da sei gegrüßet immer mehr,
O Mutter Gottes, rein,
Wie nie der Sonne Schein! —
Das Glöcklein geht,
Auf zum Gebet!
Ave Maria!

Der Abend sinkt,
Ein Sternlein blinkt,
Dann zahllos allzumal:
So sei gegrüßet ohne Zahl,
O Mutter, die da wacht
Für uns in dunkler Nacht!
Das Glöcklein geht,
Auf zum Gebet!
Ave Maria!

22. Kannst du beten.

Ein Mann in Kentucki, der einen Sklaven kaufen wollte, ging zu dessen Eigenthümer und fragte ihn, ob der Sklave brauchbar sei und keinen Fehler habe. Jener erwiderte: „Kuff (so hieß der Neger) hat keinen Fehler, außer daß er betet." „Gut," sagte der Andere, „ich will ihm das schon abgewöhnen," und kaufte den Sklaven. Er nahm ihn mit sich und machte ihn zum Haussklaven. Bald bemerkte man, daß Kuff jeden Tag, nachdem er sein Geschäft verrichtet hatte, sich ins Gebüsch zurückzog. Sein Meister, der dies wahrnahm, folgte ihm auf dem Fuße nach und hörte, daß er für ihn und seine Frau betete. Er kehrte zurück, sagte aber noch

nichts zu ihm. Als der Sonntag kam, ging Kuff in die Kirche. Nachdem er zurückgekommen war, fragte ihn sein Meister, wie es ihm in der Kirche gefallen habe? „Sehr gut,“ war die Antwort, „es gibt gute Leute hier; gottlob, daß ich hier bin.“ Sein Herr sagte weiter: „Kuff, ich erlaube Niemanden, auf meiner Plantage zu beten, du mußt es daher unterlassen.“

„Ich kann nicht,“ erwiderte Kuff. „Du mußt aber.“ „Ich kann nicht, Herr.“ „Gut, wenn du nicht kannst, so hänge ich dich auf und gebe dir 25 Hiebe Abends und Morgens, bis du kannst.“ „Ich kann nicht aufhören, zu beten, Herr.“ Nun wurde der arme Kuff aufgebunden und erhielt 25 Peitschenhiebe. Dann wurde er herabgelassen und ging seines Weges, indem er ein Lied sang, in welchem er seine Zuversicht ausdrückte, daß seine Noth ja doch bald ein Ende nehme.

Als sein Herr nun nach Hause kam, sagte seine Frau: „Warum lässest du den Kuff nicht beten, es schadet uns doch nichts.“ Er erwiderte, er wolle keinen Beter auf seiner Pflanzung haben. So ging er zu Bette, aber seine heftige Gemüthsbewegung ließ ihn nicht schlafen. Um Mitternacht weckte er seine Frau und fragte sie, ob sie für ihn beten könne. „Nein, ich habe zeitlebens nicht gebetet.“ Er stöhnte jammervoll und sagte: „Ist nicht Jemand im Hause, der für mich beten kann?“ „Ich weiß Niemand als Kuff,“ antwortete seine Frau. „Gut, dann rufe Kuff, ich muß Jemanden haben, der für mich beten kann.“ Kuff kam herein. Sein Meister sah ihn an und sagte: „Kuff, kannst du für deinen Meister beten?“ „Ja, Herr, ich habe für dich gebetet, und ganz besonders seit der Zeit, da du mich peitschen ließest.“

Durch diesen wunderbaren Vorgang wurden nun der Herr des Sklaven und dessen Frau zur Selbsterkenntniß und zum Glauben an den gebracht, der das Gebet erhört — heute, wie seit Anbeginn der Welt. (Sonntagsbl.)

23. Das Haus des Herrn.

Ein Haus lieb ich vor allen,
Da weil ich gar so gern,
Es hat mein Wohlgefallen:
Das ist das Haus des Herrn.

Will Leid mein Herz zernagen,
Bleibt alle Hoffnung fern,
Wem soll die Noth ich klagen?
Ich geh' zum Haus des Herrn.

Wenn Dunkel mich umhüllet,
Ich kenn den Himmelsstern,
Weiß, wo die Wahrheit quillet,
Ich geh' zum Haus des Herrn.

Wenn alle mich verlassen,
Mein Gott hat mich doch gern,
Sein Kind kann er nicht hassen,
Ich flücht in's Haus des Herrn.

Ist siech und krank die Seele,
Bleibt jeder Arzt mir fern,
Ich werde sonder Fehle
Gesund im Haus des Herrn.

Die heil'ge, traute Stätte!
In dir wählt' ich so gern
Mein letztes Ruhebette,
Entschlaf' ich einst im Herrn.

Du bist mir lieb vor allen,
In dir weil' ich so gern,
Du hast mein Wohlgefallen
Du Vaterhaus des Herrn! (Münster Leseb.)

24. Die Kirche.

Ich bin ein rechtgläubiger Christ. Meine Mitschüler sind auch rechtgläubige Christen. Alle rechtgläubige Christen bilden eine Gemeinschaft. Dieses ist die christkatholische Kirche. Ihr unsichtbares Oberhaupt ist Jesus Christus, ihr sichtbares der Papst, der Nachfolger des heil. Apostels Petrus. Die Nachfolger der andern Apostel sind die Bischöfe, und die Nachfolger der Jünger sind die Priester. Diese verkünden uns die Lehre Jesu, das Evangelium, und spenden uns die heiligen Sakramente. Dieses thun sie an einem besondern, geweihten Orte, den man auch Kirche nennt. Die Kirche ist ein sehr großes und schönes Gebäude und hat einen hohen Thurm.

Gehe ich in die Kirche, so finde ich fast immer mehre Menschen da versammelt. Diese beten ganz andächtig. Sie sind ja in dem Heiligthum Gottes, wo Jesus Christus im allerheiligsten Altars-Sakramente gegenwärtig ist. Die Gegenwart Gottes und die Andacht der Anwesenden bewegt auch mich zur Andacht. Ich besprenge mich zuerst mit Weihwasser und sage dabei:

O Gott! wasch mich von Sünden rein,
Daß ich durch Jesus bleibe dein.

Darauf gehe ich leise an einen bestimmten Ort, kniee nieder und bezeichne mich mit dem Zeichen des heil. Kreuzes. Aus meinem Gebetbuch bete ich hernach zum lieben Gott. Wenn ich kein Gebetbuch habe, so bete ich das Vater unser, den englichen Gruß, oder Glaube, Hoffnung und Liebe. Ich bitte den lieben Gott, daß er mich einen guten, frommen Menschen werden lasse. Ich bitte ihn, daß er mir meine Eltern, Lehrer und Wohlthäter gesund und auch recht lange am Leben erhalte, damit sie noch viel Freude an mir erleben. Ich bitte auch den lieben Gott, daß er mir Speise, Trank Kleidung und Wohnung schenke. Recht oft und gern will ich in die Kirche gehen. Fern sei von mir, Andere in der Kirche zu stören. Ich will nicht umsehen, nicht mit andern Kindern plaudern und lachen. An einem heiligen Orte, wie die Kirche ist, muß ich mit der größteu Ehrfurcht verweilen.

In der Kirche sind viele Dinge, die man anderswo nicht findet. An den Altären liest der Priester die hl. Messe. Auf der Kanzel wird gepredigt. Eine Predigt muß man still und aufmerksam anhören. In der Sakristei sind die hl. Gefäße und Meßgewänder. Die meisten Kirchen haben auch eine Orgel, die während des Gottesdienstes gespielt wird. Auch viele Bilder sind in der Kirche.

Viele stellen Heilige dar, die ich verehren, deren Lebenswandel ich nachahmen und die ich bitten soll, für mich beim lieben Gott Gnade zu erflehen.

In der Kirche befindet sich ein Taufstein. Bei dessen Anblick will ich mich erinnern, daß ich durch das Sakrament der hl. Taufe ein Christ wurde. Immer will ich mir da aufs Neue vornehmen, recht gut und fromm zu leben, damit ich einst zum lieben Gott in den Himmel komme.

In dem Kirchthurm hangen die Glocken. Ihr Schall soll unser Herz zur Andacht rühren, daß wir zur Kirche gehen. Wie angenehm klingt das Geläute, wenn es einen Sonn- oder Feiertag am Vorabende ankündigt, und wenn es uns an dem Tage selbst zum feierlichen Gottesdienste ruft! — Jeden Morgen in der Frühe, jeden Mittag und jeden Abend erinnert uns ein Glockenzeichen daran, daß Gott seinen Sohn zum Erlöser der Welt auf die Erde geschickt hat.

Was sollst du thun? — Wenn ich die Morgens-, Mittags- oder Abendglocke höre, so bete ich: Der Engel des Herrn ꝛc. Gegrüßt ꝛc.

Die Glocken verkünden es auch, wenn Jemand aus der Gemeinde gestorben ist oder beerdigt wird. Hörst du das Trauer- oder Grabgeläute, so bete für den Verstorbenen. Auch dir wird das Glöcklein einmal läuten. (Nach Overberg's Leseb.)

25. Der Kirchthurm.

„Kirchthurm, was stehst du nur immer so da,
Und zeigest so ernsthaft nach oben?
Immer und immer, so oft ich dich sah,
Hast du auch den Finger erhoben!“

„„Lieb Kindlein, ich stehe als Wegweiser hier
Und zeige den Menschen hienieden
Die sicherste Straße, o glaube es mir,
Die einstens sie führet zum Frieden.

Hinauf dort, wo zeiget mein Finger stets hin,
Soll'n alle die Menschen einst kommen;
Und dort ist die Heimath, und Freude wohnt d'rin,
Doch nur für die Guten und Frommen.

Dies merke mein Kindlein, so oft du mich siehst,
Und wandle den Weg, den ich zeige!
Dann gehst du, wenn immer die Straße du ziehst,
Einst ein zum himmlischen Reiche.““ (Fr. Wiedemann.)

26. Die Glocke.

Was schallt die Glock' so freudig? Es ist der Tag des Herrn;
Sie ruft in's Haus des Vaters, die Kinder folgen gern;

Sie holen holde Gaben sich aus des Vaters Haus,
Und keiner, der erschien, geht unbeschenkt heraus.

Was schallt die Glock so traurig? Sie erinnert ja so bang!
Sie weint um einen Todten, stimmt in den Leichensang.
Dem Nachhall dieser Glocke ist gleich der Lebenslauf,
Sie fordert uns zum Wachen und zum Gebete auf.

Was schallt die Glock' so dumpf herab vom Kirchenthurm?
Sie heulet Feuer! Feuer! sie rufet dröhnend Sturm!
Wer retten kann, der rette, und wehr' dem Element! —
Wohl dem, der Schätze heget, die Feuer nicht verbrennt!

Was schallt die Glock' so fröhlich? Daß morgen Sonntag sei;
Heut ist der Woche Abend, die Arbeit ist vorbei.
Des mühbeschwerten Lebens Sonnabend ist nicht fern,
Dann ruh'n wir von der Arbeit, gehn' in das Haus des Herrn.

(Münster-Leseb.)

27. Die sieben heiligen Sakramente.

Sieben Himmelspalmen pflanzte
Gott dem Menschen auf die Erde,
Daß ihm Ruh' in ihrem Schatten,
Speise von den Früchten werde.

Sieben Sonnen hieß er scheinen
In die Erdennacht, die öde,
Daß die finstre Macht der Kälte
Nicht den blinden Wand'rer tödte.

Sieben Quellen hieß er springen
In der Wüste aus dem Sande,
Daß der Wand'rer nicht verschmachte
In des Durstes heißem Brande.

Sieben Kreuz' er aufgerichtet
Als Station'n ihm zu rasten,
Wenn der Erde Kreuz und Leiden
Scharfen Druckes ihn belasten.

Sieben Engel hat der Milde
Als Geleiter uns gegeben,
Uns zu stärken, uns zu führen
Durch den Tod zum ew'gen Leben.

Sieben Flügel uns verliehen,
Die mit mächtig starkem Zuge
Uns zur lichten Sonne tragen,
Wenn der Staub uns hemmt im Fluge.

Siebenfach sei drum gepriesen,
Der die Gnaden uns ertheilet,
Der mit sieben Sakramenten
Heiligend die Sünder heilet.

Schon im zarten Mutterarme
Naht dem Kindlein Himmelsgnade,
Mild verzeihend, neu es weihend,
In der Taufe heil'gem Bade.

Himmelskraft zum Erdenkampfe,
Helm und Schild zu seiner Schirmung
Reicht die Fülle dann des Geistes
Dem Erstarkten in der Firmung.

Wenn er strauchelt, wenn er stürzet
Von dem Feinde überwunden,
Heilt der Heiland in der Buße
Seines Herzens tiefste Wunden.

Naht erbarmend seiner Hütte,
Wenn ihn Durst und Hunger quälen,
Um als Speise selbst ihn speisend
Gott und Menschheit zu vermählen.

Daß er deines Reiches walte,
Das Verliehene verleihe,
Machst du ihn zu deinem Priester
Durch die heil'ge Kraft der Weihe.

Harrest seiner am Altare
Bei dem Tausch der Hochzeitringe,
Daß die Ehe, gottgesegnet,
Gottgeweihte Blüthen bringe.

Wenn er endlich niedersinket
Von des Todes kaltem Hauche,
Weih'st du ihn mit heil'gem Oele,
Daß er auf zum Leben tauche,

Daß er, eine Himmelsflamme,
Sich zum Himmel aufer schwinge,
In dem Chore reiner Engel
Lichtgesänge leuchtend singe.

(Drieselmann's Leseb.)

28. Die heiligen Bilder.

Ein tapferer Ritter, Namens Hildebrand, war von Bruno, einem andern Ritter, schwer beleidigt worden. Da entbrannte der Zorn in seinem Herzen, und er konnte den Tag nicht erwarten, blutige Rache an seinem Feinde zu nehmen. So brachte er schlaflos die Nacht zu. In der Morgendämmerung gürtete er sein Schwert an die Seite und begab sich auf den Weg zu seinem Widersacher.

Aber da es noch zu früh war, trat er in eine Kapelle, hart am Wege, setzte sich und betrachtete die von der Morgenröthe beleuchteten Bilder, welche an den Wänden hingen. Es waren aber der Bilder drei. Das erste stellte den Heiland im Spottgewande bei Herodes vor, und darunter stand geschrieben: Er schalt nicht, da er gescholten wurde. Das zweite Bild zeigte die Geißelung mit der Inschrift: Er drohete nicht, da er litt. Und das dritte war die Kreuzigung; es führte die Worte: Vater, vergib ihnen!

Als der Ritter dies gesehen hatte, kniete er nieder und betete. —

Als er nun aus der Kapelle trat, begegnete ihm ein Bote von Ritter Bruno, und dieser sprach: Ich wollte zu euch. Unser Herr begehrt euer; denn er liegt hart darnieder. Da ging Hildebrand hin. Als er in den Saal trat, wo der Ritter lag, rief Bruno: Ach, vergib mir mein Vergehen! Ich habe dich schwer beleidigt.

Da sagte der andere mit freundlichen Worten: Lieber Bruder, ich habe dir nichts zu vergeben in meinem Herzen. — Und sie reichten einander die Hände, umarmten und trösteten sich und schieden in herzlicher Liebe.

Da leuchtete dem heimkehrenden Ritter die Abendröthe lieblicher, als die Morgenröthe. (Overberg's Leseb.)

29. Das Kreuz am Wege.

In des Waldes öder Schlucht,
Im verlassenen Gehege,
Vom Getümmel unbesucht,
Steht das alte Kreuz am Wege.

Kommt der Wand'rer ganz allein
Auf dem rauhen leeren Stege,
Ladet ihn so freundlich ein
Dort das alte Kreuz am Wege.

„Fremdling, setze dich zu mir,
Und der süßen Ruhe pflege;
Weilte doch schon Mancher hier,
Bei dem alten Kreuz am Wege.

Nur getrost das müde Haupt
Dort in meinen Schatten lege,
Süße ruhten, die geglaubt,
Bei dem alten Kreuz am Wege.

Ob die Noth und Lebenspein
Stürmisch sich im Herzen rege;
Manche lernten sich schon freu'n
Bei dem alten Kreuz am Wege.

Zogen neu gestärket fort
Auf der Wildniß ödem Stege,
Kamen zu der Heimath Ort
Von dem alten Kreuz am Wege."

(Münster Leseb.)

30. Die Prozession.

Prozessionen gehören zu den höchsten Feierlichkeiten der Kirche. Bei denselben begleiten wir in feierlichen Chören unsern Heiland im heil. Altarssakramente. Unter Jubel- und Dankliedern und Glockengeläute bewegt sich der Zug in gemessener Ordnung aus der Kirche. Voran wird das Kreuz, das Zeichen des Menschensohnes, getragen. — Mit demselben an der Spitze zieht die Jugend voraus. Sie bereitet gleichsam dem Heilande den Weg, und ahmet jenen Kindern zu Jerusalem nach, welche dem Sohne Davids das Hosanna sangen. Den Kindern schließen sich die verschiedenen Abtheilungen der Gemeinde an mit hochwehenden Fahnen, den schönen Sinnbildern der treuen Einigkeit und des Sieges. Manche von ihnen tragen brennende Kerzen zum Zeichen des erleuchteten Glaubens und der brennenden Liebe zu Christus.

Der Priester geht im feierlichsten Gewande mit dem Allerheiligsten unter dem sogenannten Tragehimmel. Weihrauchdüfte steigen empor, um das fromme Gebet anzudeuten, das der fromme Gläubige zum Himmel sendet. Selbst der Weg, über den der Zug geht, ist mit Blumen bestreut, damit auch die leblose Natur das Jubelfest ihres Schöpfers verherrlichen helfe.

In der katholischen Kirche herrscht auch noch der schöne Gebrauch, daß die Gemeinden, namentlich auf dem Lande, in Prozession ihre Feldflur ganz oder theilweise, singend und betend durchwallen. — Es ist in Wahrheit ein erhebender Anblick — eine ganze gläubige Gemeinde, nach Alter und Geschlecht wohlgeordnet, das Bildniß des Gekreuzigten und den Priester in der Mitte, die flatternden Fahnen voran, in den großen Tempel der Natur dem allmächtigen Herrn des Weltalls ihre Anbetung darbringen zu sehen, und abwechselnd bald Lieder des Lobes, bald des Dankes und der kindlichen Bitte erschallen zu hören. Es ist ein schönes Zeugniß des heil. Glaubens an die Allgegenwart und Allwirksamkeit des Allerhöchsten. Auch ist es eine rührende und erbauliche Nachahmung des Heilandes, welcher ebenfalls öfter in dem großen Gotteshause der Natur die Seinigen um sich her versammelte und in den schönen Werken Gottes den allwirkenden Schöpfer und Vater erkennen lehrte. Es ist wahrhaft erhebend, wenn Väter und Mütter, Jünglinge und Jungfrauen, Kinder und Greise, Arme und Reiche, Vornehme und Geringe — Alle, wie eine fromme Familie, entblößten Hauptes, langsam feierlich dahin wallen, und, den Blick bald zum Himmel, bald auf die weiten Fluren gerichtet, voll Andacht wie aus Einem Munde singen:

Blick, o Gott! mit Wohlgefallen
Auf die Flur, die wir durchwallen!
Unser Herz erweitert sich,
Denn es fühlt als Vater dich.

Freudig streuten wir den Samen;
Denn wir streuten ihn im Namen
Dessen, der mit einem Ruf,
Erde, Sonn' und Pflanze schuf.

Säen, Pflanzen hilft noch wenig,
Das Gedeihen gibt kein König;
Keiner hat mit aller Macht
Nur ein Blatt hervorgebracht.

Der so schön die Blumen kleidet,
Der so mild die Vögel weidet,
Alles nährt in Feld und Hain,
Wird auch unser Vater sein.

Laß mit Frucht den Baum sich schmücken,
Reich an Korn den Halm sich bücken;
An der Rebe Trauben glüh'n,
Wiesen für die Heerden blüh'n!

Schone, Vater! in Gewittern;
Schone, wenn wir flehend zittern!
Ruf' uns ab von bösen Wegen,
Und dein Donner bringe Segen.

Ruhen lassen wir den Samen
In des Allbelebers Namen,
Der den Leib in Gräber sä't,
Bis er glorreich aufersteht.

(Overberg's Leseb.)

31. Preiset alle Nationen.

Preiset, alle Nationen,
Den verborg'nen Herrn und Gott,
Unter Menschen will er wohnen,
Sich erbarmen in der Noth.
Preis't ihn, ihr erlös'ten Sünder,
Ihn, den Vater seiner Kinder,
Ihn, der hoch im Himmel thront,
Und in unsern Tempeln wohnt.

Freudig wollen wir ihm singen;
Möge bis zum fernsten End'
Aller Welten Lob erklingen
Ihm, der wohnt im Sakrament!
Ja, in dieser heil'gen Hülle
Wohnt der Gottheit ganze Fülle!
Betet ihn in Demuth an,
Der so Großes uns gethan.

Sei denn uns'rer Seele Speise,
Theu'rer Heiland, Jesu Christ!
Stärk' uns auf der Lebensreise,
Bis das Ziel errungen ist!
Wirst du einst uns zu den Stufen
Deines Throns hinüberrufen,
O, so stärk' uns noch im Tod'
Durch das heil'ge Himmelbrod.

(Trier Gesangb.)

32. Mariä Himmelfahrt.

Welch' glänzend schöne Stunde,
Als du vom Erdenrunde
Maria, Abschied nahmst!
Die Engelchöre sangen,
Die Himmelsharfen klangen,
Maria, als du kamst!

Der Duft gestreuter Rosen
Durchzog den grenzenlosen,
Den weiten Himmelsraum,
Als du, Maria, nahtest,
Zu deinem Sohne tratest,
An seines Thrones Saum.

Mit Freuden in den Blicken,
Mit seligem Entzücken
Empfing er, Mutter, dich!
Die Engelchöre sangen,
Die lauten Harfen klangen,
Die Himmel freueten sich.

Da thronst du nun erhaben,
Geschmückt mit allen Gaben,
Fern von dem Erdenland!
Du thronst da, reich an Freuden,
Durch alle Ewigkeiten,
An deines Sohnes Hand!

(Ph. Laven.)

33. Dienste der heiligen Engel.

Wie leuchten die Sterne am Himmel so freundlich, so mild und klar wie singen die Chöre der Engel so lieblich und wunderbar! Im ewigen Lichte da knieen lobsingend die Cherubim; es leuchten wie Palmen auf Sion die flammenden Seraphim. Wie tausend und tausend der Blumen erblühen zur Frühlingszeit, und enge verschlungen dann weben der Erde

ein Feierkleid: so schlingen sich unter einander die Engel im heiligen Tanz, und halten die Krone der Gottheit, den blühenden Strahlenkranz. Sie steigen wohl auf und nieder, als Boten von Gott gesandt; sie gehen durch Schlösser und Hütten, und warnen mit treuer Hand. Sie hüten die Kinder beim Falle, sind ihnen beim Spiele gesellt; sie lenken die Herzen der Völker als Wächter von Gott bestellt. Sie tragen auf heiligen Händen in Kummer und Angst und Noth durch's Leben den frommen Gerechten, und stehen ihm bei im Tod. Das Flehen der Wittwen und Waisen in Nöthen und Gefahr, den Dank und die Freude des Glückes, die bringen dem Herrn sie dar. Sie singen in ewigen Liedern die Siege der Christenheit, und Kronen und Lilien und Palmen, die halten sie dort bereit. Sie selber, sie stehen im Kampfe dem finstern Geiste der Nacht; dem Sterne, der in sich erloschen zur Hölle sich selber gemacht. Und führt er die finstern Schaaren zum Kampfe und Sturme hervor, dann schirmen mit flammenden Schwertern die Engel das Himmelsthor.

In vorderster Reihe da kämpfet der Engel St. Michael, der schleudert ihn wieder zum Abgrund, der Wächter von Israel. Dich führen im Banner die Richter, du leuchtendes Heldenbild, du mächtiger Löwe von Juda, du Lilie des Feldes so mild!

Erleuchte die Herzen der Christen und stärke der Kämpfer Hand, dass muthig dem Bösen sie halten im ehrlichen Kampfe Stand.

[Driselmann's Lesebuch.]

34. Kernsprüche aus den Schriften Thomas von Kempis.

Das ist die höchste Weisheit, daß man die Welt verachte und nach dem himmlischen Reiche trachte. — Es ist die erhabenste und nützlichste Lehre, sich selbst wahrhaft zu erkennen und seinen Werth gering anzuschlagen. — Wahrhaft groß ist der, welcher sich für klein und die höchste Ehrenstelle für Nichts hält. — Alle bösen Versuchungen beginnen mit der Unbeständigkeit des Herzens und dem geringen Vertrauen zu Gott. — Das Eisen wird im Feuer erprobt, der Gerechte in der Versuchung. — Viel thut, wer viel liebt; viel thut, wer jedes wohl thut; wohl thut, wer mehr dem allgemeinen Besten, als seiner Neigung dient. — In dem Schweigen und der Ruh nimmt eine gute Seele zu.

35. Der heil. Bonifazius, Erzbischof und Märtyrer.

(Am 5. Juni.)

Winfried, nachher des vielen Guten wegen, das durch ihn geschah, vom Papste Gregor II. Bonifazius genannt, war ein geborner Engländer. Schon früh verlangte er in einem Kloster sein Leben dem Dienste Gottes zu weihen. Der Vater willigte aber erst nach einer schweren Krankheit seines Sohnes in dieses Verlangen. Jm 30sten Jahre seines Alters wurde er zum Priester geweiht.

Im Jahre 7[illegible] bat er seinen Abt um die Erlaubniß, in Friesland das Evangelium zu predigen. Wegen Kriegsunruhen blieben aber seine Bemühungen ohne Erfolg. Er ging daher wieder in

sein Kloster zurück, und wurde wider seinen Willen zum Abt gewählt. Nicht lange darnach erlaubte ihm aber der Bischof von Winchester, sein Amt niederzulegen. Bonifazius begab sich nun nach Rom, wo er mit Freuden empfangen wurde. Der Pabst ertheilte ihm die Erlaubniß, allen noch heidnischen Völkern das Evangelium predigen zu dürfen. Seinen Anfang machte er in Thüringen und Baiern und begab sich darauf wieder nach Friesland. Hier arbeitete er drei Jahre mit dem heil. Willibrord mit gesegnetem Erfolge und begab sich darauf nach Hessen und Sachsen, wo er gleichfalls in kurzer Zeit mehre Kirchen gründete. Als er von seinen gesegneten Arbeiten dem Pabste Bericht ertheilte, rief ihn Gregor II. nach Rom und weihete ihn zum Bischofe. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland setzte er sein Bekehrungswerk in Hessen und Thüringen fort. Sobald er die Erhebung Gregors III. auf den heil. Stuhl vernommen hatte, schrieb er dem Pabste, theils um ihn seines Gehorsams zu versichern, theils um Rath von ihm einzuholen. Bei dieser Gelegenheit erhielt er im Jahre 732 von Rom mehre Ehrenbezeugungen und den Titel eines Erzbischofs. Zugleich gab der Pabst ihm die Vollmacht, neue Bischöfe einzusetzen.

Im Jahre 738, in seinem hohen Alter, ging Bonifazius, um sich mit dem heiligen Vater selbst zu unterreden, zum dritten Male nach Rom. Er ward mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen, und kehrte als apostolischer Gesandter, mit vielen verliehenen Gnaden nach Deutschland zurück. Hier war er bemüht, die Kirche Christi zu befestigen und auszubreiten. Im Jahre 745 wurde Bonifazius zum ersten Erzbischof in Mainz ernannt. Ihm verdanken wir es, daß das Evangelium so herrlich in Deutschland emporblühte. Mit vollem Rechte verehren wir ihn daher als unsern Apostel.

Als Bonifazius hörte, daß die Friesländer sich wieder zur Abgötterei wendeten, ging er mit einigen Gehilfen zu ihnen. Seine Bemühungen waren auch jetzt gesegnet. Eines Tages wurde er aber von einem Haufen heidnischer Friesen überfallen und erschlagen. Dies geschah am 5. Juni 755. Sein Leib wurde seinem Verlangen gemäß nach Fulda gebracht. (Overberg's Leseb.)

36. Kernsprüche aus den Schriften des heiligen Augustinus.

Thue nicht deinen Willen, sondern den Willen dessen, der in dir wohnt. — Was immer in den Geboten Gottes hart ist, das machet die Liebe gelind. — Wer denen gibt, die von ihm begehren, der thut ein gutes Werk; selig ist aber derjenige, der die Nothleidenden zu entdecken weiß, welche in der Stille schmachten. — Wer Almosen gibt, thut ein großes Werk; denn er thut, was Gott thut. — Die Dürftigkeit dient uns zur Lehrerin aller Weisheit. — Willst du den

Werth der Armuth kennen? Man kauft mit derselben das Himmelreich. —Gott zeigt sich bereitwilliger, dem Sünder die Verzeihung zu ertheilen, als der Sünder, sie zu empfangen. — Das Gute anzufangen heißt nicht viel, aber es auszuführen — das ist die Vollkommenheit. — Glaube, und wenn du gestorben sein sollst, so wirst du leben; wenn du aber nicht glaubest, so bist du, wenn du auch noch lebest, todt. — Die Demuth soll in hohen Ehren stehen, weil die Tugend der Demuth die höchste Ehre ist. — Die ganze Stärke besteht in der Demuth, weil aller Hochmuth nur Schwachheit ist. — Wenn der Mensch Gott nicht dienet, so hat sein Geist den Leib, und seine Vernunft die Leidenschaften nicht unter der Gewalt. — Wenn die Liebe Gottes das höchste Gut des Menschen ist, so ist die Eigenliebe sein größtes Uebel. — Von Außen glänzt der Heuchler, innerlich ist der Schmutz. Heuchelei ist der Freundschaft Feind. Das Gebet des Gerechten ist ein Schlüssel des Himmels. — Sinkt dein Glaube, so sinkt auch dein Gebeteifer; denn wie kann derjenige beten, der nicht glaubt? — Was nützt der volle Kasten bei bösem Gewissen? Gottes Sitz ist das Gewissen des Frommen. — Bei einem guten Gewissen hat man unter den Trübsalen mehr Freude, als bei einem bösen Gewissen mitten unter den Vergnügungen. Bei einem bösen Gewissen kann man nichts Gutes hoffen. — Der Glaube des Christen muß mit der Liebe vereinigt sein; einen Glauben ohne Liebe hat der Teufel. Wer gar nicht glaubt, ist schlimmer als die bösen Geister. — Niemand leugnet Gott, außer der, dem daran liegt, daß kein Gott sei. — Fürchtest Du die Sünde nicht, so fürchte den Tod, fürchte den Ort, wo sie hinführt. — In der Hölle ist vielmehr ein Tod, als ein Leben; denn kein Tod ist größer und böser, als wo der Tod nicht stirbt.

37. St. Nikolaus.

(Am 6. Dezember.)

Sankt Nikolaus war ein Bischof; aber er predigte nicht blos und verrichtete nicht blos die Geschäfte am Altare, sondern er half Allen, welche der Hilfe bedurften.

Einst ging er am Ufer des Meeres, und sah da eine arme Frau, welche mit ihren drei Kindern Muscheln auflas, um damit ihren Hunger zu stillen. Die Kinder aber waren zu weit gegangen und sanken plötzlich in ein tiefes Loch. Ihr Jammergeschrei und das der Mutter erfüllte die Luft; aber außer dem Bischof war Niemand in der Nähe, und dieser konnte nicht schwimmen. Allein der fromme Mann wollte helfen, und wenn es sein eigenes Leben kostete. In Gottes Namen stürzte er sich in das Wasser, und war so glücklich, ein Kind nach dem andern herauszuziehen. Gott hatte ihn gestärkt, daß er auch ohne vorherige Uebung schwimmen konnte.

Ein ander Mal fuhr St. Nikolaus auf einem Schiff. Es entstand ein heftiger Sturm, und die Wellen schlugen bis in das Fahrzeug. Da verzagten die Schiffer, und weil sie sich doch für verloren hielten, so wollten sie nicht mehr arbeiten. Aber der heilige Nikolaus faßte ein Ruder und befahl auch den Uebrigen wieder zu rudern. „Wenn wir das Unsrige thun," sprach er, „so wird Gott helfen. Laßt uns beten und arbeiten!" Und die Schiffer thaten, wie er befohlen hatte, und das Schiff mit Allen, die darin waren, wurde gerettet. Seitdem rufen die Schiffer, wenn sie in Noth kommen, den heiligen Nikolaus um Beistand an.

Einst war Hungersnoth in der Stadt und der ganzen Umgegend. Es war kein Brod mehr zu bekommen, und wenn man eine Hand voll Geld dafür gegeben hätte. Da wollte das Volk verzweifeln, und sie sprachen zu dem Bischof: „Siehst du, daß Gottes Hülfe ausbleibt." St. Nikolaus aber nahm ein Schiffchen und fuhr so lange, bis er in ein Land kam, wo es mehr geregnet hatte, und wo Getreide im Ueberflusse gewachsen war. Dort sah er einen Bäcker an seinem Laden stehen. „Lieber Mann," sprach der Bischof: „habt ihr wohl so viel Getreide, um ein Schiff damit beladen zu können?" „O ja," antwortete der Bäcker, „wohl noch mehr." „O dann erbarmt euch um Christi willen, und bringt ein Schiff voll Getreide in meine Stadt, wir sterben sonst Hungers." Der Bäcker ließ sich rühren, und versprach, so schnell als möglich das Schiff zu beladen. „Aber was ihr von Backwerk im Laden habt, das gebt mir, damit ich nach Hause eile, und es den hungrigen Kindern bringe; die Erwachsenen können warten, bis das große Schiff kommt." Der Bäcker gab ihm zwei Körbe voll Wecken, Bretzeln, Brödchen und was er nur hatte; und St. Nikolaus ruderte nun auf's Schnellste nach Hause. Da kann man sich die Freude vorstellen, mit welcher ihm die Kinder auf den Straßen entgegenliefen, und seine Gaben empfingen. Seitdem ist es gewöhnlich, daß man am Sankt Nikolaustage den artigen Kindern etwas schenkt. Die unartigen aber erhalten eine Ruthe. Das Todesjahr des hl. Nikolaus wird auf 327 gesetzt.

(J. Hepp.)

38. Die heilige Helena.

(Am 18. August.)

Sie war die Mutter des ersten christlichen Kaisers, Constantin des Großen, und wurde erst in ihrem späten Alter Christin, nachdem ihr Sohn zur Regierung gelangt war. Als Constantin den Entschluß faßte, an der Stelle, wo Jesus für uns am Kreuze starb, eine Kirche zu errichten, machte sich die Kaiserin Helena auf den Weg nach Jerusalem, um den Bau anzuordnen. Auf dieser Reise übte sie unzählige Werke der Demuth und Wohlthätigkeit aus. Sie

vertheilte reichliche Almosen unter die Armen, half den Kranken, befreite die Gefangenen aus ihren Banden und erbaute die Gläubigen durch ihr Gebet, das sie knieend an den Altären verichtete. Zu Jerusalem forschte sie mit dem Bischofe Makarius nach den heiligen Orten, fand das Kreuz Christi und förderte den Bau der Kirche daselbst. Auch die Höhle, in welcher Jesus zu Bethlehem geboren wurde, verwandelte sie in einen Tempel des Herrn und beschenkte ihn mit reichen Gaben. Eine dritte Kirche baute sie auf dem Oelberge, da, wo der Heiland zum Himmel fuhr.

Als die h. Helena von dieser Reise nach Rom zurückgekehrt war, fühlte sie, daß ihr Ende nicht mehr ferne sei. Sie erklärte ihren letzten Willen, gab dem Constantin noch manchen guten Rath, nahm von ihm und ihren Enkeln den rührendsten Abschied und starb im achtzigsten Jahre ihres Alters, im Jahre 327 oder 328.

(Overberg's Leseb.)

39. Die 12 kleinen Apostel zu Carthago.

„Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie euere guten Werke sehen, und den Vater preisen, der im Himmel ist.“ Matth. 5. 16.

Während der Verfolgung der Christen zu Carthago in Afrika, unter der Herrschaft der Vandalen im 5. Jahrhunderte, zeigte ein Verräther bei den Geistlichen, die der Irrlehre des Arius zugethan waren, zwölf Chorknaben an, die durch ihr musikalisches Talent und den reinen Klang ihrer Stimmen eine Zierde der arianischen Kirche werden könnten. Eben sollte eine grosse Schaar rechtgläubiger Christen in's Elend wandern; mit den Chorknaben aber wollte man eine Ausnahme machen. Als diese das hörten, umklammerten sie weinend die Kniee ihrer Gefährten. Man schlug mit Stöcken und Spiessen auf sie, allein umsonst; denn sie betheuerten, sich lieber tödten zu lassen, als ihren väterlichen Freunden und Glaubensgenossen entrissen zu werden. Alles Sträuben half indessen nichts, man führte sie wieder nach Carthago zurück. Alle Künste der Verführung wurden angewandt, um die frommen Knaben zu bewegen, sich auf das arianische Glaubensbekenntniss umtaufen zu lassen. Als jedoch keine Kunst der Verführung gelingen wollte, schritt man zu härtern Massregeln. Sie wurden in unterirdische Höhlen eingesperrt, durch den bittersten Hunger gequält, dazu noch mit Ruthen gestrichen und mit Stäben geschlagen. Eine so grausame Behandlung in so zartem Alter! Wer sollte da eine heldenmüthige Beharrlichkeit erwarten? Aber Gott, welcher

stark ist in den Schwachen, machte durch ihr Beispiel diejenigen zu Schanden, welche in derselben Verfolgung bei reiferm Alter abtrünnig geworden waren. Die Knaben riefen bei jeder, noch so grausamen Züchtigung aus: "Ihr könnet unsern Leib zerfleischen und uns tödten, unsern heiligen Glauben werden wir nie verleugnen und unserm dreimal heiligen Taufbunde nie untreu werden." Und so sahen die Quäler sich genöthigt, von diesen Knaben abzustehen; sie aber fassten den Entschluss, sich nie mehr von einander zu trennen. Sie wohnten beisammen, assen mit einander und sangen gemeinschaftliche Lieder zum Preise des dreieinigen Gottes. Die ganze Stadt erbaute sich an ihrem Wandel, und die Geschichte ihres standhaften Bekenntnisses blieb den Bewohnern unvergesslich. Man nannte sie fortan die zwölf kleinen Apostel von Carthago.

Die gottesfürchtigen Knaben sprachen: "Unserm heiligen Taufbunde werden wir nie untreu werden." Liebe Kinder, das sei auch euere Sprache! Ehrwürdig und heilig sei euch stets der Taufbund, und wollet ihn ja nicht brechen euer Leben lang. Denn das hiesse, alle Liebe und Dankbarkeit gegen Gott ablegen, auf die heilsamen Früchte der Erlösung, auf die Gnade des heiligen Geistes, auf das ewige Leben verzichten. So oft ihr in der Kirche den Taufstein erblicket, erinnert euch an den mit Gott geschlossenen Bund, und widersaget von Neuem dem Satan und all seinen Werken und all seiner Pracht, und versprechet Gott dem Vater, Gott dem Sohne, Gott dem heiligen Geiste ewige Treue und Liebe. Die Erneuerung der Taufgelübde ermuntert euch zur Tugend und Gottseligkeit, gibt euch Muth in der Gefahr, Trost in den Leiden, Stärke in der Versuchung, verschafft euch den Sieg über alle Feinde des Heiles. Glücklich, wenn ihr den Tauf- und Gnadenbund treu und unverbrüchlich haltet! Dann seid ihr wohlgefällige Kinder Gottes, Erlösete Jesu Christi und Erben des Himmels.

(Heuser's Leben d. heil. Kinder.)

40. Der heilige Martin.

(Am 11. November.)

An dem Wege saß der Arme,
Auf dem Antlitz bittre Noth,
Zehrend an dem schweren Harme,
Wie verlassen fast von Gott.

Wind und Regenschauer sprühte
Ihm in's altergraue Haar,
Und kein Dach und keine Hütte
Bot sich ihm zum Schutze dar.

Seinen hagern Leib umhüllte
Kaum ein halber Lumpen mehr,
Und im rauhen Sturme füllte
Sich das Auge thränenschwer.

„Hab', o großer Gott, Erbarmen,"
Bat er oft zum Himmel auf,
„Nimm den lang geprüften Armen,
„Und beschließe meinen Lauf."

Sieh, da kam von Gott gesendet,
Hoch zu Roß ein Rittersmann,
Und zum Armen hingewendet
Sah er ihn voll Mitleid an.

Offne Hand bei fremden Bitten,
Gab schon alles Silber her;
Um dem Armen was zu bieten,
Blieb ihm selbst nur wenig mehr.

Doch er durft' umsonst nicht bitten,
Und mit seinem scharfen Schwert
Ward sein Mantel rasch durchschnitten,
Und der Gaben Schatz vermehrt;

Hing die Hälfte um die Schulter,
Gab die andre Hälfte her,
Und der arme, alte Dulder
Fühlte Wind und Frost nicht mehr.

Und zu seinen Engelschaaren
Trat der Herr des Himmels hin,
Die um ihn versammelt waren
Seit der Welten Anbeginn;

Und um seine Gottheit glänzte
Eines halben Mantels Zier.
Diesen, sprach der Dornbekränzte,
Gab der junge Martin mir.

(J. Mayer.)

41. Der heilige Borromäus.

(Am 4. November.)

Der heilige Carl Borromäus war schon als Knabe von der innigsten Liebe zu Gott erfüllt. Morgens beim Erwachen war sogleich sein erster Gedanke: „Gott hat mich diese Nacht gnädig behütet, und ich will ihm heute meinen Sinn und Wandel heiligen." Beim Genusse des Frühstücks war sein Gedanke: „Gott gibt mir das tägliche Brod, und ich will ihm mein Herz geben." Vor dem Lernen sprach er: „Gott will, daß ich thätig und wirksam sein soll; ich will also fleißig lernen, damit ich einst ein vernünftiger und guter Mann werde." Beim Mittagsmahle dachte er: „Jede gute Gabe kommt vom Himmel herab, von unserm besten Vater; ich will also seine Gaben nur mit Dank und Mäßigkeit genießen, und auch die Armen gerne mitessen lassen; denn wir sind ja alle Kinder Gottes." Wenn der hl. Carl andere Kinder Böses thun sah, so war er recht traurig darüber und sprach: „Ach! wenn Gott mich nicht vor dem Bösen bewahret und zum Guten gestärkt hätte; so wäre ich vielleicht noch tiefer gefallen, als dieses und jenes unglückselige Kind." Sah er andere Kinder fromm und tugendhaft sich benehmen, so sagte er zu sich selbst: „Gott hat noch bessere Kinder auf Erden, als ich bin; ich will mich also bemühen, immer besser zu werden." Neigte sich der Tag zu Ende, so dachte er: „So neigt sich auch einst, vielleicht bald schon, mein Leben zu Ende, und Gott will mich nach diesem Leben in ein besseres, ewiges Leben einführen. Ich will mir also früh genug für den Abend meines irdischen Daseins durch Frömmigkeit und Wohlthun ein bequemes sanftes Sterbekissen zurecht legen." Wenn er sich Abends schlafen legte, so dachte er: „Gott hat die Nacht zur Ruhe bestimmt; in seine Hände empfehle ich meinen Geist." So vereinigte sich der

fromme Knabe im Einschlummern mit seinem lieben Gott, und fand ihn, wenn er erwachte, wieder bei sich.

Der hl. Carl Borromäus wurde geboren am 2. Oktober 1538 zu Arona, einer kleinen Stadt in Sardinien. Frühe schon zum geistlichen Stande bestimmt, bezog er, mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet, schon mit seinem 16. Lebensjahre die Universität zu Pavia. Bald wurde er zum Priester geweiht und in rascher Aufeinanderfolge zu den wichtigsten Kirchenämtern und Ehrenstellen befördert. 1560 wurde er zum Erzbischofe von Mailand erhoben und starb am 3. November 1584, nachdem er nur ein Alter von 46 Jahren erreicht hatte. Der heilige Borromäus gehört zu den größten Zierden der katholischen Kirche.

42. St. Hubertus.

[Am 3. November.]

Hubertus ritt mit Speer und Hund, zu jagen Hirsch und Reh,
Die Wälder aus, die Wälder ein zum spiegelhellen See.
Da schallt so laut das stille Thal von Ruf und Hörnerklang,
Jetzt springt gehetzt der weisse Hirsch vom hohen Felsenhang.

Das Jagen ist Hubertus Lust, er jagt und jagt ihm nach,
Und jagen möcht er für und für bis an den hellen Tag.
Es geht Berg auf und geht Berg ab, vorbei die steile Wand,
Bis in der engen Felsenkluft der Hirsch gefangen stand.

Hubertus zielt mit scharfem Speer recht nach des Hirsches Brust,
Da sinket ihm die starke Hand, da bricht die wilde Lust.
Denn hell vom Haupt des Thieres blickt zu ihm ein Kreuzesbild,
Und schickt ihm einen Pfeil in's Herz und macht das wilde mild.

Hubertus beugt sich vor dem Herrn, sein Jagen ist gestillt,
Die Ewigkeit, die Seligkeit ist nun sein einzig Wild.
Ein Jäger Gottes ward er da, geehrt im Himmelreich:
Drum, fromme Jäger, ruft ihn an, er betet dort für euch!

[G. Goerres.]

43. Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen.

(Geb. 1207, gest. 1231.)

Wie ein Stern in wilde Wogen
Schienst du in die Welt hinein,
Stiller Friede, heil'ge Liebe
Blühten auf in deinem Schein,
Und von deiner Hand erquicket,
Ward das Leid zur Lust entzücket.

Frühe sitzt die Königstochter,
Sitzet noch am Abend spät
Mit den Mägden in der Kammer
Bei der Lampe, spinnt und näht,
Nicht zum Schmuck für Festesstunden,
Für die Kranken, für die Wunden.

Ihre Schätze, ihre Freuden,
Schenkte sie den Menschen gern,
Nahm zum Lohne herbe Leiden
Als ein Opfer für den Herrn;
Denn um Einem ganz zu leben,
Hat sie Alles hingegeben.

Weise theilte sie die Gaben:
Pflug und Acker ward dem Fleiß,
Milder Trost dem bittern Kummer,
Und ein Stab dem schwachen Greis;
Selbst die Kinder froh zu machen,
Gab sie ihnen bunte Sachen.

Jeden Morgen, jeden Abend
Ging sie zu den Kranken hin:
Wo vor schaudervollen Leiden
Alle Mägde bange flieh'n,
Hat die eitervollen Wunden
Sie, die Fürstin, mild verbunden.

Ihr Gemahl, der treugeliebte,
Zog für Gott in's heil'ge Land,
Und als Todesboten kehrten
Mit dem schwarzen Leibgewand,
Hat den Schmuck sie abgeleget,
Treu die Kranken nur gepfleget.

Und zum Lohn hinausgestoßen,
Ohne Dach und ohne Hab',
Von den Menschen all verlassen,
Die den Menschen Alles gab,
Ließ sie, Gott den Dank zu bringen,
Ein Tedeum fröhlich singen.

Als ihr Leben dann verklungen
In dem hohen, heil'gen Lied,
Das die Engel mit ihr sangen,
Da sie von der Erde schied,
Hat der Herr im andern Leben
Neue Kraft dem Quell gegeben.

Heilung fort und fort zu spenden
Jedem Leiden, jedem Gram,
Der auf Gottes Hilf' vertrauend,
Zu dem Quelle schöpfen kam,
Daß die Lahmen, Blinden, Wunden
Bei Elisabeth gesunden.

Und ein Baum ist aufgesprossen
An dem Quelle klar und rein:
Milder Frau'n ein heil'ger Orden,
Die dem Herren ganz sich weih'n,
Jedem Kranken Hilfe reichen,
Der Elisabeth zu gleichen.

(Kölner Lesebuch.)

44. Bekehrung.

Ein Schäflein war verloren!
Der Hirt sucht aus und ein;
Am Abend fand er's wieder,
Trug's auf den Schultern heim,
O welche Freude!

Ein Kind lag krank zum Sterben,
Der Vater weinend stund,
Wich nicht von seinem Bette —
Das Kind, es ward gesund!
O welche Freude!

Ein Freund hat lang gearget
Dem Freund, der doch so treu;
Dann ist er zu ihm kommen
Mit Thränen schöner Reu'.
O welche Freude!

Und weint der Sünder Thränen,
Von Gottes Treu gerührt,
Dann ist ein Kind genesen,
Ein Schäflein heimgeführt,
O welche Freude!

(H. Bone.)

45. Vertrauen auf Gottes Vorsehung.

O mein Christ! laß Gott nur walten,
Sag in Demuth immerfort:
Gott, mein Herr, wird mich erhalten,
Wahr und heilig ist sein Wort.
Wer sich Ihm ganz anvertraut
Hat sein ganzes Glück gebaut.

Führt Er uns durch rauhe Wege,
Schickt Er Kreuz und Leiden zu;
Treffen uns gleich Seine Schläge;
Dein Gemüth bleib' in der Ruh,
Denn Gott weiß nach Seinem Plan,
Was uns nützt und schaden kann.

Laß den Allerhöchsten sorgen,
O mein Christ, verzage nicht;
Wie der Sonne Licht am Morgen
Auch durch trübe Wolken bricht;
Also schickt Gott ungefähr
Wieder Trost und Segen her.

Alle Thränen und Beschwerden,
Alle Leiden dieser Zeit,
Wenn sie Gott gewidmet werden,
Sie verwandeln sich in Freud'.
Nimm das Kreuz geduldig an,
Folge, Christus geht voran.

Kannst du dich vor Gott beschweren,
Denken, daß Er dich vergißt?
Er gibt mehr, als wir begehren;
Bitt' durch Jesum, guter Christ!
Bitte deinen Gott und Herrn,
Bittende erhört Er gern.

Bitte stets um Gottes Segen;
Bitt' Ihn um das täglich Brod.
Er gibt Sonnenschein und Regen;
Er hilft gern aus aller Noth.
Doch vor Allem bitte Ihn,
Was der Seele zum Gewinn.

Sucht am ersten das Reich Gottes,
Strebt nach dessen Heiligkeit,
Und gedenket des Gebotes:
„Lieb' den Nächsten jederzeit."
Wer Gott und den Nächsten liebt,
Weiß, wie gern der Vater gibt.

(Altes Kirchenlied.)

46. Die Verfassung der katholischen Kirche.

Nachdem der Heiland das Werk der Erlösung vollbracht, — das Reich der Wahrheit und Gnade gestiftet hatte, kehrte Er selbst zum Vater im Himmel zurück, von dem Er ausgegangen war. Sein Werk aber sollte bis zum Ende der Zeiten auf Erden bleiben und das ganze Menschengeschlecht von Irrthum und Sünde befreien, und für den Besitz der ewigen himmlischen Seligkeit befähigen. Darum stiftete Er die Kirche als diejenige Anstalt, welche fort und fort den Menschen Seine Wahrheit und Gnade darbieten und zu einem heiligen, den Forderungen des Evangeliums gemäßen Lebenswandel die Gläubigen führen soll, und schuf in ihr folgende, zur Lösung ihrer Aufgabe nöthige Einrichtung. Er ordnete erstlich ein Lehr-, Priester- und Vorsteher-Amt an. „Mir ist alle Gewalt gegeben," so sprach Er zu den Aposteln, „im Himmel und auf Erden." Gehet hin und lehret alle Völker, taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und lehret sie alles halten, was ich euch geboten habe. Siehe! ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt. —

Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Nehmet hin den heil. Geist! Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten. Dann wählte Er Einen, den heil. Petrus, aus den Aposteln aus, und setzte diesen zum Obervorsteher und Oberhaupte der ganzen Kirche. „Du bist Petrus," so sagte Er zum Simon Petrus, „und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Ich will dir die Schlüssel des Himmelreiches geben; was du auf Erden binden wirst, das soll auch im Himmel gebunden sein, und was du auf Erden lösen wirst, das soll auch im Himmel gelöset sein."

Diese von Christus selbst Seiner Kirche gegebene Einrichtung hat von Ihm an bis auf den heutigen Tag bestanden. Die Apostel nämlich haben das ihnen übertragene dreifache Amt wirklich verwaltet; sie traten als Stellvertreter des Heilandes auf, predigten Seine Lehre, spendeten Seine Gnade und regierten Seine Kirche, indem sie die kirchliche Zucht unter den Gläubigen handhabten, nöthige Anordnungen trafen, Gebote und Verbote erließen. Der heil. Petrus nahm die Würde des Oberhauptes für sich in Anspruch, und wurde als Obervorsteher von der ganzen Kirche verehrt und aner-

kannt. Damit aber mit ihrem Tode die von dem Heilande getroffene Einrichtung nicht aufhörte, weiheten sie, dem Willen des Meisters gemäß, durch Handauflegung, sich Nachfolger in ihrem Amte. Diese ihre Nachfolger, Bischöfe genannt, haben dann das Nämliche gethan, was sie thaten; sie übten den ihnen gewordenen Lehrer=, Priester= und Vorsteher=Beruf und sorgten durch die heil. Weihung Anderer zu Lehrern, Priestern und Vorstehern für die Fortdauer der von Christus gewollten kirchlichen Verfassung — bis auf die gegenwärtige Zeit. So wird aber geschehen, so lange die Kirche Jesu auf Erden bleibt, d. i. bis zum Ende der Zeiten.

Das ist im Allgemeinen die Verfassung, welche Christus selbst in Seiner Kirche geschaffen hat,—eine Verfassung, die den Charakter der höchsten Einfachheit und zugleich der göttlichen Weisheit an sich trägt. Betrachten wir dieselbe nur noch etwas näher, und zwar in ihren einzelnen Theilen, damit wir so ein deutliches Bild von ihr gewinnen.

1. Einer bekleidet in der Kirche das Oberhirten=Amt. Wir nennen diesen „Papst," d. h. Vater, weil er der Vater aller Gläubigen ist; er selbst aber nennt sich in seinen Bullen „Knecht der Knechte Gottes," weil, wie der berühmte Bischof Sailer schreibt, ihm vorzugsweise das Wort gilt: „Die Könige der Völker herrschen über sie, und welche Gewalt über sie haben, lassen sich gnädige Herren nennen. Ihr aber nicht so! Der Größte unter euch sei wie der Kleinste und der Oberste wie der Diener." Der Papst hat seinen Wohnsitz zu Rom, wo der heil. Petrus, der erste Papst, die letzten 25 Jahre seines Lebens zubrachte und den Kreuzestod erlitt, und er regiert von dort aus die Gesammtkirche als der sichtbare Stellvertreter des unsichtbaren Erzhirten, Jesus Christus, und als der in ununterbrochener Reihe rechtmäßige Nachfolger des Apostelfürsten Petrus. Es ist seine Pflicht und sein Beruf zu sorgen, daß das kirchliche Gebäude, wie der Heiland es gewollt und gegründet hat, für und für bestehe, daß nämlich die Lehren und Gebote Jesu immer rein und vollständig gepredigt, die Sakramente stets nach dem Willen des Herrn gespendet werden, und die Gläubigen ihren Lebenswandel nach den Forderungen des Evangeliums einrichten. Er führt deßhalb die Aufsicht über alle Lehrer und Vorsteher der Kirche; er ermahnt sie zur Pflichterfüllung und straft sie, wenn sie ihre Pflichten vernachlässigen; er bestätigt die Bischöfe, beruft die allgemeinen Kirchenversammlungen und hat auf diesen den Vorsitz; er leitet die Glaubensverbreitung, ordnet allgemeine Festtage an u. s. w. Gewiß ein schweres Amt! Darum auch stehen ihm zur Seite die Cardinäle, deren Zahl 70 ist, nämlich 14 Cardinal=Diakonen, 50 Cardinal=Priester, und 6 Cardinal=Bischöfe. Aus diesen sind mehrere Congregationen oder Ausschüsse gebildet, welche die verschiedenen Ange=

legenheiten der Kirche zu besorgen haben, als: die Congregationen des heil. Officiums oder der Inquisition zur Untersuchung bei vorkommenden Irrlehren, die Congregation für das Missionswesen, für die Prüfung der Bisthums-Candidaten &c.

Auch schickt der Papst wohl Gesandte in die Theile der Kirche, wohin sein persönlicher Blick nicht reicht, um von den dortigen kirchlichen Zuständen zuverlässige Kunde zu erhalten. Die Gesandten sind verschiedener Art, bald Gesandte des ersten Ranges, wozu nur Cardinäle genommen, und die bloß in sehr wichtigen Dingen gebraucht werden, bald Gesandte des zweiten Ranges, und bald apostolische Vicare, die in Gegenden, wo keine Bischöfe sind, der Kirche vorstehen.

Der Papst ist zugleich Beherrscher eines weltlichen Reiches, des Kirchenstaates. Dieses weltliche Reich des Papstes ist für die Kirche sehr wichtig: denn es gibt ihm eine für sein Oberhirten-Amt nützliche unabhängige Stellung, und bietet die Mittel dar zur Bestreitung der vielen Kosten, die sein kirchliches Regiment verursacht.

2. Die ganze Kirche ist in viele Theile getheilt, welche Diözesen oder bischöflichen Sprengel heißen und deren Vorsteher die Bischöfe sind. Sie sind in ununterbrochener Reihe die Nachfolger der heil. Apostel und verwalten das apostolische Amt auf dem ihnen zugetheilten Gebiete der Kirche; sie sorgen für die Erhaltung und Verbreitung der christlichen Lehren, weihen die Geistlichen und senden sie in das Priesteramt aus; sie geben Gesetze, verwalten das Kirchengut, üben die geistliche Gerichtsbarkeit und Strafgewalt &c. in dem Bereiche ihrer Diözesen. Weil ihr Amt sehr pflichtenreich und beschwerlich ist, so bedürfen auch sie der Hülfe. Diese ist ihnen gegeben: zunächst in den Domcapiteln, welche ihnen mit Rath und That beistehen sollen; dann in den Weihbischöfen, welche, geweiht auf Bisthümer, die in den Händen der Ungläubigen sind, ihre eigenen bischöflichen Stühle nicht inne haben, und nun den Bischöfen, in deren Sprengeln sie wohnen, in bischöflichen Amtshandlungen, z. B. in der Ertheilung der heil. Sakramente, der Firmung und Priesterweihe, aushelfen; ferner in den Generalvicaren, die als Stellvertreter der Bischöfe die geistliche Gerichtsbarkeit in dem Umfange ausüben, in welchem sie ihnen anvertraut ist; weiter in den Coadjutoren, die jedoch bloß aus sehr dringenden Beweggründen und nur mit Genehmigung des Papstes genommen werden dürfen; und endlich in den Pfarrern.

Mehre Diözesen bilden in ihrer Vereinigung eine kirchliche Provinz, an deren Spitze der Bischof einer Diözese steht, welcher Erzbischof heißt. Die ihm untergebenen Bischöfe werden seine Suffragane genannt. Die Auszeichnungen desselben bestehen in einem Kreuze, welches ihm innerhalb seiner Provinz vorgetragen wird, und in dem Pallium, einer weißen wollenen, mit Kreuzen

durchwirkten Binde, die in Rom am Grabe des heil. Petrus gesegnet und vom Erzbischofe über die Schultern herabhangend getragen wird. Es soll dadurch die Vereinigung mit dem Stuhle des heil. Petrus versinnbildet werden.

Alle Bischöfe stehen zum Papste im Verhältnisse der Abhängigkeit; sie sind ihm, wie die Apostel dem heil. Petrus, Ehrfurcht und Gehorsam schuldig und haben in ihm den Mittelpunkt, durch den sie zu einer geschlossenen Genossenschaft verbunden werden.

3. Es können Fälle eintreten, wo ein gemeinschaftliches Berathen und Handeln aller Kirchenobern noth thut, z. B. wenn über die christliche Lehre in diesem oder jenem wesentlichen Punkte Fragen, Zweifel und Ansichten entstehen, die der Reinheit des Glaubens Gefahr drohen. In solchen Fällen kommen nach dem Vorbilde der Apostel, welche zur Entscheidung über die Frage, ob die Heidenchristen verpflichtet seien, sich beschneiden zu lassen und das Gesetz Mosis zu beobachten, in Jerusalem eine Versammlung hielten, alle Bischöfe zusammen unter dem Vorsitze des Papstes oder seiner Gesandten. Die Beschlüsse, welche sie dann in Sachen der Glaubens- und Sittenlehre fassen, sind Aussprüche der Gesammtkirche und unfehlbar, so daß kein Katholik denselben widersprechen darf.

Sehen wir nun auf das Gesagte zurück—welch schönes Bild von der katholischen Kirche stellt sich alsdann unseren Blicken dar! Denn siehe! alle Glieder einer Pfarrgemeinde bilden eine Familie, deren Vater der Pfarrer, alle Pfarrer und alle Pfarrgemeinden einer Diözese eine Heerde, deren Hirt der Bischof, und alle Bischöfe und Diözesen der ganzen Kirche einen Körper, dessen Haupt der Papst ist. Also sind die vielen Millionen Gläubigen wie im Innern vereint durch Einen und denselben christlichen Glauben, Eine und dieselbe christliche Liebe, und Eine und dieselbe christliche Hoffnung, so auch im Aeußern vereint durch ihre Hüter und Hirten und durch den Einen, allen gemeinsamen obersten Hüter und Hirten, den Papst.

Wir haben nun gesehen, die Einrichtung, welche Christus gleich anfangs seiner Kirche gab, und daß diese Einrichtung in seiner Kirche, welcher er Fortdauer bis zum Ende der Welt verheißen hat, beständig bleiben sollte. Jetzt läßt sich nun die Frage leicht beantworten, welche von allen den sogenannten christlichen Kirchen die w a h r e K i r c h e C h r i s t i s e i. Es kann diese nur die k a t h o l i s c h e sein, weil sie allein ein unfehlbares Lehramt behauptet und ausübt; weil sie allein eigentliche durch gültige Wahl und Weihe von den Aposteln abstammende Vorsteher hat, und ein einziges Oberhaupt, welches von Petrus ab in ununterbrochener Reihenfolge bis auf diesen Tag bestanden hat. Und sollte auch später eine Kirche aufstehen, welche alle diese Einrichtungen vorzeigte, so würde sie, so wenig wie alle heutigen Sekten-Kirchen, die wahre Kirche sein, weil sie nicht von Christus gestiftet, sondern spätern Ursprungs

ist. Die katholische Kirche ist und bleibt demnach die einzig wahre Kirche Christi und folglich ist es eines jeden Menschen Pflicht, in diese Kirche einzugehen, in ihr zu leben und zu sterben; denn nur in der wahren Kirche kann man selig werden. Darum wird diese Kirche auch mit Recht die alleinseligmachende genannt. Damit besteht es jedoch, daß Menschen, welche nicht das Glück haben, Kinder dieser Kirche zu sein, und sich in einem unverschuldeten, unüberwindlichen Irrthume befinden, Gott aber ihrer Ueberzeugung nach treu dienen und bereit sind, der wahren Kirche beizutreten, sobald sie dieselbe als eine solche haben kennen lernen, auch außer derselben ihr Heil wirken können. Es gehören diese ihrer Gesinnung nach der katholischen Kirche an.

Die Kirche Christi führt den Namen die katholische, d. i. allgemeine schon seit den ältesten Zeiten (er findet sich schon im apostolischen Glaubensbekenntnisse) als eine Ehrenbenennung und als ein Unterscheidungszeichen von jeder vorgeblichen Kirche Christi; denn dieser Name bedeutet, daß sie die wahre Lehre Christi vermöge des unfehlbaren Lehramtes an allen Orten und zu allen Zeiten unverändert bewahret. Römisch katholisch heißt sie, weil sie als ihr Oberhaupt den römischen Bischof anerkennt. Dieser ist nämlich, wie schon erwähnt, der Nachfolger Petri. Petrus stiftete die römische Kirche, er stand ihr bis zu seinem Martertode vor, und regierte von dort aus die ganze christliche Kirche. K.

47. Das katholische Kirchenjahr.

Nach dem Willen der Kirche sollen wir uns fortwährend aller jener wichtigen Ereignisse erinnern, welche Gott im Verlaufe der Zeiten für unser Seelenheil angeordnet hat. Deshalb bestimmte sie, daß zum steten lebendigen Andenken an die wichtigsten Hauptabschnitte der Offenbarung und Erlösungsgeschichte alljährlich zu einer gewissen Zeit des Jahres wiederkehrende Feste gefeiert würden, deren Gesammtheit wir das katholische Kirchenjahr nennen. Dasselbe zerfällt in drei Hauptabtheilungen, welche sich vom Advente bis zum Aschenmittwoch, vom Aschenmittwoch bis zu Pfingsten und von Pfingsten bis wieder zum Advente erstrecken. Am Ende des Herbstes beginnt das Kirchenjahr mit den Adventssonntagen, deren es vier gibt. Advent heißt Ankunft, und die Zeit, welche diesen Namen trägt, soll uns auf die würdige Feier der Ankunft des Heilandes vorbereiten. Dem düstern Bilde des Spätherbstes, wo dumpfe Nebel den Himmel bedecken, das winterliche Erstarren der Natur immer näher rückt, und die Sonne nur wenige und matte Strahlen zur Erde hinabsendet, glich auch einst die Welt, als die Völker noch in heidnischer Nacht, in Sünde und Unwissenheit befangen dahinlebten, nur wenige fromme Alt-

väter sehnsuchtsvoll auf die Ankunft des Erlösers harrten und gottbegeisterte Propheten zur Buße und Besserung aufforderten. Diese fast 4000jährige Trauerzeit, vom Sündenfall Adams bis zur Ankunft Jesu, wird durch den Advent im Bilde dargestellt und 4 Jahrtausende der Dunkelheit, Finsterniß und Sehnsucht werden durch eben so viele Wochen versinnbildet.

Diese Zeit, während welcher der Priester am Altare das violettfarbene Gewand der Trauer trägt, die Kirche alle lärmenden Freuden, Tanz und Spiel, Hochzeiten u. s. w. verbietet, und selbst den Preishymnus: „Ehre sei Gott in der Höhe" in der heil. Messe unterläßt, soll den Gläubigen nur eine Zeit der Trauer, würdiger Buße und Vorbereitung auf Jesu Ankunft sein; mehr wie zu jeder andern Zeit sollen wir dann, den Vorschriften der Kirche nach, den Lehren des Christenthums beiwohnen, und durch ihr Licht erleuchtet und über die große Sendung des Heilandes belehrt, seiner Ankunft entgegenharren. In diese Zeit der Vorbereitung fällt auch das Fest der unbefleckten Empfängniß Mariä. Bald ist die Adventszeit vorüber und das freundlichste Fest des Kirchenjahres, die Erinnerung an den segenbringendsten Tag, welchen die Erde je erlebt hat, das Weihnachtsfest oder das Fest der Geburt unseres Herrn Jesu Christi erfüllt die Herzen der frommen Gläubigen mit Freude und Frohlocken. An diesem Tage erscheint der Priester wieder in dem heitern, weißen Gewande der Unschuld, und jener Gesang, einst von Engeln auf Bethlehem's Fluren gesungen, erklingt jetzt wieder in allen Kirchen und erinnert uns lebhaft an das große Ereigniß, das an diesem Tage einst vor mehr als 1800 Jahren zu unserem Heile stattgefunden, und das wir heute jubelnd begehen. Dreifach ist die Geburt des Sohnes Gottes; die erste ist die ewige im Vater, die andere, jene in der Menschheit durch Maria, die Jungfrau; die dritte in dem Herzen der Gerechten; und diese dreifache Geburt ist, was die Kirche festhält in dem Gebrauche, jeden Priester an diesem Tage drei hl. Messen lesen zu lassen. Bedeutsam stehet jetzt auch die Natur wieder mit der Kirchenzeit im Einklange; die Tage werden von jetzt an länger und die Sonne, welche sich bis zu dieser Zeit von uns abgewendet hatte, rückt uns wieder näher. Die nächsten Feste stehen mit dem Christfeste in der engsten Verbindung. Das erste Fest, das schon am andern Tage einfällt, ist jenes des h. Stephanus. Er ist für den Neugebornen der erste Blutzeuge und in der Reihe der Christen der erste Glaubensheld, ein Mann voll des Glaubens und heil. Geistes, voll der Gnade und Kraft. Sein Todestag wird also gleich nach dem Geburtstage Christi gefeiert. Aber der Todestag eines Martyrers wird in der Kirche angesehen als sein Geburtstag; denn aus dem Tode ist er herrlich hervorgegangen und der Tod ist nicht das Aufhören des

Lebens, sondern der Eingang in das wahre, ewige Leben. Hierauf folgen wieder Feste von hoher Bedeutung: Am Neujahrstage, wo wir vor Gott und uns selbst über ein ganzes, verlebtes Jahr Rechenschaft abzulegen und Ihm zu danken haben für all den Segen, den seine unendliche Vatergüte uns im Verlaufe desselben bereitet, feiert die Kirche die Beschneidung Christi. An diesem Tage, wo Ihm der Name Jesus beigelegt ward und wir sein Namensfest feiern, sollen wir ernste Vorsätze fassen, das kommende Jahr in christlicher Tugend und Heiligkeit zu vollbringen und zu leben, wie es denen geziemt, die als Christen seinen Namen führen. Am 6. Januar fällt der Tag der heil. drei Könige oder Epiphanias, d. h. Erscheinung, und nach demselben die Epiphaniassonntage, deren 2 bis 6 sein können, je nachdem Ostern früher oder später fällt; sodann der Tag der Darstellung Jesu in dem Tempel. Dieser ist immer am 2. Februar und wird auch Lichtmeß genannt, von den Kerzen, welche an diesem Tage geweiht werden. Hierauf folgen die Sonntage Septuagesimä, Sexagesimä und Quinquagesimä, d. h. 70., 60. und 50. Tage vor Ostern. An sie schließen sich sodann die Fastensonntage an, welche nach dem Aschenmittwoch beginnen.

Mit dem Aschenmittwoch beginnt die zweite Abtheilung des Kirchenjahres. Er hat seinen Namen daher, weil an ihm die Kirche Asche segnet und damit die Gläubigen bezeichnet. Denn Staub und Asche ist alles Irdische, und Staub und Asche müssen wir selbst unserm irdischen Leibe nach wieder werden. Der Priester legt heute abermals das Meßgewand mit der Trauerfarbe an, denn die Bußzeit hat mit heute begonnen; und wieder unterbleibt das Gloria oder der Preisgesang in der heil. Messe. Während der Fastenzeit sollen wir in der Erinnerung an Jesus, welcher 40 Tage und 40 Nächte in stiller Einsamkeit gefastet, uns der inneren Beschaulichkeit und Buße hingeben, streng den Vorschriften der Kirche hinsichtlich der Enthaltsamkeit nachkommen und dem christlichen Unterrichte und der Predigt mit der größten Achtsamkeit und einem vermehrten Fleiße beiwohnen. So sollen wir uns auf die heil. Leidenstage des Herrn und zum würdigen Empfange der heiligsten Sakramente in der Osterzeit vorbereiten. Das Fest Mariä Verkündigung, oder die Feier des Tages, an welchem der reinsten Jungfrau der Engel Gabriel erschien, ihr verkündigend, daß sie die Mutter Jesu werden würde, fällt gewöhnlich in die heil. Fastenzeit. An dem 5. Sonntag in der Fastenzeit fängt die Kirche an, sich zur Betrachtung des Leidens Christi ausschließlich hinzuwenden und in dieser Betrachtung sich tiefer und ernstlicher zu versenken. Deßwegen wird auch dieser Tag der Passions- oder Leidenssonntag genannt. Die Krucifixbilder werden heute bedeckt und bleiben von nun an bis zur Feier der Auferstehung ver-

hüllt. Ernster noch und trauriger wird alles in der Char- oder Leidenswoche, also genannt von dem altdeutschen Worte Chara, welches Leiden bedeutet. Der schon dumpf gewordene Kirchengesang tönt noch dumpfer, tiefer und schauerlicher. Die Altäre verlieren allen Schmuck, das Bild Christi bleibt mit schwarzen Tüchern verhüllt; ja im Mittelalter sah man zu dieser Zeit auf den Straßen keine prächtigen Wagen mehr, alles ging zu Fuß, selbst Fürsten und Könige, bedeckt mit schwarzen Gewändern. Gewöhnlich steht auch jetzt die Natur wieder mit dieser Trauer und Bußzeit im Einklange: düstere Regenwolken bedecken den Himmel, Hagel- und Schneeschauern wechseln mit einander; die Flüsse wälzen Eisblöcke hin zum Meere, das von Stürmen und den Orkanen der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche wild beweget wird, während auch auf dem Lande der scheidende Winter den harten Kampf streitet mit dem kommenden Lenze. Die heil. Woche beginnt mit dem Palmsonntage. Geweihte Palm- und Oelzweige, die Sinnbilder des Sieges und des Friedens, werden ausgetheilt und Jesu Einzug in Jerusalem im Bilde einer Prozession gefeiert. Vor seinem Leiden setzte Jesus noch das Mahl der Liebe ein; diese Einsetzung wird am grünen Donnerstage gefeiert, wenn schon nicht in voller Freude, weil die Zeit das Herz traurig bewegt. Wie Christus, der das große Gesetz seines Reiches, die Liebe gegeben, und in der Fußwaschung selbst demüthig ausgeübt und erfüllt hatte; so waschen nun auch, nach Empfang des Abendmahles die Bischöfe, Könige und Fürsten zwölf armen Männern die Füße und bedienen sie bei Tische oder lassen sie speisen. Mit dem heutigen Tage verstummen alle Glocken und schweigen bis zur Auferstehung des Herrn; hölzerne Klöppel vertreten die Stelle des tönenden Erzes. Jetzt, meine jungen Freunde! folgt der Leidenstag, der heil. Charfreitag. An ihm starb Christus für die Sünden der Welt, und die Welt ward an diesem Tage gerettet für die Ewigkeit. Die Trauer ist auf's Höchste gestiegen, die Altäre sind abgedeckt, jeder Schmuck ist von ihnen entfernt, und das heilige Meßopfer unterbleibt. Die Leidensgeschichte des Herrn wird zum vierten Male in dieser Woche vorgelesen, es werden Fürbitten für die ganze Menschheit ausgesprochen, welche an diesem Tage durch den Kreuzestod Jesu Christi erlöset worden ist, und in dieser Wehmuth drängen sich die Gläubigen zu dem mit schwarzen Tüchern belegten, in den Kirchen bildlich aufgestellten Grabe Christi hin. Alles geschieht in geräuschloser Stille und deshalb wird dieser Tag auch der stille Freitag genannt. Auf ihn folgt der heilige Sabbath oder Charsamstag, der Ruhetag des Erlösers. An diesem Tage wird das Taufwasser und das neue, zum Gebrauche bei dem Gottesdienste bestimmte Feuer geweiht, ein Sinnbild der Erleuchtung und Erneuerung des Menschen, welche durch den Opfertod Jesu vollbracht wurde. Nun bricht der hei-

lige Ostertag an; die Glocken tönen von den Thürmen herab hell und klar in den freudigen Gesang, die Orgel wirbelt ihre heitern Töne durch die Hallen der Kirche. Alleluja! Alleluja! schallt es und die Gemeinde singt den Siegeshymnus: „Christus ist auferstanden von den Todesbanden!“ Wie der Herr wieder auferstanden, so werden auch wir einst wieder auferstehen; und wie dieser Tag das große Fest der Auferstehung des Herrn und als solcher eine Bürgschaft unserer eigenen dereinstigen Auferstehung ist — also ist Ostern zugleich das große christliche Fest der Unsterblichkeit der Seele. Auch die Natur nimmt an diesem hehren Feste gewöhnlich Antheil; sie verjüngt sich und bietet selbst ein Bild der Auferstehung dar. Die ersten Knospen und Blüthen brechen hervor und der Frühling beginnt; alles erwachet zu neuem Leben. Winter und Tod sind nicht mehr, nur Leben und freudiges Erwachen der Natur. Wie uns der Lenz mit Freude und Wonne erfüllt, so sind auch die Feste der Kirche von jetzt an nur freudenvolle. Der Tag des heil. Osterfestes ist nicht bestimmt; er gehört zu den sogenannten beweglichen Festen, und fällt immer auf den ersten Sonntag nach dem ersten Vollmonde, der auf die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche folgt. Der erste Sonntag nach Ostern wird der weiße Sonntag genannt, und zwar deßwegen, weil in den ersten Zeiten der Kirche die Katechumenen, d. h. die Lernchristen, welche am Charsamstage getauft wurden und als Zeichen der Unschuld weiße Kleider anlegten, diese bis zum Sonntage nach Ostern trugen. Dies ist auch der Grund, warum am weißen Sonntage meistens die Kinder nicht nur das erste Mal zum Tische des Herrn gehen, sondern auch ihren Taufbund mit Gott feierlich vor der ganzen Gemeinde erneuern.

An den Sonntagen nach Ostern werden die Evangelien, welche sich auf die Auferstehung Jesu und auf die durch sein großes Erlösungswerk für uns erwachsenen Gnaden beziehen, abgelesen und in den Kanzelvorträgen erläutert. Dann folgt die Bittwoche, in welcher wir durch Gebete eben jene Gnaden und andere ewige und zeitliche Gaben erflehen sollen, eingedenk der Scheideworte Jesu: „Wahrlich! wahrlich! ich sage euch, um was ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird Er euch geben.“ Sie wird auch Kreuzwoche genannt, weil an den drei Tagen vor der Himmelfahrt Christi, an welchem die Bittgänge gehalten werden, den Prozessionen, wie übrigens immer der Christen Siegeszeichen, das Kreuz vorangeht. Indessen ist der 40ste Tag nach Ostern erschienen und mit ihm das Fest der Himmelfahrt Christi; denn eben so lange weilte Jesus noch bei seinen Jüngern. Heute stieg Er sichtbar vor ihren Augen triumphirend zum Himmel hinan; doch ehe Er zur Rechten des Vaters erhoben ward, verhieß Er den Seinigen einen Tröster, den heiligen Geist; dieser steigt nun nach wenigen Tagen auf seine Jünger nieder, und gießet am Pfingstfeste

seine wunderbaren Gaben in reicher Fülle über die Gläubigen aus. Alles schöpft aus seiner Gnadenquelle, heiliget sich durch seine Weihe, alle Alter, Geschlechter und Stände, Lehrer und Regenten der Kirche zur Erleuchtung und Leitung der Kirche, Könige und Fürsten zur Regierung der Völker, das Volk zum Gedeihen der Geschäfte eines jeglichen Standes, vor Allem aber zur Erfüllung des höheren Berufes. Auch in der Natur sendet jetzt die Sonne ihre feurigen Gluthen herab, das Wachsthum zu befördern und die Früchte ihrer Reife entgegen zu führen. Alle Frucht ist Wirkung der Sonne und der Sonnenkraft. Und so ist die Sonne mit ihren Strahlen ein Bild des heiligen Geistes, der in feurigen Zungen herabgekommen ist, die Seele mit Wahrhaftigkeit, Verstand, mit gutem Rathe, mit Stärke, mit Wissenschaft, Frömmigkeit und mit der Furcht Gottes zu erwärmen und zu durchdringen, auf daß sie Himmelsfrüchte bringe für die Ernte im Reiche des ewigen Vaters.

Die dritte Hauptabtheilung des Kirchenjahres beginnt mit dem Feste der allerheiligsten Dreieinigkeit, acht Tage nach Pfingsten. Das Fest findet einfach an einem Sonntage statt; denn das unbegreifliche Wesen der Gottheit ist ein zu unendlich großes Geheimniß, als daß der Mensch es auch nur entfernt würdig begehen könnte; deßhalb verehrt er dasselbe still betrachtend in Demuth, Liebe und Dankbarkeit. Dieses Fest ist gleichsam ein Begriff des vorhergegangenen ganzen Kirchenjahres; denn wir verehren darin den Vater, der sich im alten Bunde, von dem der Advent, wie wir gesehen, ein Nachbild ist, vielfach geoffenbaret und sodann den eigenen Sohn aus unermessener Güte am Weihnachtstage zu unserer Erlösung gesandt, — den Sohn, der uns die Kindschaft Gottes wiedererworben und dem ewigen Verderben entrissen hat, welche Geheimnisse wir in den folgenden Festen bis zu seiner Himmelfahrt gefeiert haben,—und den heiligen Geist, der sich am Pfingstfeste offenbart und fortan in unserer Mitte als Tröster, Lehrer und Beleber weilt. Wenige Tage nach dem Feste der Dreieinigkeit fällt ein großes, von der Kirche hochgefeiertes Fest ein, das Fest des h. Frohnleichnams oder das Stiftungsfest des allerheiligsten Altarssakramentes, des größten Geschenkes, das uns die unendliche Liebe des Erlösers zur Erquickung und Stärkung hinterließ. Nicht allein den h. Geist wollte Er uns senden, nein, Er selbst wollte auch unter den Gestalten des Brodes und Weines in unserer Mitte liebend verweilen. Der Stiftungstag des h. Abendmahles fällt zwar auf den Gründonnerstag, aber dieser läßt der Freude keinen Raum; deßhalb verlegt die Kirche das Fest in die jetzige Jahreszeit. Mit dem Frohnleichnamsfeste schließt sich die Reihe der Hauptfeste; ein Tag aber, welcher dem Herrn gewidmet ist, und deßhalb vorzugsweise der Tag des Herrn genannt wird, wird jede Woche begangen, nämlich der Sonntag. Jeder von den Tagen im

Jahre ist dabei dem Andenken eines Heiligen, mehre sind der heiligen Jungfrau, der Königin aller Heiligen, und ein Tag in jedem Monate ist einem der heiligen zwölf Apostel gewidmet; die Kirche sucht durch diese Feste das Andenken an jene Kämpfer rege zu erhalten und uns zur Nachahmung ihres Tugendbeispieles zu erwecken. Als einen Feiertag begehet sie am 29. Juni das Fest Petri und Pauli, welche vor Allen muthig und unerschrocken das Evangelium verkündeten und weiter verbreiteten. Das Fest aller Heiligen in den letzten Wochen des Kirchenjahres, schließt den Kreis der Feste, welche dem Andenken der selig Vollendeten und Denen, welche für die Kirche gestritten, gewidmet sind. Während wir uns der großen Schaar der seligen Geister an diesem Tage erinnern, denken wir auch voll Ernst an die Zukunft. Unter die Zahl der Heiligen aufgenommen zu werden, ist ja unsere Bestimmung auf Erden. Damit aber tritt von selbst die Erinnerung an Tod und Gericht vor unser Inneres, und lebendig schweben die Seelen geliebter Hingeschiedenen vor unsern Blicken, die das göttliche Gericht schon erfahren haben. Darum gedenket die Kirche, die unsern tiefsten Empfindungen überall entgegenkommt, auch der Verstorbenen an einem eigenen dazu bestimmten Tage, am Tage Allerseelen, der sogleich auf den Tag Allerheiligen folgt. Nur durch den Tod geht der Weg zum Leben. Das Vergängliche muß zuerst abgelegt sein, ehe wir das Unvergängliche anziehen. Auch die Natur erinnert zu dieser Zeit wieder an die Vergänglichkeit und an das Ende alles Irdischen. Die meisten Blumen sind schon zu Grabe getragen, gelb fallen die Blätter von den Bäumen, häufige Nebel trüben den sonst so heitern Himmel, die Felder werden mit Reif überzogen, ein Hauch der Vernichtung weht über die Fluren hin. Das kalte Bild des Winters ist schon erschienen, die Natur stirbt und über ihre Fluren liegt bald ein weißes Todtenkleid ausgebreitet. Nur zwei Blumen sind noch übrig geblieben, die Aster und die Immortelle; aber es sind Todtenblumen, die nur die Bestimmung haben, der sterbenden Natur einen Todtenkranz zu flechten und ihr großes, weites Leichentuch zu schmücken. (Nach J. P. Mathias.)

48. Adventslied.

„Bereitet den Weg des Herrn!“
(Mark. 1, 3.)

Laß erschallen die Posaune,
Sion, sing' ein neues Lied,
Daß das Volk der Heiden staune,
Wenn es deine Freuden sieht!
Denn er kommt, dich zu erlösen,
Der des Friedens Palme trägt,
Sieh, dein König, der die Bösen,
Sion, dir zu Füßen legt!

Sion, eile ihm entgegen,
Auserwählte Tochter du!
Sieh, dein König spendet Segen,
Wendet dir sein Antlitz zu;
Will in dir sein Reich begründen,
Seiner Ehre Herrlichkeit;
Sion, laß dich würdig finden,
Halt dem Herrn dein Herz bereit!

Komm, o König, Fürst des Lebens,
Kraft der Seele, süßes Licht!
Keiner seufzt nach dir vergebens;
Komm, o Herr, und säume nicht!
Gieße deinen Segen nieder,
Pflanze deinen Friedensbaum,
Sammle deine Heerde wieder,
Herrsche durch den Weltenraum!

Berg' und Hügel werden schallen
Hoch empor vom Lob des Herrn;
Aus den Wäldern wiederhallen
Wird sein Name weit und fern.

Denn es ist der Herr des Lichtes,
Der Ersehnte aller Welt,
Der Vermittler des Gerichtes,
Der das Reich des Heils bestellt.

Jauchz', o Erde, jauchz', o Sonne!
Menschen, rühmet sein Gebot!
Ewig währt die neue Wonne,
Denn sie kommt vom starken Gott.
Erde, eb'ne deine Höhen,
Finsternisse, werdet Licht,
Blinde, kommt, den Herrn zu sehen,
Stumme, jauchzt und schweiget nicht!

(Bone's Cantate.)

49. Der Weihnachtsabend.

Der Vorabend des hohen Weihnachtsfestes wird in häuslicher Andacht und in freundlichen, sinnreichen Gebräuchen gefeiert. In manchen Familien wird die Abbildung der Krippe des Herrn mit Maria, Joseph und den Thieren aufgestellt. Diese sogenannte Krippchen, von dem hl. Franziskus von Assisi zuerst aufgestellt, sind eine anschauliche Darstellung der heil. Geschichte der Geburt Jesu Christi und erfüllen das fromme, kindliche Herz mit Freude und Dank.

Der Christbaum und die daran hängenden Geschenke bedeuten den Baum des Kreuzes mit seinen Gnaden und Früchten, die uns der Heiland erworben, und über die wir uns gleich der Geburt des Heilandes schon am Anfange unseres Heiles freuen sollen. Der Kreuzbaum aber, von dem uns das Heil gekommen ist, weist zurück auf jenen verhängnißvollen Baum des Paradieses, von dessen Früchten die ersten Stammeltern das Verderben gegessen haben. Erfreut über das größte Geschenk des Himmels, das uns in der geweihten Nacht geworden ist, theilen Alle, die es vermögen, Geschenke aus; besonders werden die Armen und die Kinder nicht vergessen. Es ist ja die Kindheit Jesu, die wir in den Kindern ehren, und die Armuth des in der Krippe des Stalles liegenden, göttlichen Kindes, das wir in den armen Brüdern und Schwestern erfreuen wollen. — Mit den Grundgedanken des Festes stimmt auch die Natur in dieser Zeit überein. Sie ist ihres Schmuckes entkleidet und in ihr winterliches Grab hinabgesunken. Schnee bedeckt die Erde, der Himmel ist verhüllt von trüben Wolken; selten bricht die Sonne hellscheinend hervor. So lag die geistige Welt zur Zeit, als Jesus geboren wurde, in einem tiefen Winterschlaf; Unglauben und Aberglauben herrschten überall; nur unter Einem Volke herrschte das Licht des Lebens; aber auch da hatte es die Herzen und Geister nicht durchdrungen. Alles seufzte nach Erlösung. Aber, sowie jetzt die Sonne ihren Wendepunkt erreicht und wieder ihre aufsteigende Bahn betreten hat, so, daß die Tage sich verlängern und heiterer zu werden

beginnen, so hatte auch mit der Geburt Jesu die düstere Herrschaft der Nacht ihren Gipfelpunkt erreicht; der Wendepunkt des menschlichen Elends war gekommen. (Hepp.)

50. Die Krippe.

Was ist das doch ein holdes Kind,
Das man hier in der Krippe find't?
Ach, solch ein süßes Kindelein,
Das muß gewiß vom Himmel sein.

Die Frau, die bei der Krippe knie't,
Und selig auf das Kindlein sieht,
Das ist Maria fromm und rein;
Ihr mag recht froh im Herzen sein.

Der Mann, der zu der Seite steht,
Und still hinauf zum Himmel fleht,
Das muß der fromme Joseph sein,
Der thut sich auch des Kindleins freu'n.

Und was dort in der Ecke liegt,
Und nach dem Kindlein schaut vergnügt,
Ein Oechslein und ein Eselein,
Das mögen gute Thierlein sein.

Und was den Stall so helle macht,
Und was so lieblich singt und lacht,
Das sind die lichten Engelein,
Die schau'n zu Thür und Fenster ein.

Sei hochgelobt, du dunkle Zell',
Durch dich die ganze Welt wird hell.
Klein Kindlein in Mariens Schooß,
Wie bist Du so unendlich groß!

(Melchior v. Diepenbrock.)

51. Freude über die Geburt Jesu.

Freu't euch, ihr Hirten all'
Und jauchzt mit großem Schall;
Seh't hier das Himmelsbild
So göttlich und so mild —
O große Freude!

Der Gott der Herrlichkeit
Nahm unsrer Schwachheit Kleid;
Die himmlische Gewalt
Erscheint in Knechtsgestalt;
O große Freude!

Der hohe Wunderheld,
Der Herrscher aller Welt,
Will unser Bruder sein,
Will uns vom Tod befrei'n;
O große Freude!

Der Engel Fürst und Lust
Liegt an der Jungfrau Brust,
Der ew'ge Gnadenstrahl
Bewohnt den niedern Stall;
O große Freude!

Die kleine Kripp' enthält
Das Heil der ganzen Welt:
Von aller unsrer Pein
Wird Er uns Retter sein;
O große Freude!

Es jauchzt der Engelchor
Zur heil'gen Nacht empor;
Die Himmelsschaar sich freut,
Die Erde wird erneut —
O große Freude!

(Angelus Silesius.)

52. Zum Aschenmittwoch!

Gedenk', o Mensch, du bist von Staub,
Und wirst zu Staube werden:
Die Augen starr, die Ohren taub,
Ohn' Leben und Gebehrden.

Gedenk', o Mensch, du bist von Staub,
Und wirst zu Staube werden:
Denn Reich und Arm wird Todesraub
Nach Freuden und Beschwerden.

Gedenk', o Mensch, du bist von Staub,
Und wirst zu Staube werden:
Wie von dem Baum verdorrtes Laub,
So sinkst du hin zur Erden.

Gedenk', o Mensch, du bist von Staub,
Und wirst zu Staube werden:
Dein Leib wird der Verwesung Raub,
Und Erde kommt zur Erden.

Gedenk', o Mensch, du bist von Staub,
Und wirst zu Staube werden:
Doch wird dein Geist des Todes Raub
In Ewigkeit nicht werden.

Drum sorg', o Mensch, daß wenn der Leib
Nun wird in Staub zerfallen,
Die Seele doch gerettet bleib',
In's Paradies zu wallen.

(W. Smets.)

53. Passionslied.

Dein Leiden, Herr, dein Sühnungstod,
Spricht aus den Wunden blutigroth,
Die Du für uns empfingst,
Als in dem dunkeln Erdenthal,
In Angst und Noth, in Durst und Qual,
Am Kreuzesstamm du hingst.

Die Hände, die so mild und gut
Oft auf der Kinder Haupt geruht,
Nur segnend immerdar,

Sie wurden Dir, o Gotteslamm,
Geheftet an den Kreuzesstamm
Mit scharfem Nägelpaar.

Die Füße, die gewandelt nur
Des Wohlthuns und des Lichtes Spur
Und auf empörter See,
Die hat der Frevler blut'ge Hand
Durchbohret und an's Kreuz gebannt
In unnennbarem Weh.

Die Seite, drin dein heil'ges Herz
Geschlagen für der Menschheit Schmerz
Und für ihr ew'ges Gut,
Die ward durchstoßen mit dem Speer,
Und Blut und Wasser floß daher,
Als Sühn- und Gnadenfluth.

So spricht dein Leiden und dein Tod,
Herr, aus den Wunden blutigroth,
Die Du für uns empfingst.
Gib Gnad' uns, daß vergebens nicht,
Die Welt zu retten vom Gericht,
Zum Kreuzestod Du gingst. (W. Smets.)

54. Die sieben Schmerzen der hl. Jungfrau.

Christi Leiden hast du vorgelitten,
Als dein lieberfülltes Mutterherz
Simeon mit scharfem Schwert durchschnitten,
Dir verkündend seinen Todesschmerz;
Lasse meine Schuld mich tief beklagen,
Die so harte Wunden dir geschlagen.

Musstest aus der lieben Heimath fliehen,
In die Fremde, in's Aegyptenland,
Mit St. Joseph, mit dem Kindlein ziehen
Einsam durch der Wüste heissen Sand:
Lass mich gehn, o Mutter! dir zur Seiten,
Wolle du durchs Leben mich geleiten.

Deinen Sohn verlorst du ohne Schulden,
Deine Liebe suchte Ihn so bang,
Musstest harren, musstest schmerzlich dulden,
Schmachten ohne Trost drei Tage lang;
Sei, Maria! mir zum Stern erkoren,
Hab ich Ihn durch meine Schuld verloren.

Mit der Dornenkrone, hart geschlagen,
Sahst du Ihn zur Leidensstätte gehn,
Sahst das schwere Kreuz Ihn blutend tragen,
Und die Feinde höhnisch Ihn umstehn:
Wolle, Jungfrau! du mein Herz erquicken,
Will die Last der Leiden mich erdrücken.

Schmerzensreiche, die das Kreuz umfangen
Deren Herz der schärfste Dolch durchschnitt,
Als die Hammerschläge dumpf erklangen,
Als sein heilig Blut hernieder glitt:
Lass mich mit Johannes bei dir weilen,
Lass als Sohn mich deine Liebe theilen.

Deines Heilands, deines Sohnes Leiche,
Wund, zerrissen, blutend, kalt und bloss,
Nahmen sie vom Kreuz, o Jammersreiche!
Du, o Jungfrau, nahmst sie auf den Schoss:
Habe meiner vor dem Tod Erbarmen,
Lass mich Ihn im Sacrament umarmen.

Die getrauert, ach! so tief im Herzen,
Eine Rose von dem Sturm entlaubt,
Als das Grab die Mutter voll der Schmerzen
Ihres höchsten Gutes ach! beraubt:
Keine Sünde soll mir Ihn entreissen,
Ewig will ich dich im Himmel preisen. (Guido Görres.)

55. Ostern.

Kirche, Haus, Leben und Natur gewinnen an Ostern, diesem Siegesfeste über Grab, Tod und Hölle, ein anderes, ein heiteres, freudiges Aussehen. Die Gläubigen, in festlichen Kleidern gekleidet, begrüßen sich am Ostermorgen mit einem fröhlichen Alleluja; Kinder und Erwachsene suchen Ostereier, die die freundliche Hand der Hausmutter an verborgenen Stellen des frisch aufsprossenden Frühlingsgrün hingelegt hat. Die Ostereier mit ihren harten Schalen, aus denen das innere, verborgene Leben hervorbricht, sind gewiß ein herrliches Sinnbild der Auferstehung. Auch die Natur feiert im Frühling ihre Auferstehung. Nach den langen, stillen Wintertagen ist sie aus dem Grabe ihres winterlichen Todes wieder erstanden. Sie feiert ihren Sieg über den Tod des Winters: neues Leben regt sich in ihrem Schoße, frisches Grün sproßt überall hervor, die Erstlinge der Blumen schmücken sie, das schöne Veilchen duftet würzigen Wohlgeruch aus bescheidener Verborgenheit. Wie übereinstimmend ist das Naturleben in dieser Zeit mit dem Leben der Religion! Im Reiche der Natur und im Reiche der Geister ist Tod und Verwesung überwunden: Christus hat als Sieger über Tod und Verwesung das Siegel des Grabes zerbrochen und ist in himmlischer Verklärung aus dem Schatten des Grabes hervorgegangen.

(Hepp.)

56. Osterlied.

Seele, dein Heiland ist frei von den Banden,
Glorreich und herrlich vom Tode erstanden;
Freue dich, Seele, die Hölle erbebt,
Jesus, dein Heiland, ist Sieger und lebt.

Freue dich, Seele, die Hölle erlieget,
Sünden und Satan und Tod sind besieget;
Der im Triumphe vom Grab sich erhebt,
Jesus, dein Heiland, ist Sieger und lebt.

Fasse dich, Seele, sei tapfer im Streite,
Jesus ist mit dir und kämpft dir zur Seite;
Zage nicht, wenn auch der Tod dich umschwebt,
Jesus, dein Heiland, ist Sieger und lebt.

Hast du dann standhaft mit Jesus gestritten,
Hast du den Tod wie dein Heiland gelitten:
Glaube, daß Jesus vom Grabe dich hebt,
Jesus, dein Heiland, ist Sieger und lebt. (Trier. Gesgb.)

57. Pfingstlied.

Der Erdkreis lag in Nacht verhüllt,
Mit Wahn und Götzendienst erfüllt,
Da kam des Höchsten Licht herab
Durch seinen Geist, den er uns gab.

Er schwebte auf der Jünger Schaar,
Die glaubensvoll versammelt war,
Das ihr verheiß'ne Licht zu schau'n,
Und dann des Siegers Reich zu bau'n.

Vom Sturm erzitterte das Haus.
Da goß auf sie der Geist sich aus;
Dein Wunder, Gott, soll sichtbar sein,
D'rum weih'st du sie mit Flammen ein.

Die Freunde Jesu gingen gern,
Zu sammeln Schüler ihrem Herrn;
Vom Aufgang bis zum Niedergang
Ward Alles Licht und Lobgesang.

Es öffnet sich der Zeugen Mund,
Und macht die Thaten Gottes kund
In Sprachen, die sie nie gehört,
Und die der heil'ge Geist sie lehrt.

Wer nur in ihrem Schatten weilt,
Der Kranke wird durch sie geheilt;
Wenn der Apostel Mund gebot,
Entfloh bezwungen selbst der Tod.

Gott stärket sie, sie zittern nie,
das Joch des Mittlers tragen sie
Zu jeder fernen Nation,
Und Aller Heil wird Gottes Sohn.

Noch dauert dieser Segen fort,
Noch siegt, o Ewiger! dein Wort,
Und daß wir glauben, danken wir,
O Geist der ew'gen Wahrheit! Dir.

Erhalt' uns deiner Lehre treu,
Mach' uns vom Wahn und Irrthum frei,
Und wenn uns Kraft und Muth gebricht,
Dann schenke uns dein Gnadenlicht.

O du, der uns der Welt entreißt,
Des Vaters und des Sohnes Geist!
Zur Liebe Christi flamm' uns an,
Dann wandeln wir die Himmelsbahn.

(Trier Gesangb.)

58. Der Pfarrer und die Pfarrgemeinde.

Der schöne Tag, an dem das Wort des Heilandes Erfüllung gefunden hat: „Es wird Eine Heerde und Ein Hirt sein," ist noch nicht erschienen, aber sichtbar rückt er näher. Siehe! Millionen haben im Glauben, „daß den Menschen kein anderer als Jesu Namen gegeben ist, wodurch sie selig werden sollen," der Heerde Christi sich bereits zugesellt, und an jedem Tage treten Andere bei. Der Hirt dieser großen und sich stets vergrößernden Heerde ist Jesus Christus, „der gute Hirt, der Sein Leben für die Schafe gelassen und mit dem Tode am Kreuze sie zu Seinem Eigenthume erkauft

hat." Er hat aber vor Seiner Himmelfahrt in den Worten: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch," die Apostel und deren Nachfolger, die Bischöfe und Priester, bestellt, daß sie in Seinem Namen und Geiste die Heerde weiden sollen. Der Erste dieser Hirten anstatt Christi ist der Papst, dem die Obhut und Sorge der ganzen Heerde aufliegt. Ihm untergeordnet verwalten die Bischöfe das Hirtenamt über einen Theil der Heerde (Diözese.) Die Diözesen oder bischöflichen Sprengel zerfallen in viele kleine Gemeinden, Pfarreien, deren jeder ein eigener Priester, Pfarrer oder Pastor genannt, vorsteht. Nimmt nun auch der Pfarrer eine untere Stufe der kirchlichen Hirtenwürde ein, so ist seine Stelle doch höchst wichtig und erhaben. Er bekleidet ein Amt, welches die Besorgung der heiligsten Angelegenheiten des Menschen zum Gegenstande hat, und von dessen Verwaltung Segen und Heil oder Fluch und Verderben Vieler für Zeit und Ewigkeit abhängt. Er lebt und arbeitet für die Interessen der unsterblichen Menschenseelen, „die nicht mit Verweslichkeit, mit Gold oder Silber, sondern mit dem theuern Blute Christi, des unschuldigen und unbefleckten Lammes, erlöset sind." Diesen die Früchte der Erlösung zuzuwenden, sie durch die Predigt des Evangeliums und durch die Spendung der heiligen Sakramente von Irrthum und Sünde und dem Elende der Sünde zu befreien, sie zur Heiligkeit und zum ewigen Leben zu führen, das große Werk der göttlichen Liebe und Erbarmung, das Werk der Errettung des menschlichen Geschlechtes von Sünde und Tod und die Wiedereinsetzung in das Reich der Wahrheit, Tugend und Seligkeit in einem bestimmten Kreise der Schafe und Lämmer Christi fortzusetzen, — das ist sein Beruf und die Aufgabe seines Lebens. Dieses Amt hat er aber nicht eigenmächtig sich zugeeignet; denn „Keiner darf sich selbst diese Würde herausnehmen, sondern er muß von Gott dazu berufen werden, wie Aron"; er hat es von Christus selbst empfangen. Denn der Bischof, welcher als Nachfolger der Apostel die Macht hat, Arbeiter in den Weinberg des Herrn zu senden, und welcher vom heiligen Geiste bestellt ist, die Kirche Gottes zu regieren," hat ihn unter Handauflegung feierlich dazu eingeweiht und sodann ihn berufen, als sein Gehülfe, einen Theil der bischöflichen Heerde zu weiden. Der Pfarrer ist also ein Seelsorger, Seelenhirt (Pastor) an Statt Christi und von Christus gesandt, so daß der Heiland und dessen erlösende Thätigkeit in ihm und seinem Amte bei den Gläubigen fortleben, und das Wort erfüllt wird: „Siehe ich bleibe bei euch bis zum Ende der Welt." Wahrlich, eine hohe Würde! Darum auch fühlt er sich begeistert, das ihm übergebene Amt treu und gewissenhaft zu verwalten, um immer und überall in Wahrheit und Wirklichkeit als ein Stellvertreter und Gesandter erfunden zu werden. Er hat stets das Bild

des guten Hirten vor Augen, „dessen Speise es war, den Willen des Vaters zu vollbringen, der ihn gesandt hatte," und sucht dieses in seiner Amtsführung abzuprägen. Kann er Ihm auch nicht gleich werden, so strebt er doch, Ihm immer ähnlicher zu werden. Der Heiland nun war erstens der gute Hirt durch Seine Lehre. Eben so steht der Pfarrer als Lehrer in seiner Gemeinde da. Was er lehrt, das sind nicht die Satzungen und Meinungen eitler Weltweisheit, sondern die heiligen Wahrheiten des Evangeliums Jesu, welches er durch eifriges Studium in ihrer Tiefe und in ihrem Umfange erkannt und im lebendigen Glauben erfaßt hat. Diese verkündet er, so oft und wo er Gelegenheit findet, an allen Sonn- und Feiertagen auf der Kanzel, im Beichtstuhl und am Krankenbette, und stets so, wie es für die Gläubigen noth thut, bald im Tone heiligen Ernstes und bald in sanfter Rührung, „gelegen und ungelegen, in aller Geduld und Lehrweisheit." Nie scheut er die Mühe, den Zustand und die Bedürfnisse seiner Heerde zu erforschen, und immer in passender Weise das passende Wort Gottes zu predigen; jeder seiner Vorträge läßt erkennen, daß er die Heiligkeit seines Lehramtes fühlt und nichts mehr wünscht und erstrebt, als daß das Licht der Wahrheit und Tugend die Finsternisse des Irrthums und der Sünde bei seinen Pflegbefohlenen vertreibe und helle in ihnen brenne. Wo falsche Lehrer und Propheten sich einschleichen und die Nacht des Irr-, Aber- und Unglaubens herbeizuführen drohen, wo die verderblichen Grundsätze und schlechten Sitten der Welt den Glauben und die Tugend der Gemeinden gefährden, da hält ihn keine Menschenfurcht und falsche Scham zurück, mit weisem Eifer das Schwert des Geistes, das Wort der göttlichen Wahrheit zu gebrauchen und dem Evangelium den Sieg zu erkämpfen. Er spricht mit dem heiligen Paulus: „Ich schäme mich des Evangeliums nicht; denn es ist eine Kraft, selig zu machen jeden, der da glaubt; weh mir, wenn ich es nicht predigte!" Vor Allem wendet er sich in seiner Lehrthätigkeit an die Schuljugend, deren unverdorbenes Herz der empfänglichste und fruchtbarste Boden ist für die Aufnahme und das Wachsthum des Samens des göttlichen Wortes, den er ausstreut. Sie zur Erkenntniß Gottes und Seines heiligen Willens, zur Liebe und Ausübung der Tugend zu führen und geschickt zu machen für das Himmelreich, welches der Heiland besonders ihr zugesprochen hat, ist ihm die heiligste und süßeste Pflicht. Nach dem Vorgange des göttlichen Kinderfreundes, der „die Kleinen zu sich rief und segnete," versammelt er sehr oft die Kinder in Schule oder Kirche um seinen Lehrstuhl und erklärt ihnen freundlich und verständlich, zu ihren Begriffen und Vorstellungen sich herablassend, die Geheimnisse der heil. Religion. Wie freut er sich, wenn das Wort des Lebens verstanden und im kindlichen Glauben aufgenommen wird! Aber auch dann, wenn der

unreife und unentwickelte Verstand der Kleinen seiner Unterweisung Hindernisse bereitet, ermüdet er nicht in Geduld und Sanftmuth, um so mehr bemüht er sich, die Lehren der himmlischen Weisheit und Wahrheit in das Gewand anziehender Bilder, Gleichnisse und Erzählungen zu hüllen und so die Aufmerksamkeit der Jugend zu fesseln. Ja, er begnügt sich nicht allein mit den Lehrstunden für die Kinder; auf manche andere Weise noch sorgt er für das Heil derselben. Er leitet und ordnet ihren Gottesdienst; überwacht ihr Leben und Wandeln außerhalb der Schule und Kirche und tritt mit liebreicher Ermahnung und ernster Warnung ihrem Muthwillen und ihren Unarten entgegen. Der Lehrer der Gemeinde findet in ihm einen Mann, der die Wichtigkeit und Beschwerden seines Berufes, die Jugend zu unterrichten und zu erziehen, anerkennt und herzlich mitfühlt, ihm durch seine höhere Wissenschaft gern zu Hülfe kommt, durch freundliche Begegnung und innige Theilnahme ihn tröstet und ermuntert, und sein Ansehen bei Eltern und Kindern kräftig unterstützt, so daß er in Freude und Segen sein schweres Amt verwaltet. Selbst in das Elternhaus dringt seine Hirtensorgfalt für die Kinder. Er ermahnt in Liebe und Ernst die Eltern, daß sie die Kinder, „in der Zucht und Ermahnung des Herrn erziehen," sie schützen vor Verführung und ihnen in allem Gutem, in Gebet, Eintracht und Unschuld ein Vorbild seien. Nie ist sein Eifer lebendiger und seine Zunge beredter, als wenn er diese heilige Pflicht den Eltern darstellt, zu ihrer Uebung ermuntert und ihre Versäumung rügt und straft. Mit solcher Hirtentreue das Wohl der Kinder suchend, genießt er die Freude, daß diese in dankbarer Liebe, in herzlichem Vertrauen und Gehorsam sich ihm anschließen und täglich „zunehmen an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen." Der Heiland war **zweitens** der gute Hirt durch **Sein Tugendbeispiel**. So auch bemüht sich der Pfarrer in seiner Person das Bild eines wahrhaft Gerechten aufzustellen und so dem Samen des Wortes Gottes, den er streuet, den belebenden und befruchtenden Thau zu geben. In all seinem Thun und Wirken, in all seinem Streben und Trachten, in der Erscheinung seines ganzen Lebens treten die Hoheit und Größe seiner Liebe zu Gott und den Menschen sonnenklar hervor. Er ist ein Mann des Gebetes, der nicht allein am Altare in glühender Andacht steht und das vorgeschriebene Tagesgebet verrichtet, sondern noch öfter in heiligem Flehen und Betrachten sein Gemüth zum Himmel erhebt; er ist geduldig und gottergeben in Leiden, Feind alles Ehrgeizes und Hochmuthes, voll selbstverläugnender Demuth, unschuldig und keusch in Blick, Wort und Werk, mäßig und schüchtern. Er ist freundlich und bescheiden gegen Jedermann, gegen Arme und Reiche; fordert ihn sein Amt auf zu zürnen, so ist es stets der in den Schranken der Mäßigung sich haltende heilige Zorn der Liebe, der die Sünde

haßt, aber in dem Sünder den Menschen und Christen liebt. Er ist friedfertig und versöhnlich; er betet für seine Beleidiger und segnet, die ihm fluchen. Vom Morgen bis zum Abend und ohne Furcht vor Mühe und Opfer ist er bereit, das Wort durch Thaten zu bewahrheiten: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Er tröstet die Betrübten und richtet die Niedergebeugten wieder auf; er lindert die Noth der Armen bald durch die Gaben aus eigener Habe und bald durch seine Fürsprache und Empfehlung, und er ist der mitleidige Freund der Sünder, der, weit entfernt, das geknickte Rohr niederzutreten und den glimmenden Docht gänzlich auszulöschen,“ in Demuth und Sanftmuth zur Buße und auf den Weg des Friedens sie zurückruft. Der Heiland war drittens der gute Hirt durch seinen Versöhnungstod. Der Pfarrer ertheilt den Gläubigen die durch den Kreuzestod Jesu erworbenen göttlichen Gnaden; er ist „der Verwalter der Geheimnisse Gottes,“ der heiligen Sakramente. Er gibt dem Säugling durch die heilige Taufe das durch die Sünde der ersten Menschen verlorene Gewand der Unschuld wieder, so daß dieser wieder Kind Gottes und Erbe des Himmels wird, und nimmt ihn in die Kirche des Herrn auf; er führt die Kinder, durch Unterricht und lebendigen Glauben vorbereitet, dem Bischofe zu, damit das heilige Sakrament der Firmung sie mit dem heiligen Geiste erfülle; er ertheilt im Sakrament der Buße den reuigen Sündern den Trost und Frieden der Sündenverzeihung; er reicht den Gläubigen das christliche Manna, das Fleisch und Blut Christi zum seligen Genusse; er erscheint wie ein tröstender Engel am Lager der Kranken und Sterbenden und spendet ihnen in der Oelung himmlische Gnaden, damit sie freudig dulden, siegreich den Todeskampf bestehen und „im Herrn sterben.“ Er segnet im Sakramente der Ehe den ehelichen Bund ein, auf daß den Verlobten Gottes Gnade und Beistand zu Theil werde; und er steht endlich täglich am Altare des Erlösers, um das unblutige Opfer des neuen Bundes darzubringen, in welchem das blutige Kreuzesopfer den Gläubigen vor Augen tritt und sie dessen Früchte empfangen. So ist er ein treuer Verwalter der sakramentalischen Gnadenschätze, der jedem Gliede seiner Heerde sie ertheilt, wie es sie in seiner Lage nöthig hat. In dieser Weise vertritt der Pfarrer des Heilands Stelle in seiner Gemeinde und flehet dann ohne Unterlaß zu Gott, daß Er seinen Bemühungen Segen und Gedeihung geben wolle. Es braucht nun wohl kaum bemerkt zu werden, daß der Seelsorger in seinem Berufe viele Mühe und Beschwerde hat. Welche Arbeit hat er als Lehrer in Kirche und Schule, um immer den Gläubigen die Nahrung des göttlichen Wortes in rechter Form zu reichen, „Milch den Kindern, feste Speise den Großjährigen im Glauben.“ Welche Mühe verursacht ihm die Erziehung der Jugend, ihr Leichtsinn und ihre Ungelehrig-

keit! Wie schwer ist die Bekehrung der Sünder, deren Verstockung und Widerspenstigkeit ihn nie ermüden dürfen, sie in Geduld und Sanftmuth auf den Irrwegen der Sünde aufzusuchen, und für Gott und die Tugend wieder zu gewinnen! Welche Last, wenn Haufen von Bedrängten und Armen ihn umlagern, nicht selten freche Bettler, welche die Sünde an den Bettelstab gebracht hat und alle von ihm Trost und Hülfe verlangen! Wie mühevoll ist die Verwaltung der heiligen Sakramente, besonders die Spendung der Sakramente für die Sterbenden! Siehe! bei Tage und in der Nacht, in der Kälte des Winters und in der Hitze des Sommers muß er bereit sein, dem Rufe an's Bett der Kranken zu folgen; weder den Schmutz der Hütte, noch die Gefahr der Ansteckung darf er fürchten. Ueberdies kann er bei dem größten Eifer und bei aller Aufopferung für fremdes Heil dem Tadel, der Kränkung und Verfolgung der Welt nicht entgehen, welcher noch immer das Wort vom Kreuze als „Aergerniß und Thorheit" gilt. Wer beschreibt endlich die Trauer und den Schmerz für das Herz des Pfarrers, wenn sein Wirken hier und da keine Frucht schafft, wenn sein Wort der Belehrung und Ermahnung keine willige Aufnahme findet, und Sünder ihm, wie Felix dem heiligen Paulus, den Rücken kehren! Wegen dieser großen Beschwerden des Seelsorger-Amtes sagt mit Recht ein Kirchenlehrer: „Wer an Tugenden reich ist, der übernehme nur genöthigt das Hirtenamt; wer aber arm ist an Tugenden, der übernehme es nicht gezwungen." Allein in dem Pfarrer lebt ein Geist, der vor keiner Beschwerde seines Berufes zurückbebt, der Geist „des guten Hirten, der Sein Leben für Seine Schafe ließ," der Geist wahrer Gottes- und Nächstenliebe. Erfüllt und beseelt von diesem Geiste duldet er jede Mühe, bringt er jedes Opfer, sogar das des Lebens — „hält er mit dem heiligen Paulus Alles für Auskehricht, wenn er nur seinen Beruf und den Dienst vollenden kann, welchen er vom Herrn Jesus empfangen hat, das Evangelium der Gnade Gottes zu bezeugen." Diese Hirtenliebe des Pfarrers weiß aber auch die Gemeinde zu würdigen und zu erwidern, und sie versüßt ihm dadurch die Bitterkeiten und Beschwerden seines Amtes. Sie gehorcht dem Apostel, der da schreibt: „Wir bitten euch, Brüder, seid zugethan denen, welche unter euch arbeiten und euch im Herrn vorstehen, achtet sie hoch in Liebe um ihrer Werke willen," und schließt sich in treuer Liebe an ihren Hirten an. Diese Liebe an den Tag zu legen, ist ihr unabweisbares Bedürfniß. Darum sorgt sie zunächst für den anständigen Unterhalt des Pfarrers. Er bedarf und verlangt für sich nur Weniges; denn nicht wegen des schnöden Gewinnes weidet er die anvertraute Heerde Gottes, und er spricht mit dem Apostel: „Ich suche nicht das Eurige, sondern euch." Er ist zufrieden, wenn er das für das Leben Nothwendige hat und keine Nahrungssorgen sein

Wirken lähmen; aber er bedarf auch für die Armen, deren Wohlthäter und Vater er ist. Was er bedarf, hat er ein Recht zu fordern. „Welche dem Altar dienen, die sollen von dem Altar ihren Theil empfangen." Kein Glied der Gemeinde nun verweigert seinen Beitrag, und wer beiträgt, trägt mit Anstand und Würde und im Gefühle der Pflicht bei. „Oder ist es etwas Großes, wenn der Pfarrer, der seiner Gemeinde Geistliches säet, von ihrem Irdischen ärntet? Die Gemeinde erweiset zweitens dem Pfarrer hohe Ehrfurcht und Achtung. Er sucht diese nicht für seine Person: als Stellvertreter Dessen, der, obwohl Er Gottes Sohn war, Sich bis zum Tode des Kreuzes erniedrigte, ist er von Herzen demüthig. Aber er fordert sie wegen der Hoheit seines Amtes und dessen Erfolges, der zum großen Theile von dem Ansehen abhängt, das er genießt. Das begreift Jeder, und Jeder achtet in ihm den Herrn, an dessen Stelle er steht, und dessen Gesandter er ist. Wo er erscheint, da wird ihm mit Ehrerbietung begegnet; wo von ihm gesprochen wird, da geschieht es mit Hochachtung. Niemand wagt, ihn zu verachten, denn, „wer ihn verachtet, der verachtet Jesum; wer Jesum verachtet, der verachtet den Vater, der ihn gesandt hat. Niemand erlaubt sich frechen Tadel. Thut er, was Tadel verdient, so schenkt ihm Jeder herzliches Bedauern, weil Jeder einsieht, wie leicht der Geistliche straucheln kann, der auf so gefährlicher Höhe steht, und Niemand will durch schonungsloses Richten und Verdammen die Ehre und Achtung des Fehlenden gänzlich vernichten. Ist und bleibt er doch, obschon sündhaft, ein Priester des Herrn, und wie gar nichts gewinnt, wie viel aber verliert die Heerde, deren Hirt durch den Verlust seines Ansehens zum „schaalen Salze und erloschenen Lichte" geworden ist! Die Gemeinde begegnet drittens dem Pfarrer mit herzlichem Vertrauen. Seine Hirtenliebe erweckt und verdient ihm Vertrauen. Sie ist die Ursache, daß die Glieder der Gemeinde in allen Lagen und Verhältnissen, in denen sie des Trostes, des Rathes und der Hülfe bedürfen, zu ihm ihre Zuflucht nehmen, und Niemand sich fürchtet, ihm die Geheimnisse des Herzens und Lebens zu offenbaren. Wer von den Trübsalen der Erde heimgesucht ist, wem das Bewußtsein seiner großen und vielen Sünden den Frieden des Gewissens geraubt hat, Gefallene, welche die Welt mit Härte ausstößt, Eltern, die für das Heil ihrer Kinder fürchten, Jünglinge und Jungfrauen, die einen Stand und Beruf wählen wollen — diese alle wenden sich an ihn; ihn betrachten Alle als den von Gott geschenkten treuen Freund, bereitwilligen Helfer und liebevollen Vater. Er ist auch der Prediger, um dessen Kanzel die Pfarr-Angehörigen am liebsten sich sammeln, der Lehrer der Religion, dessen Unterricht alle Kinder der Gemeinde anvertraut sind, der Beichtvater, dessen Seelenführung und Tröstung

sich Keiner entzieht, und der Freund für alle Kranken, der sie in der Geduld stärkt mit der Kraft des Wortes und der Sakramente. Mit dem Vertrauen verbindet die Gemeinde viertens kindlichen Gehorsam. Wenn dieser fehlt, so arbeitet der Pfarrer ohne Freude und Muth, ohne Frucht und Segen. Darum ermahnt der Apostel: „Gehorchet euren Vorgesetzten und seid ihnen zugethan: denn sie wachen als die da über eure Seelen Rechenschaft ablegen sollen; auf daß sie es mit Freuden thun und nicht mit Seufzen: denn das ist für euch nicht gut.“ Doch die Gemeinde, welche ihrem Hirten vertraut, erweiset ihm auch Gehorsam. Sie gleicht einer Familie, in der alle Kinder den Wink des Vaters verstehen und in dankbarer Liebe dessen Willen erfüllen. Es herrscht durch alle ihre Glieder hindurch ein heiliger Wetteifer, den Worten des Pfarrers Gehör zu geben und sie in Thaten umzusetzen. „Wohin der Hirt vorausgeht, dahin folgen ihm alle Schafe: denn sie kennen seine Stimme“ und wissen, daß er sie nur auf gute Weide und auf rechtem Wege führt. Ist auch bisweilen sein Blick finster und ernst und sein Wort zürnend, siehe! das ist der Ernst und Zorn der Liebe, welche die Verirrten retten will — und Keiner darf sich dadurch zu Trotz und Widerspruch verleiten lassen. Endlich fünftens betet die Gemeinde für den Pfarrer. Denn wem ist die Fürbitte nöthiger als ihm, auf dessen Schultern das schwerste, pflichtenreichste und gefährlichste Amt liegt? Wie kann er es zum Ruhme Gottes und zum Heile seiner Pfleglinge verwalten, wenn nicht der seine Gnade verleihet, „ohne den die Bauleute vergeblich bauen und der Wächter umsonst die Stadt behütet?“ Selbst der heil. Paulus ermahnte die Gläubigen, daß diese für ihn beteten. Wie dürfte es nun die Gemeinde versäumen, täglich zu Gott zu flehen, daß Er die Fülle Seines Segens auf ihren Hirten lege, damit sein Wort der Wahrheit willige Aufnahme finde, sein „Vorbild im Wandel, in Liebe, im Glauben und in Keuschheit“ leuchte und zur Nachfolge treibe, seine Verwaltung der göttlichen Geheimnisse Frucht bringe und — herrlich aufblühe das Reich Gottes, das Reich der Gnade, der Tugend und Seligkeit? So kommt die gute Gemeinde ihrem guten Pfarrer entgegen und vereint sich mit ihm durch das Band treuer Liebe. Namentlich sind es die Kinder der Gemeinde, welche sich in der liebevollen Anhänglichkeit an den Pfarrer auszeichnen. Sie begreifen, welche große Wohlthaten sie von ihm empfangen und welchen Segen für ihr zeitliches und ewiges Glück sie seinen rastlosen Bemühungen zu verdanken haben. Darum halten sie es für ihre heiligste Pflicht, die schuldige Dankbarkeit immer und überall zu beweisen. Sie wetteifern mit einander, dem theueren Jugendfreunde durch gute Aufführung, durch Aufmerksamkeit beim Unterrichte, durch Fleiß im Kirchen- und Schulbesuche, durch Andacht im Gebete, durch sittsames und anständiges Betragen in der

Schule, zu Hause und auf der Straße, durch Gehorsam, Achtung und Vertrauen gegen ihn Freude zu machen. Ihn durch Wort oder That mit Willen und Absicht zu betrüben, gilt allen als große Sünde und Schande. Wo aber der jugendliche Leichtsinn sie dem Pfarrer mißfällig macht, da bereuen sie den Fehltritt nicht so sehr aus Furcht vor der verdienten Strafe, als vielmehr wegen der Kränkung, die sie ihm verursacht haben, und sofort wenden sie sich zur Besserung. Insbesondere ist ihnen die herzliche und fromme Fürbitte das Mittel, die Gefühle ihrer Dankbarkeit zu bekunden. Bei einer solchen liebevollen Verbindung der Gemeinde mit dem Pfarrer ruhet auf ihr der sichtbare Segen des Himmels und offenbaret das Evangelium an ihr „seine Kraft, selig zu machen.“ In ihr leuchtet klar und helle das Licht des wahren Glaubens, in ihr hat die Sünde und das Laster keine Stätte, in ihr blüht und reift herrlich die Saat des göttlichen Wortes, in ihr wohnt Eintracht und Brudersinn, Berufstreue und Freudigkeit unter allen Ständen, Kinderzucht und Familienglück, in ihr gedeihen Armenanstalten und Schulen. Ihr Anblick ist erhebend und wohlthuend: „denn sie ist die Gemeinde des Herrn, die keine Flecken hat oder Runzeln oder irgend dergleichen, sondern die heilig ist und untadelhaft.“ K.

59. Stilles Gotteslob.

Ach, hätt' ich Engelszungen,
Ich hätt' euch wohl gesungen,
Das süße, liebe Lied,
Das mir so still und selig
Im jungen Herzen glüht.

Ich weiß gar keine Weisen
Den Herren so zu preisen,
Den Vater treu und mild,
Wie meine ganze Seele
Ihm singt und jauchzt und spielt.

Ich muß mein Haupt ihm neigen,
Kann weinen nur und schweigen
In Seligkeit und Schmerz;
Ach Kind, er weiß dein Leiden,
Er sieht dir in das Herz.

(M. Diepenbrock.)

60. Sprüchwörter.

Der Mensch denkt. Gott lenkt. Friede ernährt. Unfriede verzehrt. Der Tadel schmerzt. Armuth schändet nicht. Worte belehren. Beispiele ziehen an. Der Schein trügt. Der Klügste gibt nach. — Der Zorn wird nicht alt. Der Anfang ist schwer. Irren ist menschlich. Gedanken sind zollfrei. Lang ist nicht ewig. Ewig ist lang. Die Eigenlieb ist blind. — Armuth ist keine Schande. Der Neid hat Leid. Die Zeit hat Flügel. Die Eigenlieb ist ein Dieb. Der Lügner wird ein Dieb. Aus Kindern werden Leute. Das Laster hat kein Glück.

Zweiter Abschnitt.

Der Mensch.

---

61. Der Mensch, die Krone der Schöpfung.

Wer preist den Ruhm des Herrn, den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewigkeit! Warum sehet ihr Ihn aber im Fernen mehr? Betrachtet hier die Biene, noch spät im Herbst sammelt sie emsig und baut sich ein Haus, winkel- und wagrecht als Meister und Geselle; schaut die Ameise da; sie kennt ihren Weg und verliert ihn nicht; sie baut eine Wohnung aus Grashalmen, Erdbröcklein und Kiefernadeln. Sie baut sie in die Höhe und wölbt sie zu. Aber sie hat umsonst gearbeitet; denn das Pferd stampft und scharrt Alles auseinander. Seht hin, es zertritt ihre Balken und zerstreut ihre Planken; ungeduldig schnaubt es und kann nicht rasten, denn der Herr hat das Roß zum Gesellen des Windes und zum Gefährten des Sturmes gemacht, daß es den Mann dahin trage, wohin er will, und die Frau, wohin sie begehrt. Aber im Palmenwalde tritt er auf, der Löwe; ernsten Schrittes durchzieht er die Wüste; dort herrscht er über alles Gethier und nichts widersteht ihm. Doch der Mensch weiß ihn zu zähmen, und das grausamste der Geschöpfe hat Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes, nach dem auch die Engel gemacht sind, die dem Herrn dienen; denn in der Löwengrube scheute sich Daniel nicht; er blieb fest und getrost, und das wilde Brüllen unterbrach nicht seinen Gesang. (Göthe.)

62. Würde und Bestimmung des Menschen.

Unter allen Geschöpfen, welche Gott in seiner Liebe und Weisheit hervorgerufen hat, nimmt die erste und wichtigste Stelle der Mensch ein. Die Würde und hohe Bestimmung wird in der Schöpfungsgeschichte deutlich ausgedrückt. Als der Allmächtige die übrigen Wesen erschuf, sprach er: Es werde! und es ward. Bei der Schöpfung des Menschen aber hebt sich seine Sprache und in feierlichen Worten kündet Er an: Lasset uns den Menschen machen nach unserm Bilde und Gleichniß!

Schon seine leiblichen Vorzüge erheben den Menschen über die Thiere. Während das Thier den Blick zur Erde senkt, geht der Mensch aufrecht und sieht mit freiem Blicke im Reiche der Schöpfung umher und zum Himmel auf, seiner einstigen Wohnung. Sein Gesicht ist der Ausdruck seines seelenvollen Innern und das Muster der höchsten Naturschönheit; seine Hände sind auf eine bewundernswürdige Weise zu den härtesten, schwierigsten und künstlichsten Arbeiten gebildet. Sein Körper kann unter allen Himmelsstrichen ausdauern; denn die ganze Erde ist seine Wohnung.

Seinem Leibe nach ein Sohn des Staubes, ist der Mensch zugleich ein unsterblicher Geist. Natur und Geist, Leib und Seele, Irdisches und Himmlisches, Vergängliches und Unsterbliches sind auf eine wundervolle Weise in ihm vereinigt. Der Geist des Menschen ist mit den herrlichsten Anlagen und Vorzügen von Gott ausgestattet. Er besitzt die Kraft, Gott, seinen Willen und seine Werke zu erkennen, Gott über Alles und den Nächsten wie sich selbst zu lieben und dadurch selig zu werden. Das ist die Bestimmung des Menschen. Erreichen kann er dieselbe, wenn er sich erleuchten läßt vom Lichte des Glaubens und sich stärken und führen läßt von der Gnade, die der Heiland uns erworben hat. Um nun den ganzen Reichthum seines Innern sowohl gegen Gott als auch gegenseitig aussprechen zu können, hat der Schöpfer dem Menschen die Sprache gegeben, ein Wunder der göttlichen Weisheit und Liebe. Es ist demnach Zweifaches, was wir am Menschen zu betrachten haben, das Sichtbare oder den Leib und dann das Unsichtbare, Geistige an ihm oder die Seele. (Hepp.)

63. Der Körper des Menschen.

Der Körper ist das Werkzeug unserer Seele, welche mit demselben auf das Innigste verbunden ist. Wenn der Körper gesund ist, so ist's auch der Seele wohl, und sie kann ihre Kräfte ungehindert äußern; ist der Leib im Gegentheile krank, so leidet die Seele mit, und sie wird in ihren Verrichtungen gehindert. Das Alles habt ihr Kinder ja schon selbst erfahren, wenn ihr unpäßlich oder krank gewesen seid. Es ist deßhalb nothwendig, daß ihr euern Körper wenigstens in so weit kennen lernet, als es zur weisen Schonung und Erhaltung, zur Bewahrung vor Verderben und zur allenfallsigen Wiederherstellung desselben bei kleinen Unpäßlichkeiten nöthig ist. Zudem ist der Mensch das Meisterstück der Schöpfung Gottes, und obgleich der Leib nicht der vorzüglichere Theil des Menschen ist, so erfüllt uns doch die Kenntniß von dem wunderbaren Baue desselben mit Liebe gegen die Macht und Weisheit des gütigen Schöpfers. Und wie traurig wäre es, wenn wir viele andere Dinge kennen lernten, und mit dem Gegenstande, der uns am nächsten liegt, un-

bekannt blieben! Auch vor manchen Krankheiten, Beschädigungen und Unglücksfällen in Rücksicht des Körpers wird sich Derjenige bewahren, der sich eine hinlängliche Kenntniß von seinem Körper verschafft hat.—Unser Körper bestehet aus vielen festen, weichen und flüssigen Theilen. Diese sind:

1. Die Knochen. Sie sind stark, fest und hart gebildet, damit sie das Fleisch des Körpers unterstützen, und vor dem Zusammensinken bewahren. Vermittelst der Gelenke sind alle Knochen fest untereinander verbunden; die Gelenke aber sind mit Knorpeln versehen, damit sich die Knochen nicht aneinander reiben können. Jedes Gelenk ist mit starken Bändern versehen, damit es nicht auseinander gehen kann. Alle durch Bänder und Knorpel miteinander verbundene Knochen, deren man ungefähr 260 zählt, machen das Gerippe des menschlichen Körpers aus. Die Knochen haben eine manchfaltige Gestalt, und viele sind inwendig ganz hohl. Die innere Höhlung der Knochen enthält das Mark. Das ganze Knochengebäude theilt man in den Kopf, den Rumpf und die Gliedmaßen. Der Kopf enthält mehre Knochen, wie das Stirnbein, die Scheitelbeine, die Schläfe, das Nasenbein, die Kinnlade und die Zähne. Der Mensch hat 28 bis 32 Zähne, wovon die vier vordersten, sowohl in der untern als obern Kinnlade, die Schneidezähne heißen. Neben ihnen stehen die Spitz- oder Hundezähne. Sie dienen zum Abbeißen und Zerschneiden der Speisen. Auf sie folgen die Backenzähne, deren man, wenn sie vollständig sind, 20 hat. Diese dienen zum Zermalmen. Der Rückgrat, die Brust und das Becken machen den Rumpf aus. Der Rückgrat ist eine Säule, welche aus 24 Wirbelbeinen besteht und den Kopf trägt. An den Rückenwirbeln sind vermittelst sehr fester Bänder die Rippen befestigt. Sie umgeben die Brusthöhle. Da, wo der Rückgrat aufhöret, stehen die Hüftknochen zu beiden Seiten hervor. Diese sind mit einigen andern Knochen verbunden, und bilden die Figur eines Beckens. Zu den Gliedmaßen gehören die Arme und Beine. An den Armen unterscheidet man den Oberarm, den Unterarm und die Hand; die Beine bestehen aus dem Ober- und Unterschenkel und dem Fuße. — Alle diese Knochen sind anfangs weich und knorpelartig; nach und nach werden sie härter, und erst im zwanzigsten Jahre vollkommen und fest; im Alter dagegen werden sie leichter und brüchig.

2. Die Muskeln dienen zur Bewegung des Körpers und machen das Fleisch desselben aus. Es besteht nämlich alles Fleisch aus mehren hundert Fleischbündeln, welche dicken Bändern gleichen, und dies sind eben die Muskeln. Die Kraft, mit welcher sich die Muskeln zusammenziehen und ausdehnen, ist außerordentlich groß, und wird die Reizbarkeit genannt. Diese Kraft wirkt theils mit unserm Willen, wie z. B., wenn wir unsere Arme und Beine bewegen, wenn wir gehen, arbeiten, Etwas ergreifen oder festhalten;

theils aber auch ohne unsern Willen (unwillkürlich), z. B. bei der Bewegung unsers Herzens und beim Athemholen.

3. Das Herz und die Adern. Das Herz ist auch ein Muskel und zwar für uns einer der wichtigsten, weil von seiner unausgesetzten Bewegung unser Leben abhängt. Es liegt an der linken Seite der Brusthöhle. In ihm befinden sich zwei große Höhlungen, welche die Herzkammern heißen. Durch die Zusammenziehung des Herzens wird das Blut herausgedrückt in die große Pulsader, und durch eine andere Ader, die Hohlader, strömt es wieder in das Herz zurück, und so wird es durch den ganzen Körper durch unzählbar viele Adern fortgetrieben. Dies nennt man den Umlauf des Blutes, wodurch in allen Theilen des Körpers Nahrung und Säfte zur Erhaltung und zum Wachsthum mitgetheilt werden. Bei Erwachsenen schlägt das Herz 60 bis 70 mal in einer Minute, bei kleinen Kindern aber 100 mal. Schlägt das Herz merklich geschwinder, so ist der Mensch nicht ganz wohl. Ein gemäßigter Kreislauf unseres Blutes ist die Quelle der Gesundheit; Unmäßigkeit, Ausschweifungen und heftige Leidenschaften stören den regelmäßigen Lauf des Blutes und verkürzen das Leben.

4. Die Lungen sind zwei schwammigte Lappen, welche sich um das Herz herum biegen, und durch einen sehnigten Muskel, welchen man das Zwergfell nennt, von dem Unterleibe geschieden. Die Lungen sind weiche sammetartige Körper und enthalten viele Luftgefäße oder Luftbehälter, die sich abwechselnd öffnen und schließen, wodurch das Athmen entsteht. Durch den Mund und durch die Nase ziehen wir die Luft ein, welche dann in dem hintersten Theile des Mundes, welcher der Schlund heißt, durch die Luftröhre, die sich unten nach beiden Lungenflügeln in zwei Röhren theilt, in die Lungen hineingeht. Die Brusthöhle wird dadurch erweitert, und so bald sich diese wieder zusammenzieht, wird die eingeathmete Luft aus den Luftgefäßen wieder herausgetrieben und durch die Luftröhre weggeschafft, damit die neu einzuathmende Luft an ihrer Stelle eindringen kann. Aus der Luft schöpfen wir durch das Athmen vielen Nahrungsstoff; es kommt also viel auf die Einathmung von zuträglicher Luft und auf die gesunde Beschaffenheit der Lunge an. Um dieselbe nicht zu verlieren, muß man, so viel wie möglich, reine Luft zu athmen suchen; man muß Wohnstube und Schlafkammer der frischen Luft fleißig öffnen. Dies ist um so nothwendiger, je mehr Menschen sich in demselben aufhalten. Man muß darauf sehen, daß nicht nasses Gemüse oder andere feuchte Sachen in der Stube umher liegen; daß keine nasse Wäsche darin getrocknet werde. Man soll ferner die Brust nicht im Sitzen oder durch Zusammenschnüren drücken; auch alles vermeiden, wodurch die Lungen zu sehr angegriffen werden, zu übermäßiges Schreien, zu starke Erhitzung und plötzliche Erkältung; denn die lockern, schwammigten

Luftgefäße der Lungen faulen sehr leicht bei der geringsten Verletzung und es entstehet dann eine sehr schmerzhafte tödtliche Krankheit, welche man die Lungenschwindsucht nennt. Das Athemholen dient auch zur Hervorbringung der Stimme, denn die Töne entstehen, wenn wir die Luft aus der Luftröhre hinausstoßen, und jene sich durch die Stimmritze hindurch drängt.

5. Der Magen erhält durch den Schlund, welcher hinter der Luftröhre liegt, die Speisen, nachdem sie von dem Speichel angefeuchtet worden sind. Alle Speisen und Getränke, die ich genieße, gehen über die Luftröhre weg. Damit nichts von denselben hineinfalle, so befindet sich über der Oeffnung der Luftröhre eine Fallthüre oder ein Deckelchen, welches sich allemal zuschließt, so oft ich schlucke, rede ich aber unter dem Essen oder Trinken, so öffnet es sich. Der Magen fängt die Verdauung der Speise an, welche in den Gedärmen fortgesetzt wird mit Beihilfe der Galle, die aus der Leber kommt. Durch die sechs Menschenlängen betragenden Därme seihet sich hierauf die Nahrungsmilch. Das Gekröse, woran in vielen Windungen die Därme befestigt sind, bewahret sie vor der Verwickelung, und enthält die Nahrungsmilchgefäße, die sich in einem Behälter ausleeren, aus welchem sich diese Milch ins Blut ergießt. Die Nieren sondern den Harn von dem Blute ab, welcher nebst dem größern Ueberreste der Speisen, als unnützer Unrath durch die natürlichen Wege wieder fortgeschafft wird.

6. Die Haut des Menschen saugt durch die in ihr befindlichen kleinen Oeffnungen, Poren genannt, die Luft ein, und haucht dadurch die wässerichten Dünste des Blutes aus; ihre Farbe ist bei allen Menschen gleich, nämlich weiß; denn die Schwärze des Negers, die gelbbraune Farbe des Arabers, die kupferrothe Farbe des Amerikaners und die weiße des Europäers ist nicht die Farbe der eigentlichen Haut, sondern die Farbe einer schleimigen Materie, welche wie ein Netz zwischen der Oberhaut und der eigentlichen Haut sich hinzieht, und die Fetthaut genannt wird. Da aber die Oberhaut sehr dünn und halb durchsichtig ist, so schimmert die Farbe der innern Fetthaut hindurch, und es scheint dann, als ob die Oberhaut die Farbe hätte, welche eigentlich der Fetthaut angehöret.

7. Das Gehirn, der edelste Theil unseres Körpers, weil er die nächste Verbindung mit unserer Seele hat, ist eine weiche, breiartige Masse, welche durch den Hirnschädel und eine dreifache Haut geschützt wird. Dieser Schutz ist deßwegen nöthig, weil die geringste Verletzung sehr oft augenblicklich den Tod nach sich ziehet. Am Hintertheile des Kopfes stehet diese Masse durch eine Oeffnung mit dem Rückenmarke in Verbindung. Aus dem Gehirne und Rückenmarke entspringen viele weiße Schnüre von verschiedener Dicke, welche sich fast nach allen Theilen des Körpers verbreiten. Man nennt sie Nerven, und sie sind häufig miteinander verbunden oder

verflochten. Sie entspringen alle paarweise. Aus dem Gehirne entspringen eilf Paare, aus dem Rückenmarke über dreißig; sie machen durch ihre Reizbarkeit, daß wir empfinden. Daher sind auch nur diejenigen Glieder, in welchen Ner en liegen, empfindlich; andere aber, z. B. die Nägel, sind unempfindlich; und daher rührt es, daß der Mensch alle Empfindung verliert, wenn sein Gehirn gedrückt wird; und daß er, wenn ihm die Nerven im Arme zerschnitten worden sind, an der Hand keinen Schmerz empfindet, wenn man auch mit einem Messer hineinschnitte. Die Nerven sind aber nicht bloß die Werkzeuge der Empfindung, sondern auch der Bewegung; denn sobald ein Nerv zerstört ist, verlieren alle Glieder, zu welchen der zerstörte Nerv hingehet, ihre Beweglichkeit. Heftige Leidenschaften, Zorn, Gram, Furcht, Schrecken, Wollust schwächen die Nerven sehr; eben so der häufige Genuß erhitzender Getränke und Verzärtelung des Körpers. Daher die vielen Nervenkrankheiten in unsern Zeiten.

8. Aus der Verbindung der Nerven mit mehren Theilen unseres Körpers, der Haut, den Augen, der Nase, der Zunge und den Ohren entstehen die fünf Sinne; diese sind die Werkzeuge des Empfindungsvermögens, durch welche wir uns über die äußern Dinge eine Vorstellung machen können.

a. Durch das Gefühl weiß ich z. B. ob Etwas warm, kalt, fest oder weich, rauh oder glatt ist. Außer den Nägeln, Haaren und Knochen ist dieser Sinn, vermittelst der Nerven durch den ganzen Körper verbreitet; am meisten in den Spitzen der Finger.

b. Der Geschmack. Die Zunge ist das vorzüglichste Werkzeug, wodurch wir schmecken. Fühlst du oben auf deine Zunge mit dem Finger, so bemerkst du eine Menge kleiner Erhöhungen, welche sehr reizbar sind, weil viele Nerven in denselben endigen. Sie heißen deßwegen Nervenwärzchen. Diese Wärzchen, wodurch der Mensch nur schmecken kann, nennt man Geschmacknerven. Der Geschmack lehret uns verdorbene Speisen von guten und frischen zu unterscheiden, er bewahret uns vor dem Genusse solcher Nahrungsmittel, welche uns schädlich werden können, so wie er uns dagegen zu dem Genusse guter Nahrungsmittel reizt und sie für uns angenehm macht.

c. Der Geruch ist der treueste und nächste Gefährte des Geschmacks, und sehr weise hat der Schöpfer das Werkzeug des Geruchs, die Nase, über den Mund angebracht, damit der Mensch schon durch den Geruch von solchen Dingen zurückgehalten werde, welche ihm schädlich sind, ehe er sie zum Munde führet. Unter allen Sinnen bringt der Geruch die heftigsten Eindrücke hervor; denn durch übelriechende Dinge können Ohnmachten entstehen, und durch gute Gerüche kann man die stärksten Ohnmachten vertreiben. Wer während des Schlafes den Geruch stark duftender Blumen beständig einzieht, kann von dem Schlage gerührt werden und sterben.

d. Das Gehör ist ein Sinn höherer Art, als die drei vorhergehenden. Wir hören den Schall, welcher durch Erschütterung der Luft entsteht. Das äußere Ohr fängt die Bewegung der Luft auf, um sie in das innere gleichsam hineinzutrichtern. Dieses innere Ohr, als das Hauptwerkzeug zum Hören, ist in dem festen Knochen unter den Ohrlappen befindlich. Bemerkenswerth ist darin ein schneckenförmiger Gang, und eine Höhle mit krummen Gängen, welche zur Beförderung des Gehörs mit einer sehr feinen Nervenhaut überzogen sind. Mitten im Ohr ist das Trommelfell aufgespannt, wodurch der Schall verstärkt wird. Der Gehörgang ist durch das bittere Ohrenschmalz gegen die allzustarke Einwirkung der Luft, welche dessen innere, zarte Haut zu stark reizen und schmerzen würde, so wie gegen schädliche Thiere geschützt. Sein Gehör erhält man dadurch in gutem Zustande, daß man zu starke Knälle, besonders in der Nähe vermeidet. Auch starke Ohrfeigen haben oft Harthörigkeit zur Folge gehabt. Der Schall ist nichts anderes, als die zitternde Bewegung der Luft. So wie im Wasser durch das Hineinwerfen eines Steines Wellen entstehen, die sich ausbreiten: so entstehen auch durch gewisse Bewegungen in der Luft Schallwellen, welche, wenn sie sich bis zu unserm Ohre fortpflanzen und dessen Nerven berühren, das Hören verursachen.

e. Jetzt bleibt uns noch der Sinn des Gesichtes übrig. Die Werkzeuge dieses Sinnes sind die Augen, welche in den sogenannten Augenhöhlen befestigt sind. Die aus Knochen gebildeten Augenhöhlen, die Augendeckel mit den Augenwimpern und Augenbraunen dienen zum Schutze des Auges, indem sie hindern, daß nicht ein Stoß, noch Staub, und der von der Stirn triefende, ätzende Schweiß demselben schaden könne. Das Auge ist ein runder Körper, welchen wir durch 6 bandförmige Muskeln bewegen können. Es ist aus vielen Häuten und den sie anfüllenden Feuchtigkeiten höchst künstlich zusammengesetzt. Vorn befindet sich eine höher gewölbte, helle Haut, welche man wegen ihrer Härte die Hornhaut nennt. Ganz hinten in dem Auge liegt eine weiße Haut, die Netzhaut, welche aus einer sehr feinen Ausbreitung des Sehnerves besteht. Auf dieser bilden sich alle Gegenstände, welche wir sehen, im Kleinen ab. Die Netzhaut kann nur ein gewisses Maß von Lichtstrahlen ertragen. Wollen zu viele eindringen, so zieht sich vorn die Oeffnung von selbst zu, wie man bemerken kann, wenn Jemand aus der Dunkelheit kommend in ein Licht oder in die Sonne sieht. Die Augen werden schwach, wenn man sie zu anhaltend und übermäßig anstrengt; durch feine Arbeiten, welche eine Anstrengung der Augen erfordern; ferner durch schnelle Abwechselung des Lichtes und der Dunkelheit; durch häufigen Gebrauch geschliffener Gläser. Da Verlust und Schwäche des Gesichtes so höchst nachtheilig und unbequem sind: so sollte man Alles sorgfältig vermeiden, was den Augen schadet.

Der Mensch besitzt die Kunst, durch Fernröhre und Vergrößerungsgläser solche Gegenstände für sein Auge bemerkbar zu machen, die er sonst wegen ihrer großen Entfernung oder Feinheit nicht wahrnehmen könnte. (J. P. Mathias.)

64. Räthsel.

Es sind zwei kleine Fensterlein in einem großen Haus, da schaut die ganze Welt hinein, die ganze Welt heraus. Ein Maler sitzet immer dort, kennt seine Kunst genau; malt alle Dinge fort und fort weiß, schwarz, grün, roth und blau. Dies malt er eckig, jenes rund, lang, kurz, wie's ihm beliebt: wer nennet all die Farben und die Formen, die er gibt? Ein Zauberer ist's, ich sag' es kühn! Was faßt der Erde Schooß, das malt er auf ein Fleckchen hin, wie eine Linse groß. Auch was der Hausherr denkt und fleht, malt er an's Fenster an, daß Jeder, der vorübergeht, es deutlich sehen kann. Und freut der Herr im Hause sich, und nimmt der Schmerz ihn ein, so zeigen öfters Perlen sich in beiden Fensterlein. Ist schönes Wetter, gute Zeit, so sind sie hell und lieb, doch wenn es stürmet, fröstelt, schneit, dann werden sie ganz trüb. Und geht des Hauses Herr zur Ruh, nicht braucht er dann ein Licht; da schlägt der Tod die Läden zu, und ach! — das Fenster bricht.

(Köhnlein's Leseb.)

Liebe Laura!

Du hast neulich den Wunsch ausgesprochen, wir möchten in den Briefchen, die wir zuweilen schreiben, uns einander Räthsel aufgeben. Ich will damit jetzt den Anfang machen:

„Wir sind fünf Diener. Jeder hat
Ein Amt bei dir, dient früh und spät;
Ohn' uns verstehst du nichts, ohn' uns sind keine Freuden,
Und nur durch deine Schuld erregen wir dir Leiden."

Nun rathe einmal, wie diese fünf Diener heißen! Wenn Du mir das Räthsel in Deinem nächsten Briefe auflösest, dann bitte ich, mir auch eins aufzugeben! Deine Freundin

Trier, den 12. Juni 1856. Clementine.

65. Die Finger.

Kaum hatte mich mit Mohn bestreut
Morpheus *), der Friedensbringer,
Da weckte plötzlich mich ein Streit,
Ein lauter, meiner Finger:
Ein jeder wollte besser sein,
Und nützlicher sich machen.
Ich that, als schlief ich wieder ein,
Zu hören, was sie sprachen.

Der Daumen fing zu reden an:
„Könnt ihr es wohl vergessen?
Durch meine Hilfe schreibet man,
Nach mir pflegt man zu messen.
Ich bin der Stärkste unter euch,
Drum drückt man mich auf's Auge;
Herrn Plutus **) dien' ich auch zugleich,
Weil ich zum Zählen tauge." —

„Still!" fiel der Zeigefinger ein,
„Sonst lehr' ich gleich euch schweigen.
Befehlen kann nur ich allein,
Da Festigkeit mir eigen;
Beweg' ich mich so hin und her,
Werd' ich euch Zweifel künden;
Was Menschen oft nicht wissen mehr,
Das lehr' ich schnell sie finden."

Jetzt trat der Mittelfinger vor:
„Nur nicht geprahlt, mein Lieber!
Verschon' er seines Nachbars Ohr;
Sonst setzt es Nasenstüber!
So manch Geheimniß wüßt' ich gleich,
Doch mag ich mich nicht plagen.
Ich bin der Größte unter euch;
Mehr brauch ich nicht zu sagen."

*) Bei den Heiden der Gott der Träume. **) Der Gott des Reichthums.

Goldfinger lachte vor sich hin
Und sprach: „Ihr sollt euch schämen,
Daß ich aus euch der Erste bin,
Wer will mir das wohl nehmen?
Da schaut ein wenig nur auf mich!
Ich bin ein Sohn der Weihe;
An meinem Leib prangt sichtbarlich
Das Unterpfand der Treue!"

Jetzt fing der kleine Finger an
Mit seinem Schmuck zu prahlen:
„Seht her, wie Edelsteine man
Zu meiner Zier muß zahlen!
Wißt ihr, warum mit gläub'gem Sinn
Der Mensch mich also schmücket?
Weil ich ein Hexenmeister bin,
Der in die Zukunft blicket."

„Still!" rief ich, „Bst! Was gibt es da!
Was soll der Zank bedeuten?
Ihr seid, so wie die Menschen, ja,
Die auch um Nichts sich streiten.
Ruh'! der Prozeß ist beigelegt;
Ich kenne eure Künste!
Der Hand allein, die euch bewegt,
Gebühren die Verdienste!"

Ihr Helden, die ihr im Verein
Für's deutsche Vaterland gekrieget,
O, fraget nicht, ob Der am Rhein,
Der an der Elb' gesieget?
Euch allen dankt das Vaterland;
Doch denket, Menschenzwinger!
Ihr siegtet nur durch Gottes Hand,
Ihr wart nur seine Finger! (Castelli.)

66. Sterblichkeit der Menschen.

Wenn die Blumen und Kräuter ersterben; wenn die Blätter von den Bäumen fallen; wenn die Zugvögel in eine wärmere Heimath ziehen: da erstirbt auch mancher Mensch. Manches Kind, mancher Jüngling, mancher Mann, und mancher Greis fällt mit den fallenden Blättern in's Grab hinab; manche Seele wird von seinem Engel aus der irdischen Heimath und ihrer Noth in eine himmlische Heimath und in ihre Freuden geführt. Da gedenke auch du, daß dein Leben ein Schatten ist, und ist kein Aufhalten! In jeder Sekunde stirbt im Durchschnitt ein Mensch; in jeder Stunde gehen 3,600 Menschen aus der Zeit in die Ewigkeit; an jedem Tage verlassen 86,000 Menschen den Schauplatz der Erde; in jedem Jahre treten 30 Millionen aus dem vergänglichen, irdischen in das ewige Leben. Berechne dir es selbst! gegen 1000 Millionen Menschen trägt die Erde, von denen im Durchschnitt jeder 33 Jahre alt wird. Mache dich auch bereit; du könntest leicht auch unter den 3,600 in dieser Stunde sterbenden Menschen sein. (Sartorius.)

67. Gesundheitslehre.

Das größte irdische Gut ist ein gesunder Körper, von größerm Werthe, als Reichthum und alle Schätze der Erde. Wir müssen uns deßhalb schon frühe mit den Mitteln und den Vorsichtsmaßregeln bekannt machen, wodurch wir unsere Gesundheit erhalten und uns vor einem siechen Körper bewahren können. Die meisten kränklichen Menschen legten den Grund zu ihren körperlichen Leiden in den Jahren ihrer Jugend, obwohl sie ursprünglich einen starken gesunden Körper vom lieben Gott erhalten hatten; andere waren schwächlich in ihren frühern Tagen und erwarben sich durch eine zweckmäßige Lebensweise einen gesunden, erstarkten Körper. Daher

sollen junge Leute mit allem dem genau vertraut sein, was ihrem Körper schaden kann, oder ihn zu kräftigen vermag. In dem Gebote: „du sollst nicht tödten," ist für sie zugleich der Befehl gegeben, sich diese Kenntnisse zu erwerben und sie zu befolgen.

Es ist leichter, sich vor einer Krankheit zu bewahren, als sich davon zu befreien, wenn man von ihr befallen wird; daher merke man sich nachstehende Gesundheitsregeln.

1. Man schadet der Gesundheit am ehesten durch Unmäßigkeit. Um den Magen, fest anschließend an demselben, liegen die wichtigsten Lebenswerkzeuge, die Lungen, das Herz und die Leber. Ist derselbe nun übermäßig mit Speisen aufgestopft, so können diese ihre Dienste nicht verrichten; die Lungen sind gedrückt und können nur schwer athmen, das Herz ist beengt und der Blutumlauf gestört. Man esse daher nie mehr als zur Sättigung nöthig ist. Dabei müssen alle Speisen, ehe sie dem Magen zugeführt werden, gehörig mit den Zähnen zermalmet werden; die Verdauung wird dadurch erleichtert. Zu warme, zu kalte und zu fette Speisen, unreifes Obst und zu schwer verdauliche Nahrungsmittel, so wie zu vielerlei Speisen durcheinander soll man nicht genießen. Höchst schädlich ist auch die Unmäßigkeit im Trinken. Die gesundesten Getränke für jüngere Leute sind das reine, frische Quellwasser und die Milch. Alle gegohrnen Getränke: Wein und Bier erhitzen mehr oder weniger das Blut und sollen nur höchst selten, der Branntwein nie von ihnen genossen werden. Er ist selbst für ältere Personen ein höchst schädliches und giftähnliches Getränke, dem alljährlich eine Menge Opfer fallen. Alle Säufer sterben eines frühen Todes; bei einigen entsteht Bluthusten und die Schwindsucht, andere rafft der Schlagfluß und die Wassersucht dahin, wieder andere verlieren durch das häufige Berauschtsein ihre geistigen Kräfte; ihr Gehirn wird durch die fortwährend aufsteigenden Dünste angegriffen und nicht selten werden sie vor ihrem Ende von dem Säuferwahnsinne befallen. Allzu warme Getränke sind schädlich, weil sie die Verdauung schwächen und den Körper erschlaffen. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Eingeweide des Viehes, welches mit heißer Brühe gemästet worden war, alle Festigkeit verloren hatten. Wenn wir erhitzt sind, so kann uns ein kalter Trunk den Tod bringen; plötzliche Lähmung der Glieder und Schwindsucht sind nicht selten die Folgen hiervon.

2. Jeder plötzliche Uebergang aus der Hitze in die Kälte ist höchst ungesund. Wenn man daher sehr erhitzt ist, so soll man sich nicht auf einmal stille hinsetzen oder hinlegen oder in den Luftzug stellen, sondern in mäßiger Bewegung bleiben und sich so allmälig abkühlen. Am wenigsten darf man auf dem kalten Erdboden in feuchter Herbst= oder Frühlingszeit schlafen. Lähmung der Glieder, Gicht und andere Krankheiten sind meistens nur Folgen von Erkältungen. Viele Menschen haben sich den Tod

dadurch zugezogen, daß sie im erhitzten Zustande vom Tanzboden in die kalte, äußere Luft traten; andere, indem sie im Flusse badeten, ohne vorher genugsam abgekühlt zu sein.

3. Die *Kleidung* darf nicht zu eng sein, und den Körper oder einzelne Theile desselben pressen, weil dadurch der Blutumlauf gehindert wird. Zu enge Schuhe verderben die Füße; Schnürbrüste beengen die Brust und sind häufig die erste Veranlassung zu gefährlichen und tödtlichen Brustkrankheiten. Die Kleidung soll bei jüngern Personen auch nicht zu dick und zu warm sein, weil sonst die Ausdünstung zu sehr vermehrt, der wohlthätige Einfluß der stärkenden Luft auf den Körper aber vermindert wird, was den Körper besonders empfänglich zu Erkältungen und allen davon herrührenden Uebeln macht. Kopf, Hals und Brust müssen leicht bedeckt sein; der Unterleib und die Füße aber warm gehalten werden.

4. *Unreinlichkeit* ist die Ursache zahlloser Krankheiten. Durch den Schmutz, welcher sich in die Poren und Schweißlöcher der Haut setzt, wird die Ausdünstung vermindert und manche Krankheit befördert. Augen und Ohren, Zähne u. s. w. können nur durch sorgfältiges Waschen und Reinigen gesund erhalten werden, nicht minder Kopf und Füße. Unsere Haut ist besonders empfänglich für manche ansteckende Krankheiten; man soll sich deßhalb hüten, Leute zu berühren, welche mit der Krätze oder einem andern Ausschlage behaftet sind, noch weniger Kleider tragen, welche Personen angehörten, die an ansteckenden Krankheiten litten.

5. Der *Schlaf* ist zur Erhaltung des menschlichen Körpers unentbehrlich; daher schadet es, wenn man zu wenig schläft. Für den Gesunden und Erwachsenen ist ein sieben Stunden langer Schlaf hinreichend; Kinder können eine Stunde länger schlafen; aber das zu viele und lange Schlafen macht träge und entkräftet den Körper. Durch *Körperarbeit* und *Bewegung* werden die Muskeln gestärkt, durch Müssiggang und Trägheit aber erschlaffen sie und verlieren ihre Spannkraft.

6. Wenn wir nun aber noch so vorsichtig und sorgfältig Alles vermeiden, was unsere Gesundheit stören möchte, so können wir es doch nicht dahinbringen, alle Krankheiten von uns abzuwehren. Wird man von einer solchen befallen, so rufe man frühzeitig einen geschickten Arzt zu Hilfe und richte sich strenge nach dessen Anordnungen; vor allem aber hüte man sich, seine Zuflucht zu Quacksalbern und zu sogenannten Hausmitteln zu nehmen, von deren Unschädlichkeit man nicht vollkommen überzeugt ist. Befindet man sich in der Nähe eines Kranken, welcher an einer ansteckenden Krankheit leidet, so gehe man nicht nüchtern zu demselben. Man vermeide dessen Ausdünstung einzuathmen oder schwitzende Theile seines Körpers ohne Noth zu berühren, und trage Sorge für eine frische reine Luft in dem Krankenzimmer.

7. Es gibt Fälle, in denen augenblicklich Hilfsmittel angewandt werden müssen. Solche sind: 1. Bei einer Vergiftung. Die leidende Person trinke sogleich eine Menge lauwarmen Wassers, Milchrahm oder Milch mit vielem Oel. — 2. Wenn scharfe oder spitzige Sachen verschluckt worden sind und noch im Schlunde stecken. Man suche die Person zum Nießen zu bringen und gebe ihr warme Milch und Oel zu trinken.—3. Beim Ertrunkenen. Sobald eine solche Person aus dem Wasser gezogen ist, entkleide man sie und bringe sie in ein erwärmtes Bett, umgebe sie mit wollenen Decken, hüte sich aber ja, sie vorher stark zu rütteln oder auf den Kopf zu stellen. — 4. Beim Erfrornen. Den Erfrornen bringe man in ein kaltes Zimmer, entkleide ihn und belege seinen Körper, mit Ausnahme des Mundes und der Nasenlöcher, mit Schnee. In Ermangelung desselben lege man den Körper in kaltes Wasser, oder umwickle ihn mit Umschlägen, welche vorher in kaltes Wasser getaucht worden sind. Zeigen sich Spuren von Leben, so bringe man ihn in ein gar wenig erwärmtes Bett und reibe den Körper mit Tüchern. — 5. Beim Erhängten. Man lege ihn auf ein weiches Lager, entkleide ihn, reibe den Körper mit warmen, wollenen Tüchern, sprenge ihm kaltes Wasser ins Gesicht und wehe ihm frische Luft zu. — 6. Beim Ersticken. Man bringe ihn gleich in die frische Luft und besprenge ihm mit kaltem Wasser das Gesicht und den ganzen Leib.

In allen diesen Fällen schicke man aber eiligst zu einem erfahrnen Arzte, welcher die fernern geeigneten Mittel anordnen wird.

Du hast mir, Gott, den Leib, Du hast sein Leben
Zum Dienste meiner Seele mir gegeben.
Erhalten soll ich ihn, und vor Gefahren
Auch ihn bewahren.

Ich soll ihn pflegen, soll zu edlen Werken
Durch Nahrung ihn und auch durch Freude stärken,
Soll ihn durch keine Weichlichkeit entehren,
Nicht selbst zerstören.

Ich soll ihn härten, daß er Kraft gewinne,
Mit Muth beherrschen jede Lust der Sinne,
Damit ich nicht der Tugend Kampf und Mühe
Verzärtelt fliehe.

Nie laß mich ihn durch Völlerei entehren,
Nie seine Kraft durch Müssiggang verzehren!
Er sei im Alter, wie in früher Jugend,
Ein Sitz der Tugend!

Schleicht sich der Krankheit Gift in seine Glieder;
So hilf, o Gott, mir zur Genesung wieder.
Wenn ich noch hier durch sein erneutes Leben
Dich kann erheben! (J. P. Mathias.)

68. Das gute Heilmittel.

Kaiser Joseph in Wien war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie Jedermann weiss; aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doctor gewesen ist und eine arme Frau geheilt hat.

Eine arme, kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: „Kind, hole mir einen Doctor, sonst kann ich's nimmer aushalten vor Schmerzen!" Das Büblein lief zum ersten Doctor und zum zweiten; aber keiner wollte kommen; denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf Erden. Als er aber zum dritten Doctor auf dem Wege war, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei. Der Knabe hielt ihn für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wusste, dass es der Kaiser ist, und dachte: ich will's versuchen. „Gnädiger Herr," sagte er, „wollt Ihr mir nicht einen Gulden schenken? Seid so barmherzig!" Der Kaiser dachte: der fasst es kurz, und denkt: wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch' ich nicht sechzigmal um den Kreuzer zu betteln. „Thut's ein Zwanziger nicht auch?" fragte der Kaiser. Das Büblein sagte: „Nein," und offenbarte ihm, wozu er des Geldes bedürftig wäre. Also gab ihm der Kaiser den Gulden, und liess sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heisse und wo sie wohne, und während das Büblein zum dritten Doctor springt, und die kranke Frau betet daheim, der liebe Gott wolle sie nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung, und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also, dass man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, und es sah recht leer und betrübt darin aus, meint sie, es sei der Doctor, und erzählt ihm ihren Zustand, und wie sie noch so arm dabei sei und sich nicht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will Euch denn jetzt ein Recept verschreiben." und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug sei. Also schrieb er das Recept und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Büblein heimkomme, und legte es auf den Tisch.

Als er kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doctor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sei auch der Doctor, und entschuldigte sich, es sei schon einer dagewesen, und habe ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doctor das Recept in die Hand nahm, und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei, und was für einen Trunk oder was für Pillen er ihr verordnet habe, erstaunte er auch nicht wenig und sagte ihr: „Frau, Ihr seid einem guten Arzt in die Hände gefallen, denn er hat Euch 25 Dublonen verordnet, beim Zahlamte zu erheben, und unten dran steht: Joseph, wenn Ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hätte ich Euch nicht verschreiben können."

Da that die Frau einen Blick gegen Himmel und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde nachher richtig und ohne Anstand von dem Zahlamte ausgezahlt, und der Doctor verordnete ihr eine Mixtur, und durch die gute Arznei und die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in den nächsten Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doctor die kranke Frau geheilt, und der Kaiser die arme. (Hebel.)

69. An den Schlaf.

Komm, süßer Schlaf, erquicke mich,
Mein müdes Auge sehnet sich,

Der Ruhe zu genießen:
Komm sanft es zuzuschließen.

Wie, aber Freund, o schlössest du,
Von nun an es auf ewig zu?
Und diese Augenlider
Säh'n nie den Morgen wieder?

So weiß ich, daß ein schönes Licht
Einst meinen Schlummer unterbricht,
Und einen Tag mir gönnet,
Der keinen Abend kennet. (Weiße.)

70. Das Glöcklein im Herzen.

Es pocht dein Herz den ganzen Tag; was es nur meinen und wollen mag? Es pocht dein Herz die ganze Nacht! hast du das, Kindlein, schon bedacht! Und pocht's schon so lang, oft laut, oft nur still, hast du gefragt, was Herzchen will? — Ein rührig Glöcklein ist es eben, vom lieben Gott dir zu eigen gegeben; er hing's an deiner Seelen Thür und läutet es dort für und für, und stehet draußen und harret still, ob ihm dein Herz nicht öffnen will, und läutet fürder und harret fein, du wollest rufen: Herein, herein! — So pocht dein Herz nun Tag für Tag, und endlich, so thut es den letzten Schlag, und wie es den letzten Schlag gethan, da pocht es selber am Himmel an, und stehet draußen und wartet still, ob ihm Gott Vater nicht öffnen will, und stehet draußen und harret fein, er wolle rufen: Herein! herein! Und sprechen: Komm nur mein lieber Gast, ich fand auch bei dir gar fromme Rast; wie du gethan, so gescheh' dir heut'! geh' ein in des Himmels ew'ge Freud'! (G. Scheuerlein.)

71. Von dem Werthe gesunder Glieder.

Anton ging einmal über Land, kam matt und verdrossen bei einem Wirthshause an, wo er sich einen Krug Bier und ein Stück schwarzes Brod geben liess, und zwar unzufrieden, dass er seine Reise zu Fusse thun musste, und sich mit nichts Besserem laben konnte. Kurz darauf kam ein Wagen gerollt, in dem ein wohlgekleideter Mann sass, der sich ein Stück kalten Braten und eine Flasche Wein geben liess, das er in seinem Wagen verzehrte. Anton sah ihm hämisch zu und dachte, wenn er es doch auch so gut hätte. Der Herr im Wagen merkte dieses und sagte zu ihm: „Hättest du wohl Lust, mit mir zu tauschen?" — „Das versteht sich," sagte Anton, ohne sich lange zu bedenken. „Steige der Herr heraus und gebe mir Alles, was er hat, ich will ihm auch geben Alles, was ich habe." Sogleich befahl der Herr im Wagen seinen Bedienten, dass sie ihn aus dem Wagen heben sollten. Gott! welch ein Anblick! Seine Füsse waren gelähmt, er

konnte nicht stehen, sondern musste sich von seinen Bedienten so lange halten lassen, bis die Krücken herbeigebracht wurden, auf die er sich stützte. „He!" fragte er, „hast du noch Lust mit mir zu tauschen?"—„Bei Gott nicht," gab der erschrockene Anton zur Antwort. „Meine zwei Füsse sind mir lieber als tausend lahme Beine. Ich will lieber schwarzes Brod essen und mein eigener Herr sein, als Wein und Braten haben, und mich wie ein kleines Kind von Andern herum führen lassen. Gott behüte ihn!" Mit diesen Worten stand er auf und ging fort.—„Hast Recht!" rief ihm der Herr nach. „Könntest du mir deine gesunden Beine geben, du solltest meinen Wagen, meine Pferde, mein Geld und Alles dafür haben."

Ein gesunder armer Mann ist glücklicher als ein reicher Krüppel. (Hepp's Leseb.)

72. Sprüchwörter.

Unrecht Gut gedeihet nicht. Böser Gewinn ist schnell dahin. Ein voller Bauch studirt nicht gern. Der gerade Weg ist der nächste. Neue Besen kehren gut. Alte Schäden heilen schwer. Ein edler Mensch rächt sich nicht. Eignes Lob stinkt. Fremdes Lob klingt.— Die Reue ist ein hinkender Bote. Der schlafende Fuchs fängt kein Huhn. Das Gewissen ist ein warnender Freund. Die Unschuld ist ein schützender Engel. Der Glaube ohne gute Werke ist wie eine klingende Schelle. Das gestohlene Gut bleibt selten bei seinem Herrn. Der Wolf frißt auch gezeichnete Schafe.—Alle Menschen müssen sterben. Viele Köche versalzen die Suppe. Viel Naschen macht leere Taschen. Keine Rosen ohne Dornen. Wenige Thaler bringen auch Zinsen.—Unser Leben vergeht wie Heu. Mein bester Freund ist im Himmel. Dein Gewissen ist dein nächster Richter. Deinen Nächsten liebe wie dich selbst. Dieses Leben ist ein Pilgerthal. Jene Welt ist unser Ziel.— Die Thränen des Mitleids sind Edelsteine des Herzens. Des Zornes Ausgang ist der Reue Anfang. Der Jugend Fleiß ist des Alters Ehre. Undank ist der Welt Lohn. Gott ist der Armen Vater. Arbeit ist des Menschen Pflicht.—Ein Mann von Ehre verläumdet nicht. Eine Armer ohne Geduld ist doppelt arm. Ein Mensch ohne Erziehung ist der ärmste. Ein Affe in Seide gekleidet ist immer ein Affe.

73. Die geistige Natur des Menschen.

Der Körper ist das Werkzeug der Seele und auf das innigste mit derselben verbunden. Die Seele, oder der mit dem Leib

vereinigte Geist des Menschen, ist ein unsichtbares Wesen in uns, das uns belebt und thätig macht, in uns denkt, fühlt und will und immer fortdauert. Dieselbe stammt von Gott, ist ein Hauch Gottes und nach Gottes Ebenbild geschaffen und zur höchsten Seligkeit bestimmt. Die Seele ist ein einfaches Wesen, nur Eine Kraft, äußert sich jedoch in drei verschiedenen Wirkungen, als Erkenntniß-, Gefühls- und Begehrungsvermögen.

1. Das Erkenntnißvermögen. Das Erkenntniß- oder Denkvermögen ist die Kraft der Seele, Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Schlüsse zu bilden. Es zerfällt wiederum in fünf verschiedene Kräfte, nämlich Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Verstand und Vernunft. —Der Geist ist zuerst in den Sinnen thätig und nimmt durch die äußeren Sinne und durch den innern Sinn Eindrücke von den Dingen in und außer uns auf und ist sich derselben bewußt. Dieses Vermögen heißt Sinnlichkeit. Den Eindruck der Dinge außer uns nennt man Anschauung, sowie der des innern Zustandes Empfindung heißt. Durch Anschauungen und Empfindungen erhalten wir Vorstellungen. Wer recht aufmerksam ist, kann sich viele und deutliche Vorstellungen verschaffen und so seine Kenntnisse erweitern.

Die durch die Sinne gewonnenen Vorstellungen kann sich die Seele fest einprägen, einbilden und nach Belieben diese Bilder wieder vergegenwärtigen. Ich habe früher ein Schloß gesehen und kann mir dasselbe genau vorstellen, daß es auf einem Berge am Rheine liegt, viele Thürme hat, mit Graben und Zugbrücke versehen ist u. s. w. Diese einbildende Kraft der Seele heißt Einbildungskraft. Aber auch ganz neue, unwirkliche Bilder kann sie sich aus bekannten Vorstellungen schaffen. Diese Art der Einbildungskraft heißt Phantasie oder Dichtungsvermögen. Im Traume ist die Einbildungskraft regellos thätig. Bei einigen Menschen ist der Traum so lebhaft, daß sich der Leib derselben träumend bewegt. Man nennt solche Leute Traumwandler oder Nachtwandler. Wer im wachenden Zustande die Bilder seiner Phantasie für wirklich hält, ist ein Schwärmer oder Phantast. Beherrscht dieser traurige Zustand die ganze Seele des Menschen, so daß Verstand und Urtheil untergegangen sind, dann nennt man dies Wahnsinn, Narrheit oder Verrücktheit.

Das Gedächtniß ist die Kraft der Seele, geistige Vorstellungen, z. B. Begriffe, Namen, Zahlen u. s. w. in einer gewissen Ordnung aufzubewahren und dieselben sich wieder zu vergegenwärtigen. Es unterscheidet sich diese Seelenkraft, welche das Gedachte aufbewahrt, dadurch von der Einbildungskraft, welche es nur mit sinnlichen Vorstellungen zu thun hat. — Es gibt Beispiele von

einem wunderbar treuen Gedächtniß. So wußte Leibnitz, ein großer Gelehrter, in seinem hohen Alter ein ganzes Buch noch wörtlich herzusagen; König Mithridates wußte die Namen aller seiner Soldaten; Andere können eine Predigt, einen Vortrag, viele Seiten eines Buches Wort für Wort wiederholen. — Das Gedächtniß ist eine sehr wichtige Geisteskraft. Wie arm wären wir an Gedanken ohne das Gedächtniß! Darum sagten auch die Alten: „Wir wissen nur so viel, als wir im Gedächtniß behalten.“ Das gute Gedächtniß bewahrt uns vor vielen Thorheiten und Lächerlichkeiten, in welche der Vergeßliche und Zerstreute leicht fallen kann, verschafft uns einen Reichthum von Kenntnissen und bewirkt, daß wir uns in jeder Lage der Lebens an eine tröstende, beruhigende, ermunternde und stärkende Wahrheit erinnern und uns dadurch vor manchen Leiden bewahren.

Keine Seelenkraft kann mehr durch Trägheit, Ausschweifung und Krankheit geschwächt, keine aber auch mehr durch Fleiß und Uebung ausgebildet werden, als das Gedächtniß. Daher muß man oft Etwas auswendig lernen, dasselbe aber jedesmal sich recht verständlich machen, denn Unverstandenes schwächt das Gedächtniß. Auch ist es gut, wenn man sich genau den Ort merkt, wo das zu Erlernende steht und dasselbe laut hersagt, weil die Sache dadurch anschaulicher und lebendiger wird und sich folglich mehr dem Gedächtniß einprägt. Die Gedanken der Menschen sind oft so enge mit einander verbunden, daß einer den andern hervorruft, Gedankenverbindung. So erinnert uns der Ort an eine Begebenheit, z. B. Jerusalem, Bethlehem, Nazareth an Christus, Frankfurt, Aachen an die Wahl und Krönung deutscher Kaiser, der Anfang eines Liedes, eine Erzählung an die folgenden Worte, die Ursache an die Wirkung, ein Ding an das ihm ähnliche Ding. Je öfter wir das Gelesene und Gedachte wiederholen, desto tiefer prägt es sich ein. Daher sagt man auch: „Wiederholung ist die Mutter alles Lernens.“

Der Verstand (von verstehen) ist das Vermögen zu denken oder Begriffe, Urtheile und Schlüsse zu bilden. Jedes Ding hat Merkmale, wodurch es sich von andern Dingen unterscheidet und die ihm wesentlich oder nothwendig zukommen. Greife ich diese wesentlichen Merkmale zusammen, so habe ich einen Begriff, d. h. eine allgemeine oder Gesammtvorstellung, welche auf alle Dinge derselben Art paßt. Setze ich zwei oder mehre Begriffe bejahend oder verneinend zusammen, so entsteht ein Urtheil, z. B. Amerika ist ein Erdtheil, die Seele ist nicht sterblich. Aus mehren Urtheilen kann der Verstand ein neues herleiten, oder er kann schließen. Gewöhnlich besteht der Schluß aus drei Urtheilen, den beiden Vordersätzen (Ober- und Untersatz) und der Folgerung. Z. B. Obersatz: Alle Planeten bewegen sich um die Sonne. Untersatz:

Die Erde bewegt sich um die Sonne. Schlußsatz: Folglich ist die Erde ein Planet.—Wer urtheilt, der spricht einem Dinge Etwas zu oder ab, oder auch der Denkende sucht die Aehnlichkeit (Vergleichung) oder Unähnlichkeit (Unterscheidung) der Dinge auf. Wer schnell die Aehnlichkeiten der Dinge, besonders die versteckten, entdeckt, der hat Witz; Scharfsinn aber, wenn er die verborgenen Unähnlichkeiten an den Dingen aufzufinden weiß. Wem diese Gabe abgeht, der ist stumpfsinnig, und wer gar kein Urtheil hat, ist dumm.—Da diese Seelenkraft es nur mit Vorstellungen zu thun hat, die aus der Sinnenwelt hergenommen sind, so kann sie auch das Uebersinnliche oder Religiöse nicht begreifen. Wagt sich der Verstand dennoch in das Gebiet der religiösen Wahrheiten, so führt er nicht selten zum frechen Absprechen religiöser Wahrheiten. Nicht der Verstand also, sondern die Vernunft, das Gewissen haben in Religionssachen eine Stimme.

Die Vernunft (von vernehmen) ist die Kraft der Seele, das Uebersinnliche zu vernehmen, folglich die höchsten Wahrheiten von Gott, Unsterblichkeit, Recht und Unrecht, Gutem und Bösem. Sie billigt das Gute und Rechte und verwirft das Böse und Unrechte und heißt deßhalb auch das Gewissen. Unvernünftig ist demnach Jeder, der die Stimme der Vernunft und des Gewissens nicht hört. Gewöhne dich daher schon frühe daran, auf die Stimme des Gewissens und seine leisesten Regungen zu hören und trübe das Urtheil desselben nicht durch Vorurtheile und Selbstsucht! Die Vernunft beschäftigt sich also mit dem Himmlischen und Ewigen, ist Gottes Bild in uns, unserer Seele schönster Schmuck und höchste Kraft.

2. Das Gefühlsvermögen. Die Veränderungen, welche durch unsere Sinne in unserm Körper oder durch Vorstellungen in unserer Seele hervorgebracht werden, nennen wir Gefühle. Im Allgemeinen sind die Gefühle entweder Lust oder Unlust. Die Kraft der Seele, Gefühle in uns wahrzunehmen, heißt Gefühlsvermögen. Die körperlichen oder sinnlichen Gefühle bilden das untere oder niedere Gefühlsvermögen, welches auch die Thiere besitzen. Dahin gehören die Gefühle des körperlichen Schmerzes, der Gesundheit, der Müdigkeit, des Hungers und Durstes u. s. w. Alle Gefühle des Geistes, welche der Mensch durch Vorstellungen erhält, heißen das obere oder höhere Gefühlsvermögen, z. B. die Gefühle der Einbildungskraft, des Mitleidens, der Mitfreude, der Liebe, Freude, Furcht, das sittliche und religiöse Gefühl. Werden diese Gefühle von der Seele angenommen, so heißen sie angenehme Gefühle, Lust, Vergnügen; werden sie aber verworfen, so heißen sie unangenehme Gefühle, Unlust, Mißvergnügen. Auch gibt es gemischte Gefühle, welche Lust und Unlust in uns erzeugen, z. B. die Hoffnung.

Das Gefühl steht in der Mitte zwischen Erkennen und Wollen. Was ich erkenne, muß durch das Gefühl belebt werden, Lust oder Unlust in mir erzeugen, wenn es auf den Willen wirken und einen Entschluß, eine Handlung hervorrufen soll. Möchten wir immer Freude und Lust in uns fühlen bei allem Schönen, Wahren, Guten und Religiösen, Abscheu und Unlust bei allem Häßlichen, Falschen, Bösen und Irreligiösen! Sorgen wir darum, wahre, reine Gefühle in uns auszubilden; denn mit ihnen hat der Schöpfer Glück und Frieden verbunden. Unsere Gefühle müssen stets vom Verstande beherrscht werden. Nie darf der Mensch nach seinen Gefühlen allein seine Handlungen einrichten, weil dieselben oft keinen vernünftigen Grund haben. Wer seinem Gefühle mehr folgt, als seinem Verstand, ist ein Gefühlsmensch, dagegen wird derjenige ein Verstandesmensch genannt, den sein Verstand, nicht seine Gefühle, zu seinen Handlungen bestimmen. Die Gefühle müssen immer rein und wach erhalten werden. Wessen Gefühle durch schlechte Erziehung, Vorurtheil oder ein sündiges Leben abgestumpft worden sind, der ist gefühllos, roh. „Er hat kein Herz," sagt man von einem Menschen, welcher bei dem Elende seiner Mitmenschen keine Theilnahme zeigt. Herz- und Gefühllosigkeit entehren den Menschen, Empfindlichkeit und Empfindelei machen ihn unglücklich oder lächerlich.

3. Das Begehrungsvermögen. Durch die Sinne und durch Vorstellungen werden Lust und Unlust in uns erweckt. Dadurch aber werden wir bestimmt, das Angenehme zu begehren, das Unangenehme zu verabscheuen. Diese Seelenkraft nennen wir das Begehrungsvermögen. Dieses Vermögen besteht zunächst aus dem unteren oder sinnlichen Begehrungsvermögen, auch Sinnlichkeit genannt, welches nur das will und verabscheut, wozu das sinnliche Gefühl es antreibt. Wozu uns nun die Sinnlichkeit bestimmt, das kann sehr oft schädlich oder sündhaft sein. Darum muß die Vernunft stets die Sinnlichkeit zügeln. — Das obere oder geistige Begehrungsvermögen will nur das, was Verstand und Vernunft vorschreiben. Der Verstand will das Nützliche und verwirft das Schädliche; die Vernunft wählt das Gute und Rechte und verabscheut das Böse und Ungerechte. Das obere Begehrungsvermögen heißt auch der freie Wille. Zum Begehren oder Verabscheuen werden wir durch verschiedene Neigungen oder Triebe angetrieben. Dergleichen sind der Trieb zur Selbsterhaltung, Thätigkeit, Geselligkeit u. s. w. Starke Triebe heißen Begierden, und wenn sie die Vernunft beherrschen, Leidenschaften. Das Gemüth des Menschen ist die Heimath und die Quelle der Gefühle, der Begehrungen und Verabscheuungen. Man unterscheidet vier Gemüthsarten oder Temperamente, nach Beschaffenheit des Blutes,

nämlich das leichtblütige, warmblütige, schwerblütige und kaltblütige Temperament.

Der Wille des Menschen ist frei, so daß der Mensch das Gute immer thun und zum Bösen nie gezwungen werden kann, wenn er einen guten Willen hat. Unter der Freiheit des Willens oder des Geistes versteht man das Vermögen, unabhängig von allem Zwange sich selbst zum Handeln zu bestimmen. Wir können also zwischen Gutem und Bösem wählen. Eigentlich aber ist nur der frei in seinem Handeln, der gegen die Macht der Sinnlichkeit für das Gute sich bestimmt. Daß wir nun einen freien Willen haben, das hat Jeder an sich selbst schon erfahren. So oft der Mensch handelt, soll er sich selbst dazu bestimmen und sich bewußt sein, daß er auch das Gegentheil hätte thun können. Das Gewissen belohnt und tadelt unsere Thaten; wie wäre dieses aber möglich, wenn wir nicht frei, sondern gezwungen handelten? Wir können also das Gute thun, wenn wir nur wollen. Gott wird dann unserm redlichen, festen Willen seinen Segen, seine Gnade gewiß nicht versagen. Wir müssen und können säen, pflanzen und begießen — Gott aber gibt das Gedeihen.

(Hepp.)

74. Unsterblichkeit der Seele.

Nicht immer leben wir auf dieser Erde. Der Leib des Menschen zerfällt in Staub, aus welchem er genommen; die Seele aber, das göttliche Ebenbild, lebt immer fort. Wie könnte es auch anders sein, da wir hier auf Erden unsere Bestimmung, Gott zu verehren und zu verherrlichen, dadurch uns religiös und sittlich auszubilden, und selig zu werden, nicht vollkommen erreichen können. Dieses fühlen wir gewiß bei dem Tode unmündiger Kinder, Jünglinge und Jungfrauen; ja auch der Greis geht unvollkommen aus der Welt. Es wäre sonach gegen Gottes Weisheit, wenn der Mensch nicht in einem andern Leben seine herrlichen Anlagen ausbilden und seine Bestimmung erreichen könnte. Der Geist ist nicht von dieser Welt, sondern wesentlich vom Körper verschieden, und darum auch den Gesetzen des Körperlichen, der Zerstörung, nicht unterworfen. Er ist ein reines, einfaches Wesen, ohne Zusammensetzung, ohne Theilung und Stoff. Er kann daher auch nicht getrennt, aufgelöst und zerstöret werden. Gott hat auch einen unvertilgbaren Abscheu vor Vernichtung und einen sehnlichen Wunsch nach Fortdauer in die Seele gelegt; würde nun dieser Wunsch nicht erfüllt, so wäre dieses gegen Gottes Güte und Gerechtigkeit. Die Tugend findet hier oft ihre Belohnung, das Laster seine Bestrafung nicht; darum glauben wir, daß der gerechte Gott in einem künftigen Leben einem Jeden vergelte nach seinen Werken.

Die Wahrheit, daß unsere Seele unsterblich ist, hängt also auf's Innigste mit den Eigenschaften, mit dem Wesen Gottes zusammen. So klar und überzeugend diese Gründe für die Unsterblichkeit der Seele auch sind, so reichen sie doch nicht aus, gegen alle Zweifel zu schützen. Untrügliche, unerschütterliche Gewißheit hierüber gibt uns allein unser Erlöser Jesus Christus. Er sagt: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, aber die Seele nicht tödten können; fürchtet vielmehr den, welcher sowohl den Leib als die Seele in der Hölle unglücklich machen kann." Matth. 10, 28. „Wer um meinetwillen sein Leben (das Leben des Leibes) verliert, der wird es (das Leben des Geistes) erhalten." Matth. 10, 39. „Gott ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen." Matth. 22, 31. „Heute wirst du bei mir im Paradiese sein." Luk. 23, 43. — Und wie schön beschreibt der Apostel Paulus seinen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele. Er sagt in seinem zweiten Briefe an die Korinther, V. 1: „Wir wissen, daß, wenn diese irdische Hütte, die wir bewohnen, zerstört wird, wir ein Gebäude von Gott erhalten, eine Wohnung, die nicht von Händen gemacht, sondern ewig ist im Himmel." Dort wird unser eine Vergeltung harren, wie Christus in dem Gleichnisse vom reichen Verschwender und dem armen Lazarus so deutlich lehrt. „Wir werden Alle," sagt Paulus, „vor dem Richterstuhle Christi erscheinen müssen, damit Jeder empfange nach dem, wie er im Körperlichen gehandelt hat, es sei gut oder böse." II. Kor. 10. — Der Mensch ist unsterblich! Dieser Gedanke soll uns erhabene Gesinnungen einflößen. Die Ehren und Würden der Welt sind nichts gegen die hohe Würde, unmittelbar von Gott abzustammen. Darum sollen wir nach dem trachten, was droben ist, und nicht nach dem, was auf Erden ist. „Ein fernes Land," sagt Deharbe, „ein Land, wo ewiger Frühling waltet, da ist demnach unser Aller Bestimmung, und dahin soll stets unsere Sehnsucht gerichtet sein." „Die Schwalbe und der Storch," so spricht der Prophet, „merken die Zeit ihrer Wiederkunft." Jer. VIII. 7. Sobald die Vorboten des Herbstes und seine Stürme sich einstellen, entfernen sich die Zugvögel von den Wohnungen, an denen sie mit solcher Liebe hingen, schaaren sich zusammen, regen jubelnd die Flügel und eilen in großen Zügen über das Meer dem fernen Frühlingslande zu. Auch für uns wird diese Erde, mag sie einstweilen noch Blumen uns bieten und Düfte uns zuwehen, gar bald in ein Herbstgewand sich hüllen, und ein rauher Sturm wird uns von hinnen treiben. Doch wohl uns! Ein Land ewiger Wonne, zu dem wir über das Grab, wie der Zugvogel über das Meer, uns erschwingen müssen, ist bestimmt, unsere neue, von keinen Stürmen bedrohte Heimath zu werden.

(Hepp.)

Nur eine Seel' besitzest du, geht diese einst verloren, dann findest du nie Rast, nie Ruh': Ach, wärst du nicht geboren! dann wird die Reu', das Weh und Ach dein armes Herz stets plagen; stets wider dich schreit es um Rach', der Wurm wird ewig nagen.

(Trier. Gesangb.)

75. Der gerettete Jüngling.

Eine schöne Menschenseele finden
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
Sie erhalten; und das schönst' und schwerste,
Sie, die schon verloren war, zu retten.

Sankt Johannes, aus dem öden Pathmos
Wiederkehrend, war, was er gewesen, ·
Seiner Heerden Hirt! Er ordnet ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.
In der Menge sah er einen schönen
Jüngling; fröhliche Gesundheit glänzte
Vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
Sprach die liebevollste Feuerseele.
„Diesen Jüngling," sprach er zu dem Bischof,
„Nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
Stehst du mir für ihn. Hierüber zeuge
Mir und dir vor Christo die Gemeine."

Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich,
Unterwies ihn, sah die schönsten Früchte
In ihm blühn, und, weil er ihm vertraute,
Ließ er nach von seiner strengen Aufsicht.
Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings:
Angelockt von süßen Schmeicheleien,
Ward er müßig, kostete die Wollust,
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
Dann der Herrschaft Reiz: er sammelt um sich
Seine Spielgesellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wieder
Kam, die erste Frag' an ihren Bischof
War: „Wo ist mein Sohn?" „„Er ist gestorben,""
Sprach der Greis und schlug die Augeu nieder.
„Wann und wie?" „„Er ist Gott abgestorben,
„Ist (mit Thränen sag' ich es) ein Räuber.""
„Dieses Jünglings Seele," sprach Johannes,
„Ford'r ich einst von dir. Jedoch wo ist er?"
„„Auf dem Berge dort!"" „Ich muß ihn sehen!"

Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
Ward ergriffen: eben dieses wollt' er.
„Führet," sprach er, mich zu euerm Führer."
Vor ihn trat er; und der schöne Jüngling

Wandte sich: er konnte diesen Anblick
Nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
Einen Greis! Ich habe dich gelobet
Meinem Herrn und muß für dich antworten.
Gerne geb' ich, willst du es, mein Leben
Für dich hin; nur dich fortan verlassen
Kann ich nicht; ich habe dir vertrauet,
Dich mit meiner Seele Gott verpfändet."

Weinend schlug der Jüngling seine Arme
Um den Greis, bedeckete sein Antlitz
Stumm und starr; dann stürzte statt der Antwort
Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.
Auf die Kniee sank Johannes nieder,
Küßte seine Hand und seine Wange,
Nahm ihn neu geschenket vom Gebirge,
Läuterte sein Herz mit süßer Flamme.

Jahre lebten sie jetzt unzertrennet
Miteinander; in den schönen Jüngling
Goß sich ganz Johannes schöne Seele.

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
Also tief erkannt und innig fest hielt?
Und es wiederfand, und unbezwingbar
Rettete? Ein Sankt-Johannes-Glaube,
Zutrau'n, Festigkeit und Lieb' und Wahrheit (v. Herder.)

76. Der Haushahn.

Zwei Räuber stiegen um Mitternacht auf einer Leiter zum Fenster einer Mühle hinein, um dem redlichen Müller sein Geld zu rauben. Wie sie nun in dem dunkeln Hausgange leise auf den Zehen vorwärts schlichen, um die Schlafkammer des Müllers zu finden, krähete nicht weit von ihnen der Haushahn. Der jüngere Räuber fuhr zusammen und sagte leise: „Der Hahn hat mich recht erschreckt! Wir wollen wieder umkehren; der Diebstahl möchte entdeckt werden!" — „Du furchtsamer Tropf!" sprach der ältere. „Wer uns in den Weg kommt, den stoßen wir mit unsern Messern nieder. Dann kräht kein Hahn darnach!" Die Bösewichter ermordeten auch wirklich den Müller und machten sich mit dem Gelde davon.

Drei Jahre nachher blieben sie einmal in dem Wirthshause eines abgelegenen Walddorfes über Nacht. Da krähete der Haushahn ganz nahe bei ihnen so laut, daß beide davon erwachten. „Der verwünschte Hahn!" sprach der ältere Räuber. „Ich könnte ihn gleich erwürgen! Seit jener Nacht in der Mühle ist mir sein Krähen in der Seele zuwider."

„Geht dir's auch so, wie mir?“ sprach der jüngere. „Wir hätten den Müller nicht umbringen sollen; denn seit der Zeit geht geht mir, so oft ein Hahn kräht, ein Stich durch das Herz.“

Sie schliefen wieder ein; aber gegen Morgen drangen plötzlich bewaffnete Männer in die Kammer und nahmen sie gefangen. Der Wirth hatte, da zwischen ihrer Schlafkammer und der seinigen nur eine leichte Bretterwand war, ihr Gespräch gehört und der Obrigkeit Anzeige gemacht.

Als nun beide Mörder wegen ihres Mordes hingerichtet wurden, sagten die Leute: „So hat doch ein Hahn darnach gekräht! Besser wäre es gewesen, sie hätten sich von dem warnen lassen, der zuvor gekräht hat.“ (Chr. v. Schmid.)

77. Bewahre dir ein gutes Gewissen.

Es lag ein Mann auf seid'nem Pfühl, doch schlug sein Herz ihm bang und schwül; er warf sich hin, er warf sich her, als ob sein Bett von Dornen wär', und träumt' er, war's ein banger Traum, denn in des Herzens dunkelm Raum da weh'te Schuld und Furcht vor Strafen und ließ nicht ruhen ihn und schlafen. Ein anderer Mann lag nebenbei auf einer harten, niedern Streu! doch schlief er sanft und träumte süß vom Himmelsglück und Paradies. Und fragst du, wer ihn eingewiegt, ihn, der so sanft und friedlich schlief? Sein Engel war's, sein gut Gewissen! Das legte sanft sein Ruhekissen. (Agnes Franz.)

78. Treue des Gedächtnisses.

Im Jahre 1810 stand der König Friedrich Wilhelm III. zu Potsdam, nach aufgehobener Tafel, wie er oft zu thun pflegte, am Fenster und neben ihm der damalige Oberst des ersten Garde-Regiments von Kessel. Nach der Strasse hinsehend, bemerkte er in der Nähe des Schlosses einen ärmlich gekleideten Mann, der mit entblösstem Haupte nach dem Könige blickte und einen Brief in die Höhe hielt. „Den Menschen,“ sagte der König, „kenne ich; er hat eine eigenthümliche Physiognomie. Er heisst Arnold Schulz, ist Soldat gewesen bei der Magdeburger Garnison, hat 1792 den Krieg gegen Frankreich unter meinem Kommando, als ich Kronprinz war, mitgemacht, und ist vor Mainz verwundet worden.“

Der Oberst von Kessel lächelte, bemerkend: „Wie könnten Ew. Majestät das noch wissen? So was vergisst sich; von 1792 bis 1810 sind 18 Jahre her; das behält man nicht.“

„Wird sich zeigen,“ sagte der König und befahl einem Adjutanten, den Mann heraufzuholen. Beim Hereintreten fragte ihn der König: „Wie heisst du, mein Sohn?“ — „Arnold Schulz.“ — „Soldat gewesen?“ — „Ja, bei der Garnison in Magdeburg, habe den Krieg 1792 mitgemacht und wurde vor Mainz verwundet. Hier nahmen Ew. Majestät, damals Kronprinz, sich meiner besonders gnädig an, schickten mich in's nächste Lazareth, empfahlen meine Pflege und beschenkten mich.“

„Was bringt dich denn jetzt nach Potsdam?“ — „Ach, mir geht's schlecht! Die Franzosen in Magdeburg haben mir, weil ich nicht auf-

hören kann, preussisch gesinnt zu sein, meinen Thorwächterdienst genommen; nun habe ich für Frau und Kinder kein Brod mehr; desshalb komme ich meinen alten rechtmässigen Herrn um Trost und Hülfe zu bitten.

„Dies soll werden, lieber Alter!" sprach der König; er liess ihn sogleich speisen im Schlosse, dann von Kopf bis zu Fuss neu kleiden, und gab ihm hinlänglich Wartegeld bis zu seiner Wiederanstellung.

[R. Fr. Eylert.]

79. Die Muttersprache.

Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort.

Ach, wie trüb' ist meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin,
Wenn ich fremde Zungen üben,
Fremde Wörter brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen wie ein Gruß.

Sprache schön und wunderbar,
Ach wie klingest du so klar,
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichthum, in die Pracht.
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort!
Steig' empor aus tiefen Schlüften,
Längst verschollnes altes Lied,
Leb' auf's neu in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht!

Ueberall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch;
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken
Sprech' ich wie der Mutter Mund.

(Max. v. Schenkendorf.)

80. Gott und die Eltern.

Wen ich liebe? fragst du mich: — Vater und Mutter, Schwester und Bruder, alle Menschen liebe ich. Sie lieben mich ja auch so sehr; drum lieb ich sie, drum lieb' ich sie immer mehr und mehr.

Wen ich liebe? fragst du mich: — Kann ich nicht sehen, doch ihn verstehen: Gott im Himmel liebe ich. Er liebet mich ja auch so sehr; drum lieb ich ihn immer mehr und mehr. (K. Enslin.)

Zwei Eltern hat ein Menschenkind, doch einen Gott, nicht mehr, und wenn gestorben beide sind, am Leben ist noch Er.

(Rückert.)

81. Die Familie.

Wenn die Schule aus ist, gehe ich nach Hause. Dort wohnen meine Eltern und meine Geschwister. Vater und Mutter und wir Kinder bilden eine Familie In manchen Familien wohnen auch der Großvater und die Großmutter. Wer wohnt noch bei dir?

Der Vater ernährt die Familie. Er arbeitet zu Hause, in der Werkstätte oder auf dem Felde, oder hat ein anderes Geschäft. Durch seine Arbeiten verdient er Geld, und für Geld schafft er Nahrungsmittel, Kleider und andere Bedürfnisse an. Die Mutter versieht das Hauswesen. Sie sorgt dafür, daß das Essen zur rechten Zeit fertig ist, nähet, strickt, wäscht, bügelt, spinnt. Die Eltern sorgen für Alles, was im Hause nöthig ist. Am meisten aber sorgen sie für die Kinder. Essen, Trinken, Kleidung, Betten und eine warme Stube im Winter, dies alles haben die Kinder den Eltern zu verdanken. Manchen Eltern wird es sehr sauer, das Nöthige herbeizuschaffen; aber alle Mühe vergessen sie, wenn es den Kindern nur wohl geht. Wird ein Kind krank, o, welche Trauer haben sie dann! Sie verweilen Tag und Nacht mit bangem Herzen am Krankenbette des Kindes, fühlen mit ihnen den Schmerz und setzen sich selbst bösen Krankheiten und großen Gefahren aus. Der Arzt wird gerufen, Arzneien werden herbeigeschafft, und sollte es auch ihr ganzes Vermögen kosten. Alles bieten sie auf, um nur ihr Kind zu retten.

So sorgen die Eltern für das leibliche Wohl der Kinder; aber noch mehr liegt ihnen das Seelenheil derselben am Herzen. Ihr ganzes Wünschen geht dahin, die Kinder gottesfürchtig zu sehen. Sie sorgen auch nur darum für den Leib, um sie ewig glücklich zu machen. Sehr früh fangen die Eltern deßhalb an, die Kinder den lieben Gott kennen zu lernen. Sie sagen ihnen, was Gott gefällt und was ihnen mißfällt. Sie beten mit ihm zum lieben Gott um Hilfe, das Gute zu thun und das Böse zu meiden. Die Unarten derselben bestrafen sie, um sie vom Bösen abzuschrecken. Wenn die Kinder größer werden, schicken sie dieselben in die Schule und Christenlehre, und halten sie zum Kirchenbesuche an. Kurz: sie geben sich alle Mühe, ihre Kinder fromm und tugendhaft zu erziehen, daß sie dieselben einst im Himmel wiederfinden.

O! wie freu' ich mich der Gabe,
Daß ich gute Eltern habe,
Die für mich vom frühen Morgen
Bis zum späten Abend sorgen.
Die mich kleiden und ernähren,
Mich das Böse meiden lehren,
Mich in allen Pflichten
Liebreich unterrichten.

Kinder! so viel thun die Eltern für euch, weil sie euch lieb haben. Nie könnet ihr es ihnen vergelten. Seid deshalb ja nicht unfolgsam, unartig und böse. Darüber würde sich der Vater sehr betrüben und die Mutter würde vor Kummer weinen. Ihr wäret alsdann undankbar. Und:

Wer mit Undank Eltern Gutes lohnet,
Ist nicht werth, daß er auf Erden wohnet.

Ich will meinen Eltern recht dankbar sein. Und das thue ich, wenn ich ihnen pünktlich gehorsam bin. Das ist gar leicht! Sie verlangen ja nur das, was mir wahrhaft gut ist; sie wollen nur mein Bestes. Nie will ich sie betrüben, jederzeit will ich freudig ihren Willen thun. Die Kleider will ich schonen und die Bücher wohl in Acht nehmen. Das sind sehr unartige Kinder, welche Blätter aus ihren Büchern reißen; sie verursachen den Eltern unnöthige Ausgaben. Werden meine Eltern einst schwach, dann will ich sie gern pflegen und ihnen in etwa wieder vergelten, was sie Gutes an mir thaten.

Mit meinen Geschwistern will ich friedlich leben. Nie will ich mich mit ihnen zanken und schlagen; meine Eltern wollen dies nicht und der liebe Gott auch nicht. Vielmehr will ich ihnen alle Freude zu machen suchen und immer recht liebevoll gegen sie sein. Meinen ältern Geschwistern will ich auch folgen, sie sind verständiger als ich. Auf meine jüngern Geschwister will ich Acht geben, damit ihnen kein Unglück widerfahre. Des Morgens und Abends will ich gemeinschaftlich mit ihnen beten und den lieben Gott bitten, daß er unsere Eltern recht lange leben lasse.

Da selten die Familienglieder die Arbeit allein verrichten können, so nehmen sie noch andere Leute zu sich in's Haus, denen sie Kost, Lohn und Verpflegung geben. Man nennt diese Dienstboten (das Gesinde). Für die Dienstboten müssen die Eltern, wie für ihre Kinder, sorgen. Sie lieben dieselben und sind sowohl für ihr leibliches, als auch für ihr geistiges Wohl bedacht. Gute Dienstboten sorgen auch für ihre Herrschaft so viel, als in ihren Kräften steht, und sind folgsam, verschwiegen, fleißig, ehrlich, gefällig, reinlich, und erweisen ihrer Herrschaft, Achtung und Liebe.

Gegen die Dienstboten, Gesellen und Lehrlinge sollen Kinder freundlich, artig, höflich und gefällig sein, und ihnen ja nichts zu Leide thun.

Das herrlichste Familienleben
Wird's dann gewiß im Hause geben,
Wenn Alle, Kinder, Groß und Klein,
Sich gegenseitig stets erfreu'n;
Wenn sie nicht zanken, sich nicht schlagen,
Sich mit einander gut vertragen,
Und stets auch gegen das Gesind'
Recht artig und gesellig sind.

(Overberg's Leseb.

82. Gebet der Kinder für ihre Eltern.

Vater in den Himmels-Auen,
Sieh, mit kindlichem Vertrauen
Hebet sich zu dir der Blick
Für der Eltern Wohl und Glück!

Alles, was ich bin und habe,
Ist der Vielgeliebten Gabe;
Selbst des Lebens heit'res Sein
Dank' ich ihnen fast allein.

Auch was mehr ist, als das Leben:
Stets nach Höherem zu streben:
Wunsch, der Tugend treu zu sein,
Pflanzten sie schon früh mir ein.

Und mit treu besorgter Liebe
Weckten sie des Geistes Triebe;
Der Gedanken rege Kraft,
Heiße Lust zur Wissenschaft.

Was erhebet von dem Staube,
Religion und frommer Glaube,
Sie, des Menschen reinste Lust,
Legten sie in meine Brust.

Darum muß der Dank entbrennen,
Keine Grenzen kann er kennen;
Namenlos ist ihre Huld,
Gott nur zahlt der Kinder Schuld.

Und zu ihm heb' ich die Hände,
Daß er ihnen Segen spende:
Gott, erhör des Kindes Fleh'n,
Für der Eltern Wohlergeh'n!

Deine unbegrenzte Gnade
Ebne ihre Lebens-Pfade,
Lasse sie von Dornen rein,
Blumenreich und heiter sein!

Liebe mög' ihr Leben schmücken,
Das Bewußtsein sie beglücken,
Daß die Ernte nie vergeht,
Die sie sorgsam ausgesä't!

Laß mich jede Pflicht erfüllen,
Treu befolgen ihren Willen,
Sie durch Liebe stets erfreu'n,
Ihres Alters Stütze sein!

Wird einst diese Welt vernichtet,
Wenn der Richter furchtbar richtet,
Kann kein Wesen fleckenrein
Dann vor Dir, Du Heil'ger sein.

Blicke dann vom Wolkensitze,
Mild auf meiner Kindheit Stütze;
Was ich je einst Gutes that,
Sei der Eltern reiche Saat!

(Scheuerecker. Weihe der Andacht.)

83. Wer seine Eltern ehrt und liebt, dem geht es wohl.

Die goldene Dose.

Ein Oberst zeigte den Offizieren, die bei ihm speis'ten, eine neue goldene Dose. Nach einer Weile wollte er eine Prise Tabak nehmen, suchte in allen Taschen und sagte bestürzt: „Wo ist meine Dose? Sehen Sie doch einmal nach, meine Herren, ob nicht etwa einer sie in Gedanken eingeschoben habe!" Alle standen sogleich auf und wendeten ihre Taschen um, ohne dass die Dose zum Vorschein kam. Nur der Fähndrich blieb in sichtbarer Verlegenheit sitzen und sagte: „Ich wende meine Tasche nicht um, ich gebe mein Ehrenwort, dass ich die Dose nicht habe." Die Offiziere gingen kopfschüttelnd auseinander und jeder hielt ihn für den Dieb.

Am andern Morgen liess ihn der Oberst rufen und sprach: Die Dose hat sich gefunden. Es war in meiner Tasche eine Naht aufgegangen, und da fiel sie zwischen dem Futter hinab. Nun sagen Sie mir aber, warum Sie mir Ihre Taschen nicht zeigen wollten? Es haben es doch alle Uebrigen gethan!" Der Fähndrich sprach: „Ihnen allein will ich es bekennen. Meine Eltern sind sehr arm. Ich gebe ihnen daher meinen halben Sold und esse Mittags nichts Warmes. Als ich eingeladen wurde, hatte ich mein Mittagessen bereits in der Tasche.

Dasselbe bestand in einem Stück schwarzen Brod und einer Wurst. Beim Umwenden der Tasche wäre es herausgefallen, und ich hätte mich schämen müssen." Der Oberst sagte gerührt: „Sie sind ein sehr guter Sohn! Sie sollen von nun an täglich bei mir speisen; Sie können dann Ihre Eltern leichter unterstützen." Er führte ihn in den Speisesaal und überreichte ihm vor allen Offizieren, als einen Beweis seiner Hochachtung, die goldene Dose.

Wer seine Eltern liebt und ehrt,
Ist Gott und Menschen lieb und werth.

[Nach Chr. v. Schmidt.]

84. Vater und Mutter.

Wohl und wonnig, warm und sonnig
Ist's in Vaters Schirm und Hut.
Wie beglücket, wie entzücket,
Wer am Vaterherzen ruht!

Vatersorgen sind am Morgen
Früh schon vor der Sonne wach;
Winkt der Abend, Kindern labend,
Vaterherz denkt sorgend nach.

Täglich neue Lieb' und Treue
Quillt in seiner Brust hinauf;
Frost und Hitze, Sturm und Blitze
Hemmen nicht der Liebe Lauf.

So in Mühen uns erziehen,
Ist des Vaters täglich Ziel;
Kindergüte im Gemüthe
Macht ihm leicht, was schwer und viel.

Darum horchen und gehorchen
Will ich seinem Willen gern,
Und ich flehe und erflehe
Glück und Segen ihm vom Herrn.

Mutterauge, Mutterblick
Schauet vorwärts und zurück,
Hütet treu des Kindes Spur
In dem Hause, auf der Flur.

Muttersinn und Mutterherz
Fühlt des Kindes leisen Schmerz;
Kindes Freud' und Kindes Lust
Theilt die treue Mutterbrust.

Mutterliebe, Muttertreu'
Wird mit jedem Morgen neu;
Schaffet, waltet früh und spät,
Bis das Kind zur Ruhe geht.

Muttersorge, Mutterpflicht
Ruhet aber dann auch nicht;
Mit den Engeln hält sie Wacht
Bei dem Kinde in der Nacht.

Mutterlehre, Mutterhand
Zeigt dem Kinde jenes Land,
Wo der ew'ge Vater wohnt,
Wo er gute Kinder lohnt.

(Münster'sches Leseb.)

85. Kernsätze.

Ein Sohn thut dem Vater durch ein böses Leben mehr weh, als der Vater durch Züchtigung dem Sohne. (Augustinus.)

Wer die Eltern der Armuth wegen verachtet, der ist schlechter, als ein Ungläubiger. (Hilarius.)

Wer seinen Eltern nicht gehorsamet, der gründet sich keine Heimath im Lande der Lebendigen. (Petrus Damianus.)

Die Furcht Gottes und der Gehorsam gegen die Eltern sind die Zierde des zarten Alters und die Ehre der Jugend. (Ambrosius.)

Mein Sohn, ernähre deine Eltern; denjenigen bist du Alles schuldig, denen du dich selbst schuldig bist. (Ambrosius.)

Wer seinem Vater nicht gehorchet, der gehorchet gewiß auch Gott nicht. (Ambrosius.)

86. Die Waise.

Die arme kleine Waise ging und sang ein traurig Lied; so wenig war, was sie empfing, so traurig klang ihr Lied: „Ich armes Kind, verwaistes Kind, o Gott erbarme dich! Wer schützt vor Hunger, Frost und Wind mich arme Waise, mich! Sie haben beide Eltern mir begraben schon so früh; ich, die verlass'ne Waise hier, ich klage noch um sie. Ich geh' hinab und geh' hinauf, o du mein lieber Gott! wer nimmt die arme Waise auf, wer lindert meine Noth?"

Vor alle Thüren ging sie hin, es klang vor jedem Haus. Eine schöne Frau mit frommem Sinn trat vor die Thür hinaus. „Gott nahm ein Blümchen mir dahin, Gott schickt ein andres mir; dies Blümchen braucht der Gärtnerin, mein Gott, ich danke dir! Die Thränen trockne dir geschwind, denn Gott erbarmet sich; tritt ein, mein Kind, du bist mein Kind, und deine Mutter ich. In deiner Mutter Arme komm und sieh' mich fröhlich an, und werde gut und werde fromm; Gott hat uns wohlgethan. (Kletke.)

87. Der edle Sohn.

Ein Vater und ein Sohn dienten bei derselben Compagnie, jener als Gemeiner, dieser als Unteroffizier. Als das Regiment eines Tags vor dem Thore exerzierte, bemerkte der General in jener Compagnie beim Abfeuern der Gewehre einen groben Fehler. Er ritt sogleich auf den Unteroffizier zu und fragte mit zorniger Stimme, wer den Fehler begangen habe. Der Gefragte schwieg. „Kann er nicht sprechen?" fragte der General. „Ich werde ihm den Mund öffnen!" Und sogleich befahl er, dem Unteroffizier 20 Hiebe zu geben. In diesem Augenblicke regte sich Jemand im Gliede, als ob er vortreten wollte; doch ein Blick des Unteroffiziers genügte, um jenen in Reih' und Glied zu erhalten. Als die Strafe vollzogen war, fragte der General: „Nun, wird er künftig zu antworten wissen?" „Gewiß," versetzte der Unteroffizier, „und auch diesmal hätte ich zu antworten gewußt, wenn nicht mein alter Vater, der sich noch nie eine Strafe zuzog, der Schuldige gewesen wäre." Der General sah den Unteroffizier ernstlich an, wandte dann sein

Pferd und ritt schweigend weg; aber am folgenden Morgen ließ er ihn zu sich kommen, ernannte ihn zum Feldwebel und kündigte ihm an, daß sein Vater noch heute den Abschied mit erhöhter Pension erhalten werde. (Düsseldorfer Leseb.)

88. Mäuschen.

Frau. „Mäuschen, was schleppst du dort
Mir das Stück Zucker fort?"
M. „Liebe Frau, ach vergib!
Habe vier Kinder lieb;
Waren so hungrig noch,
Gute Frau, laß mir's doch!"
Da lachte die Frau in ihrem Sinn
Und sagte: „Nun, Mäuschen, so lauf nur hin!
Ich wollte ja meinem Kinde so eben
Auch etwas für den Hunger geben."
Das Mäuschen lief fort, o wie geschwind!
Die Frau ging fröhlich zu ihrem Kind. (Hey.)

89. Mutterliebe.

„Mein Herz hat auch wohl einen Garten,
Von Mutterliebe treu bebaut,
Ich kann nur liebend seiner warten,
Den Segen hab' ich Gott vertraut."

„Viel Blumen sind darin entsprossen,
So duftig und so rein und licht;
Doch wie viel Thränen sie begossen,
Das ahnt die junge Blume nicht."

„Ich pflege sie an meinem Herzen,
Wenn auch ihr Dorn es manchmal sticht,
Die Mutter will's ja gern verschmerzen,
Die Mutterliebe zürnet nicht."

„Und alle Blätter, alle Blüthen
Durchforscht mein Auge Tag für Tag,
Auf daß bei meinem treuen Hüten
Auch nicht ein Hälmlein leiden mag."

„Da hat ein Stängel sich gebogen,
Dort ist ein Kelch von Gift bethaut,
Hier ist der Farbe Duft entflogen,
Da schlinget sich ein schädlich Kraut;—"

„So muß die Mutter immer pflegen,
Und die Geduld ihr nimmer bricht;
Sie hofft getreu auf Gottes Segen,
Die Mutterlieb' ermüdet nicht."

„Doch ach! mein Lieben und mein Warten,
Mein Freuen all — bald ist's dahin!
Sie rauben dir ja deinen Garten,
O du verwaiste Gärtnerin!"

„Wie mancher Blume Haupt wird sinken,
Vom Sturme draußen hingebleicht!
Wie mancher Kelch vom Thaue trinken,
Den ihm ein gift'ger Abend reicht!"

Ich will zu Gott mein Auge wenden,
Gethan ist meine Mutterpflicht.
Mein Garten steht in seinen Händen,
Die Mutterliebe zweifelt nicht." (O. v. Redwitz.)

90. Die blinde Maus.

So oft ich höre, dass ein erwachsener Sohn oder eine Tochter den alten Eltern über den Mund fährt, oder sie sonst geringschätzig behandelt und meint, das vierte Gebot sei bloss für die unmündigen Kinder gege-

ben, dann gruselt es mir; denn mir fällt dann jedesmal der Spruch ein: „Ein Auge, das den Vater verspottet, und verachtet, der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bache aushacken und die jungen Adler fressen!" Dann denke ich auch an die blinde Maus, von welcher ein berühmter Naturforscher folgende rührende Geschichte erzählt!

Ich war einst zur Zeit der Morgendämmerung aufgewacht und bereitete mich, meinem Gotte Dank zu sagen für die sanfte Ruhe der Nacht. Da rasselte Etwas in einem fernen Winkel des Schlafzimmers. Ich schauete auf und erblickte ein Mäuslein, welches eben aus seinem Loche schlüpfte. Vorsichtig sah es sich nach allen Seiten um, dann kehrte es zum Loche zurück und gab einen pfeifenden Laut von sich, als wollte es sagen: „Komm' heraus! Es ist sicher!"

Hierauf kam langsam und unbeholfen eine andere Maus hervor, welche anscheinend schon alt und abgelebt war und das Mütterlein zu sein schien. Das Mäuschen nahm nun seine Mutter sanft beim Ohre und führte sie behutsam unter den warmen Ofen. Dann lief es fort und sammelte emsig einige Brodkrüstchen, die unter dem Tische zerstreut lagen, und legte sie der Alten vor und schien recht glücklich zu sein in der Ausübung der zärtlichsten Liebe und Sorgfalt.

Jetzt sprang ich auf. Erschreckt und mit dem Zeichen der höchsten Angst lief das Mäuschen fort; die Alte aber erwischte ich und fand, dass sie — — stockblind war. Da rief ich mit gerührtem Herzen aus: „O, kommet alle hierher. ihr Kinder dieser Stadt, und lernet von einem unvernünftigen Thiere Gottes Gebote erfüllen und die alten Eltern ehren und lieben!"

So weit der berühmte Naturforscher. Ich aber bitte euch, liebe Kindlein, erinnert euch oft an die blinde Maus und an ihr Kind; denket aber auch an die Raben am Bache und an die jungen Adler!

(Th. Rümpler.)

91. Kindesdank.

Man findet gar oft, wenn man ein wenig aufmerksam ist, daß Menschen im Alter von ihren Kindern wieder eben so behandelt werden, wie sie einst ihre alten und kraftlosen Eltern behandelt haben. Es geht auch begreiflich zu. Die Kinder lernen's von den Eltern, sie sehen's und hören's nicht anders und folgen dem Beispiel. So wird es auch auf dem natürlichsten und sichersten Wege wahr, was gesagt wird und geschrieben ist, daß der Eltern Segen und Fluch auf den Kindern ruhe und sie nicht verfehle.

Ein Fürst traf auf einem Spazierritt einen fleißigen und frommen Landmann an dem Ackergeschäft an und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht sein Eigenthum sei, sondern daß er als Taglöhner täglich um fünfzehn Kreuzer arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sei, täglich mit fünfzehn Kreuzern auszureichen und noch so frohen Muthes dabei zu sein, und verwunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Zwilchrock erwiederte ihm: „Es wäre mir übel gefehlt, wenn ich so viel brauchte. Mir muß ein Drittheil davon

genügen: mit einem Drittheil zahle ich meine Schulden ab, und das übrige Drittheil lege ich auf Capitalien an.“ Das war dem guten Fürsten ein neues Räthsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort und sagte: „Ich theile meinen Verdienst mit meinen alten Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden.“ War das nicht artig gesagt und noch schöner und edler gedacht und gehandelt? Der Fürst belohnte die Rechtschaffenheit des wackern Mannes, sorgte für seine Söhne, und der Segen, den diesem seine sterbenden Eltern gaben, wurde ihm im Alter von seinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung redlich entrichtet.

Aber ein anderer ging mit seinem Vater, welcher durch Alter und Kränklichkeit freilich wunderlich geworden war, so übel um, daß dieser wünschte, in ein Armenspital gebracht zu werden, das im nämlichen Orte war. Dort hoffte er wenigstens bei dürftiger Pflege von den Vorwürfen frei zu werden, die ihm daheim die letzten Tage seines Lebens verbitterten. Das war dem undankbaren Sohn ein willkommenes Wort. Ehe die Sonne hinter den Bergen hinabging, war dem alten, armen Greis sein Wunsch erfüllt. Aber er fand im Spital auch nicht alles, wie er es wünschte. Wenigstens ließ er seinen Sohn nach einiger Zeit bitten, ihm die letzte Wohlthat zu erweisen und ihm ein Paar Leintücher zu schicken, damit er nicht alle Nacht auf bloßem Stroh schlafen müßte. Der Sohn sucht die zwei schlechtesten, die er hatte, heraus, und befahl seinem zehnjährigen Kinde, sie dem „alten Murrkopf“ in's Spital zu bringen. Aber mit Verwunderung bemerkte er, daß der kleine Knabe vor der Thür eines dieser Tücher in einen Winkel verbarg und folglich dem Großvater nur eins davon brachte. „Warum hast du das gethan?“ fragte er den Jungen bei seiner Zurückkunft. „Zur Aushilfe für die Zukunft,“ erwiderte dieser kalt und bösherzig, „wenn ich euch, o Vater, auch einmal in das Spital schicken werde.“

Was lernen wir daraus? — Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohl gehe! (Hebel.)

92. Geschwisterliebe.

Wie fein und lieblich, wenn unter Brüdern, wenn unter Schwestern die Eintracht wohnt! Wenn Hand in Hand durch's schöne Land des Lebens alle geh'n, dann wird es noch einmal so schön, wo wir sie wandeln seh'n.

Da mag ich wohnen, da mag ich bleiben, und ist's ein Hüttchen, wohl arm und klein. Wo Liebe ist, o da vergißt man gern and'res Gut; da ist man reich und wohlgemuth bei allem, was man thut.

O Eintracht! Liebe! laß stets dich finden, wo Brüder wohnen, wo Schwestern sind. Verlasse sie im Leben nie, daß sie sich nicht entzwei'n, und führ', daß sie sich ewig freu'n, sie einst zum Himmel ein. (Lieth.)

93. Lernbegierige Jünglinge.

1. Kleanth, ein junger Athenienser, hatte von Jugend auf einen langsamen Kopf gehabt, und dabei war er blutarm. Dennoch hatte er eine unersättliche Begierde nach Kenntnissen; die Erwerbung derselben mochte ihm auch noch so sauer werden. Damals lebte zu Athen ein weiser Mann, Namens Zeno, der sich ein Geschäft daraus machte, junge Leute zur Weisheit und Tugend anzuführen.

Gar zu gern hätte nun Kleanth dieses Zeno Unterricht genossen, aber wovon sollte er leben, wenn er sich nur durch Arbeit seinen Unterhalt erwarb? Und wenn er wie ein Taglöhner arbeiten mußte, wie konnte er dann in Zeno's Schule gehen? Kleanth wußte sich zu helfen. Bei Tage hörte er den Zeno, und des Nachts trug er für einen Gärtner Wasser oder mahlte für eine Frau Getreide auf einer Handmühle. Dadurch erwarb er sich in jeder Nacht so viel, als er am folgenden Tage zu seinem Unterhalte brauchte; und dabei ward er gesund und stark.

Das nahm nun die jungen Leute nicht wenig Wunder. „Wovon," sagten sie, mag der junge Mensch sich nähren, da er gar nicht arbeitet?" Einer ging sogar so weit, ihn bei den Richtern zu verklagen, daß er so gut bei Leibe wäre, und man doch nicht sähe, daß er sich Etwas erwürbe.

Die Richter ließen ihn vor sich kommen. Da nun Kleanth hörte, worauf es ankäme, holte er den Gärtner und die Frau, für die er bisher gemahlen hatte, herbei, damit sie bezeugten, daß er sich seinen Unterhalt bei Nachtzeit erwerbe. Da wurden denn die Richter über die edle Lernbegierde des Jünglings nicht wenig gerührt und beschlossen einmüthig, ihn durch ein Geschenk von 100 Thalern zu belohnen. Aber sein Lehrer Zeno verbot ihm, dieses Geschenk anzunehmen: — und warum mochte er das wohl thun?

2. Demosthenes, auch ein junger Athenienser, wäre gar zu gern ein geschickter Redner geworden; aber er schien von Natur dazu verdorben zu sein. Denn erstlich stotterte er über die Maßen, und den Buchstaben r konnte er gar nicht aussprechen. Zweitens hatte er eine unangenehme, kreischende Stimme und schwache Lungen. Andere fügen noch hinzu, daß er auch drittens die üble Gewohnheit gehabt habe, bei jedem dritten Worte, das er sprach, die Schulter in die Höhe zu ziehen.

Das waren nun lauter schlimme Eigenschaften an Einem, der sich öffentlich auf den Markt hinstellen und vor allem Volke reden sollte. Auch machte Demosthenes, da er das erste Mal auftrat, seine Sache so schlecht, daß er ausgepfiffen wurde. — Ein Anderer

würde sich dadurch auf immer haben abschrecken lassen; aber Demosthenes faßte den festen Vorsatz, dennoch ein guter Redner zu werden, — und er ward's.

Aber hört, wie er es anfing sich dazu zu bilden. Zuweilen ging er an das Gestade des Meeres, wo sich die Meereswellen mit einem lärmenden Getöse brachen, und sagte daselbst mit lauter Stimme eine Rede her, um sich zu gewöhnen, das Geräusch einer Volksversammlung zu überschreien. Zuweilen nahm er kleine Kieselsteine in den Mund, lief alsdann einen Berg hinauf, und sagte abermals im Laufen eine Rede her, und zwang sich dabei, jede Sylbe vernehmlich auszusprechen. Endlich, sagt man, habe er sich eine unterirdische Kammer angelegt, um sich darin im Reden zu üben, und damit es ihm nicht etwa einfallen möchte, eher wieder auszugehen, bis er sich genug würde geübt haben, so habe er sich den halben Kopf kahl geschoren, so daß er sich eine zeitlang nicht sehen lassen konnte, wenn er nicht wollte ausgelacht werden. In dieser unterirdischen Kammer nun soll er sich stundenlang vor den Spiegel gestellt haben, um sich zu gewöhnen, seinem Körper beim Reden eine angenehme Stellung zu geben und recht schickliche Bewegungen mit den Händen zu machen. Auch soll er sich mit entblößter Schulter recht dicht unter die Spitze eines über ihm hängenden Degens gestellt haben, damit er, so oft er seiner Gewohnheit nach die Achseln zuckte, sich verwunden möchte.

Durch ununterbrochene Uebungen dieser Art brachte er es endlich auch dahin, daß er der größte unter allen Rednern wurde, welche je gelebt haben, und daß seine Reden noch jetzt, nach so viel hundert Jahren, als ein Muster von Wohlredenheit bewundert werden.

3. Antisthenes, ein Lehrer der Weisheit in Griechenland, hatte das Unglück, fast lauter träge Schüler zu haben, mit denen er gar Nichts ausrichten konnte. Vergebens ermahnte er sie, doch recht aufmerksam auf seinen Unterricht zu sein, damit sie einst weise und geschickte Männer würden; aber er predigte tauben Ohren. Endlich wurde er der vergeblichen Ermahnungen müde und schickte alle seine faulen Schüler zu ihren Eltern zurück.

Es war aber unter ihnen einer, Namens Diogenes, welcher ganz anders gesinnt war, als die übrigen. Er hatte nämlich eine große Begierde, etwas Tüchtiges zu lernen, und hörte daher für sein Leben gern den Unterricht des Antisthenes. Diogenes wollte durchaus nicht von ihm weg, da die Andern von ihm fortgeschickt wurden, man mochte ihm auch sagen, was man wollte. Antisthenes drohte, wenn er nicht ginge, ihn mit dem Stocke, den er in der Hand hatte, zu schlagen. Aber er ließ sich auch dadurch nicht bewegen.

Nun wollte Antisthenes vermuthlich sehen, wie standhaft der junge Mensch seinem Vorsatze treu bleiben würde; denn sonst wäre

das, was er that, eines weisen und guten Mannes nicht würdig gewesen. Er schlug nämlich mit seinem Prügel wacker auf den jungen Diogenes los, und dieser ließ sich geduldig prügeln. „Schlag' nur," sagte er, „so viel es dir gefällt; aber gewiß sollst du keinen so harten Stock finden, womit du mich von dir und deinen Unterweisungen fortjagen könntest."—Von diesem Augenblicke an gewann ihn Antisthenes vorzüglich lieb, und dachte nicht weiter daran, ihn von sich zu lassen. (J. H. Campe.)

94. Gespräch.

Es war ein heiterer Frühlingsmorgen; ich stand im Dorfe auf dem Kreuzwege, wo das kleine Brückchen rechts gleich in die Schule führt, der grössere Fussweg aber links nach der Kirmesswiese sich fortshlängelt. Da hörte ich, wie zwei Knaben Folgendes sprachen:

„Guten Tag, Carl!"

„„Guten Tag, Michel!""

„Wo gehst du hin, Carl" —

„„In die Schule, Michel.""

„Ei was! In der Schule ist's garstig, da muss man lernen; draussen auf der Wiese sollst du einmal sehen, da ist's jetzt hübsch! Komm, wir wollen dahin spielen gehen, Carl!"

„„Am Abend, Michel; jetzt geh' ich lernen, ade!"" —

„Meinetwegen, geh' du arbeiten, Carl, ich geh' spielen; ade!

Zwanzig Jahre darauf stand ich in demselben Dorfe auf derselben Stelle. Es war ein böser, kalter Wintertag. Ein blasser, ärmlich gekleideter Mensch klopfte an der Thüre des Schulhauses an. Der Lehrer, ein rüstiger, stattlicher Mann, öffnete diese, und ich hörte nun die Beiden Folgendes sprechen:

„Guten Tag, lieber Herr!"

„„Guten Tag, lieber Mann!""

„Ach, Herr, erbarmt euch mein!"

„„Was verlangt ihr denn von mir?"" —

„Arbeit, Herr! Ich will euch die Schulstube fegen, ich will euch die Oefen heizen, oder andere Dienste der Art thun. Nehmt mich auf!" —

„„Könnt ihr denn nicht bessere Arbeit thun, als die?""

„Nein, Herr!" —

„„Warum denn nicht!"" —

„Ich hab' Nichts gelernt."—

„„Wie heisst ihr?""—

„Ich heisse Michel."

„„Kommt herein, Michel, draussen ist's heute garstig, in der Schulstube ist's schön. Da werdet ihr hoffentlich auch jetzt noch Etwas lernen.""

Sie gingen beide hinein und die Thüre ward wieder geschlossen. Der um Arbeit bettelnde Mann wusste in jenem Augenblicke noch nicht, wer der freundliche Lehrer war.— Wir wissen es besser. (R. Reinick.)

95. Schullied.

Freut euch der Schule,
Weil ihr noch Kinder seid;
Nützet die Jugend,
Schnell flieht die Zeit.

Die Schule macht euch frohen Muth;
Sie macht euch weise, macht euch gut.
Drum sollt ihr ja recht fleißig sein,
Und euch der Schule freu'n.
Freut euch der Schule, ꝛc.

Jetzt seid ihr Bäumchen, jung und zart;
Seid ihr erwachsen, geht's schon hart.
Bleibt Hänschen stets im Kopfe leer;
So geht's bei Hansen schwer.
Freut euch der Schule, ꝛc.

Seid in der Schul' beim Unterricht
Bedachtsam, Kinder! schwätzet nicht;
Hab't Aug' und Ohr am rechten Ort,
Geb't Acht auf jedes Wort.
Freut euch der Schule, ꝛc.

Erzürnet euren Lehrer nie;
Belohnt mit Liebe seine Müh'.
Gehorsam und recht sittsam sein,
Das wird sein Herz erfreu'n.
Freut euch der Schule, ꝛc.

Und ist dann eure Schule aus,
So geht bescheiden, still nach Haus;
Zeigt, daß ihr gute Kinder seid;
Flieht Grobheit, Zank und Streit.
Freut euch der Schule, ꝛc.

Seid hurtig, fleißig, willig, fromm,
Dies will von euch das Christenthum;
Liebt Ordnung, Wahrheit, Reinlichkeit;
Dies ziert die Jugendzeit.
Freut euch der Schule, ꝛc.

Denkt stets an Gott, der Alles sieht,
Und Alles hört, und seid bemüht,
Was er befiehlt, getreu zu thun;
Dies bringt euch Ehr' und Ruhm.
Freut euch der Schule, ꝛc.

Das Sprüchwort sagt: „Die Morgenstund'
Hat für den Menschen Gold im Mund!"
Darum verlaßt in aller Früh'
Das Bett; dies reu' euch nie.
Freut euch der Schule, ꝛc.

Verrichtet dankvoll das Gebet,
Auch waschet, kämmt und kleid't euch nett,
Dies jung gewohnt und alt gethan,
Steht Jedermann gut an.
Freut euch der Schule, ꝛc.

Wem du begegnest, grüße du;
Mit Freundlichkeit eil' jedem zu;
Wem du, mein Kind, zu dienen weißt,
Zeig', daß du liebreich seist.
Freut euch der Schule, ꝛc.

Auch hütet euch vor Uebermuth;
Denn Uebermuth thut niemal gut.
Kein Leichtsinn schleich' in euer Herz:
Er macht zuletzt nur Schmerz.
Freut euch der Schule, ꝛc.

Thut auch den Thieren nichts zu Leid,
Und zeigt, daß ihr barmherzig seid,
Der, der den kleinsten Vogel plagt,
Wird vor Gott angeklagt.
Freut euch der Schule, ꝛc.

Kein Fluch, kein Scheltwort komme je
Aus deinem Mund; das Lügen flieh'
Wie eine Pest; was ehrbar ist,
Das redet nur der Christ.
Freut euch der Schule, ꝛc.

Kein Diebstahl, sei er noch so klein,
Soll je von dir begangen sein:
Ein Dieb bringt sich um Gut und Ehr';

Man traut ihm mmmermehr.
Freut euch der Schule, 2c.

Der junge Mensch ist bald verführt;
Der wird beschmutzt, der Koth berührt;
Von Bösen lernt man Böses nur;
D'rum folgt nicht ihrer Spur.
Freut euch der Schule, 2c.

Durch stete Uebung wird das leicht,
Was äußerst schwer uns Anfangs deucht,
Was man euch lehrt, übt auch zu Haus;
Sonst fällt's euch wieder aus,
Freut' euch der Schule, 2c.

Gewöhnet euch an Sittsamkeit,
An Mäßigkeit und Dankbarkeit.
Vor dem, was einst euch reuen muß,
Bewahrt Herz, Hand und Fuß.
Freut euch der Schule, 2c.

Noch Eins: Nehmt Feu'r und Licht in Acht,
Behandelt es stets mit Bedacht;
Denn leicht stürzt Unbedachtsamkeit
Euch in das größte Leid.
Freut euch der Schule, 2c.

Folgt guten Lehren früh und spät,
Nehmt sie mit, wo ihr geht und steht,
Nur die, die gute Kinder sein,
Wird einst die Schule freu'n.
Freut euch der Schule, 2c.

(V. J. Dewoia.)

96. Sprüchwörter.

Das Werk lobt den Meister. Uebung macht den Meister. Noth bricht Eisen. Untreue schlägt ihren eigenen Herrn. Ein gebranntes Kind fürchtet das Feuer. Horcher an der Wand hören ihre eigene Schand. Handwerk hat einen goldenen Boden. — Muth geziemt dem Manne. Jeder strecke sich nach seiner Decke. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Den Vogel kennt man an den Federn. — Eigner Heerd ist Goldes Werth. Der Mäßige erfreut sich eines langen Lebens. Jeder ist seines Glückes Schmied. Müßiggang ist des Lasters Anfang.

97. Vom dummen Hänschen.

Hänschen will ein Tischler werden, ist zu schwer der Hobel; Schornsteinfeger will er werden, doch das ist nicht nobel; Hänschen will ein Bergmann werden, mag sich doch nicht bücken; Hänschen will ein Müller werden, doch die Säcke drücken, Hänschen will ein Weber werden, doch das Garn zerreißt er. Immer, wenn er kaum begonnen, jagt ihn fort der Meister. Hänschen, Hänschen, denke dran, was aus dir noch werden kann.

Hänschen will ein Schlosser werden, sind zu heiß die Kohlen; Hänschen will ein Schuster werden, sind zu hart die Sohlen; Hänschen will ein Schneider werden, doch die Nadeln stechen; Hänschen will ein Glaser werden, doch die Scheiben brechen; Hänschen will Buchbinder werden, riecht zu sehr der Kleister. Immer, wenn er kaum begonnen, jagt ihn fort der Meister. Hänschen, Hänschen, denke dran, was aus dir noch werden kann.

Hänschen hat noch viel begonnen, brachte nichts zu Ende; drüber ist die Zeit verronnen, schwach sind seine Hände. Hänschen ist nun Hans geworden, und er sitzt voll Sorgen, hungert, bettelt,

weint und klaget Abends und am Morgen: „Ach, warum nicht war ich Dummer in der Jugend fleißig? Was ich immer auch beginne — dummer Hans nur heiß ich. — Ach, nun glaub' ich selbst daran, daß aus mir nichts werden kann.“ (Löwenstein.)

98. Räthsel.

Komm' mein Kind, und rath einmal!
Blätter hat's in großer Zahl;
Alle sind von gleicher Größe,
Und es decket seine Blöße
Meist ein Röcklein steif und bunt;
Auf dem Rücken ist es rund,
Trägt auch wohl ein buntes Schild,
Das sein Name prunkend füllt.
Beine hat's nicht, doch kann's stehen,
Aber nicht vom Flecke gehen;
Und liegt's einmal auf der Seite,
Muß es warten, bis die Leute
Ihm aufhelfen. Nun, geschwind,
Sage, was ist das, mein Kind?

(Weiß Lexik.)

99. Aristipp und seine Reisegefährten.

Aristipp, ein Schüler des Sokrates, wurde einst gefragt, was für ein Unterschied zwischen einem geschickten und einem ungeschickten Menschen sei. „Man sende, — antwortete er, — beide, von Allem entblößt, unter Unbekannte, und man wird den Unterschied bald merken.“—Wie treffend diese Antwort war, bewies er durch sein eigenes Beispiel. Denn als er auf einer Seereise an dem Ufer der Insel Rhodus Schiffbruch litt, rettete er mit einigen seiner Gefährten Nichts mehr als das Leben. Diese waren sehr niedergeschlagen und klagten über ihren Verlust. Aristipp aber blickte ruhig um sich her, und als er einige geometrische Figuren in der Nähe wahrnahm, rief er ihnen zu: „Laßt uns Muth fassen, ich sehe Spuren von Menschen.“ Hierauf begab er sich unverzüglich nach der Stadt Rhodus, ließ sich an den Ort führen, wo öffentliche Uebungen in Wissenschaften und Künsten angestellt wurden, und redete daselbst von dem, was wahr, recht und gut ist. Dafür bekam er so viele Geschenke, daß er nicht nur seine eigenen Bedürfnisse befriedigen, sondern auch seinen Gefährten Alles, was sie zu ihrer Bekleidung und zu ihrem Unterhalte nöthig hatten, geben konnte.

Da aber seine Begleiter in ihr Vaterland zurückkehren wollten und ihn fragten, ob er Etwas dort zu bestellen und auszurichten habe, so befahl er ihnen, ihren Landsleuten zu sagen: daß sie ihren Kindern solche Besitzungen und Güter verschaffen möchten, die man auch aus einem Schiffbruche retten könnte.

Wie wichtig sind also nützliche Kenntnisse zum glücklichen Fortkommen in der Welt! Allenthalben, wo er hinkommt, findet der Geschickte Unterhalt, Unterstützung und Freunde, und wenn er gleich alles Andere verliert, so bleibt ihm doch seine Einsicht und Geschicklichkeit, wodurch er sich wieder helfen kann. (V. J. Dewora.)

100. Wie's Kätzlein schreibt.

Was Lustiges, Kinder, gebt Acht! wie's Kätzlein dem Hans die Aufgabe gemacht. 's war draußen ein arger Regentag, und Hans mußte zu Hause bleiben; er sollte für die Schule ein Brieflein schreiben. Hans wäre lieber in der Stube herumgesprungen; sein „Höst!" und „Hott!" war aber so laut, daß die Mutter vom Nähzeug aufschaut und den Steckenreiter zum Tische treibt. Weil Hans aber nicht gern schreibt, so weint er und sagt: die Tinte sei dick, die Feder spritze, das Papier finde er nimmer. Da sagt die Mutter mit ernstem Blick: „So geht's den faulen Leuten immer." Hans schämt sich und wird mäuschenstill; er kaut an der Feder und weiß nicht, was er schreiben will; er gähnt, er dehnt sich, er reckt und streckt sich, er legt den Kopf in die linke Hand und denkt allerhand, da fallen ihm die Augen zu, und bald nickt er und schnarcht dazu. Die Mutter hat's wohl gesehen; sie schüttelt den Kopf und läßt es geschehen.

Da kommt das Kätzlein vom Ofen herunter und springt in der Stube herum gar munter; und hops! es springet frisch von den Sesseln auf den Tisch. Es schnüffelt an der Feder, nimmt sie ins Maul und tanzt auf dem Tisch nicht faul. Aber, aber, daß Gott erbarm! das Kätzlein springt über Hänschens Arm, da kommt's mit dem dünnen Bein in's Tintenfaß hinein! O weh, das garstige Tintenfaß! Wie ist das Füßlein schwarz und naß! Das Kätzlein hopft mit gefärbtem Bein gar fein auf dem Papier herum, und malt, gar nicht dumm, eine Menge Blümlein dem Hans in den Brief hinein; ein Maler könnt' es besser nicht, sie sahen aus wie Vergißmeinnicht. Dem Kätzlein wird die Pfote kalt, da macht es Halt. Es beschaut und beschnüffelt den Fuß, der war so schwarz wie Ofenruß; es schlenkert und schüttelt das wüste Bein, da fallen viel Flecken in den Brief hinein. Dann hopft es auf der Mutter Wort auf Hänschens Kopf und springet fort. — Die Mutter lacht und Hans erwacht. Er reibt die Augen und schaut und schaut; dann schaut er auf und schmälet laut, es habe ihn ein Schalk verirt und ihm die Tinte auf Papier und Hände geschmiert. Und als er's heulend der Mutter klagt, da lacht sie den Faulenzer aus und sagt: „Wärst du immer liegen geblieben! 's Kätzlein hat dir ja die Aufgab' geschrieben." (Burgwardt.)

101. Benütze die Zeit.

Wenn du das Leben liebst, so verschwende die Zeit nicht; denn aus Zeit bestehet das Leben. Wie viel mehr Zeit, als nöthig ist, verschwenden wir nicht durch den Schlaf und vergessen immer, daß ein schlafender Fuchs kein Huhn fängt, und daß wir im Grabe noch

Zeit zu schlafen genug haben. Wenn die Zeit von allen Dingen das Kostbarste ist, so ist das Zeitverderben die allerschändlichste Verschwendung; denn verlorne Zeit findet man niemals wieder, und was wir nennen: „Zeit genug," heißt: „Zu wenig Zeit." So laßt uns denn früh auf sein und arbeiten, und das arbeiten, was wir zu thun haben! (Jean Paul. Fr. Richter.)

102. Sei arbeitsam.

Eine faule Grille sang einen ganzen Sommer lang, und war immer ohne Sorgen für den lieben andern Morgen. Weil der Sommer Nahrung hat, wurde sie auch täglich satt; aber als der Winter kam, der der Flur das Leben nahm, und nun Alles öde stand, und kein Würmchen sich mehr fand, spricht sie zu der Nachbarin, einer Ameis': „Ach, ich bin ja so hungrig; gib mir doch ein klein wenig nur zu leben; deine Kammer hat ja noch so viel Vorrath, und ich will Alles ehrlich wiedergeben mit den Zinsen im April." „Schwesterchen," antwortet ihr die Ameise, „sage mir doch nur erst, „wie brachtest du deine Zeit im Sommer zu? Sage mir, was thatest du?" „Was ich that? Du weißt es wohl! ich, die Freundin von Apoll, sang beständig; hast du mich nicht gehört, und konnte ich, Schwesterchen, was Besser's thun?" „Grillchen, nein! doch tanze nun!" (Gleim.)

103. Friedrich Wilhelm IV. als Examinator.

Von der großen Leutseligkeit des Königs Friedrich Wilhelms IV. von Preußen gibt folgende interessante Begebenheit einen Beweis. Auf einer Reise nach Weimar waren die Empfangsfeierlichkeiten durchaus verboten. Nichtsdestoweniger waren in einem Orte nahe der Grenze solche bereitet worden. Die Schuljugend begrüßte hierbei den geliebten Landesvater, wobei ein Mädchen ein geeignetes Gedicht hersagte. Der König war so freundlich, die Worte des Kindes aufmerksam anzuhören und scherzend zu dem Kinde zu sagen: „Das ist sehr schön, was du hergesagt hast, das ist aber nicht aus dir gekommen, das haben dich deine Lehrer gelehrt. Ich will einmal sehen, was du selbst kannst." Se. Maj. nahm hierauf ein Goldstück, hielt es dem Kinde hin und fragte: „Wohin gehört das?" Das Kind antwortete sehr bald und gefaßt: „Das gehört in das Mineralreich." — „Sehr gut!" sagte der König und wandte sich an ein zweites Kind, ihm eine Apfelsine zeigend, mit der Frage: „Wohin gehört die Apfelsine?" Die Antwort lautete schnell und bestimmt: „In's Pflanzenreich." Der König, erfreut über die richtigen und schnellen Antworten der Kinder, sagte zu einem dritten Kinde: „Dir werde ich eine schwerere Frage vorlegen: „Wohin

gehöre ich?" Das Kind antwortete nach kurzem Besinnen: In's Himmelreich." Ueberrascht und bewegt durch diese naive Antwort, ergriff der menschenfreundliche Monarch das Kind, hob es in die Höhe und küßte es, wendete sich darauf ab und soll, wie Anwesende versichern, bis zu Thränen von dieser Kindesantwort ergriffen gewesen sein.

104. Jockli, zieh' das Käppli ab!

„Jockli, zieh' das Käppli ab!" sagte allemal des Schneiders Balzer Wittwe zu ihrem kleinen Sohne, wenn ein Fremder durch's Dorf ging. Und Jockli nahm das Käppli ab, und gewöhnte sich, gegen Jedermann, vornehm oder gering, immer freundlich und dienstfertig zu sein.

Die andern Bauern im Dorfe waren aber grob wie Bohnenstroh, und die Jungen waren es wie die Alten. Das war nicht fein.

Höflichkeit ist eine leichte Waare; sie kostet uns nichts, und macht uns alle Menschen zu Freunden. Grobe Leute liebt Niemand, Jeder verachtet sie, und wenn sie auch steinreich wären. Man pflegt sie verblümter Weise Flegel zu nennen, und das von Rechtswegen. Freundliches Wesen und Dienstfertigkeit ist der Schlüssel zum Herzen aller Menschen.

Wenn ein fremder Herr in's Dorf kam, war Jockli immer der Erste, welcher lächelnd grüßte. Die andern Bauern standen indessen da wie Brunnenpfähle und konnten die Kappe oder den Hut nicht vom Kopfe bringen, als wären sie angepicht.

Es kam wohl zuweilen, daß ein Fremder nach dem Wege fragte. Statt ordentlich zu antworten, standen die Bauern dumm und stumm da, und sahen sich wohl einander an, oder lachten und machten alberne Gesichter, wie Gänse, wenn's donnert. Jockli aber war gleich bei der Hand, antwortete und begleitete den Fremden selbst auf den Weg, bis er nicht mehr irren konnte. Dafür erntete er manchen freundlichen Dank ein, denn Geschenke zu nehmen schämte sich Jockli.

Das gefiel der Mutter, die eine verständige Frau war, und sie sprach: „Du hast Recht! Könige und Fürsten grüßen ihren geringsten Unterthan freundlich, warum soll ein Bauer nicht auch grüßen.

Jockli war sechszehn Jahre alt, stark und groß, und half seiner Mutter durch Taglohn das Brod verdienen, so er mit ihr theilte. Wegen seiner Höflichkeit hatte ihn Jedermann lieb.

An einem Sonntage saß er mit andern Bauern vor dem Wirthshause an der Landstraße. Da kam des Weges ein alter Herr aus der Stadt, welcher spazieren ging. Ein Betrunkener ging ihm entgegen und wollte mit dem Herrn tanzen. Da lachten die Ande-

ren aus vollem Halse; aber Keiner ging, den Fremden vor den Beleidigungen des Trunkenbolds zu schützen. Da sprang Jockli hin, warf den Betrunkenen auf die Seite, und führte den alten Herrn zum Pfarrer, zu welchem er begehrte.

Kaum eine Viertelstunde nachher kamen zwei Karossen voller Herren und Frauenzimmer. Die Leute saßen da, und gafften und sperrten die Mäuler auf, als sollten ihnen Kutsche und Pferde da hinein fahren. Endlich sagte Einer: „Das ist gewiß der Oberherr, der zum Schlosse fährt!“ — Da zogen sie Alle, Einer nach dem Andern, den Hut vom Kopf, obgleich die Wagen schon längst vorbei waren und am Schlosse hielten.

Da sahen sie den alten Herrn, vom Pfarrer begleitet, zum Schloß gehen, und Jockli neben ihm. Der alte Herr war der Oberherr selbst, welcher seit vielen Jahren in fremden Kriegsdiensten gestanden und nun zurückkam.

Er behielt den höflichen Jockli sogleich bei sich, kleidete ihn ganz neu ,und machte ihn zu seinem Kammerdiener. Jockli aber wußte durch seine Dienstgefälligkeit so Aller Herzen zu gewinnen, und er war dabei so brav und treu, daß der alte Oberherr sein ganzes Vertrauen in ihn setzte und ihn endlich zum Verwalter aller seiner Güter machte. Sogar, als der alte Oberherr sterben wollte, vermachte er seinem lieben Verwalter im Testamente eine große Geldsumme und einen Bauernhof.

Jockli heirathete, war sparsam, und ist nun der reichste Bauer in seinem Dorfe geworden. Dieß Glück hat er seiner Artigkeit und Dienstbeflissenheit zu danken. Alle Bauern wußten das, und von der Zeit an hielten sie auch ihre Kinder zur Höflichkeit an. Nützt es nichts, so schadet es nichts, dachten sie.

Und wenn noch irgend ein Grobian unter den Knaben war, so riefen sie Alle, wie Jockli's Mutter: „Jockli, zieh' das Käppli ab!“ — Und es half.

(H. Zschokke.)

105. Der Spaziergang.

An einem schönen Morgen, als kaum die Sonne a u f g e g a n g e n war, fiel es Wilhelmen ein, a u s z u g e h e n. Ich will, sagte der Knabe, langsam g e h e n und schlenderte behaglich dem Walde zu. Dort wohnte ein Förster, mit dessen Sohne Wilhelm U m g a n g hatte. Auf seinem Wege begegneten ihm schon einige F u s s g ä n g e r, welche mit verschiedenen Waaren nach der Stadt eilten. Der Knabe schlug nun weniger g a n g b a r e Pfade ein, und war bald am E i n g a n g e des Waldes. Tiefer darin sah er einen Greis, welcher mit unsicherem G a n g e im Gehölze umherwankte, um sich ein Bündel Reissholz zu sammeln. Wilhelm grüsste den Alten freundlich und empfand Mitleid über ihn.

Ich b e g e h e keinen Fehler, sprach er zu sich selbst, wenn ich dem Manne ein wenig helfe. Er that es, und der Greis dankte herzlich.

Ach, sprach er, früher war mir dies Geschäft leichter. Doch Jugend und Kraft sind v e r g ä n g l i c h; jetzt bin ich alt, da wird es mir sauer.

Aber das Alter ist der Uebergang zum Tode; bald werde ich in den Himmel eingehen.

Wilhelm gingen die Worte des Greises zu Herzen, und er sprach: „Guter Alter, ich werde dir deine Last bis vor die Stadt bringen, und dann kehre ich zurück. Der Besuch bei meinem Freunde soll mir desshalb nicht entgehen."—So that der Knabe und der dankbare Greis wünschte ihm dafür das beste Wohlergehen. (Kellner.)

106. Der Neugierige.

Das Weihnachtsfest nahte heran. Emma, sagte daher eines Abends Heinrich zu seiner Schwester, ich möchte nur hören, was die Eltern jetzt bisweilen mit einander reden. Wenn ich es nicht verhört habe, so sprachen sie von unsern Geschenken. Sie redeten so leise, dass ihre Worte kaum hörbar waren, allein ich habe ein feines Gehör und glaube doch, dass ich recht hörte. Vielleicht erhören sie meinen Wunsch und schenken mir ein Paar Schlittschuhe. Du musst nicht horchen, antwortete Emma. Die Eltern haben das verboten, und Kindern ziemt Gehorsam. Du sollst nicht blos Hörer (Jacobus 1,22), sondern auch Thäter des Wortes sein; dann nur bist du gehorsam. Unsere billigen Wünsche werden schon Erhörung finden.

Emma's Worte wurden kaum angehört.

Als es dunkler geworden war, ging Heinrich an die Thüre des Zimmers, worin der Vater arbeitete, um die Eltern zu behorchen. Wirklich sprachen beide mit einander. Der Knabe lehnte das Ohr an das Schlüsselloch und horchte aufmerksam. Aber was vernahm er? Die Mutter klagte sehr, dass Heinrich ihren Befehlen oft ungehorsam sei und lange nicht so pünktlich gehorche, wie Emma. Darauf sagte der Vater, dass der Ungehorsame nicht reichlich beschenkt werden solle.

Heinrich fuhr erschrocken und beschämt zurück und lief eilends zu seiner Schwester. Als Emma seine schamrothen Wangen sah, sprach sie: Nun, was hast du erhorcht? — Gewiss ist das Sprüchwort: „Der Horcher an der Wand hört seine eigene Schand," an dir in Erfüllung gegangen. (Kellner.)

107. Der Soldat.

Anton stand am Fenster und sah auf die Strasse. Dort ziehen Soldaten, sprach er freudig, und vielleicht ist mein Bruder darunter! Der Zug war lang; aber unter den letzten Männern erkannte Anton die Züge des Bruders. Die Soldaten zogen auf die Wache, und Anton musste lange verziehen, ehe der Bruder angezogen kam. Der Knabe lief ihm ohne Verzug entgegen und umarmte ihn freudig. Wie prächtig du angezogen bist, sprach er: ach, ich möchte auch wohl Soldat werden und die Wache beziehen!

Lass dich für jetzt lieber noch von unseren Eltern erziehen, sprach der ältere Bruder. Ein solcher Aufzug der Soldaten sieht zwar hübsch aus und zieht an, allein uns Kriegern ist auch Vieles entzogen, und gar bald würdest du dein jetziges Leben vorziehen.

Der Soldat steht unter strenger Zucht, und muss sich vielen Beschwerden unterziehen. Im Kriege zieht er gegen den Feind; auf dem Schlachtfelde sieht er manchen in den letzten Zügen und muss oft den Degen ziehen, um sein Leben zu vertheidigen. Immer muss der Soldat gehorchen und darf dabei keine Miene verziehen.

Antons Gesichtszüge wurden ernster, und er sprach: Nein, Bruder,

du hast Recht; ich gebe für jetzt noch unserm elterlichen Hause den Vorzug und will gern ein Zögling liebevoller Lehrer bleiben. Solch ein kleiner Soldat, wie ich sein würde, müsste überall den Kürzeren ziehen, und würde wegen seiner Schwäche von den Stärkeren aufgezogen.—Aber bin ich erst grösser, dann zögere ich nicht länger; dann werde ich ein tapferer Soldat und Niemand soll mich im Kriege auf dem Rückzuge sehen.

(Kellner.)

108. Das kranke Kind.

Die Gegend lag so helle,
Die Sonne schien so warm,
Es sonnt sich auf der Schwelle
Ein Kindlein krank und arm.

Geputzt zum Sonntag heute
Zieh'n sie das Thal entlang,
Das Kind grüßt alle Leute,
Doch Niemand sagt ihm Dank.

Viel Kinder jauchzen ferne,
So schön ist's auf der Welt!
Ging's auch spazieren gerne,
Doch müde stürzt's ins Feld.

„Ach Vater, liebe Mutter!
Helft mir in meiner Noth!—"
Du armes Kind! die ruhen
Ja unter'm Grase todt.

Und so im Gras alleine
Das kranke Kindlein blieb,
Frug Keiner, was es weine,
Hat Jeder sein's nur lieb.

Die Abendglocken klangen
Schon durch die stille Welt,
Engel Gottes sangen
Und gingen über's Feld.

Und als die Nacht gekommen
Und alles das Kind verließ,
Sie haben's mitgenommen,
Nun spielt's im Paradies.

(J. v. Eichendorff.)

109. Einer für Alle.

Die Glieder des menschlichen Körpers wurden einmal überdrüssig einander zu dienen und faßten den Vorsatz, dies nicht mehr thun zu wollen. Die Füße sagten: Warum sollen wir allein für Andere tragen? Schafft euch selbst Füße, wenn ihr gehen wollt!" — Die Hände sagten: „Warum sollen wir allein für Andere arbeiten? Schafft euch selbst Hände, wenn ihr welche braucht!" — Der Mund brummte: „Ich müßte wohl ein großer Narr sein, wenn ich immer für den Magen Speise käuen wollte, damit er nach seiner Bequemlichkeit verdauen möge; schaffe sich selbst einen Mund an, wer einen nöthig hat!" — Die Augen fanden es gleichfalls sehr sonderbar, daß sie allein für den ganzen Leib beständig Wache halten und für ihn sehen sollten. Und so sprachen auch alle übrigen Glieder des Leibes, und eins kündigte dem andern den Dienst auf. Was geschah? — Da die Füße nicht mehr gehen, die Hände nicht mehr arbeiten, der Mund nicht mehr essen, die Augen nicht mehr sehen wollten, so fing der ganze Körper in allen seinen Gliedern an zu welken und nach und nach abzusterben. Da sahen sie ein, daß sie thöricht gehandelt hätten

und wurden einig, daß es künftig nicht mehr geschehen sollte. Da diente wieder ein Glied dem andern, und alle wurden wieder gesund und stark, wie sie vorher gewesen waren. (J. J. Campe.)

110. Die Bettlerin.

Zur Zeit der Theuerung ging eine unbekannte Bettlerin, die sehr ärmlich, jedoch sehr reinlich gekleidet war, in dem Dorfe umher und flehte um Almosen.

Bei einigen Häusern wurde sie mit rauhen Worten abgewiesen, bei andern bekam sie eine sehr geringe Gabe; nur ein armer Bauer rief sie, da es sehr kalt war, herein in die warme Stube, und die Bäuerin, die eben Kuchen gebacken hatte, gab ihr ein schönes, großes Stück davon.

Am folgenden Tage wurden alle die Leute, bei denen die Unbekannte gebettelt hatte, in das Schloß zum Abendessen eingeladen. Als sie in den Speisesaal traten, erblickten sie ein kleines Tischchen voll köstlicher Speisen, und eine große Tafel mit vielen Tellern, auf denen nur hier und da ein Stückchen verschimmeltes Brod, ein paar Erdäpfel, oder eine Hand voll Kleie, meistens aber gar Nichts zu sehen war.

Die Frau des Schlosses aber sprach: „Ich war jene verkleidete Bettlerin, und wollte bei dieser Zeit, wo es den Armen so hart geht, eure Wohlthätigkeit auf die Probe stellen. Die zwei armen Leute hier bewirtheten mich so gut sie konnten; sie speisen deshalb jetzt mit mir und ich werde ihnen ein Jahrgeld auswerfen; ihr Andern aber nehmt mit den Gaben vorlieb, die ihr mir gereicht habt und hier auf den Tellern erblickt. Dabei bedenkt, daß man euch einmal in jener Welt auch so auftischen werde."

Wie man die Aussaat hier bestellt,
So erntet man in jener Welt. (Chr. v. Schmid.)

111. Das Kräutlein.

Zwei Mägde, Brigitte und Katharina, gingen der Stadt zu, und jede trug einen schweren Korb voll Obst auf ihrem Kopfe.

Brigitte murrte und seufzte beständig, aber Katharina lachte und scherzte nur.

Brigitte sagte: Wie magst du doch lachen? dein Korb ist ja so schwer, wie der meinige, und du bist um nichts stärker, als ich.

Katharina sprach: „Ich hab ein gewisses Kräutlein zur Last gelegt, und so fühl' ich sie kaum. Mach es auch so!

Ei, rief Brigitte, das muß ein kostbares Kräutlein sein? Ich möchte mir meine Last damit auch gern erleichtern. Sag' mir doch einmal, wie es heißt!

Katharina antwortete: Das kostbare Kräutlein, das alle Beschwerden leichter macht, heißt — Geduld. Denn

Leichter trägt da, was er trägt,
Wer Geduld zur Bürde legt. (Chr. v. Schmid.)

112. Die Bürde.

Einen steilen Waldweg hinauf trug keuchend ein armer, alter Mann ein schweres Gepäck. Gott! ach Gott! seufzte er, ist denn weit und breit keine mitleidige Seele, die mir meine Last tragen hilft! — Hier ist sie! rief hinter seinem Rücken eine ihm unbekannte, freundliche Stimme. Betroffen sah der Alte sich um, und erblickte einen schönen, blondlockigen Jüngling, dessen freundliches Aussehen ihm sogleich Vertrauen einflößte. O freundlicher junger Mann, sagte der Alte, du kommst mir wie ein Engel Gottes vom Himmel. Meinen armen Enkelchen, die ich ernähren muß, weil Vater und Mutter todt sind, ein Stückchen Brod zu verdienen, habe ich dieses Gepäck in die nächste Stadt zu tragen übernommen, das, wie ich zu spät bemerke, meine Kräfte übersteigt. Dürfte ich dich bitten, einen Theil davon auf deine jungen, kräftigen Schultern zu übernehmen? Vor allem laß uns ausruhen, lieber Alter! versetzte der Jüngling, und dann noch einmal versuchen, was deine eigenen Schultern vermögen. Und hiermit nahm er die Bürde von dem Rücken des Alten, ließ sich mit ihm im Schatten einer bejahrten Eiche nieder und zog ein Stück nahrhaften Brodes nebst einer Flasche stärkenden Getränkes hervor. Iß nun und trink, Väterchen! sprach er und reichte ihm beides hin. Mit zitternder Begierde griff der Alte darnach und verzehrte es mit Heißhunger, während der Jüngling sich mit ihm in freundlichen Gesprächen unterhielt. — Auf nun, daß wir die Stadt erreichen, ehe die Sonne sich neigt! sprach endlich der Jüngling, und erhob sich zuerst von dem moosigen Sitze. Wehmüthig blickte der Greis auf seine Bürde und bittend in die blauen Augen seines Begleiters. Er glaubte in diesen die Gewährung seines Wunsches zu lesen, als der Jüngling auch wirklich nach der Last griff, aber leider! nicht um sie zu theilen oder sie selbst zu tragen, sondern um sie wieder auf die Schultern des Alten zu legen. Erschrocken sah dies der Greis, aber zu seiner Verwunderung sah er sich so gestärkt, daß er die Bürde kaum halb so schwer fand. Als nun Beide am Ende des Waldes sich trennen wollten, sagte der Alte: Du hast, edelmüthiger Jüngling! mir besser geholfen, als ich gewünscht hatte: du solltest meine Last mir abnehmen und gabst mir statt dessen Kraft, sie selber zu tragen; aber nun sage mir auch, ehe wir scheiden: Wer bist du, freundliche, liebe Seele? — Ein Nachahmer der göttlichen Vorsehung, versetzte der Jüngling; sie nimmt nicht immer die Last von den Menschen, aber sie reicht dem vertrauenden Beter das Brod der Stärkung und den Becher des Trostes, und hilft ihm so sammt seiner Bürde zum Ziele.

Bei diesen Worten verklärte sich das Antlitz des Jünglings, und ohne seinen Namen zu nennen, entzog er sich durch einen langen Buschweg den Augen des Alten. Dieser aber faltete seine Hände zu Gott und in seinen aufwärts gerichteten Augen glänzten Thränen des Dankes. (J. F. Schlag.)

113. Friedrich Wilhelm III. und der alte Berghof.

Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., stand einst mit seiner Gemahlin im Schlosse am Marmorsee vor einem Fenster. Die Königin hatte den Kronprinzen selbst im Arme und ließ ihn mit einigen Goldstücken spielen. Indessen näherte sich ein sechzigjähriger, dürftig aber reinlich gekleideter Mann dem Fenster, verbeugte sich und ohne das königliche Paar zu kennen, sagte er zu dem Könige: „Gewähren Sie, mein Herr, einem alten, von undankbaren Töchtern verstoßenen Manne ein Almosen; mein einziger Sohn ist Soldat und steht jetzt an der Grenze.“ Der König öffnete beide Flügel des Fensters und antwortete, ohne sich weiter auf Fragen und Erkundigungen einzulassen, huldreich dem Bittenden: „Wende Er sich an dieses Frauenzimmer, mein Freund! Er sieht, sie läßt Kinder mit Goldstücken spielen, und wird für einen armen, von Kindern verstoßenen Vater etwas übrig haben. Ich habe meine Börse nicht bei der Hand.“ Die Königin gab dem kleinen Kronprinzen vier Friedrichsd'or in die Hand und sagte zu ihm: „Lieber Fritz, gib sie dort dem Manne!“

Der Prinz warf sie erfreut in den Hut des Greises, der über diese unerwartete, reiche Gabe bestürzt wurde, und von Rührung und Dank ganz hingerissen, mit Thränen das Fenster verließ. Kaum war er zehn Schritte gegangen, als die Königin ihm nachrief: „Freund, komme Er doch noch einmal hierher!“ Der Alte wankte zurück. „Wie heißt Er, mein Freund?“ fragte die Königin. „Ich heiße Berghof,“ erwiderte dieser, „bin ehemals Sattler in Brandenburg gewesen, habe Friedrich dem Großen 23 Jahre treu gedient und meinen ehrlichen Abschied als Sergeant.“ — „Ohne Pension?“ fragte die Königin, und seine Antwort war: „Ja, Madame.“ — „Dieser Herr hier,“ sagte sie nun, indem sie auf den König hinwies, „sagte zwar, er hätte seine Börse nicht bei sich: seine Handschrift ist so gut wie Geld.“ Der König, gerührt durch diesen eben so gutmüthigen, als naiven Einfall seiner liebenswürdigen Gemahlin, ging vom Fenster weg, setzte sich an seinen Schreibtisch und kam mit einem Zettel zurück, worauf die Worte standen:

„Dem alten Berghof aus Brandenburg sind zwölf Thaler monatliche Pension aus der außerordentlichen Kriegskasse zu reichen.“ Friedrich Wilhelm.

An das Kriegszahlamt in Berlin. (Seltzsam.)

114. Der brave Mann.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohen Muths sich rühmen kann,
Dem lohnt nicht Geld, dem lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Welschland trüb' und feucht;
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wenn der Wolf die Heerde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee,
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See,
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll.
Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen, schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her
Und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind.
„O Zöllner, o Zöllner, entfleuch geschwind!“

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran;
Laut heulten Sturm und Wog' um's Haus;
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
Und blickt' in den Tumult hinaus.
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich?“

Die Schollen rollten Schuß auf Schuß
Von beiden Ufern hier und dort;
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter als Sturm und Wind.

Die Schollen rollten Stoß auf Stoß
An beiden Enden, hier und dort;
Zerborsten und zertrümmert schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich,
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!“

Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein,
Und jeder schrie und rang die Hand;
Doch mochte Niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

Rasch galloppirt ein Graf hervor,
Auf hohem Roß, ein edler Graf*).
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff.
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt!“

Und immer höher schwoll die Fluth,
Und immer lauter schnob der Wind,
Und immer tiefer sank der Muth.
„O Retter, Retter, komm geschwind!
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach;
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

„Halloh! halloh! frisch auf! gewagt!“
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein jeder hört's, doch jeder zagt.
Aus Tausenden tritt keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind.

Sieh', schlecht und recht ein Bauersmann**)
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort
Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn in Gottes Namen sprang
Er in den nächsten Fischerkahn.
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! der Nachen war allzuklein,
Der Retter von allen zugleich zu sein.

Und dreimal zwang er seinen Kahn,
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.

---

*) Der Name des Grafen war Spolverini.
**) Der Name des Bauern ist nie bekannt geworden.

Kaum waren die Letzten im sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort.

„Hier," rief der Graf, „mein wackrer Freund,
Hier ist der Preis! komm her, nimm hin!"
Sag' an, war das nicht brav gemeint?
Bei Gott, der Graf trug hohen Sinn;
Doch höher und himmlischer wahrlich schlug,
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Geld nicht feil,
Arm bin ich zwar, doch hab' ich satt.
Dem Zöllner werd' Euer Geld zu Theil,
Der Hab' und Gut verloren hat!"
So rief er mit herzlichem Biederton
Und wandte den Rücken und ging davon.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muths sich rühmen kann,
Dem lohnt kein Gold, dem lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann!

(Bürger.)

115. Der fechtende Handwerksbursche.

Im August des Jahres 1804 stand in der Stadt Anklam in Pommern ein reisender Handwerksbursche an einer Stubenthüre und bat um einen Zehrpfennig ganz fleißig. Als sich Niemand sehen ließ noch rührte, öffnete er leise die Thüre und ging hinein. Als er aber eine arme und kranke Wittwe erblickte, die da sagte, ich habe selber Nichts, so ging er wieder hinaus. Nach ungefähr fünf Stunden kam der Handwerksbursche wieder. Die Frau rief ihm zwar entgegen: „Mein Gott, ich kann Euch ja Nichts geben. Ich lebe selbst von anderer Menschen Milde und bin jetzt krank;" allein der edle Jüngling dachte bei sich selber: „Eben deßwegen." Anständig und freundlich trat er bis an den Tisch, legte aus beiden Taschen viel Brod darauf, das er unterdessen gesammelt hatte, und viele auf gleiche Weise gesammelte kleine Geldstücke. „Das ist für euch, arme kranke Frau," sagte er mit sanftem Lächeln, ging wieder fort und zog leise die Stubenthür zu.

Die Frau war die Wittwe eines ehemaligen Unteroffiziers, Namens Laroque bei dem preußischen Regimente von Schonfeld.

Den Namen des frommen Jünglings aber hat ein Engel im Himmel für ein andermal aufgeschrieben. (J. P. Hebel.)

116. Die zwei Sperlinge.

In einem trockenen Missjahre quälte der Hunger zwei Sperlinge hart; beide fühlten sich schon dem Verschmachten nahe. — Sammle noch einmal deine Kräfte, lieber Bruder, sprach der Schwächste von ihnen, fliege umher und sieh', ob du nicht irgendwo einige Nahrung entdeckest! Ich flöge gern mit, aber ich kann nicht mehr. Findest du Speise, so bringe auch mir Etwas davon! Aber nur bald, denn sonst hat der Hunger mich umgebracht. — Der Stärkere versprach es und flog aus. Das Glück war ihm günstig. Er sah einen Kirschbaum voll reifer Früchte. O, rief er, geborgen

ist nun mein Freund und ich! — Er flog hinzu, kostete, fand die Kirschen vortrefflich und stillte seinen Hunger bis zum Uebermasse. Eine Stunde verfliesst, die Sonne senkte sich zum Untergange. Er will jetzt, mit einigen Kirschen beladen, zu seinem Freunde fliegen. Doch nein! nein! denkt er wieder; noch bin ich selbst zu matt; noch will ich diese Kirschen verzehren und dann jene! — So fährt er fort, so flattert er von Ast zu Ast, bis die Dunkelheit ihn überrascht und er einschläft. Erst am Morgen erwacht er wieder und eilt nun wirklich zu seinem verlassenen Bruder. Er findet ihn — auf dem Rücken liegend und todt. — Nichts sei dir heiliger, als die Erfüllung eines Versprechens, zumal wenn es dem Nothleidenden gegeben ist. Der Edle vergisst im eigenen Glücke das Unglück seiner Brüder nicht. (Meissner.)

117. Der Taglöhner.

In einem ansehnlichen Hause arbeitete oft ein Taglöhner, der überall das Lob eines rechtschaffenen und fleissigen Mannes hatte. Einst spaltete er in kurzen Wintertagen Holz. Als der Abend hereinbrach, gab ihm der Hausherr seinen Tagelohn, und zwar so viel, als er sonst in längeren Tagen bekam. Er zählte das Geld und sagte: Das ist zu viel; so viel habe ich heute nicht verdient. Auf die Antwort, es solle ihm dennoch gegeben werden, nahm er es mit sich. Einige Tage nachher hörte man am Abend, da es sehr heller Mondschein war, Jemand im Hofe Holz spalten. Man schickt hinaus, um zu sehen, wer es sei; und siehe, es ist der alte, ehrliche Tagelöhner, der auf die Frage, warum er jetzt die Arbeit verrichte, zur Antwort gibt: Ei, ich habe neulich mehr Tagelohn bekommen, als ich verdient hatte; den will ich nun verdienen.

(Bone's Leseb.)

118. Verachte keinen Menschen.

Das stolze Fräulein.

Fräulein Gertrud wohnte in einem prächtigen Schlosse und bildete sich auf ihren vornehmen Stand nicht wenig ein. Eines Tages kam Maria, eine arme Maurerstochter, zu ihr und sprach: „Mein Vater, der todtkrank ist, läßt Sie bitten, zu ihm zu kommen; er hat ihnen etwas Wichtiges zu sagen.“ Das Fräulein antwortet spöttisch: „Das wird wohl etwas sehr Wichtiges sein! Was hat denn ein so armer Mann mit mir zu reden! Geh, ich

habe in deiner elenden Hütte nichts zu thun.“ Ueber eine Weile kam Maria wieder und rief fast außer Athem: „O liebes Fräulein, kommen Sie doch geschwind! Ihre selige Mutter hat während des Krieges eine Menge Gold und Silber einmauern lassen. Mein Vater soll auf den Befehl Ihrer Mutter den Ort keinem Menschen sagen, als Ihnen, wenn Sie einmal zwanzig Jahre alt sind. Jetzt ist er aber dem Tode nahe und kann nicht mehr so lange warten.“

Fräulein Gertrud eilte nun, so sehr sie konnte; als sie aber in die Stube trat, war der gute Mann bereits verschieden. Sie kam vor Schrecken und Aerger fast von Sinnen, ließ bald da, bald dort im Schlosse die Mauer aufbrechen, — fand aber nicht das Geringste von einem Schatz.

Sie bereute ihr ganzes Leben hindurch dieses hochmüthige Benehmen; denn sie hatte durch dasselbe einen so redlichen Mann noch in seinen letzten Augenblicken betrübt und sich selbst um einen großen Reichthum gebracht. (Nach Chr. v. Schmid.)

119. Wohlthätigkeit.

§ 1. Die armen, unglücklichen Menschen! sprach Alwine zur Frau Hold, ihrer Mutter. Du solltest sie sehen! Vierzehn Meilen weit sind sie vor dem Feinde geflohen. Er soll sengen, brennen und plündern, wohin er kommt.

§ 2. Ach, meine Tochter! versetzte Frau Hold, der Krieg ist eines der größten Uebel, die die Menschheit drücken. Du hast Recht, daß du die armen Geflüchteten bedauerst; Theilnahme an dem Unglücke Anderer geziemt einem guten, frommen Herzen.

§ 3. Liebe Mutter, sprach Alwine, ich habe wenig Geld; aber das wenige will ich den Unglücklichen geben; du erlaubst es doch, daß ich auch altes Linnen zusammensuche und den Armen bringe? Ihre Kleider sind ganz zerrissen.

§ 4. Das thue, meine Tochter! erwiederte die Mutter; solchen Hilfsbedürftigen, die unsern Beistand so sehr nöthig haben, müssen wir mittheilen, was wir entbehren können. Ich will selbst alte Wäsche zusammensuchen und sie ihnen schicken.

§ 5. Alwine hatte darüber eine große Freude. Die Mutter brachte ein ziemliches Bündel von alten Kleidern zusammen und ging nun mit der Tochter zu den Geflüchteten. Wie sehr wurden diese durch die Gaben erfreut, die man ihnen reichte! Wir sehen Sie als unsere rettenden Engel an, sprachen sie zu Alwinen und ihrer Mutter. Gott vergelte es Ihnen tausendfältig!

§ 6. Die Armen erzählten nun, wie traurig es in der Gegend aussähe, aus der sie kämen. Alles ist aufgezehrt, sprachen sie, und ein paar Kartoffeln werden mit mehreren Kreuzern bezahlt. Das Pfund P f e r d e f l e i s ch kostet dreißig Kreuzer und ist nur mit

Mühe zu bekommen. Wohin der Soldat kommt, da will er zu essen haben. Kann man ihm nichts geben, so wird er wild, schlägt um sich, und viele Unschuldige sind dabei schon um's Leben gekommen. Die Offiziere sind menschlicher, aber nicht im Stande, dem Ungestüme des gemeinen Mannes zu wehren. Manche Dörfer und Flecken sind von dem Feinde angezündet und in Aschenhaufen verwandelt worden.

§ 7. So erzählten die Geflüchteten weiter fort. Als Frau Hold mit Alwinen nach Hause zurückkehrte, sagte diese: Es freut mich sehr, daß ich den Unglücklichen doch etwas habe mittheilen können.

§ 8. Diese Freude macht deinem guten Herzen Ehre, versetzte die Mutter; Wohlthätigkeit ist eine schöne, liebenswürdige Tugend, besonders wenn man sie gerne ausübt. Es gibt Menschen, die Andern wohlthun; aber sie thun dies mit Unwillen und Verdruß. Dadurch verlieren die Wohlthaten viel von ihrem Werthe. Auch muß man immer darauf sehen, daß man nur solchen beisteht, die es verdienen. Es gibt schlechte Menschen, die im Müssiggange umherstreichen und die Bettelei der Arbeit vorziehen. Diese sind unserer Hilfe unwürdig, denn sie werden dadurch nur in ihrer unordentlichen Lebensart noch mehr bestärkt. Bei solchen thut man wohl, wenn man sie ihrem Schicksale überläßt, wodurch sie noch am ersten gebessert werden.

§ 9. Nach einigen Tagen wurde Alwine von ihrer Freundin Meta besucht und zu einem Spaziergange eingeladen. In einer Bude vor der Stadt war ein Taschenspieler zu sehen, der vielerlei artige Kunststücke machte. Den müssen wir sehen, sagte Meta, und Alwine nahm die wenigen Groschen, die ihre ganze Baarschaft ausmachten, um mit ihrer Freundin den Taschenspieler zu besuchen.

§ 10. Gerade als sie gehen wollten, sahen sie, daß auf der Straße viel Volk zusammenlief. Sie hörten, daß man eine Menge Kriegsgefangene bringe. Alwine stellte sich mit Meta vor das elterliche Haus und wurde durch den Anblick der Gefangenen tief erschüttert. Sie baten um Almosen. Alwine sprang nach ihrem Gelde, das sie im Zimmer liegen gelassen hatte. Du wirst doch nicht deine wenigen Groschen hergeben wollen, sprach Meta; weißt du nicht, daß sie für den Taschenspieler bestimmt sind?

§ 11. Aber Alwine ließ sich nicht irre machen. Sie erblickte unter den Kriegsgefangenen zwei Verwundete, die kaum mehr fortkommen konnten. Ihnen gab sie die ganze Baarschaft.

Meta tadelte sie deßhalb, aber Frau Hold sagte: Alwine hat Recht gethan; sie hat durch ihre Gabe die armen Verwundeten vielleicht sehr erquickt.

§ 12. Es dauert nicht lange, so wurden die Einwohner der Stadt aufgefordert, gezupfte linnene Fasern (Charpie) herbeizuschaffen, die man bei Heilung der Verwundeten nöthig hatte. Sowie

Alwine davon hörte, regten sich in ihr mit aller Macht die Gefühle der Menschlichkeit, und sie bat die Mutter, ihr altes Linnenzeug zu geben, damit sie schnell Charpie zupfen könne.

§ 13. Du vergißt ja ganz unsern Spaziergang, sprach Meta; jetzt ist es keine Zeit, Charpie zu zupfen. Laß das, bis wir wieder zurückkommen.

Liebe Meta, sagte Frau Hold, wollen wir Andern wohlthun, so kommt alles darauf an, daß wir es bald thun. Wer bald gibt, gibt doppelt! heißt es im Sprüchworte. Wollen wir den Verwundeten eine Wohlthat erweisen, so muß dies bald geschehen.

§ 14. Verdrießlich nahm Meta ihren Strickbeutel und ging davon; Alwine aber zupfte unermüdet und mit Emsigkeit Charpie, die an eine obrigkeitliche Person abgegeben wurde, und so trug auch sie Etwas zur Linderung der Leiden jener Unglücklichen bei.

§ 15. So wie sich Alwine bei dieser Gelegenheit benahm, so benahm sie sich immer. Als ein theilnehmendes, wohlthätiges Mädchen linderte sie menschliches Elend, wo und so viel sie konnte. Als Alwine später die Frau eines reichen Edelmannes wurde, befand sie sich im Stande, ihre Wohlthätigkeit weiter auszudehnen und that dies mit liebevollem Eifer.

§ 16. Viele Wittwen und Waisen, Kranke und Arme nahmen zu Alwine ihre Zuflucht und wurden von ihr unterstützt. Doch bemerkte diese wohlthätige Frau bald, daß sie durch ihre Wohlthaten nicht so viel Gutes stiftete, als sie wünschte. Den Meisten wurde nur auf kurze Zeit geholfen; Manche, die von ihr Geld erhielten, gingen damit in eine Schenke, machten sich eine frohe Stunde und darbten dann wieder.

Alwine dachte nun nach, wie sie dies Alles am besten verhindern und den Armen auf eine sichere Weise helfen könnte. Sie legte ein Arbeitshaus an, in welchem sich Kinder und Erwachsene durch nützliche Thätigkeit ihren Lebensunterhalt verdienen konnten. Den Kindern ließ sie durch einen Lehrer auch Unterricht ertheilen.

§ 17. Auf diese Weise wurde Alwine die Retterin und Beglückerin gar Vieler. Die ganze Gegend ehrte sie als eine edle Wohlthäterin. Alles nahm innigen Antheil, als sie starb, und bei ihrem Begräbnisse war eine Menge dankbarer Menschen zugegen, denen sie wohlgethan hatte. Viele Thränen der Wehmuth, Liebe und Dankbarkeit flossen auf ihr Grab. (Glatz.)

120. Gespräch über Land- und Stadtleben.

Herr Fröhlich. Nachbar Erdmann.

F. Gott grüß' euch, Nachbar Erdmann! Wie geht's hier zu Lande?

E. Wenn es in der Stadt so wohl geht und überall so wohl geht, wie hier, so geht's überall gut.

F. Das freut mich. Ihr seid also wohl hier recht vergnügte Leute?

E. Ei, nun wohl nicht alle, aber doch meistens, und doch wohl etwas mehr als in der Stadt.

F. So, so: das glaube ich fast.

E. Wenigstens sehen bei uns die Leute nicht so langbäckig und griesgrämlich aus, als wohl in der Stadt.

F. Das macht, ihr habt hier auf dem Lande bessere, gesundere Luft, als wir dort in der Stadt.

E. Freilich haben wir gesundere Luft, als sie dort in der Stadt; aber wir haben auch wohl noch mehr, das gesunder ist, als bei ihnen in der Stadt.

F. Zum Exempel, zum Exempel?

E. Zum Exempel, unsere Arbeit.

F. Ich dächte, wir ließen es in der Stadt auch nicht an Arbeit fehlen.

E. Arbeit und Arbeit ist eben ein Unterschied, da sitzen sie krumm und sehr gebückt und gehen den ganzen Tag traurig. Der eine schreibt, damit andere lachen oder weinen; der andere rechnet, daß ihm die Augen blinzeln; der dritte zählt Geld, daß er die Finger nicht regen kann; der vierte stickt in Gold und Seide, daß ihm die Arme weh thun und der Bauch zusammenklebt.

F. Landsmann, kennt ihr die Stadt so gut?

E. Ich bin viel darin herumgelaufen. Sehen sie, was wir hier thun, ist wahre Arbeit; in der Stadt ist alles nur eine halbe, schlechte Bewegung. Nur in der Arbeit frisch, und ordentlich bei Tisch, bleibt man gesund, als wie ein Fisch! sagte mein seliger Vater.

F. Euer Vater war wohl ein guter Mann und ein braver Doktor?

E. Herr, das war er. Ich hoffe so zu leben, wie er gelebt hat, dann geht es wohl, und ich werde immer Ehre haben.

F. Das glaube ich, lieber Erdmann, das glaube ich. Aber ihr laßt es euch wohl auch recht sauer werden?

E. Ich bin ja gesund und stark, und froh und munter; wie kann mir's da sehr sauer werden? Ich stehe mit oder etwas vor der Sonne auf. Herr, so ein Aufstehen haben sie in der Stadt gar nicht, wo sie nur ein Schnittchen Sonne, Mond und Sterne haben. Dann gehe ich rasch zur Arbeit. Da klingt das Morgenlied und da schmeckt das Morgenbrod. Das ist Arznei, wenn ich so auf dem Hügel stehe und in Gottes schöne Natur froh hinein sehe, wenn noch die Nachtigall im Busche und schon die Lerche an der Wolke singt. Sie, Herr Fröhlich, müßen ja immer erst zu uns heraus kommen, wenn sie ihres Namens und ihres Lebens recht froh werden wollen.

F. Das ist wahr, Erdmann, das ist wahr. Es ist, als ob ich gleich ein neuer Mensch wäre, sobald ich bei euch hier bin.

E. Da sehen sie. Nun wird gearbeitet, geackert, geeggt, gehauen, gegraben, gezäunt; eines nach dem andern und immer wieder von vorn. Uns bekömmt die Arbeit herrlich; und ihnen das Zusehen und Herumwandeln.

F. Aber sind denn Alle hier auf dem Lande so vergnügt und zufrieden?

E. Das nun wohl nicht. Aber das ist ihre Schuld, wenn sie das nicht sind. Sie könnten und sollten es sein. Das machen die Stadtkrankheiten und Grillen, die sie mit herausbringen. Aber überhaupt sind wir doch froher, als dort in den Mauern; das zeigen schon alle Gesichter.

F. Das ist wahr; das macht aber eben die gute, freie, frische Luft.

E. Nun ja, Herr; gönnen sie uns doch unsere gute, freie, frische Luft.

F. Sehr gern, Nachbar Erdmann; ich will sie mit euch genießen, und mich mit euch freuen.

E. Das wird uns sehr lieb sein. Sie thun uns keinen Abbruch; unser Herr Gott hat davon einen unerschöpflichen Vorrath. Herr, sie können nicht glauben, was das für eine Arznei, für eine Labung ist, so die Sonne aufgehen und untergehen zu sehen. Dort lagert sich die Morgenröthe auf den Bergen; die Felsenspitzen und Tannenwipfel glühen schon in ihrem goldenen Strahl; dann steigt die herrliche majestätische Sonne durch sie herauf, schießt ihre Feuerströme dicht und immer dichter über die Hügel hinab in die Thäler und gießt sich dann in einem Meere von Flammen über die Gegend her. Groß ist der Herr und mächtig, und groß ist, was er macht! singen wir dann in der Aufwallung hoher Andacht. So kann man in der Stadt nicht singen.

F. Guter Mann!

E. Und wenn sie dort auf der andern Seite neben dem Birkenwald zur Ruhe geht; wenn der große Teich wie geschmolzenes Gold flammt; wenn ihre letzten Blicke über das Saatfeld hinzittern und sinken und steigen und sich endlich in den hohen, breiten Aesten der alten Eiche verlieren; wenn dann der ganze Abend in feierlicher Stille dort liegt und die Röthe nach und nach wegschmilzt und nur noch leichte kleine Wölkchen, wie Silberflocken am Himmel sich kräuseln; und wenn dann der heimtreibende Schäfer: wie groß ist des Allmächtigen Güte! hell und rein und herzerhebend von dem Hügel herab singt; wenn dann die Nachtigallen und Amseln aus dem Wäldchen dazu schlagen, als ob sie mit dächten und mit fühlten: Herr, ihre Musik in der Stadt mag sehr schön sein, aber so, so ist sie nicht, wie diese Musik. Sie müssen ja erst ihre Musik zu uns heraus in den Wald tragen, wenn sie ganz Musik sein soll. Solche

Concertsäle können sie nicht bauen, wie wir alle Abende mit Abwechselung haben.

F. Fast möcht' ich euch beneiden.

E. Das thun sie nicht; sie können das alles auch selbst haben und genießen, ohne uns zu beneiden. Wir wollen sie um ihre Vorzüge in der Stadt auch nicht beneiden, sondern sie mit ihnen theilen, so viel wir können.

F. Lieber Erdmann, ihr sollt mein Arzt sein; ich will zu euch in die Schule gehen.

E. Meine Kunst ist sehr kurz und einfach. Alles genießen und doch Genuß sparen!

F. Aber das Landleben mag doch wohl auch seine Beschwerlichkeiten und Unannehmlichkeiten haben.

E. Welches menschliche Leben hat sie nicht?

F. Zum Beispiel, wenn es schlimmes Wetter ist, und die Arbeit muß doch verrichtet werden.

E. Da ist es dann freilich nicht so schön, als wenn es schön ist. Aber denken sie doch nicht, daß es so traurig ist, als sie sich vorstellen. Dazu gehört Gewohnheit von Jugend auf, Unverdrossenheit, Muth und feste Gesundheit. Wir werden naß und wieder trocken, ohne uns vor Erkältung und Schnupfen zu fürchten. Der Regen schlägt uns in's Gesicht und wir lachen; und halten sie es für nichts, wenn man so den lieben Tag sein Werk gearbeitet hat und den Abend recht müde und naß nach Hause kommt, daß man dann auf der Ofenbank einen trockenen Kittel anzieht und sich hinstreckt und von dem Wetter ausruht? Es ist wohl nichts Süßeres und Erquickenderes als die Ruhe nach Arbeit. Wissen sie, was Ruhe ist? Diese süße Erquickung und Ruhe haben die Reichen nie oder nur selten, weil sie sich dieselbe nie oder nur selten durch Arbeit erwerben.

F. Auch das ist wahr, Erdmann.

E. Herr, ich bin froh auf dem Lande mit aller Arbeit. Kartoffeln schmecken mir so gut und wohl besser, als dem Junker der Hirschbraten. In der Stadt, in der Stadt möchte ich nicht wieder vierzehn Tage leben.

F. Ihr lebtet also schon in der Stadt?

E. Freilich: aber ich bin froh, daß ich dem Rauche entlaufen bin. Man hat den ganzen Tag nur drei Viertelstunde Sonne, die ganze Nacht ebensowenig Mondlicht und vom ganzen Himmel sieht man nur sechs Sterne. Abendroth und Morgenroth sind Dinge, die man nur aus Büchern und Erzählungen kennt.

F. Ihr macht es auch etwas schlimm.

E. Ich mache es nicht anders, als es ist. Und dann ein Donnerwetter; haben sie je in der Stadt ein schönes Donnerwetter gesehen? Und doch ist in unsers Herrn Gottes Natur nichts

Größeres und Prächtigeres, als ein Gewitter. Ein Mensch, der bei dem Anschauen und Anhören eines Gewitters nicht ein ehrfurchtsvolles Vergnügen, eine ängstliche heilige Freude hat, der muß ein sehr verkehrtes Herz haben, oder krank sein. Bei uns ist das schöne Wetter schöner, als bei ihnen, und bei ihnen ist das schlimme Wetter schlimmer als bei uns. Da man doch einmal ohne Gottes Natur nicht leben kann, so kommen die Stadtleute zu uns heraus und nehmen in der Eile so viel davon mit als möglich; und aus löblichem Geiz malen und konterfeien sie, oder lassen malen und konterfeien, das beste, was ihnen vorzüglich gefällt. Aber ihre gemalte Morgenröthe ist dann gegen die Morgenröthe dort auf den Bergen auch gerade wie ein Irrwisch gegen die aufgehende Sonne; und der Baum auf der Tafel gegen den Baum im Walde oder im Garten wie der erste März gegen den sechszehnten Mai.

F. Ihr laßt der Stadt sehr wenig Vorzüge, mein Lieber.

E. Ei, die Städte sind wohl ganz gut für Leute, die daran Geschmack haben und nicht wissen, was sie mit Zeit und Geld machen sollen. Aber das Land ist besser für Jedermann. Das kann man schon daraus beweisen: unser Herr Gott hat das Land gemacht mit Wäldern und Feldern und Saat und Kräutern, damit die Menschen glücklich leben sollen; und die Menschen haben die Städte gebaut, um ihre Macht und ihren Reichthum zusammen zu bringen. Nun werden sie doch nicht sagen wollen, daß das, was die Menschen machen, besser sei, als das, was unser Herr Gott gemacht hat.

F. Der Beweis ist gut genug.

E. Und der Pfarrer, der ein gelehrter, kluger und guter Mann ist, sagt, alles Böse sei in den Städten ausgeheckt worden und weiß davon sehr viel zu erzählen. Doch das mag wohl daher kommen, weil dort so viele, und so viel müßige Menschen beisammen sind, die vor Angst alle nicht wissen, was sie anfangen sollen. Ich will damit nur so viel sagen, Herr Fröhlich, daß das Landleben für Gesundheit, Wohlbefinden, Vergnügen und Zufriedenheit dem Leben in der Stadt weit vorzuziehen sei.

F. Aber der Winter, Erdmann, der Winter!

F. Der Winter ist herrlich, wenn es ein guter Winter ist; und der schlimme ist eben nicht schlimmer bei uns als bei ihnen dort zwischen den großen Mauern. Wer nichts zu thun hat oder nichts thun will, dem wird die Zeit lang, der hat jämmerliche lange Weile; aber der Arbeiter weiß davon nichts. Da wird gedroschen, geworfelt, gefegt, aufgehoben, gezimmert am Geräthe; da wird Schnee geschaufelt; da werden Bäume geputzt, wenn es Zeit ist; auf der Tenne singt man, vor dem Thore ist man lustig. Den Abend spinnen, nähen oder stricken die Weiber, und wir schnitzen Rechen oder Tennegabeln, erzählen vom Krieg und Frieden, oder lesen in dem großen Historienbuche vom Prinzen Eugen und vom General Tilly,

oder wir braten Kartoffeln, lesen Erbsen und spielen mit den Kindern. Glauben sie, Herr, wer nicht zuweilen mit den Kindern spielen kann, der ist noch nicht wieder geworden wie die Kinder; der wird also schwerlich in's Himmelreich kommen, wie in der Bibel steht. Sie sollen meine Jungen sehen, wie sie mir vor dem Thor entgegenschießen, wenn ich des Abends von der Arbeit zurückkomme!

Herr, da blitzt Freude vom Gesicht,
Wenn sie mir froh entgegenschwärmen,
Und laut und hoch vor Jubel lärmen,
Da tauscht' ich mit dem Fürsten nicht.

F. Guter, glücklicher Mann!

E. Das bin ich Herr; beides bin ich, und ich wünsche das allen Menschen. Ich hoffe, meine Kinder sollen das einst auch sein; und ich werde es dann als ein alter Graukopf noch mehr sein, wenn ich es sehe und mich darüber freue.

F. Ich muß euch öfter besuchen, wenn ihr müßige Stunden habt.

E. Das thun sie. Des Tages sind bei uns nun wohl der müßigen Stunden sehr wenig. Aber kommen sie des Abends, so lange sie hier sind, so oft sie wollen. Sie werden uns nicht stören und uns allen willkommen sein. Da können sie mit uns Kartoffeln braten und in dem großen Historienbuche lesen. Vor allen Dingen gehen sie aber nur recht oft in den Feldern herum; das stärkt Leib und Seele. Wenn sie auch dann und wann etwas naß werden; das thut doch wohl, wenn man sich nur in Acht nimmt und in Bewegung bleibt; ich versichere sie, das thut recht wohl.

F. Ich werde eurem Rathe folgen. Ich habe auch schon selbst Lust dazu, weil ich spüre, daß nichts besser ist.

E. Das thun sie! Gott segne nur das Land, und da doch nun auch Städte sein müssen, so soll es auch den Städten wohl gehen. Aber glauben sie mir, wo das Land nicht gedeihet, da gehen auch die Städte bald zu Grunde. (J. G. Seume.)

121. Die Land=Lust.

Geschäfte, Zwang und Grillen
Entweiht nicht diese Trift:
Ich finde hier im Stillen
Des Unmuths Gegengift.
Ihr Schwätzer, die ich meide,
Vergeßt mir nachzuziehn:
Verfehlt den Sitz der Freude,
Verfehlt der Felder Grün.

Es webet, wallt und spielet
Das Laub an jedem Strauch,
Und jede Staude fühlet
Des lauen Zephyrs Hauch.
Was mir vor Augen schwebet,
Gefällt und hüpft und singt;
Und alles, alles lebet
Und alles scheint verjüngt.

Ihr Thäler und ihr Höhen,
Die Lust und Sommer schmückt!
Euch ungestört zu sehen,
Ist was mein Herz erquickt.
Die Reizung freier Felder
Beschämt der Gärten Pracht,
Und in die offnen Wälder
Wird ohne Zwang gelacht.

Die Saat ist aufgeschossen
Und reizt der Schnitter Hand.
Die blättervollen Sprossen
Beschatten Berg und Land.
Die Vögel, die wir hören,
Genießen ihrer Zeit:
Nichts tönt in ihren Chören,
Als Scherz und Zärtlichkeit.

Wie thront auf Moos und Rasen
Der Hirt in stolzer Ruh!
Er sieht die Heerde grasen
Und spielt ein Lied dazu.
Sein muntres Lied ergötzet
Und scheut die Kenner nicht;
Natur und Lust ersetzet
Was ihm an Kunst gebricht.

Aus Dorf und Büschen dringet
Der Jugend Kern hervor,
Und tanzt und stimmt und singet
Nach seinem Haber-Rohr.
Den Reihen-Tanz vollenden
Die Hirten auf der Hut,
Mit treu-vereinten Händen,
Mit Sprüngen voller Muth

In jährlich neuen Schätzen
Zeigt sich des Landmanns Glück,
Und Freiheit und Ergötzen
Erheitern seinen Blick.
Verläumdung, Stolz und Sorgen,
Was Städte sclavisch macht,
Das schwärzt nicht seinen Morgen,
Das drückt nicht seine Nacht.

Nichts darf den Weisen binden,
Der alle Sinnen übt,
Die Anmuth zu empfinden,
Die Land und Feld umgibt.
Ihm prangt die fette Weide
Und die bethaute Flur;
Ihm grünet Lust und Freude,
Ihm malet die Natur.

Friedrich Hogedorn.

122. Sprüchwörter.

Fleiß bringt Brod, Faulheit Noth.—Gott gibt wohl die Kuh, aber nicht den Strick dazu.—Den Geschickten hält man werth, den Ungeschickten Niemand begehrt.—Wie man sich bettet, so liegt man.—Müssiggang ist aller Laster Anfang.—Wie das Gespinnst, so der Gewinnst.—Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen. — Faulheit geht langsam voran, Armuth geschwind hinterdrein.—

Alle Arten, sein Brod zu verdienen, sind einem ehrlichen Manne gleich anständig. (Lessing.)

Was heiter und selig macht und erhält, ist blos Thätigkeit. (Jean Paul.)

Morgen, morgen, nur nicht heute, sprechen immer träge Leute. Fängst du dein Werk mit Beten an, ist's um die Hälfte schon gethan. Zwei Hälften machen zwar ein Ganzes; aber merk: Aus halb und halb gethan, entsteht kein ganzes Werk. (Rückert.)

Dein' eigne Hand dich nähren soll, so lebst du recht und geht dir wohl. Lust und Liebe zu einem Dinge, macht alle Mühe und Arbeit geringe. Mancher weiß nicht, daß er's kann; wenn er's übet, geht es an.

123. O welch ein Segen ist ein Freund.

O welch ein Segen ist ein Freund,
Der, Gott! durch Dich mit mir vereint,
Mich zärtlich und vertraulich liebt,
Mit mir sich freuet und betrübt.

Der, fest vereinigt erst mit Dir,
In Einem Geiste dann mit mir,
Der Tugend hohes Leben lebt,
Mit mir nach Einem Ziele strebt.

Gedanke, Neigung, Will' und That
Sind Eins in beiden, nur den Pfad,
Den wir in deinem Lichte sehn,
Getreu, und Hand in Hand zu gehn.

Der Herzen Heil und Besserung,
Nicht eitler Lüste Sättigung,
Der wahren Liebe Vollgefühl,
Ist unsre Sehnsucht, unser Ziel.

Wir theilen brüderlich dein Licht,
Das uns erleuchtet; jede Pflicht,
Uns zu erleichtern; jede Kraft,
Gleich fromm zu sein, gleich tugendhaft.

Er, in Gefahr zu irren, hört
Auf meiner Liebe Ruf, und kehrt,
Durch meine Wachsamkeit gerührt,
Zurück vom Wege, der verführt.

Und wenn ich strauchle: (denn wie leicht
Fällt nicht der schwache Mensch!) so reicht
Er seine Bruderhand auch mir,
Und führet mich zurück zu Dir!

Stets durch einander weiser, Herr!
Stets edler und vollkommener,
Verabscheu'n wir die Täuscherei
Der Schmeichler, redlich, offen, frei.

Kein Streit, kein Mißtraun, kein Verdacht,
Nichts, was uns froh und traurig macht,
Auch nicht des Glückes Unbestand,
Trennt unsrer Liebe festes Band.

Wir theilen alles: Lust und Leid,
In inniger Vertraulichkeit;
Und Jedes Zärtlichkeit versüßt
Dem andern, was ihm schmerzlich ist.

Trennst du auch selber Freund und Freund:
Die Herzen bleiben doch vereint,
Durch Liebe, durch Gebet, durch Rath,
Und, wo wir können, durch die That.

Vollenden wir den Pilgerlauf:
So nimmt uns, Gott, Ein Himmel auf;
Unendlich ist die Seligkeit,
Die uns zugleich vor Dir erfreut.

Da hab' ich ewig jeden Freund,
Der sich mit mir durch Dich vereint,
Mir Herz um Herz, o Vater, gibt,
Mich zärtlich, treu und ewig liebt.

(J. A. Cramer.)

124. Arbeitsregeln.

Gewöhne dich früh an nützliche Beschäftigung! Bedenke, daß das Leben flüchtig ist, durch Krankheiten verkürzt werden kann, und durch Zerstreuungen aller Art oft bis zur Ungebühr verkürzt wird.

Des Morgens stehe früh auf! „Morgenstunde hat Gold im Munde." Bedenke, daß du doch den vierten Theil deines Lebens verschläfst, wenn du auch täglich nur sechs Stunden dem Schlafe widmest.

Zögere nicht, an die Arbeit zu gehen! Wer spät dazu kommt, kommt spät davon, oder richtet wenig aus.

Verschiebe nicht auf den folgenden Tag, was du heute thun kannst! Jeder Tag hat sein eigenes Geschäft. Verschiebest das heutige auf morgen, so bist du genöthigt, das morgende weiter hinaus zu schieben.

Was du arbeitest, das arbeite gut, genau, gründlich, so wird es dir nie an Beschäftigung fehlen; denn du wirst an deiner Arbeit immer etwas zu bessern finden, und durch den Beifall, der ihr zu Theil wird, größeres Vertrauen gewinnen.

Arbeite regelmäßig! Greife nicht bald dieses, bald jenes an, sondern vollende das Angefangene, ehe du Neues beginnst. Dadurch bewahrst du dich vor Zerstreuung deiner Gedanken und

Zersplitterung deiner Kräfte und machst dich fähig, größere Werke, deren Entwerfung Nüchternheit und deren Vollführung Ausdauer erfordert, zu Stande zu bringen.

Arbeite redlich als ein vernünftiger Mensch, der seiner höhern Bestimmung bewußt ist und sein Tagewerk auf Erden als eine Vorbereitung auf die Ewigkeit ansieht.

„Nach der Arbeit ist gut ruhen," sagt das Sprüchwort. Die Erfahrung bestätigt diesen Ausspruch täglich, und lehrt, daß der Mensch am Abend nur dann recht vergnügt sein könne, wenn er sich bewußt ist, den Tag über seine Pflicht treu erfüllt zu haben. (Giesemann's Leseb.)

125. Mannestrutz.

Es soll gleich einem Eichbaum stark
Der Mann mit Stürmen ringen,
Es soll ihm trotzig Bein und Mark
Die Willenskraft durchdringen.

Und wenn der Donner oben braust,
Der Himmel steht in Gluthen,
Die Höll' ihm um die Ohren saust,
Das soll ihn nicht entmuthen.

Ihm muß die Welt in seiner Brust,
In seinem Leben liegen;
Er muß in Leid und muß in Lust
Sein eigen Herz besiegen.

Und stetig ernst und stetig treu
Muß er sein Werk vollbringen,
Und muß im Leben frank und freu
Nach allem Edlen ringen.

So soll er aus dem Erdenthal
Den Weg zum Himmel wandeln,
Und soll im heil'gen Gottesstrahl
Stets recht und rechtlich handeln.

Das ist der ächte starke Mann,
Der so durchs Leben gehet,
Der so auf seiner Lebensbahn
Gleich einem Eichbaum stehet.

(Clemens Aug. Droste-Vischering, Erzbischof von Cöln, † 1845.)

126. Wo ist's schön?

Wo man Herz und Haus bewacht,
Wo man mit den Frohen lacht,
Wo mit Traurigen man weint,
Wo man Gutes thut dem Feind,
Wo die Reichen Armen leih'n,
Wo Beleidigte verzeih'n,
Wo man alte Leute liebt,
Wo man Recht und Tugend übt,
Wo man treu die Wahrheit spricht,
Nie verletzet seine Pflicht,
Wo man Gottes Wort gern hört,
Wo man thut, was Jesus lehrt,
Wo man sein Versprechen hält:
Da ist's gut und wohl bestellt. (J. Staub.)

127. Wie der wahre katholische Christ stirbt.

Nirgends zeigt sich die Himmelskraft des Christenglaubens und die echte Frömmigkeit herrlicher und segensreicher, als in der Nähe des Todes. Zum Beweise sollen hier die letzten Lebenstage des gelehrten

und frommen Grafen Friedrich Leopold von Stolberg stehen. Sein Leben war die schönste Vorbereitung zu einem sanften Tode. Da sich die Krankheits-Umstände des Greises von Tag zu Tag, ungeachtet aller ärztlichen Hilfe, verschlimmerten, erklärte der Arzt, daß der Kranke die heiligen Tröstungen der Religion empfangen möchte. Der Geistliche wurde sogleich gerufen, um ihm dieses zu eröffnen. Stolberg vernahm diese Botschaft mit freudiger Ruhe. Er empfing das Heilsmittel der Sündenvergebung und das hochheilige Sakrament des Altars mit innigster Rührung und Andacht. Alle seine Kinder standen um das Bett des geliebten Vaters. Welche Gelassenheit, welche Freudigkeit war in seinem Blicke! welche Zufriedenheit war über sein ganzes Wesen ausgegossen! „Kinder!" sagte der edle Greis mit sanfter Stimme: „Kinder! seid getrost; mir ist ganz wohl! Ich habe eine schöne Zeit durchlebt, siebenzig Jahre sind über meinem Haupte hingeschwunden! — was wollt ihr mehr? Gott weiß es, wie herzlich ich euch und eure Mutter liebe; aber doch gehe ich nun gern aus diesem irdischen Vaterlande. Gott hat Alles so weise, so freundlich gefüget. Ich gehe nun in die bessere Heimath; aber will mich Gott noch länger hier lassen, so ist es auch gut!"—Er fühlte sich jetzt wieder aufs Neue gestärkt und sagte mit gelassener Stimme: „Vor großen Schmerzen fürchte ich mich zwar; aber wenn Gott sie mir schickt, Dank ihm!"—Auf sein dringendes Verlangen wurde ihm nun auch die heilige Oelung ertheilt. Dann schlief er ruhig ein, und als er erwachte, war er wie verklärt und sprach von der Liebe zu Gott und den Menschen begeisterte Worte. Ein andermal erhob er sich aus dem Schlummer mit dem Spruche: „Jesus Christus ist uns von Gott gegeben zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung." — Er sagte dann zu den Umstehenden: „Meine Grabschrift soll sein: „„Hier liegt Friedrich Leopold v. Stolberg, geboren den 7. November 1750 und gestorben...... Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingebornen Sohn gab, damit Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben."" Diese Grabschrift habe ich mir schon vor 30 Jahren gemacht. Ich muß euch aber ersuchen, Nichts hinzuzusetzen; denn wenn von dem Ewigen die Rede ist, muß man von dem Zeitlichen schweigen." Darauf wandte er sich mit folgenden Worten zur Mutter: „Lege den Kindern recht an's Herz: Demuth, Wachsamkeit und Gebet für sich und besonders Treue in der Fürbitte für Andere. Wenn Gott mir, da ich doch ein großer Sünder bin, Barmherzigkeit erzeigt, so ist es, glaube ich, weil ich (ich darf es sagen) treu diese Pflicht der Liebe zu erfüllen mich bestrebt habe." — Um vier Uhr fand ihn seine Tochter sehr schwach, seine Hände waren kalt, — er fing zu röcheln an. — Nachdem er sich wieder etwas erholt hatte, sagte er: „Ich glaube, Gott nimmt mich bald durch gänzliche Kraftlosig-

keit zu sich. Ich weiß zwar wohl, daß man eine Kraftlosigkeit aushalten kann; aber die meinige ist zu groß. Ich wünsche sehr, daß der Heiland mich heute zu sich nehme; — aber ich kann ja noch gehorsam sein. Gott beuge meinen zum Leiden unwilligen Sinn!“— Er verlangte die Gebete für Sterbende. Bald darauf klagte er über heftigen Schmerz und über Beängstigung und sprach: „Das ist Todeskampf!“ — Seine Gemahlin sagte ihm hier die Worte Christi: „Ich bin die Auferstehung und das Leben,“ worauf er hinzufügte: „und wer an mich von Herzen glaubt, der stirbt nicht!“ — Ein nahestehender Arzt machte die Bemerkung; er glaube nicht, daß es einen Sünder geben könne, der beim Anblicke des schon halb Verklärten nicht tief erschüttert würde und sich bekehrte. — Gegen ein Uhr Nachmittags verlangte er, alle die Seinigen zu sehen. Es war ein rührender Anblick, wie all' seine Lieben gedrängt um sein Sterbebett knieeten. Er blickte mit zärtlichem Wohlgefallen umher und sprach dann mit matter, aber feierlicher Stimme: „Ich bin hier vor dem Angesichte des allgegenwärtigen Gottes, des † Vaters, des † Sohnes und des † heiligen Geistes, und flehe zu Ihm, den ich immer angebetet habe. Er möge uns Alle durch Glauben, Hoffnung und Liebe umschlingen, daß Keines fehle und wir Alle einst vereint werden am Throne des Allerhöchsten. — Alle meine Kinder und Hausgenossen und alle meine Freunde und Bekannten bitte ich herzlich um Verzeihung wegen meiner Lieblosigkeiten, und bitte Gott: Er möge den Schaden von ihren Seelen wegnehmen und die Folgen davon nicht auf sie, sondern auf mich legen. Ich bitte all' meine Kinder, für mich und für uns Alle zu beten. Der Geist des Herrn möge mich und uns Alle mit seiner Liebe erfüllen, damit wir Alle Eins seien, wie der Vater in dem Sohne. Sollte eines meiner theuren Kinder oder einer meiner lieben Verwandten etwa glauben, daß irgend Jemand sich an mir versündigt oder mich beleidigt habe, so beschwöre ich ihn, es nicht zu rügen, sondern nur für diese Person im Stillen zu beten, von der er es glauben möchte. — Nun, meine theuren, innigst geliebten Kinder! wollte ich euch nur noch E i n e s an das Herz legen. Wir sind Menschen, wir Alle sündigen: aber haltet nur immer dem Heiland euer Herz offen, schämet euch seiner nie. Denn auf wen, ach! auf wen sonst könnten wir unsere Hoffnung setzen, wenn uns des Todes kalte Hand auf dem Sterbebette ergreift!“ — Nach einiger Zeit rief er mit Inbrunst aus: „Herr Jesu, du Sohn David's, du Heiland der Sünder, erbarme dich meiner!“ — Nun überfiel ihn ein Frost. Er rief den Arzt und fragte: „Wann wird es wohl mit mir enden?“ — Dieser erwiederte: „Bei ihrem lebendigen Glauben und Verlangen auf Gott darf ich es ihnen sagen: Es wird nicht Mitternacht für sie!“ „Gottlob!“ sprach er, die beiden Hände des Arztes ergreifend und sie mit Kraft drückend: „Ich danke ihnen, recht herzlich danke ich ihnen. — Gelobt

sei Jesus Christus!" Mit diesen Worten sank sein Haupt auf die Seite, und nach einigen leichten Athemzügen war er hinübergegangen in das bessere Vaterland.

So stirbt der wahre Christ! Möchten wir doch Alle ein gleich seliges Ende haben und mit solcher Freude und Ruhe von der Erde scheiden! (Büscher's Leseb.)

128. Sprüchwörter.

Das Glück steht auf einer Kugel. Ein frommer Mann hilft wo er kann. In Thaten liegt die beste Probe. Man kehre zuerst vor seiner Thüre. Wohlschmack führt zum Bettelsack. Treue Hand geht durch's ganze Land. Alle gute Gabe kommt von Gott. Aus lauterer Quelle fließt lauteres Wasser. Gottes Hand ist immer offen. Hochmuth kommt vor dem Falle. Nach Regen folgt Sonnenschein. Ehrlich währt am längsten. Es währet kein Mai sieben Monate. Rom ist nicht in einem Tag erbaut worden. Schweigen schadet selten. Der Geiz hat nie genug. Eignes Feuer kocht wohl. Wie Rosen blüht ein rein Gemüth. Treue Freunde strafen ins Angesicht. Leere Kornähren stehen hoch. Viele Streich machen den Stockfisch weich. Alles mit Gott. Bete und arbeite. Eile mit Weile. Jung gewohnt, alt gethan. Junge Müßiggänger, alte Bettler. Bescheidenheit, das schönste Kleid. Viele Worte, wenig Werke. Heute mir, morgen dir. Mittelmaß, die beste Straß. Keine Rose ohne Dornen. Gleiche Brüder, gleiche Kappen. Wie gewonnen, so zerronnen. Trau, schau, wem? Muth verloren, Alles verloren. Ende gut, Alles gut. Du sollst nicht stehlen. Gut Ding will Weile haben. Unter den Wölfen muß man heulen. Der Schuster soll beim Leisten bleiben. Jugend mag oft nicht hören. Der Faule will nur von Andern leben. Niemand kann zwei Herren dienen. Man muß sich nach der Decke strecken. Wer mit kegeln will, muß mit aufsetzen. In Gottes Werken kann Jeder Vieles merken. Gott läßt sich seine Uhr von keinem Menschen stellen.

Dritter Abschnitt.

Das Thierreich.

129. Loblied.

Kein Thierlein ist auf Erden dir, lieber Gott, zu klein; du liesst sie alle werden, und alle sind sie dein. Zu dir, zu dir, ruft Mensch und Thier; der Vogel dir singt. das Fischlein dir springt, die Biene dir brummt, der Käfer dir summt, auch pfeifet dir das Mäuslein klein: Herr, Gott, du sollst gelobet sein. Das Vöglein in den Lüften singt dir aus voller Brust, die Schlange in den Klüften zischt dir in Lebenslust. Die Fischlein, die da schwimmen, sind, Herr, vor dir nicht stumm, du hörest ihre Stimmen, vor dir kommt keines um. Vor dir tanzt in der Sonne der kleinen Mücken Schwarm, zum Dank für Lebenswonne ist keins zu klein und arm. Sonn', Mond geh'n auf und unter in deinem Gnadenreich, und alle deine Wunder sind sich an Grösse gleich. Zu dir muss jedes ringen, wenn es in Nöthen schwebt, nur du kannst Hülfe bringen, durch den das Ganze lebt, in starker Hand die Erde trägst du mit Mann und Maus, es ruft dein Odem: „werde!" und bläs't das Lichtlein aus. Kein Sperling fällt vom Dache, ohn' dich vom Haupt kein Haar, o theurer Vater, wache bei uns in der Gefahr! Zu dir, zu dir, ruft Mensch und Thier; der Vogel dir singt, das Fischlein dir springt, die Biene dir brummt, der Käfer dir summt, auch pfeifet dir das Mäuslein klein: Herr, Gott, du sollst gelobet sein.

(Clemens Brentano.)

130. Allgemeines über die Thiere.

Auf, in und über der Erde und dem Wasser, in der Alles umgebenden Luft, auf, in und über den Pflanzen lebt und regt sich die Welt der Thiere, die Geschöpfe des fünften und sechsten großen Schöpfungstages, durch welche Gott der Erde das Zeichen des beweglichen Lebens aufdrücken wollte. Ihr Dasein wird zunächst von den Pflanzen getragen, darum sind sie auch erst nach der Schöpfung der Pflanzen erschaffen.

Die Thiere werden bei all ihren Verrichtungen von ihrem Naturtriebe oder Instinkte geleitet, welcher bei manchen Thieren bewunderungswürdig ist. Betrachte z. B. das Gewebe einer Spinne! Wie kunstvoll und zweckmäßig ist dasselbe zum Fange der Insekten eingerichtet, von welchen die Spinnerin sich nährt! Mit welcher Hast und Behendigkeit eilt sie herbei, um dieselben mit

Hunderten von Fäden zu umwickeln! — Betrachte die Einrichtung eines Bienenstockes! — Welcher Fleiß, welche Reinlichkeit und Ordnung herrscht in demselben! Tagtäglich haben wir Gelegenheit, Beobachtungen dieser Art zu machen, und es muß unsere Verwunderung im höchsten Grade erregen, wenn wir sehen, daß jedes junge Thier dieselben Triebe und dieselben Kunstfertigkeiten wieder zeigt, die seiner Gattung eigen sind.

Zur Bewegung haben die Thiere verschiedene Bewegungswerkzeuge erhalten: Beine, Arme, Flügel, Schwänze, Flossen; zum Wahrnehmen der Dinge sind ihnen die Sinneswerkzeuge: die Augen, die Ohren, die Nase, die Zunge, die Haut, die Fühler— zum Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen, gegeben. Zur Aufnahme der Nahrung haben die meisten einen Mund, zu ihrer Verdauung besondere Verdauungswerkzeuge, zum Athmen der Luft die Athmungsorgane: Mund, Nase, Luftröhre, Lungen; zum Umlauf des Blutes die Blutgefäße erhalten, welche einen gemeinsamen Mittelpunkt im Herzen haben; von ihm geht das Blut durch die Schlagadern in den Körper, durch die Blutadern kehrt es zum Herzen zurück.

Manche Thiere haben viel schärfere Sinne, als der Mensch. Die Henne sieht z. B. einen Raubvogel in einer Höhe, wo ihn noch kein menschliches Auge zu entdecken vermag. Der Hund findet durch seinen scharfen Geruch den Weg, den sein Herr gegangen ist. Geruch und Geschmack leiten die Thiere auch bei der Auswahl ihrer Nahrung.

In der Bedeckung der Thiere finden wir die größte Manchfaltigkeit und Zweckmäßigkeit. Der Elephant in den heißen Ländern hat ein dünnes Haar, der Bär dagegen in den kalten einen dicken Pelz. Einige Thiere tragen Borsten, andere Wolle; einige sind mit Stacheln versehen, andere gepanzert. Die Vögel haben warme Federn, die Fische harte und schleimige Schuppen, u. s. w. Merkwürdig ist es besonders auch, wie die Thiere für ihren Winterunterhalt sorgen. Der unterirdische Bau der Maulwürfe führt in ein sehr kunstreiches Gewölbe hinab, das mit Moos, Laub, Gras u. dgl. ausgefüttert ist und 5 bis 6 Fuß unter der Erde liegt. Von hier aus wühlen sich die Maulwürfe lange Gänge, um Würmer, Engerlinge und Erdschnecken aufzusuchen. Die Hamster haben ähnliche unterirdische Wohnungen, in welchen sie eine beträchtliche Menge von Korn zusammenhäufen. Diesen Vorrath greifen sie nicht eher an, als bis auf dem Felde nichts mehr zu finden ist. Dann zehren sie davon, bis sie in den Winterschlaf fallen, und haben auch nach ihrem Erwachen noch Nahrung genug auf so lange, bis sie wieder etwas auf dem Felde finden.

Viele Vögel, wie z. B. die Schwalben, Lerchen und Nachtigallen verlassen uns im Herbste, um die kalte Jahreszeit in wärmeren

Gegenden zuzubringen, aus welchen sie im Frühjahre wieder zu uns zurückkehren. Wie nennt man solche Vögel?

Es gibt viele Tausend Arten von Thieren, die man gewöhnlich in folgende sechs Klassen eintheilt: Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insekten, Würmer.

131. Das allgemeine Kosthaus der Thiere.

Welche menschliche Anstalt für Pflege und Bewirthung der Gäste wäre wohl mit jener zu vergleichen, die unser Schöpfer hier auf Erden für seine Geschöpfe begründet und angeordnet hat? In ihr werden in jedem Augenblicke, bei Tage wie bei Nacht, Millionen lebendiger Wesen gespeiset und getränkt; manche Gäste kommen spät, die andern früh, und immer ist es so eingerichtet, daß die für Jeden bestimmte Speise gerade in dem Augenblicke, wo er eintritt, fertig und bereit steht. Da sättigen sich die Großen wie die Kleinen, Starke wie Schwache, und selbst die Kranken finden Alles, was ihnen zur Stärkung und Heilung dienen kann, ganz nahe vor sich hingestellt; noch ehe die Noth eintrat, ist schon für ihre Linderung gesorgt.

Was war alle Fülle an Salomon's Königshofe gegen die Fülle im großen Haushalte der Schöpfung, und doch wird in diesem nirgends Etwas verschwendet; keine Brosame und kein Tropfen des Genießbaren bleibt ungenutzt. Für jede, auch die kleinste Gabe der Natur, findet sich ein Abnehmer; was die Großen übrig lassen, das kommt den Kleinen zu Gute; was die Einen von sich stoßen, das nehmen die Anderen mit Begierde auf; was Jenen zum Ekel oder ein Gift wäre, das dient Diesen zur gedeihlichen Nahrung.

Den Kleinen und den Gebrechlichen, die nicht selber nach ihrem Futter gehen können, wird die Speise zugebracht und in den Mund gereicht. Dem jungen Vogel, der noch schwach und unbefiedert im Neste liegt, erweiset die Liebe der Eltern diesen Dienst; für solche Thiere, welche der elterlichen Pflege entbehren müssen und dennoch sich nicht fortbewegen können, sorgt eine Liebe, welche mächtiger und allumfassender ist, als alle Liebe der Eltern. Die Auster, gleich manchem anderen ihr ähnlichen Muschelthiere, sitzt an ihrem Felsen festgebannt; sie hat weder Augen, noch irgend etwas Anderes, das zu einem eigentlichen Kopfe gehört, nichts als einen Mund, der nach Futter verlangt, und einen Leib, der genährt sein will, und dennoch braucht sie nur ihre Schalen zu öffnen, um bald das zu empfangen, was sie bedarf. Das Würmchen, woraus der Haselnußkäfer kommt, würde übel daran sein, wenn es mit seinen kleinen Fußstummeln weit nach Futter gehen müßte; aber gleich jenem Knaben im Mährchen, der in einen Pfannkuchenberg eingeschlossen war, von dessen wohlschmeckenden Wänden er sich nach Belieben sättigte und nährte, bis er sich ans Tageslicht hindurch gegessen hatte, sitzt es mitten in dem süßen Kerne und braucht nur anzubeißen, ohne dabei von der Stelle zu gehen. Und in ähnlicher Weise ist den meisten Insektenlarven ihre Tageskost unmittelbar vor den Mund hingestellt oder ist doch leicht von ihnen zu erreichen.

Aber nicht bloß bei den Thieren der sogenannten niederen Ordnungen ist für die Unbeholfenen die Anordnung getroffen, daß ihnen die Hülfe von selber entgegenkommt; sondern auch für die Thiere von vollkommenerem Bau, wenn sie schlecht zu Fuße oder durch andere Ursachen gehindert sind, sich ihren Lebensunterhalt so leicht wie andere Thiere zu erwerben, gibt es

Versorgungsplätze, wo ihnen ihr Fortkommen erleichtert wird. Das Faulthier ist auf dem Boden ein schlechter Fußgänger und müßte, wenn es da seiner Nahrung nachgehen sollte, Hunger und Kummer leiden. So aber sind ihm die dichtbelaubten Bäume, auf denen es mit seinen langen Klauen ganz bequem sich festhalten und herumklettern kann, zum Invalidenhaus angewiesen, worin ihm die Fülle der Blätter, die ihm zur Nahrung dienen, reichlich genug in den Mund wächst. Der Ameisenbär mag zu seiner Kost weder Baumblätter noch Früchte, er bedarf der Insekten. Aber was sollte aus ihm werden, wenn er diesen behenden Thierlein mit seinen unbeholfenen, langklauigen Füßen nachlaufen müßte? Doch auch für ihn sind mitten in der Einöde nicht nur einzelne, sondern gar viele Tische gedeckt und so reichlich mit Speise besetzt, daß er nur zulangen darf, um sich mit leichter Mühe satt zu essen. Dieses sind die Ameisenhaufen, die er mit seinen langen Klauen aufgräbt, dann seine klebrige Zunge unter das Gewimmel der kleinen streitlustigen Thiere hineinsteckt, und wenn dieselbe nach wenig Augenblicken ganz dick mit Ameisen besetzt ist, sie hineinzieht in den Mund und den lebendigen Bissen, der übrigens darinnen sogleich zu leben aufhört, hinabschlingt in den Magen.

Einer eigenthümlichen Begünstigung genießen auch für ihren Lebensunterhalt die bei Nacht oder in der Dämmerung auf Nahrung ausgehenden Thiere. Die Fledermaus hat nur wenig Zeit zu ihrer Jagd; denn die Zeit der langen Winternächte verschläft sie, und im Sommer, wenn sie für sich und ihre Jungen das Meiste bedarf, sind die Nächte nur kurz. Aber ihre nächtliche Jagd ist dafür auch viel einträglicher, als die der andern insektenfressenden Thiere, welche am Tage auf Beute ausgehen. Denn in den Stunden der Dämmerung und des nächtlichen Dunkels hascht sie die fetten Braten der großen Dämmerungs- und Nachtschmetterlinge, sowie der Maikäfer und anderer Käfer. Die Nachteule, deren Revier während des Tages von manchem anderen Raubvogel durchsucht und ausgebeutet ist, kommt freilich erst dann, wenn die anderen Gäste abgespeist und sich nach Hause begeben haben. Dennoch ist auch auf diesen späten Gast noch Bedacht genommen, und ihm, dessen Blick nicht so weit, wie der des Falken, in die Ferne reicht, sind auf den nachbarlichen Feldern und Wiesen die besten, kräftigsten Bissen in solcher Menge aufgespart, daß für ihn die kurze Zeit der Dämmerung zur Sättigung und Versorgung seiner Jungen hinreicht. Denn gerade dann, bei Anbruch der Nacht und beim Grauen des Tages oder bei Mondlicht, geht das zarteste Wildpret der Auen, das Heer der Feldmäuse, aus seinem Bau hervor auf die Weide, und wird dem Käuzlein zur leichten Beute, während der große Uhu mit gleichem Glück auf die Jagd der wilden Kaninchen und Hasen, ja selbst der jungen Rehe ausgeht.

Es ist freilich nicht der hörbare Ton einer Glocke, der die Gäste zur bestimmten Stunde an ihren Tisch, zur bereiteten Mahlzeit ruft; aber der Ruf, der alle Thiere dahin führt, wo für ihre Sättigung gesorgt ist, muß ein ungleich mächtigerer sein, als jeder unseren Sinnen vernehmbare; es ist kein anderer, als jener schöpferische, welcher sie ins Leben rief.

(G. H. v. Schubert.)

132. Der Löwe.

Das mächtigste, furchtbarste und kühnste unter allen Geschöpfen ist unstreitig der König der Thiere, der Löwe. Die ganze

Gestalt desselben hat eine gewisse Würde, weil Stärke, vereint mit Geschwindigkeit, aus seinem Bau hervorleuchtet. Sein muskulöser Körper besitzt eine Leichtigkeit, die man bei seiner Größe nicht vermuthen sollte. Er macht Sprünge von zwölf bis sechszehn Fuß. Einst sah man auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung einen Löwen eine junge Kuh im Maule tragen, und ob er schon deren Beine auf der Erde fortschleppte, so lief er doch eben so leicht dahin, wie eine Katze mit einer Ratte. Auch sprang er ohne die geringste Mühe über einen Graben. Eben die Muskelkraft äußert er in der geschwinden Veränderung der Gesichtszüge, der Falten auf der Stirn und in den Bewegungen des Schwanzes, die so heftig sind, daß er einen Menschen damit zu Boden schlagen kann. Wenn der Löwe hungrig ist, so richtet er seine Mähne in die Höhe, schüttelt sich und schlägt mit dem Schwanze auf den Rücken. In einem solchen Falle wirft er Alles um, was ihm in den Weg kommt; richtet er aber seine Mähne nicht auf und wedelt er nicht mit dem Schwanze, so hat man Nichts zu besorgen.

Der Doctor Sparmann theilt folgende Nachricht vom Löwen mit: Der Löwe bemächtigt sich seines Raubes fast jedes Mal vermittelst eines Sprunges. Er lauscht des Abends und Nachts im Hinterhalte oder schleicht sich still und behutsam auf dem Bauche vorwärts, bis er glaubt nahe genug zu sein; plötzlich springt er alsdann auf die Beute los und schlägt seine Klauen tief ein; springt er aber fehl, so verfolgt er seine Beute nicht weiter, sondern geht beschämt zurück und mißt langsam Schritt für Schritt die richtige Länge ab, um zu sehen, wie viel sein mißlungener Sprung zu kurz war. Den Thieren lauert er gern an Quellen und Flüssen auf, wo sie ihren Durst zu löschen suchen; nur größere Thiere fällt er an, kleinere verachtet er. Ein alter Hottentott, erzählt Sparmann, sah am Sonntagsflusse einen Löwen in weiter Entfernung, der ihm zwei ganze Stunden lang nachfolgte. Er schloß daraus mit Recht, daß der Löwe nur auf die Nacht warte, um über ihn herzufallen. Da er die Art kannte, wie der Löwe seine Beute fängt, so suchte er eine Stelle auf, die oben flach und an der einen Seite steil und steinig war. Er ließ sich am Rande des Abhanges nieder und sah zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß der Löwe auch da stand und den Abstand betrachtete. Als es dunkel wurde, rückte der Hottentott weiter vorwärts und nahm seinen Platz unterhalb des Randes des Abhanges in einer Kluft. Um aber den Löwen zu täuschen, steckte er seinen Hut und seinen Wamms auf seinen Stock und machte damit um sich her einige Bewegungen. Es dauerte nicht lange, so kam der Löwe wie eine Katze herbeigeschlichen und maß seinen Satz so genau ab, daß er sammt der täuschenden Figur den Abhang hinunterstürzte. (Bingley.)

133. Der Fuchs.

„Fuchs, rede! Sag deine ganze Geschichte nebst allen deinen listigen Streichen selbst her. Doch lüge nicht mitunter. Mährchen darfst du allenfalls wohl mit anbringen. Wie gerne hört man nicht das Mährchen, daß du mit deinem Schwanze Krebse fangest, während du doch gar keine issest!“ — „Ich, Meister Fuchs, bin so groß als ein mittelmäßiger Schäferhund, und sehe auch diesem Hunde fast ganz ähnlich, habe rothgelbe Haare — doch gibt es auch graue, weiße, schwarze Füchse — und einen langen zottigen Schwanz, wohne in allen nördlichen Gegenden der Welt, in Höhlen unter der Erde, fresse Hühner und Tauben, Gänse und Enten, und was ich sonst noch von Geflügel erwischen kann, auch Hasen und Kaninchen, und Eier und Käse, Milch und Butter. Habe ich aber alle diese guten Bissen nicht, so nehme ich auch mit Ratten und Mäusen, Schlangen und Eidechsen und Kröten fürlieb. Ach, und wie gerne fresse ich Honig und Weintrauben! Den Honig raube ich sowohl den Bienen, als den Wespen und Hummeln, und achte gar nicht darauf, wenn sie mich auch gleich jämmerlich zerstechen.“ — „Ist es wahr, Fuchs, daß du keine eigne Wohnung bauest, sondern andere Thiere aus der ihrigen verdrängest?“ — „Allerdings. Ich kann mir zwar, wenn ich will, meine Wohnung selbst graben; allein ich thue es nicht gern, weil ich darüber zu viel Zeit verderbe, die ich zur Durchstreichung meiner Gegend weit besser anwenden kann. Ich jage daher lieber die Dachse oder Kaninchen aus ihrem Loche heraus, und mache dasselbe sodann für mich und mein Weibchen und meine Jungen zurecht. Wir bekommen alle Jahre vier bis sechs Junge, die ich nach einigen Wochen mit Tauben, Hühnern, Käse und was ich sonst Weiches den Bauern abzwacken kann, so lange füttere, bis sie groß und stark genug sind, mit uns gemeinschaftlich auf das Rauben auszugehen. Ich schlage meine Wohnung gerne nahe bei Dörfern und Bauernhöfen auf, damit ich schon von ferne die Hühner gackern, die Hähne krähen, die Gänse schnattern und das übrige Geflügel schreien hören kann. Nur des Nachts gehe ich gewöhnlich auf das Rauben und Morden aus. Und das mache ich so: Erst mache ich mir die nahen Dörfer, Meierhöfe und abgelegenen Häuser genau bekannt. Sodann spüre ich das Federvieh darin aus. Hierauf merke ich mir diejenigen Höfe, worin ich Hunde und andere Bewegungen höre. Nun untersuche ich die Mauern und Hecken und andere bedeckte Oerter, wo ich am leichtesten durchkriechen oder darüber wegspringen kann. Jetzt schleiche ich ganz langsam an den Ort meiner Bestimmung, setze über Zäune und Mauern, oder krieche und grabe mich unter dieselben durch. Und endlich breche ich in die Bauernhöfe ein und erwürge Alles, was mir vorkommt. Ach, wie geht es da nicht über die dummen Gänse und die

armen Hühner her! Werde ich nun in meinem Berufe nicht gestört, so würge und schleppe ich so lange fort, bis mir entweder der Anbruch des Tages, oder ein Geräusch im Hause eine Warnung gibt, mich davon zu machen, und für diesmal nicht wieder zu kommen oder mich sehen zu lassen. Und so trage ich oft in einer einzigen Nacht auf drei bis vier Tage Fraß genug zusammen. Ebenso mache ich es auch auf den Vogelheerden und Dohnenstrichen. Hat sich da ein Krammetsvogel, oder eine Schnepfe, oder sonst ein Vogel in einer Schlinge oder Leimruthe gefangen, so komme ich den Vogelstellern zuvor und nehme sie weg. Auf dem freien Felde aber überfalle ich die Hasen in ihrem Lager und jage ihnen zuweilen ein wenig nach. Die Kaninchen besuche ich in ihren unterirdischen Wohnungen; auch die Rebhühner und Wachteln spüre ich mit leichter Mühe auf, und fresse die Mutter nebst ihren Eiern und Kindern weg."

„Und das geht dir Alles so ungestraft hin?" — „O nein! Man verfolgt und quält mich entsetzlich. Hunde und Jäger und Bauern sind fast immer hinter mir her, und jagen und verfolgen mich oft ganze Tage lang in einem fort. Man legt mir Schlingen und Fallen und schießt und prügelt mich zu Tode. So lange ich zwar noch Kräfte habe zu laufen, lasse ich mich nicht so leicht gefangen nehmen. Ueberfällt man mich in meinem Baue, so grabe ich geschwind einen andern Ausgang, und fliehe mit Weib und Kind davon, und betrüge den Jäger, der nur vergebens auf meinen Pelz lauert. Ist auch gleich meine Höhle mit Fallen umgeben und mir zur Flucht fast gar keine Hoffnung mehr übrig, so leide ich doch lieber den grausamsten Hunger, ehe ich mich in den ersten vierzehn Tagen zum Gefangenen ergebe, und versuche alles Mögliche, zu entkommen. Hilft aber Alles nichts, je nun, so ist es einerlei, ob ich in einer Höhle verhungere, oder in der Falle eines gewaltsamen Todes sterbe. Ich klage und seufze eher nicht, als wenn man mich lebendig ergreift und zu Tode prügelt. Und auch das hält schwer, denn ich habe ein sehr zähes Leben; oft scheine ich todt, wenn ich nur auf einen günstigen Augenblick warte, meine Feinde zu beißen und zu entfliehen. Ich lebe ungefähr zwanzig Jahre, und lasse mich nicht leicht zähmen. Schlägt man mich des Winters todt, so gibt mein Balg treffliche Pelzkleider, und auch mein Schwanz thut dann allerhand Dienste. Ermordet man mich aber des Sommers, so kann nur der Hutmacher meine Haare gebrauchen. In vielen Gegenden ißt man auch mein Fleisch." — „Du hast ganz recht, schlauer Fuchs; dein Sommerbalg ist weit schlechter, als dein Winterbalg. Ei, weißt du auch wohl, was der Winterbalg eines deiner schönsten schwarzen Kameraden in Norwegen, Lappland oder Sibirien kostet?" „Nein. Wie viel denn?" „Dreißig bis vierzig und einige Leute sagen sogar sechshundert bis tausend Thaler." „Ei, das wäre sehr viel!"

(Nach Raff.)

134. Die Bremer Stadtmusikanten.

(Mährchen.)

Es hatte ein Mann einen Esel, der ihm schon lange Jahre treu gedient hatte, dessen Kräfte aber nun zu Ende gingen, so daß er zur Arbeit immer untauglicher ward. Da wollt' ihn der Herr aus dem Futter schaffen, aber der Esel merkte, daß kein guter Wind wehte, lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen: „Dort," dachte er, „kannst du ja Stadtmusikant werden." Als er ein Weilchen fortgegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappte wie einer, der sich müde gelaufen. „Nun, was jappst du so, Packan?" sprach der Esel. „Ach," sagte der Hund, „weil ich alt bin und jeden Tag schwächer werde und auf der Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr wollen todt schlagen, da hab' ich Reißaus genommen; aber womit soll ich nun mein Brod verdienen?" „Weißt du was?" sprach der Esel, „ich gehe nach Bremen, dort Stadtmusikant zu werden, geh mit und laß dich auch bei der Musik annehmen. Ich spiele die Laute, und du schlägst die Pauken." Der Hund war's zufrieden, und sie gingen weiter. Es dauerte nicht lange, so saß eine Katze an dem Wege und machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. „Nun, was ist dir denn in die Quere gekommen, alter Bartputzer?" sprach der Esel. „Wer kann da lustig sein, wenn's einem an den Kragen geht," antwortete die Katze; „weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne stumpf werden, und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne, als nach den Mäusen herumjage, hat mich meine Frau ersäufen wollen; ich habe mich zwar fortgemacht, aber nun ist guter Rath theuer: wo soll ich hin?" „Geh mit uns nach Bremen, du verstehst dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du ein Stadtmusikant werden." Die Katze hielt das für gut und ging mit. Darauf kamen die drei Landesflüchtigen an einem Hof vorbei, da saß auf dem Thor der Haushahn und schrie aus Leibeskräften. „Du schreist einem durch Mark und Bein," sprach der Esel, „was hast du vor?" „Da habe ich gut Wetter prophezeit," sprach der Hahn, „weil unserer lieben Frau Tag ist, wo sie dem Christkindlein die Hemdchen gewaschen hat und sie trocknen will: aber weil morgen zum Sonntag Gäste kommen, so hat hie Hausfrau doch kein Erbarmen und hat der Köchin gesagt, sie wollte mich morgen in der Suppe essen, und da soll ich mir heut Abend den Kopf abschneiden lassen. Nun schrei ich aus vollem Hals, so lang ich kann." „Ei was, „du Rothkopf," sagte der Esel, „zieh lieber mit uns fort nach Bremen, etwas Besseres als den Tod findest du überall; du hast eine gute Stimme, und wenn wir zusammen musiciren, so muß es eine Art haben." Der Hahn ließ sich den Vorschlag gefallen, und sie gingen alle vier zusammen fort.

Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tage nicht erreichen und kamen Abends in einen Wald, wo sie übernachten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen großen Baum, die Katze und der Hahn machten sich hinauf, der Hahn aber flog bis in die Spitze, wo es am sichersten für ihn war. Ehe er einschlief, sah er sich noch einmal nach allen vier Winden um, da däuchte ihn, er sähe in der Ferne ein Fünkchen brennen, und rief seinen Gesellen zu, es müßte nicht gar weit ein Haus sein, denn es scheine ein Licht. Sprach der Esel: „So müssen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht.“ Und der Hund sagte: „Ja ein Paar Knochen und etwas Fleisch daran, thäten mir auch gut.“ Nun machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war, und sahen es bald heller schimmern, und es ward immer größer, bis sie auf ein hellerleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel als der größte, machte sich an's Fenster und schaute hinein. „Was siehst du, Grauschimmel?“ fragte der Hahn?“ „Was ich sehe?“ antwortete der Esel, „einen gedeckten Tisch mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassen's sich wohl sein.“ „Das wäre was für uns,“ sprach der Hahn. „Ja, ja, ach wären wir da!“ sagte der Esel. Da rathschlagten die Thiere, wie sie es anfangen müßten, um die Räuber fortzubringen; endlich fanden sie ein Mittel. Der Esel mußte sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Katze auf den Kopf. Wie das geschehen war, fingen sie insgesammt auf ein Zeichen an, ihre Musik zu machen; der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute, und der Hahn krähte; dann stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, daß die Scheiben klirrend niederfielen. Die Räuber fuhren bei dem entsetzlichen Geschrei in die Höhe, meinten nicht anders, als ein Gespenst käme herein, und flohen in größter Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sich die vier Gesellen an den Tisch, nahmen mit dem vorlieb, was übrig geblieben war, und aßen, als wenn sie vier Wochen hungern sollten.

Als die vier Spielleute fertig waren, löschten sie das Licht aus und suchten sich eine Schlafstätte, jeder nach seiner Natur und Bequemlichkeit. Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Thür, die Katze auf den Heerd bei die warme Asche, und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken: und weil sie müde waren von ihrem langen Weg, schliefen sie auch bald ein. Als Mitternacht vorbei war, und die Räuber von weitem sahen, daß kein Licht mehr im Hause brannte, auch alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: „Wir hätten uns doch nicht sollen in's Bockshorn jagen lassen,“ und hieß einen hingehen und das Haus untersuchen. Der Abgeschickte fand Alles still, ging in die Küche, wollte ein Licht an-

zünden, nahm ein Schwefelhölzchen, und weil er die glühenden, feurigen Augen der Katze für lebendige Kohlen ansah, hielt er es daran, daß es Feuer fangen sollte. Aber die Katze verstand keinen Spaß, sprang ihm in's Gesicht, spie und kratzte. Da erschrak er gewaltig, lief und wollte zur Hinterthür hinaus, aber der Hund, der da lag, sprang auf und biß ihn in's Bein; und als er über den Hof an dem Miste vorbei rannte, gab ihm der Esel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuß; der Hahn aber, der vom Lärmen aus dem Schlafe geweckt und munter geworden war, rief vom Balken herab „kikeriki!“ Da lief der Räuber, was er konnte, zu seinem Hauptmann zurück, und sprach: „Ach, in dem Hause sitzt eine gräuliche Hexe, die hat mich angehaucht und mit ihren langen Fingern mir das Gesicht zerkratzt; und vor der Thür steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich in's Bein gestochen; und auf dem Hof da liegt ein schwarzes Ungethüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich losgeschlagen; und oben auf dem Dache, da sitzt der Richter, der rief: Bringt mir den Schelm her! Da machte ich, daß ich fortkam.“ Von nun an getrauten sich die Räuber nicht weiter in das Haus; den vier Bremer Musikanten gefiel's aber so wohl darin, daß sie nicht wieder heraus wollten. Und der das zuletzt erzählt hat, dem ist der Mund noch warm. (Grimm.)

135. Die Hunde auf dem St. Bernhardsberge.

Ueber den großen St. Bernhard führt ein sehr betriebener Bergpaß aus Wallis in Italien. In dem öden, hohen Felsenthale, umschlossen von Bergen, die mit ewigem Schnee bedeckt sind, steht die höchste menschliche Wohnung in der alten Welt, das Kloster des heiligen Bernhard. Hier wohnen zehn bis zwölf fromme Mönche, deren einziges Geschäft es ist, die Reisenden unentgeldlich zu bewirthen und ihnen alle Hilfe angedeihen zu lassen. In den acht oder neun Monaten des Jahres, wo Schnee, Nebel, Ungewitter und Schneelawinen den Weg sehr gefährlich machen, streifen diese Geistlichen oder ihre Diener täglich umher, um Verirrte aufzusuchen oder Versunkene zu retten. Schon viele Jahre her bedienen sie sich zur Rettung der Verunglückten auch besonders abgerichteter, großer Hunde. Diese gehen entweder allein aus oder werden von den Mönchen mitgenommen. Sobald der Hund einen Verunglückten ausgewittert hat, kehrt er in pfeilschnellem Laufe zu seinem Herrn zurück und gibt durch Bellen, Wedeln und unruhige Sprünge seine gemachte Entdeckung kund. Dann wendet er um, immer zurücksehend, ob man ihm auch nachfolge, und führt den Herrn nach der Stelle hin, wo der Verunglückte liegt. Oft hängt man diesen Hunden ein Fläschchen mit Branntwein oder andern stärkenden Getränken und ein Körbchen mit Brod um den Hals, um es einem

ermüdeten Wanderer zur Erquickung anzubieten. Ein solcher Hund war Barry. Zwölf Jahre lang war er unermüdet thätig und treu im Dienste der Menschheit, und er allein hat in seinem Leben mehr als vierzig Menschen das Leben gerettet; der Eifer, den er hierbei bewies, war außerordentlich. Nie ließ er sich an seinen Dienst mahnen. Sobald der Himmel sich bedeckte, Nebel sich einstellten, oder die Schneegestöber sich von Weitem zeigten, so hielt ihn nichts mehr im Kloster zurück. Nun strich er rastlos und bellend umher und ermüdete nicht, immer und immer wieder nach den gefährlichen Stellen zurückzukehren und zu sehen, ob er nicht einen Sinkenden halten oder einen Vergrabenen hervorscharren könnte; und konnte er nicht helfen, so setzte er in ungeheuren Sprüngen nach dem Kloster hin und holte Hilfe herbei. Als er kraftlos und alt ward, sandte ihn der würdige Prior nach Bern, wo er starb und in dem Museum aufgestellt wurde. (Lenz.)

136. Die Hasen und die Frösche.

Die Hasen wurden einst über ihre mißliche Lage äußerst unzufrieden. „Leben wir nicht,“ sprach einer von ihnen, „in unaufhörlicher Furcht vor Menschen, Hunden und Raubthieren? Sind wir nicht eine Beute von allen diesen, sobald und so oft es ihnen beliebt? Und ist es nicht besser, einmal für allemal zu sterben, als in einer steten Angst zu leben, die ärger quält, als selbst der Tod?“

Diese Worte des Redners fanden Eingang. Es ward beschlossen, daß sie sich alle sogleich und zusammen ersäufen wollten. Ein naher Teich sollte ihr Kirchhof werden, und sie eilten alsbald spornstreichs darauf zu. Das große Geräusch ihres Laufens und auch ihre Gestalt selbst erschreckte eine Menge Frösche, die am Ufer saßen. „Ha, was war das?“ rief einer der ansehnlichsten Hasen aus. „Wie ich sehe, gibt es doch noch Geschöpfe, die sich vor uns eben so sehr fürchten, als wir uns vor unsern Feinden. Noch könnten wir, dächte ich, diesen Wassertod ein wenig aufschieben.“

Ein Vorschlag, der befolgt ward und der das Geschlecht der Hasen bis auf diesen Tag erhielt.

Auch in schweren Trübsalen laß Unzufriedenheit dich nicht hinreißen! Blicke dann unter deinen Nebenmenschen umher und du wirst gewiß einige finden, mit deren Schicksal du nicht tauschen möchtest. Mit diesen vergleichen, durch diese tröste dich!

(Meißner.)

137. Das Pferd.

Munter hüpft das Füllen auf grünem Rasen, sträubt die kurze, krause Mähne, schwingt sich leicht wie ein Hirsch über die Hecke, schlägt die kleinen Hufe hoch in die Lüfte, und wie ergriffen vom

Windstoße stürzt es fort, steht plötzlich, und plötzlich wieder umkreist es die ruhig weidende Stute, von ihren Blicken sorgsam bewacht. Schon verrathen die schlanken Glieder künftige Kraft und Behendigkeit, sein dunkles, großes Auge Muth, sein Spiel die Kampflust. Es wächst zum Helden, zum beharrlichen Gefährten, zum Freunde des Menschen, treu bis in den Tod, heran.

Edel ist das Pferd, wie aus Erz gegossen, so fest steht es da, und dennoch schlank wie ein Reh und so friedlich. Sicher ist sein Gang, stolz trägt es sein Haupt mit schön gewölbter Stirn und Nase; das runde, rege Auge mit dem schwarzen Glanze erspäht den Feind, mit grünem Scheine erleuchtet es den dunkeln Pfad. Es spielt mit dem spitzen Ohre, erfaßt den verlornen Laut, stutzt, und warnt seinen Reiter. Zur Seite des schlanken, glatten Nackens fällt die seidenschimmernde Mähne. Seine Brust, voll und weich wie die des Schwans, stellt sich keck der Gefahr entgegen, und der glatte Leib ruht sicher auf festen Lenden, auf nervigen Füßen. Die eisenfesten Hufe stampfen ungeduldig den Boden, der volle, glänzend schwarze Schweif fließt ruhig über das gewölbte Kreuz zur Ferse nieder.

Auf des Reiters Wink springt es auf wie ein Luchs, rennt davon, den Hals gestreckt wie ein Adler im Fluge, wie ein Adler leicht, berührt es kaum die Erde, und es fliegt sein Schweif ihm nach. Die Bäume fliehen wie Schatten vorüber, der Boden weicht, als stürzt er hinter ihm in den Abgrund. Unter dem Hufe zerbersten die Kiesel, Funken sprühen umher, es fährt über die feurige Bahn eine schwarze Wolke auf ihren Blitzen dahin, zurück läßt sie die Stürme, und deren Brausen schweigt. So stürzt es mit dem Araber dem Löwen entgegen. Dieser wirft die Mähne empor, und weist grinsend und brüllend die Zähne; er schlägt mit dem Schweife seine Lenden. Jetzt steht er, jetzt duckt er sich nieder zum Sprunge; da schickt ihm rasch der Jäger die Lanze zu. Der Löwe achtet nicht den tödtlichen Stoß, mit zerbrochenem Schafte in der Brust schwingt er sich dem Jäger entgegen; da funkeln des Pferdes Augen, die Adern spannen sich, die Mähne fliegt, es dampfen seine Nüstern, die Muskeln spielen und schwellen, und zornwiehernd bäumt es sich auf, schlägt aus; sein eherner Huf hat die Stirne des Löwen gespalten und ihn zu Boden geschmettert.

Mit dem Krieger zieht das Pferd gegen den Feind, es beißt schäumend in die Zügel, schüttelt die Mähne, scharrt den Boden, schnaubend und wiehernd vor Kampflust. Da schmettern die Trompeten, es erwartet nicht des Reiters Sporn, sprengt entgegen den blitzenden Lanzenreihen. Es ist Eins mit seinem Führer, Ein Wille beherrscht beide, Ein Held sind Roß und Reiter zusammen. Das Roß ist des Reiters Schild, es ist sein Pfeil, mit dem er zugleich in die Reihen der Feinde trifft. Des Rosses Mähne flattert, eine

schwarze Todesfahne, dem blinkenden Schwerte des Reiters voran. Es steht vor der Lanze, aber es zittert nicht, bleibt besonnen, unerschrocken und fest wie ein Fels mitten im Rauche und im Donner des Geschützes. Nicht das Getümmel, nicht das Sausen der Kugeln, nicht der Wunden und Sterbenden Klagen heißen es wanken. Ist sein Führer gefallen, es stellt sich in die Reihen der Genossen, es stürzt allein in das Gewitter der Schlacht. Und bluten ihm selber tiefe Wunden, nimmer vernimmt man von ihm einen Klageton, nimmer ein Zeichen des Schmerzes, nur Freude, nur Kampflust wecken seine Stimme.

Ernst und langsam schreitet das Pferd hinter dem Trauerwagen des Helden, den es trug, einher. Aber es gewinnt den Muth, es erwacht sein Stolz, wenn es unter dem Schalle der Trompeten den Triumphwagen zieht. Mit goldnem Gebisse, mit funkelndem Zügel, mit Purpurdecken geschmückt, schreitet der Andalusier feierlich umher, trägt hoch sein Haupt, zeigt hell den Blick; denn auch ihm gehört der Lorbeer, und er weiß, daß er mit dem Herrn der Erde ein Bündniß geschlossen hat.

Und wie das Pferd des Helden Schirm und Trutz in der Schlacht, so auch sein Freund, sein Gehülfe im Frieden. Mit dem Krieger in die Heimath zurückgekehrt, legt es ab die Rüstung, zieht geduldig den Pflug und den Erntewagen. Es trägt den Reisenden über die rauhen Pfade der Alpen, in die Eisfelder Sibiriens, und durchrennt mit ihm die Ebenen von Amerika. Der Zelter begleitet den Araber, wie dieser genügsam, in die brennenden Wüsten, trägt alle seine Habe, ist das Spiel seiner Kinder, ruht getreulich neben ihnen unter dem gleichen Dache. Stets bleibt das Pferd ein beharrlicher, geduldiger Arbeiter, ein unermüdlicher, rüstiger Gänger, behender Renner, ein offner, kühner Held, treuer Waffengenosse, ohne Falsch und ohne Bosheit. Es ist dem Menschen zugegeben, ihm geboren, gelehrig und folgsam, durch ihn gehoben. Und wo es seiner Leitung entzogen, frei umherstreift in den Steppen der Tartarei und Sibiriens, da ist es ein kleiner, struppiger Sohn der Wildniß geworden, und jagt scheu mit seinen Gefährten, als brausender, verheerender Strom über die Ebene hin.

Nur eines Tyrannen Laune, Bosheit und Eigennutz erschlaffen den Muth, erwecken Tücke in dem edeln Pferde, überspannen seine Kräfte, und machen es alt vor der Zeit. Der Grausame schont auch seines Alters nicht, und gedenket nicht der Beschwerden, nicht der Thaten seines feurigen Renners, welcher siegte in den Schlachten, welcher den Stammbaum führt von Mahomed's Zeiten her; die Loblieder sind verklungen, die ihm einst erschallten, die Lorbeerkränze vermodert. Armes Thier, grausame Qualen sind der Lohn, welcher deiner im Alter wartet. Der Sporen hat mit Narben die

Seiten des Pferdes bedeckt, seine Schenkel sind angelaufen, die Füße steif von angestrengter Arbeit; die Hufe durch die Nägel zerrissen, durch die Zügel, mit denen eine harte Hand es leitete, der Mund erschlafft. Zum elenden Gerippe hat das Alter es abgezehrt, das Feuer seiner Augen ist erloschen; lebensmüde senkt es sein Haupt. Und dennoch wird ihm keine Ruhe vergönnt, nicht die freundlichen Winke des Reiters leiten es mehr; eine rohe Hand fesselt es an den schweren Karren und führt die Peitsche mit grausamer Uebung. Kaum vermag es noch im düstern, von Spinngeweben ausgekleidetem Stalle, aus moderiger Krippe, sein hartes Futter zu zermalmen. Nur der Tod erlöst es von seinen Leiden.

(R. Meyer.)

138. Das Kameel.

Der Morgen dämmert über die Wüste: die Karavane schreitet im langen Zuge die kahle, endlose Ebene hin und fördert ihre Schritte nach dem einförmigen Tone der Pfeife. Die Kameele sind mit Ballen beladen, mit Tüchern bedeckt; auf ihnen die Mauren mit bunten Turbanen und Mänteln, mit Dolch und Säbel, ihren unzertrennlichen Gefährten. Den Kameelen zur Seite gehen die Sklaven. Voran reitet ein brauner, hagerer Araber, der Herr des Zugs. Das ganze bunte Gewimmel ist in eine Wolke von Staub gehüllt. — Die Sonne steigt empor; die Karavane kehrt sich ihr entgegen und begrüßt den Herrn der Schöpfung. Und höher hebt sich die Sonne, ihre Gluth strahlt herab und wieder von der Erde auf. Die wunden Sohlen schmerzen, die Glieder ermatten, brennender Durst peinigt Jeden. Kein Strom zieht die Silberwelle durch ein frisches Grün, weithin ist kein Gesträuch zu erspähen. Auf heißem, schattenlosem Boden schreitet die Karavane. Käme im Sturme eine schwarze Wolke, rissen Blitze die Schleusen des Himmels auf, es würde Rettung den Schmachtenden bringen; das Gebrüll des Löwen wäre ihnen erwünscht, würd' es doch ersehntes Land verheißen. Da liegt mitten in der stillen Wüste ein Quell, ein lebendig Begrabener, der seine leise Stimme vernehmen läßt; das Kameel hat ihn aus der Ferne schon erspürt und plötzlich gewinnt es seine Kräfte wieder, schreitet rasch voran, ihm lustig nach der ganze Zug. Da steht es still und bäumt sich vor Freude. Aus jedem Auge bricht ein lebender Strahl; die matten Glieder durchzuckt elektrisches Feuer. Es stellt sich die Karavane im Kreise; eifrig wird der Boden aufgescharrt, und aus des Grabes Tiefe tritt der Quell glänzend an den Tag, und Alles stürzt hin, sich zu erlaben am unverwüstlichen Lebensborne. Die erstarrten Züge werden milder, die Augen heiter, der Muth ist gestählt, die Kräfte wachsen. Man lagert sich, die Zelte werden aufgeschlagen, die Thüre gefüttert, mit Sorgfalt vom Staube gereinigt. Da sind

alle Drangsale vergessen, Gespräche erheitern die Nacht, Mährchen werden erzählt; die leere Wüste ist zu einem Paradiese geworden. — Und ist das Fest vorüber, sind die Schläuche gefüllt, die Kameele getränkt, so werden die Zelte abgebrochen, die Ladungen aufgeschnallt; lustig ertönt die Pfeife, und die Reise geht dem Ziele zu. Wochen weichen vorüber, eine Oede verliert sich wieder in der andern in steter Einförmigkeit. Heiße Tage wechseln mit kalten Nächten ab. Am Tage geht der Müde im Schatten des Kameels, es wendet sich gegen ihn und leckt ihm die Hand; des Nachts erwärmt es ihn. Der Chamsin wälzt seine Gluthen über die Ebene, das Kameel ist wieder der Schirm vor diesem Ungeheuer. Eine grüne Landschaft spiegelt sich in den Lüften, in der Ferne glänzt ein See, die Oase ist erreicht! — Vergebliche Hoffnung! Täuschung und Trugbilder sind es, die Landschaft vergeht, der See wird zur Steppe, über welche Salzkrystalle statt der Quellen ihren Glanz verbreiten. Die Wasserschläuche werden leer, die Tage heißer, lästiger, die Schritte der Karavane erlahmen. Da wirst du, o treues Thier, nochmals der Retter deines Herrn; mit deinem Blute, deinem Leben erkaufst du ihm das seinige! Er stößt den Dolch in dein Herz, fällt über dich, trinkt dein Blut, erlabt sich an dem Wasser deines Magens und gewinnt Kraft, das blühende Gestade der Wüste zu erreichen.

Das Kameel ist dem Araber geboren, sein Sklave, sein Reichthum von Abrahams Zeiten her bis zum heutigen Tage. Es ist das Schiff, auf welchem er die Wüste durchzieht; es trägt ihn zu Mekka's, zu Medina's Tempeln, geleitet ihn durch die Wüste Sahara's zum reichen Tombuktu und zu dem glänzenden Niger. Es hat die Zeichen der Sklaverei; die behaarten Fetthöcker auf dem Rücken, Schwielen an Brust und Knie sind die Folge seiner Arbeit, so wie die Ballen seiner kleinen, gespalteten Hufe, die es schützen vor dem heißen Sande. Eine Mißgestalt ist es, ohne Schmuck, ohne Anmuth, halb Pferd, halb Schaf, mit gespaltener Lippe, mit kleinen, aufgestellten Ohren, mit langem, eingebogenem Halse, dem Barte an Brust und Kinn, dem hagern Kreuze und kurzen Schweife. Auf hohen Beinen schreitet es daher, geht Tage lang schwer beladen fort und ermüdet nicht. Die Blätter der Mimose, der Disteln und stacheliger Gestrüppe sind seine Nahrung; es erlabt sich an dem Wasser der Cisternen und nimmt davon einen Vorrath auf die Reise mit; selten wird ihm ein Trunk aus frischem Quell zu Theil. Sich auf den Boden zu werfen und Lasten zu tragen, wird es abgerichtet; demüthig und geduldig beugt es die Kniee vor seinem Herrn, damit er bequem es belade. Auf den Wink desselben erhebt es sich und folgt ihm. Er nährt sich von der Milch des Kameels, er ißt sein Fleisch und kleidet sich in seine Wolle.

(R. Meyer.)

139. Der kleine Hirt.

Moritz *trieb* oft des Vaters Kühe und Schafe hinaus auf die blumigen *Triften*. Besonders gern *betrieb* er dies Geschäft im Frühlinge, wo alle Bäume und Sträucher lustig frisches Grün *trieben*. Dann lagerte sich Moritz an einem sonnigen Hügel und schaute umher. Er bewunderte den *Kunsttrieb* der *Vögel*, mit dem sie Strohhälmchen und Flocken Wolle zum Bau der Nester *auftrieben*, und *vertrieb* sich die Zeit mit Beobachtung seiner Heerde.

Da kam Friedrich, ein Schulkamerad, herbei und sagte: „Komm Moritz, wir wollen uns ein Stündchen im nahen Walde *herumtreiben*; deine Heerde bedarf keines so aufmerksamen *Treibers*.“ Moritz aber zeigte dem Freunde mit *triftigen* Gründen, daß er seine Schafe nicht verlassen dürfe. Sie könnten als Thiere, die nur ihren *Naturtrieben* folgen, bald gegen das *Triftrecht* sündigen, und den Aeckern unserer *betriebsamen* Nachbarn Schaden thun. Diese würden meine Eltern verklagen und der Einnehmer würde die festgesetzte Strafe schon *beitreiben*. Mir fehlt es auch hier nicht an *Zeitvertreib*. Friedrich sagte: „Du hast Recht, bleibe nur, ich will sehen, ob ich einen anderen Kameraden *auftreiben* kann.“ — Noch oft wurde die Heerde von Moritz *ausgetrieben*, aber immer zeigte sich der kleine Hirt so eifrig und pflichttreu. (L. Kellner.)

140. Der Gemsenjäger.

Wer hätte nicht schon von der flinken Gemse und dem kühnen Gemsenjäger gehört! Was ist's denn, das jene Gebirgsbewohner treibt, mit den größten Mühseligkeiten und Gefahren zu kämpfen, Tage lang in fast unzugänglichen Gebirgen umher zu irren, Kälte und Hitze, Hunger und Durst zu ertragen und des Nachts auf harten Felsen zu schlafen? — Sind es vielleicht die paar Thaler, die sie für das erlegte Thier erhalten? — O nicht doch! Es gab schon Kaisersöhne, die nichts mehr liebten als die Gemsenjagd, die sich auf derselben in Lebensgefahr stürzten und oft nur wie durch ein Wunder davon kamen. Das sollt ihr gleich hören.

In dem Lande Tyrol, woher die schmucken Leute mit den hübschen, bunten Decken und den feinen Handschuhen kommen, gibt es viele hohe Berge und Felsen. Nicht weit von der größten Stadt dieses Landes ist auch ein himmelhoher, schroffer Felsen, welcher die *Martinswand* genannt wird. In diesen Felsenmauern hatte sich vor vielen Jahren ein Kaiser, Namens Max, auf der Gemsenjagd so verklettert, daß er endlich weder vorwärts noch rückwärts kommen konnte. Vor ihm lag ein ungeheurer Abgrund, und sah er

in denselben hinab, so wurde ihm, als wenn ihr auf einem hohen, hohen Thurme steht und an demselben hinunter schaut.

Lange Zeit warteten des Kaisers Begleiter, die ihn verloren hatten, auf seine Rückkunft. Endlich sahen sie hoch oben in einer Höhe, wohin noch nie eines Menschen Fuß gekommen war, sich etwas regen, das sie zu ihrem Entsetzen für den jungen Kaiser erkannten. An Rettung war hier nicht zu denken. Jeder glaubte, der Kaiser müßte da oben verhungern, und er selbst ergab sich in sein Schicksal. Man holte aus dem benachbarten Kloster Geistliche herbei, und während diese unten am Berge beteten, kniete er oben andächtig nieder, empfahl dem lieben Gott seine Seele und bereitete sich auf den Tod. Indessen hatte sich das Gerücht vom Unglücke des Thronfürsten schnell im ganzen Lande verbreitet; denn es waren schon zwei Tage und zwei Nächte vergangen. Alle waren tief erschüttert und eilten in die Kirchen, für seine Erhaltung zu Gott zu flehen, obgleich dieselbe ihnen unmöglich schien.—Plötzlich hörte der Kaiser hinter sich ein Geräusch, und als er sich umwandte, erblickte er einen Jüngling, der ihm treuherzig die Hand reichte, und zu ihm sprach: „Gnädiger Herr, seid getrost! Gott lebt noch, der euch retten kann und will. Folgt mir und fürchtet euch nicht, ich will euch dem Tode entführen!“ — Und nun ging er vor ihm her, führte ihn von Klippe zu Klippe, und nach einer Stunde waren sie unten.

Wie drängten sich Alle um den geretteten Kaiser! Wie dankten sie Gott für die wunderbare Rettung! Als sie sich aber nach dem Retter umsahen, war er nicht mehr zu sehen, er hatte sich im Gedränge verloren und war zu bescheiden gewesen, den Dank und eine Belohnung zu erwarten. Daher meinten viele, es sei wohl gar ein Engel gewesen. (Nach Nöffelt.)

141. Kaiser Max I.*)

auf der Martinswand in Tyrol. 1493.

Hinauf! Hinauf! in Sprung und Lauf! wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar, nur die Gemse springt, nur horstet der Aar, wo das Menschengewühl zu Füßen mir rollt, wo das Donnergebrüll tief unten grollt: das ist der Ort, wo die Majestät sich herrlich den Herrscherthron erhöht! die steile Bahn hinan! hinan! dort pfeifet die Gemse! Ha, springe nur vor! nachsetzt der Jäger und fliegt empor.

Gähnt auch die Kluft schwarz, wie die Gruft; nur hinüber im leichten Schwung! Wer setzet mir nach? Wahrhaft ein Kaisersprung! Klimm, Gemse, nur auf die Felsenwand! in die luftige

*) Maximilian I. war geboren 1455 und bestieg den Kaiserthron 1493. Er starb im Jahre 1519. — Die Stelle, wo die hier erzählte Begebenheit Statt hatte, bezeichnet gegenwärtig noch ein sehr hohes Christusbild.

Höh', an des Abgrunds Rand mach' ich mit Eisen mir doch die Bahn! Nur muthig hinauf und muthig hinan! jetzt ohne Rast den Strauch erfaßt! wenn tückisch der Zweig vom Gesteine läßt, so hält mich im Falle die Klippe noch fest.

Der Stein nicht hält, der Kaiser fällt in die Tiefen hinab zwei Klafter lang. Da ward Herrn Maren doch gleichsam bang. Ein Felsen hervor ein wenig ragt, das nennt er Glück — Gott sei's geklagt! einbrechen die Kniee, doch blieb er stehn und taumelt sich aus. Da mußt er nun sehn: hier half kein Sprung, kein Adlerschwung; denn unter ihm senkt sich die Martinswand, der steileste Felsen im ganzen Land.

Er starrt hinab ins Wolkengrab und starrt hinauf ins Wolkenmeer und schaut zurück und schaut umher. Da zeigt sich kein Fleck zum Sprung handbreit, kein Strauch, der den Zweig dem Klimmer beut. Aus hartem Felsen wölbt sich ein Loch und schroff hinter ihm wie ein Dom so hoch. Der Kaiser ruft in taube Luft: „Ei doch, wie hat mich die Gemse verführt! kein Weg zu den Lebenden niederführt."

Er war's gewillt: es ist erfüllt! wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar, wo die Gemse nur springt, nur horstet der Aar, wo das Menschengewühl zu Füßen ihm rollt, wo das Donnergebrüll tief unten grollt: da steht des Kaisers Majestät, doch nicht zur Wonne hoch erhöht. Ein Jammersohn auf luftigem Thron, findet sich Max nun plötzlich allein und fühlt sich, schaudernd, verlassen und klein.

In Thalesgrund ein Hirte stund und sieht auf der Platte sich's regen und bücken und heben und schreitend bewegen. „Den bannt wohl hinauf des Satan's Gewalt! das ist bei Gott eine Menschengestalt! so ruft er und winkt die Hirten herbei, daß jeder ihm staunend das Wunder zeih! „Gott sei mit ihm!" ist's eine Stimm': „Der steht dort oben in großer Noth, muß arg wohl erleiden den Hungertod."

Auf leichtem Roß ein Jägertroß kommt nun das Thal hereingesprengt, wo sich die Menge schon gaffend drängt, und rufet den nächsten Hirten an: „Nahm wohl der Kaiser anher die Bahn? Hoch auf den Alpen klomm er empor, daß ihn des Jägers Blick verlor." Der Hirte blickt auf die Wand, erschrickt; hindeutend sagt er zum Jägerschwarm: „„Dann schaut ihn dort oben! — Daß Gott erbarm!""

Der Jäger blickt auf die Wand, erschrickt, und hebet nun schnell sein Sprecherrohr und ruft, was Menschenbrust mag, empor: „Herr Kaiser, seid ihr's, der steht in der Blend, so werft herab einen Stein behend!" Und vorwärts nun woget das Menschengewühl und plötzlich ward es nun todtenstill. Da fällt ein Stein

senkrecht hinein, wo unter dem Felsen ein Hüter wacht, daß zerschmettert das Dach zusammenkracht.

Des Volkes Geheul, auf eine Meil' im ganzen Umkreis zu hören, macht rings das Echo empören. Und zum Kaiser aufdringet der Jammerlaut, der kaum mehr menschlicher Hilfe vertraut. Er spannet das Aug', er strecket das Ohr: „Was wühlet dort unten? Was rauscht empor?" Er sieht und lauscht; fort wühlt's und rauscht. So harret er aus ohn' Murren und Klag', der edle Herr, bis zu Mittag.

Doch Sonnenbrand die Felsenwand zurück mit glühenden Strahlen prallt: Da wird unleidlich der Hitze Gewalt. Erschöpft von der mattenden Gemsenjagd, von Durst gequält, von dem Hunger geplagt, fühlet sich Max ganz matt und schwach: — War's Wunder, daß endlich die Kraft ihm brach? — Das wünscht er allein, gewiß zu sein, eh' ihm die Besinnung verfließt, ob Hilfe bei Menschen noch möglich ist.

Bald wußt' er Rath und schritt zur That und schrieb mit Stiften auf Pergament die Frag' ans Volk und wickelt behend mit goldenem Bande ein Täfelein auf einen gewichtigen Marmorstein, ließ fallen die Last in die Tiefe hinab, — und horch: kein Laut, der ihm Antwort gab! — Ach Gott und Herr! man liebt ihn so sehr, drum findet vom Volke sich Niemand ein, dem Herrn ein Bote des Todes zu sein.

Der Kaiser (wie hart!) auf Antwort harrt und sendet den dritten und vierten Stein, doch immer wollt es vergeblich sein, bis schon am Himmel die Sonne sich senkt und nun erseufzend der Herr sich denkt: „Wäre Hilfe möglich, sie riefen es mir, — so harr' ich nun sicher des Todes allhier." Da hob sein Sinn zu Gott sich hin: Ihm entflammet das Herz der heilige Geist, daß er sich schnell von dem Irdischen reißt.

Wegstößt die Welt zum Ew'gen hält, jetzt wieder ein Täflein nimmt zur Hand; beschreibt es eifrig. Weil fehlte das Band, so band er's am Stein mit dem goldenen Vließ: Was sollt's ihm? Er war ja des Todes gewiß! Und aus dem erhöheten luftigen Grab wirft er einen Stein in das Leben hinab. Wohl peinlicher Schmerz durchwühlet das Herz jedem, der nun, was der Kaiser begehrt, weinend vom weinenden Leser hört.

Der Leser rief: „So heißt der Brief: „ „Viel Dank, Tyrol, für Deine Lieb', die treu in jeder Noth mir blieb. Doch Gott versucht ich mit Uebermuth: das soll ich nun büßen mit Leib und Blut. Bei Menschen ist keine Rettung mehr. Dein Wille geschehe! Gerecht bist Du, Herr! Will büßen die Schuld mit Muth und Geduld. Mit Einem wohl könnt ihr mein Herz erfreu'n, ich will euch den Dank im Tode noch weih'n.

„„Nach Zierlein*) eil' nun unverweilt ein Bot' um das heilige Sakrament, nach dem mir dürstend die Seele brennt. Und wenn der Priester steht am Fuß, so künd' mir's ein Schütze durch einen Schuß; und wenn ich den Segen nun soll empfahn, so deut' es ein zweiter mir wieder an. Sehr bitt' ich euch: Fleht dann zugleich mit mir zum Helfer in der Noth, daß er mich stärk' in dem Hungertod!""

Der Bote fleucht. Der Priester keucht nun schon herbei, nun steht er am Fuß. Schnell kündet's dem Kaiser des Schützen Schuß. Der schauet hinab, erblickt die Monstranz, denn blitzend erglänzt ihr Demantkranz. Und wirft sich vor ihr auf die Kniee hin mit zerknirschtem Herzen, mit gläubigem Sinn. Die Menschheit ringt und siegt und schwingt auf entfesselten Flügeln empor sich schnell zu der Liebe hochheiligen Quell.

Und o! wie fleht sein heißes Gebet! „O Gott, Du Vater, allmächtig am Himmelsthron, Du Lieb', aus Lieb' entquollener Gottessohn, und Du, hochheiliger Gottesgeist, der, beiden vereint, das Heil uns weist: O Gott, deß Lieb' auf jeder Spur verkündet laut die weite Natur! O tauchte sich schnell im Liebesquell mein liebender Geist, umfaßte die Welt, die liebend am Herzen Dein Arm erhält!

„Vor meinem Tod dein Himmelsbrod wünsch' ich Unwürdiger, o wie sehr! O sieh auf mich erbarmend her! O Christus' Lieb', tritt bei mir ein und führ' mich zurück in der Gläubigen Verein, die Deine Lieb' so feurig beseelt, daß Eines sie werden mit Gott und Welt. Und weil ich nicht werth, was ich begehrt: Ein einzig Wort aus Deinem Mund macht Deinen Knecht auch wieder gesund."

So will er im Fleh'n vor Liebe vergeh'n. Da kündet ein zweiter Schuß ihm an, daß er den Segen nun soll empfahn. Der Herr sogleich auf Felsengrund wirft sich die Stirn und die Hände wund. Und der Jäger mit lautem Sprecherrohr sagt ihm des Priesters Worte vor: „Dich segnet Gott in deiner Noth, der Vater, der Sohn und der heilige Geist, den Himmel und Erd' ohn' Ende preist."

Nun allzumal im ganzen Thal das Volk auf den Knieen harrt im Gebet und laut für das Heil des Fürsten fleht. Den Kaiser rührt's, der Betenden Schall bringt ihm zu Ohren der Wiederhall. Auch er bleibt knieen im Gebet und Gott für das Wohl der Völker fleht. Schon flammt der Mond am Horizont, und herrlich das grünliche Firmament von funkelnden Sternenheeren brennt.

Des Himmels Pracht erweckt mit Macht die Sehnsucht zum himmlischen Vaterland: ihm löset sich jedes irdische Band. Wo der Seraphim Harfe Jubel erklingt, wo der Seligen Chor das Heilig singt, wo das Leiden schweigt, die Begierde sich bricht, zur ewigen Liebe, zum ewigen Licht, dahin, dahin schwingt sich sein Sinn, und

*) Dorf in der Nähe von Innspruck.

mit hoch emporgehobenen Händen denkt er entfliehend sein Elend zu enden:

Als schlank und fein ein Bäuerlein, wie der Blitz ihn blendend, nun vor ihm stund und grüßt ihn mit lieblich ertönendem Mund: „Herr Max, zum Sterben hat's wohl noch Zeit, doch folget mir schnell, der Weg ist weit!" Der Kaiser entsetzt sich ob dem Gesicht und trauet den Augen und Ohren nicht. Und wie er schaut, ihm heimlich graut; denn es wallt um den Knaben gar sonderlich ein dämmernder Schein, der nichts Irdischem glich.

Doch der Kaiser in Hast sich wieder faßt und fragt das Knäblein: „Wer bist du? Sprich!" „„Ein Bote, gesandt, um zu retten dich."" „Wer zeigte dir her zur Klippe den Weg?" „„Wohl kenn' ich den Weg und jeglichen Steg."" „So hat dich der Himmel zu mir geschickt?" „„Wohl hat er dein reuiges Herz erblickt."" Drauf es sich dreht, zur Höhlung geht und gleitet nun leicht durch den Riß in die Wand, den vorher sein forschendes Auge nicht fand.

Durch den Riß gebückt der Kaiser sich drückt. Sieh! da hüpfet das Knäblein leuchtend voran durch steile Schluchten tiefab die Bahn. Wo funkelnd das Erz an den Wänden glimmt, in der Tiefe der Schwaden*) aufblitzend schwimmt, am Gewölb ertönt der Schritte Hall, fern donnert des Bergstroms brausender Fall, tiefer noch ab, Meilen hinab: da gleitet das Knäblein in eine Schlucht. Die Fackel erlosch. Mit den Händen bange nun sucht

Max sich den Weg hinvor und dringt empor und schaut aufathmend der Sterne Licht und sucht den Knaben und — findet ihn nicht. Da faßt ihn ein Schauer. Nicht hat er geirrt. Wohl war es ein Engel, der ihn geführt. Und schon erkennt er Zierleins Thal, hört brausen der Menge verworrenen Schall. Mit bebendem Tritt er weiter schritt. Wie oft ermattet er weilen muß, bis er naht dem weiterglänzenden Fluß!

Noch stand er weit, doch hocherfreut schaut er den Priester bei Fackelglanz stehn unermüdlich mit der Monstranz und noch die treuen Gemeinden knie'n und heiß im Gebete für ihn glüh'n. Sein Auge ward naß, sein Herz hoch schwoll, — 's war ja von tausend Gefühlen voll. Schnell tritt er vor, ruft laut empor: „Lobet den Herrn und seine Macht! Seht, mich hat sein Engel zurückgebracht."

(v. Collin.)

142. Der Wallfischfang.

Der Wallfisch ist das größte uns bekannte Thier; denn er wird gegen 100 Fuß lang und wiegt über 100,000 Pfund. Er hat einen ungeheuern Kopf und einen so großen und weiten Rachen, daß ein Boot mit sechs oder acht Mann hineinfahren kann. Auf

*) Bergmanns-Ausdruck statt Dünste.

dem Kopfe hat er zwei Luftlöcher, durch die er athmet und das eingeschluckte Wasser mit solcher Kraft brausend in die Luft spritzt, daß man, wenn mehre zusammen sind und spritzen, das Getöse wohl eine Meile weit hören kann. Seine Stärke ist unglaublich; er vermag mit einem Schlage seines Schwanzes ein ansehnliches Fahrzeug zu zertrümmern. Sein Aufenthalt ist das Eismeer, wohin jährlich viele Schiffe auslaufen, um ihn aufzusuchen und zu erlegen.

Man gebraucht dazu große und starke Schiffe, weil kleinere der Gewalt des Eises nicht widerstehen können. Ein jedes dieser Schiffe ist mit sieben bis acht Booten versehen. Im Eismeere angekommen, werden die Boote ausgesetzt und gehörig bemannt. Gewöhnlich führt jedes einen Steuermann, drei Ruderknechte und einen Jäger, dem noch ein Gehilfe beigegeben ist.

Sobald ein Wallfisch sich sehen läßt, sucht man mit den Booten in seine Nähe zu kommen, und der Jäger wirft ihm mit seinem gewaltigen Arme eine Harpune in den Leib. Dies ist ein schwerer, stählerner Pfeil, der mit Widerhaken versehen und an einem hölzernen Schafte befestigt ist.

Wenn der Wallfisch sich verletzt fühlt, fährt er mit Blitzesschnelle unter das Wasser; aber er geht für die Jäger nicht verloren, denn die in seinen Leib geworfene Harpune ist an einem Seile befestigt, das auf einer Rolle in dem Boote aufgewickelt ist. Mag der Wallfisch auch noch so schnell untertauchen, das Seil rollt sich ab und der Jägergehilfe sieht darauf, daß alles daran in Ordnung ist. Wird das Seil zu kurz, so hängt man eiligst einen leichten schwimmenden Körper an das Ende desselben und überläßt es dem Wasser. Ist das Meer sehr tief, oder schießt der Wallfisch mit Blitzesschnelle weit vorwärts, so würde er entweder das Boot mit in den Abgrund reißen, oder weit weg schleudern, wenn der Gehilfe nicht in demselben Augenblicke, wo er Gefahr merkt, das Seil durchschnitte und so vom Boote lös'te.

Aber der Wallfisch kommt wieder herauf, um Athem zu holen. Schon haben sich mehre Boote versammelt, und so wie er sich blicken läßt, wird er mit neuen Würfen empfangen. Nach jedem Wurfe wird das Thier matter, sein Blut färbt weithin das Meer, und zuletzt, nachdem er mit seinem gewaltigen Schwanze noch einmal furchtbar um sich geschlagen, schwimmt er todt auf dem Wasser. Die Boote umringen ihn, und mittels des an der Harpune befestigten Seiles zieht man ihn an das Schiff.

Nun steigen die Jäger, mit spitzigen Stacheln in den Sohlen der Schuhe, damit sie nicht ausgleiten, auf das Ungeheuer und zerhauen es, d. h. sie lösen die ungeheuern Massen Speck von dem Fleische, bringen ihn in Tonnen auf das Schiff, und brechen die Barten, die das Fischbein liefern, aus seinem Rachen. Das Ge-

rippe und das Fleisch läßt man in's Meer fallen, wo es entweder Vögeln und Fischen zur Nahrung dient, oder auch von den Einwohnern der dortigen Länder aufgefangen wird; denn diese essen sein Fleisch, gebrauchen die Gedärme zu Schläuchen und Stricken, und die Haut zu Schuhwerk. — Das Fischbein wird zu Peitschen, Bogen, Stöcken, Schirmen u. s. w. gebraucht. Der Speck gibt den Fischthran, den die Nordländer als Brennöl, und viele Handwerksleute, vorzüglich die Gerber und Schuhmacher gebrauchen, um das Leder geschmeidig zu machen.

(Münster'sches Lesebuch.)

143. Sprüchwörter.

Stiller Mund und treue Hand gehen durch das ganze Land. Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz. Lust und Liebe sind Fittiche zu großen Thaten. Schmerz und Freude liegen in einer Schale. Neid und Haß wohnen in einem Faß. Sammt und Seide löschen das Feuer auf dem Heerde. Freude, Mäßigkeit und Ruh schließt dem Arzt die Thüre zu. Der Jugend schönste Blüthe sind Demuth, Unschuld, Güte. Ein gutes Wort kostet wenig und gilt viel. Gottes Hand ist immer offen und voll. Anstand ziert und kostet Nichts. Das Spiel macht Einen reich und Hunderte arm. Die Reue ist ein hinkender Bote und kommt immer hinten nach. Stehende Wasser werden faul und stinkend. Arbeit kürzt die Stunden und verlängert das Leben. Nutzbare Kunst bringt Brod und Gunst. Bei Gott ist Rath und That. Am hellen Tag, in tiefer Nacht der Eltern Liebe wacht. Die Eigenliebe gebiert die Eitelkeit, den Hochmuth, den Stolz, die Hoffart und die Aufgeblasenheit. Nach Sorge, Furcht und mancher Noth kommt endlich doch zuletzt der Tod. Die fleißige, geschickte Hand erwirbt sich Brod in jedem Land. Das Wetter kennt man am Wind, den Vater am Kind, den Herrn am Gesind, den Vogel am Gesang, den Hafen am Klang, den Esel am Ohr, am Wort den Thor. Freund in der Noth, Freund im Tod, Freund hinterm Rücken sind drei starke Brücken.

144. Die Vögel.

Die Vögel haben zwei Füße, zwei Flügel, einen mit Federn bedeckten Körper und einen Schnabel. Sie bauen Nester, in welche die Weibchen Eier legen, die sie durch ihre Wärme ausbrüten. Einige Vögel laufen nur auf der Erde, andere schwimmen auf dem Wasser. Die meisten Vögel fliegen sehr schnell und mit solcher Ausdauer, daß sie im Stande sind, an einem Tage über 100 Meilen zurückzulegen. Die kleinsten Vögel, die man kennt, heißen Kolibri. Sie sind in Südamerika zu Hause, und es gibt mehrere

Arten, die nicht größer sind, als eine Hummel. Ihre Zunge ist lang und röhrenförmig. Sie nähren sich von kleinen Käfern, Mücken und Fliegen, welche sie mit ihrem langen Schnabel gut aus den Blumen holen können, aus welchen sie den Honigsaft saugen. Ihr beutelförmiges Nest hängen sie geschickt an schwache Zweige, um es den Nachstellungen der Schlangen, Meerkatzen und Buschspinnen zu entziehen. Die Kolibris sind schön, wie die allerschönsten Schmetterlinge, fliegende, lebendige Gold- und Silber-, Purpur- und Azurblumen.

Unter den Raubvögeln sind die Geier die stärksten und größten. Sie haben hakenförmig gekrümmte Schnäbel, starke, mit Krallen versehene Füße und ein sehr scharfes Gesicht. Sie nisten auf hohen Felsen, verzehren Thiere und rauben manchmal sogar kleine Kinder. Mancher Geier mißt mit ausgebreiteten Flügeln 10—15 Fuß, wie z. B. der Lämmergeier oder der Condor, welcher der größte von allen Vögeln ist, die fliegen können. Aehnlich den Geiern sind die Adler, und unter diesen merken wir uns besonders den König derselben, den Gold oder Steinadler. Die Sperber, Falken, Reiher und Habichte sind ebenfalls gefährliche Räuber; doch nehmen sie auch mit Mäusen vorlieb, wie dieses auch bei den lichtscheuen Eulen der Fall ist.

Zu den buntfarbigen Vögeln gehören: die Papageien, welche große, hohle Schnäbel und meistens ein prachtvolles Gefieder haben. Sie können ihre Füße wie Hände und ihren Schnabel zum Klettern gebrauchen, können seufzen, niesen, gähnen und lernen mit ihrer dicken, fleischigen Zunge und bei ihrer großen Gelehrigkeit sehr leicht Wörter nachsprechen.

Auch die Klettervögel oder Spechte sind sehr schöne Vögel. Sie haben vier Zehen, von denen zwei vorwärts, zwei rückwärts gerichtet sind.

Ihre Nahrung sind Insekten, Larven und Holzwürmer, welche sie unter der Rinde der Bäume hervorsuchen.

Zu den krähenartigen Vögeln gehören: die Dohlen, Raben, Krähen, Elstern, der Holzhäher (Marklopf) und der Kukuck, die sämmtlich durch ihre Neigung zum Stehlen bekannt sind u. a. m. Der Kukuck legt seine Eier in die Nester anderer Vögel, welche dieselben mit ausbrüten.

Die Singvögel haben einen kegelförmigen Schnabel. Die vorzüglichsten Sänger enthält das Geschlecht der Grasmücken, und unter diesen steht die Nachtigall und der Mönch oder die Schwarzplatte oben an. Auch die Blau- und Rothkehlchen, die Rohrdrossel und der Zaunkönig gehören hierher. Andere Singvögel sind: die Finken, besonders der Distelfink, unser schönster Vogel, der Zeisig, der Hänfling, der Kanarienvogel, die Lerche, die Drossel, die Amsel,

der Staar, der Dompfaffe, die Bachstelze, der Sperling und die Schwalbe.

Hühnerartige Vögel sind: die Tauben, die Feld-, Wald- und Haushühner, das Truthuhn, die Wachteln und Fasanen. Diese gehören, sowie der Pfau, zu den schönsten Vögeln, besonders der Goldfasan.

Zu den Sumpfvögeln, die lange Füße und Hälse, zum Theil auch lange Schnäbel haben, rechnet man den Reiher, die Rohrdommel, die Schnepfe, den Kiebitz, das Wasserhuhn, den Flamingo, den Kranich und den Storch.

Wasser- oder Schwimmvögel, die zum Rudern eine Haut zwischen den Zehen haben, sind: der Schwan, die Gans, die Ente, die Möve, der Pelikan und die Eidergans oder Eiderente, welche auf den rauhen, zackigen, mitten aus dem Meere sich erhebenden Felsen um Island und die Faröer nistet und unter den Flügeln und an der Brust überaus zarte, weichwollige Daunen oder Dunen hat, wegen deren sie hauptsächlich gesucht wird.

Merkwürdig sind besonders ihrer Größe wegen die straußartigen Vögel: der Kasuar und der Strauß. Letzterer ist der größte Vogel; er wird bis zehn Fuß hoch und lebt in den Wüsteneien von Asien und Afrika. Wegen seiner Schwere und der Kürze seiner Flügel, die keine Schwungfedern haben, kann er nicht fliegen, läuft aber schneller als ein Pferd. Ein Straußenei ist so groß wie ein Kinderkopf und zwei bis drei Pfund schwer.

(Solinger Lesebuch.)

145. Der Lämmergeier.

Der Bart- oder Lämmergeier, dieser gewaltige König des Luftmeeres, kommt nur in den europäischen Alpen vor. Er ist der ebenbürtige Verwandte des Condors, der über den hohen Spitzen der Anden Amerika's schwebt. Der Bartgeier ist ein Raubvogel in höchster Vollendung, ein ausgezeichneter Flieger und der muthigste und kräftigste Räuber unter allen seinen Genossen. Er steigt zu einer ungeheuern Höhe hinauf und schwebt in ihr leicht und schwimmend über den Gletschern herum, fähig, in kurzer Zeit viele Meilen zurückzulegen und ein großes Revier abzusuchen. Da er auf die Alpen, in denen es nur wenige ihm zur Nahrung dienende Thiere gibt, angewiesen ist, so muß es ihm leicht sein, ungemessene Räume zu durchsegeln, um eine Mahlzeit für sich aufzufinden. Allein sein Flug ist nicht nur sehr schnell, sondern auch äußerst geschickt. Wenn sich ein anderer Geier niederlassen will, schwebt er schraubenförmig und langsam herab. Nicht so der Lämmergeier. Hat dieser aus einer ungeheuren Höhe eine Beute bemerkt, so legt

er die Flügel zurück und stürzt mit Blitzesschnelle auf dieselbe herab, um sie zu ergreifen und in seinen starken Fängen durch die Lüfte zu tragen, oder sie durch die Kraft seiner Flügel in den Abgrund zu stürzen und dort zu verzehren; denn er ist ebenso gefräßig als kühn. Daher greift er auch nicht nur kleine und große Thiere, wie Lämmer, Gemsen und Rindvieh, mit Glück an, sondern wagt sich sogar an den Menschen. Daß er namentlich Kinder geraubt, dafür zeugen mehrere hinlänglich beglaubigte Erzählungen. So lebte z. B. noch im Jahre 1814 in der Schweiz eine Frau, von welcher das Kirchenbuch einer Gemeinde im Berner Oberlande Folgendes berichtet:

„Anna Zurbuchen von Habchern, geboren 1760, wurde von ihren Eltern als beinahe dreijähriges Kind beim Einthun des Grummets mitgenommen und legte sich bei einer Scheune nieder. Bald schlummerte das Kind; der Vater bedeckte ihm das Gesicht mit einem Strohhute und ging seiner Arbeit nach. Als er kurz nachher zurückkehrte, war die Kleine verschwunden, und die verzweifelnden Eltern und übrigen Thalbewohner suchten sie überall vergebens. Während dessen ging Heinrich Michel von Unterseen auf einem wilden Pfade dem Wüggisbache nach, wo er zu seinem Erstaunen ein Kind schreien hörte. Mit schnellen Schritten eilt er dem Schalle nach. Da erhebt sich, von ihm aufgeschreckt, von einer kleinen Anhöhe ein Lämmergeier und schwebt über den Abgrund hin. Am Rande dieses Abgrundes, in dessen Tiefe ein reißender Bergstrom brauste, fand Michel das Mädchen, welches keine Verwundung hatte, als am Arm und an der Hand, woran es wahrscheinlich vom Raubvogel gepackt worden war. Schuhe, Strümpfe und Käppchen waren verloren. Dieses geschah am 12. Juli 1763. Die Anhöhe aber, wo man das Kind fand, ist von jener Scheune, wo es schlummerte, etwa 1400 Schritte entfernt.“

Am muthigsten und merkwürdigsten erscheint der Bartgeier bei der Vertheidigung seines auf steilen Felsenhöhen angelegten Horstes und seiner Brut. Joseph Scherer, ein berühmter Gemsenjäger, erkletterte barfuß, mit der Flinte auf dem Rücken, einen Felsen, auf welchem sich ein Lämmergeier-Horst befand. Er erlegte das Männchen, lud sein Gewehr wieder und drang bis zum Horste, in welchem vier Junge saßen, vor. Kaum war er da, als sich das Weibchen mit fürchterlicher Wuth auf ihn stürzte, ihn mit den Fängen in den Lenden packte, mit dem Schnabel in den Arm hieb und biß und mit gewaltigen Flügelschlägen vom Felsen in den Abgrund zu stürzen suchte. Mit aller Kraft stemmte Scherer sich an die Felsenwand und wehrte sich gegen die Angriffe des Vogels, so viel er konnte. Dennoch wäre er verloren gewesen, hätte er Stiefel an den Füßen gehabt oder seine Geistesgegenwart nicht behauptet. Mit der einen Hand richtete er den Flintenlauf auf die Brust des

Vogels, spannte den Hahn mit den Zehen, drückte mit diesen das Gewehr los und hatte die Freude, den gefährlichen Feind todt zu seinen Füßen liegen zu sehen. Die erlittene Verwundung am Arme war so stark, daß die Narben derselben bis zu seinem Tode sichtbar blieben. (Kölner Lesebuch.)

146. Der Rabe.

Knabe: „Was bist denn du in deinem kohlschwarzen Rocke für ein Gesell? Du wackelst ja herum, als ob du nicht einmal gehen könntest!"

Rabe: „Ich bin ein Rabe, habe zwar einen wackelnden Gang, kann aber um so besser fliegen. Ich fürchte mich vor keinem Vogel, auch wenn er noch so gross und kühn ist. Sieh nur meinen Schnabel, der ist stark und scharf, mit ihm beisse und haue ich."

K.: „Ja, ja, ich habe schon von dir sagen hören, dass du den Leuten mit deinem Schnabel die Waden blutig beissest, junge Hunde, Katzen und Küchlein todt machst, dich gegen Hunde wehrst, dass sie davon laufen müssen, und was dergleichen Heldenthaten sind. Aber wovon lebst du denn in deinen Bergen und Wäldern?"

R.: „Ich lebe von jungen Hasen, Rebhühnern, Vogeleiern, Mäusen und Regenwürmern. Auch das Aas ist mir ein Leckerbissen und man heisst mich deswegen einen Galgenvogel, weil ich das Fleisch der Gehenkten fresse."

K.: „Pfui, du garstiges Thier! Lass mich doch auch einmal deine Stimme hören, du Wackler!"

R.: „Ich schreie kroah, kroah, bin aber ein so gescheidter und kluger Vogel, dass ich das Krähen des Hahn's, das Gackern der Henne, das Bellen der Hunde, ja sogar das Schlagen der Uhren nachmachen lerne. Auch lerne ich pfeifen, wie ein Mensch auf dem Finger oder mit dem Munde pfeift. Ja, was meinst du? Ich habe eine so geschickte Zunge, dass ich sogar sprechen lerne."

K.: „Das kann Alles sein. Aber ich habe auch von dir sagen hören, dass du ein Dieb bist und gern glänzende Dinge stiehlst und davon trägst. Ist das wahr?"

R.: „Ei freilich. Ich bin ein Galgen- und ein Diebsvogel. Glänzende Dinge stechen mir in die Augen; ich trage sie fort und verstecke sie. Einmal wurde in einem vornehmen Hause eine Herrschaft erwartet. Die Wirthsleute deckten den Tisch und legten silberne Löffel, Messer und Gabeln auf das Tischtuch, sperrten die Thüre zu und liessen nur das Fenster offen. Als einer meiner Kameraden die glänzenden Dinge sah, konnte er nicht widerstehen, flog verstohlen zum Fenster hinein, nahm einen Löffel und ein Messer nach dem andern in den Schnabel und trug sie in den Hof auf den Misthaufen. Wie erschracken die Wirthsleute, als die Herrschaft kam und der Tisch leer war. Ihr Schrecken verkehrte sich aber in Lachen, als sie nach einigem Suchen sahen, dass mein Kamerad auf dem Misthaufen den Hühnern den Tisch gedeckt hatte. — Nun ist es aber Zeit, dass du gehst, sonst beisse ich dich in die Waden!" [K. C. L.]

147. Die Stimmen der Vögel.

Wie der liebe Gott in alle seine Werke die Manchfaltigkeit gelegt hat, so zeigt er auch dieselbe in den Stimmen der Thiere. Jede Thierart hat ihre eigenthümlichen Töne; wir

erkennen sie daran, und die Thiere erkennen sich selbst untereinander daran schon aus der Ferne. Löwen, Tiger, Pantherthiere erfüllen die einsamen Gegenden mit ihrem furchtbaren Gebrülle; das Brummen des Bären durchschauert die Wildniss; die Hunde und Wölfe bellen; die Schafe blöcken; die Rosse wiehern; kein Thier hat die Stimme des andern. Doch die vollendetsten und verschiedensten Stimmenwerkzeuge findet man in der schönen und zahlreichen Ordnung der Vögel, deren anmuthiger Gesang in Lüften, Wäldern und Feldern uns oft entzückt. Die Raubvögel stossen nur einen wilden, durchdringenden Schrei aus; an den Wasservögeln bemerkt man mehr ein Schnattern und Klappern; an denen, die von Fliegen, Mücken, Würmern und andern Insekten leben, einen süssen, silberhellen, angenehmen Ton, so wie die, welche von Beeren und wilden Früchten leben, häufiger trillern, und die Körnerfressenden weit vollklingender und stossender in ihren Gesängen sind. Wer aber könnte die wunderschönen Melodien beschreiben, in welche sie ihre Empfindungen ausdrücken — die süssklingenden, zärtlichen Laute der Nachtigall, den freundlichen Schlag der Wachtel, das Jubiliren der Lerche, wenn sie sich in die glänzende Himmelsbläue steigend verliert; der Buchfinken fröhliches Ausrufen, der Amseln kunstvolles Lied im Gebüsche, der Tauben sanftes Girren, des Kanarienvogels süssschmetternde, wechselvolle Trillern? Einige Vögel haben selbst das Vermögen, nicht nur Gesänge, die sie von andern hören, nachzuahmen, sondern auch Töne hervorzubringen, welche der menschlichen Stimme und Sprache nahe kommen.

(Münster Leseb.)

148. Die Nachtigall

ist ein schöner Vogel, etwas größer als ein Sperling und von brauner Farbe, nährt sich im Freien von Insekten und Würmern und wird im Käfig mit magerem Fleische, mit Mehlwürmern und Ameiseneiern gefüttert. Sie hat zwar kein schönes Kleid an, aber an Schönheit des Gesanges übertrifft sie alle Vögel. Kein Vogel hat in seiner Stimme eine solche Kraft und Stärke und in seinem Gesange so viel anmuthigen Wechsel, wie die Nachtigall. Sie kann einen Ton erstaunlich lange aushalten, ihn allmälig anschwellen und zuletzt wieder dahinsterben lassen. Bald ist ihr Gesang eine rührende Klage, bald ein triumphirendes Geschmetter; bald bringt sie hohe, bald tiefe Töne hervor und erfreut jedes frohe, empfindsame Herz, das ihr zuhört. Sie läßt nicht nur am Tage ihr Lied

ertönen; auch bei der Nacht singt sie; namentlich bei ihrer Zurückkunft aus wärmeren Ländern läßt sie sich die ganze Nacht hindurch hören. Im August zieht sie wieder fort.

Zwischen dickbelaubten Zweigen
Sang mit süßem Schall,
Keinem Klange zu vergleichen,
Eine junge Nachtigall.

Horch! da tönte zart und leise
Aus dem nahen Wald
Einer ältern sanfte Weise,
Und die junge schwieg alsbald.

Warum schweigst du? fragte jene,
Und die junge sprach:
Schöner klingen deine Töne,
Noch ist meine Kraft zu schwach.

Darum horch' ich deinen Lehren,
Spreche selber nicht. —
Möchten alle Kinder hören,
Was das weise Alter spricht!

149. Der Kreuzschnabel.

Als der Heiland litt am Kreuze,
Himmelwärts den Blick gewandt,
Fühlt er heimlich sanftes Zucken
An der stahldurchbohrten Hand.

Hier, von Allen ganz verlassen,
Sieht er eifrig mit Bemüh'n
An dem einen starken Nagel
Ein barmherzig Vöglein zieh'n.

Blutbeträuft und ohne Rasten
Mit dem Schnabel zart und klein
Möcht' den Heiland es vom Kreuze,
Seines Schöpfers Sohn befrei'n.

Und der Heiland spricht in Milde:
„Sei gesegnet für und für!
Trag' das Zeichen dieser Stunde,
Ewig Blut und Kreuzeszier!"

Kreuzesschnabel heißt das Vöglein;
Ganz bedeckt vom Blut so klar,
Singt es tief im Fichtenwalde
Mährchenhaft und wunderbar.

(Mosen.)

150. Die Wachtel und ihre Kinder.

Hoch wallte das goldene Weizenfeld,
Und baute der Wachtel ein Wohngezelt.
Sie flog einst früh in Geschäften aus
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
„Ach, Mutter, wir schweben in großer Gefahr!
Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut mit dem Sohn hier vorbei und begann:
„„Der Weizen ist reif, die Mahd muß gescheh'n;
Geh', bitte die Nachbarn, ihn morgen zu mäh'n.""
„O," sagte die Wachtel, „dann hat es noch Zeit!
Nicht flugs sind die Nachbarn zu Diensten bereit."
Drauf flog sie des folgenden Tages aus
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
„Ach, Mutter, wir schweben in neuer Gefahr!
Der Herr, dieses Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut mit dem Sohn hier vorbei und begann:

„„Uns ließen die treulosen Nachbarn im Stich!
Geh rings nun zu unsern Verwandten und sprich:
Wollt ihr meinen Vater recht wohlgemuth seh'n,
So helfet ihm morgen sein Weizenfeld mäh'n!
„O," sagte die Wachtel, „dann hat es noch Zeit!
Nicht flugs ist die Sippschaft zur Hülfe bereit."
Drauf flog sie des folgenden Tages aus
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
„Ach, Mutter, wir schweben in höchster Gefahr!
Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut mit dem Sohn hier vorbei und begann:
„„Uns ließen auch uns're Verwandten im Stich;
Ich rechne nun einzig auf dich und auf mich.
Wir wollen, wann morgen die Hähne kräh'n,
Selbander uns rüsten, den Weizen zu mäh'n.""

„Ja," sagte die Wachtel, „nun ist's an der Zeit;
Macht schnell euch, ihr Kinder, zum Abzug bereit;
Wer Nachbarn und Vettern die Arbeit vertraut,
Dem wird nur ein Schloß in die Luft gebaut;
Doch unter dem Streben der eignen Hand
Erblüht ihm des Werkes vollendeter Stand." —

Die Wachtel entfloh mit den Kleinen geschwind,
Und über die Stoppeln ging Tags drauf der Wind.

(Langbein.)

151. Das Rothkehlchen.

Ein Rothkehlchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmanns. Der grimmige Frost hatte das arme Thierchen dahin getrieben, und es suchte ängstlich ein warmes Plätzchen. Der Landmann öffnete aus Mitleid freundlich sein Fenster. Da flog das zutrauliche Thierchen in die warme Stube. Aber es bedurfte auch der Speise und pickte daher hungrig die verstreuten Brodkrümchen auf. Die Kinder des Landmanns liebten das Vöglein sehr; sie legten ihm Zuckerstückchen auf seine Lieblingsplätzchen und freuten sich über sein munteres Gezwitscher. — Der Frühling kam endlich wieder; die Bäume bekamen Blätter; andere Vögel sangen draußen, und auch das Rothkehlchen hüpfte unruhig hin und her. Der Landmann öffnete jetzt sein Fenster und schenkte dem kleinen Gaste die Freiheit. Fröhlich flog er fort und sang auf dem nahen Baume ein munteres Liedchen.

Monate vergingen, der Winter kehrte wieder. Siehe, da kam das Rothkehlchen abermals in die Wohnung des gastfreundlichen Landmanns. Aber es kam nicht allein; es hatte sein Weibchen mitgebracht.

Die Familie des Landmanns freute sich sehr über die Ankunft der beiden Thierchen. Diese blickten jeden freundlich an.—Da lach-

ten die Kinder und sprachen: Die Vögelchen wollen uns vielleicht etwas sagen! — Der Vater aber antwortete: Wenn sie reden könnten, so würden sie sagen: „Freundliches Zutrauen erwecket Zutrauen und Liebe erwecket Gegenliebe.“ (Krummacher.)

152. Betrachtung über ein Vogelnest.

Wenn du ein Nest von einem Finken in die Hand nimmst und betrachtest, was denkst du dazu? Getraust du dir, so eines zu stricken, wie er's mit dem Schnabel und den Füßen thut? Ich glaub's schwerlich. Ja! ich will zugeben: Der Mensch vermag viel. Ein geschickter Meister mit zwanzig feinen, künstlichen Instrumenten kann nach viel mißlungenen Versuchen zuletzt Etwas herausbringen, das einem Finkennest gleich sieht, und Alle, die es sehen, können es von einem wirklichen Nest, das der Vogel gebaut hat, nicht unterscheiden. Alsdann bildet sich der Künstler Etwas ein und meint, jetzt sei er auch ein Fink. Guter Freund, dazu fehlt noch viel! Und wenn ein wahrer Fink, wie du jetzt auch einer zu sein glaubst, dazu käme, und könnte dein Machwerk durchmustern, wie der Zunftherr ein Meisterstück, so würde er den Kopf ein wenig auf die linke Seite drücken und dich mit dem rechten Auge curios ansehen, und so er menschlich mit dir reden könnte, würde er sagen: „Lieber Mann, das ist kein Finkennest! Ich mag's betrachten, wie ich will, so ist's gar kein Vogelnest, So einfältig und ungeschickt baut kein Vogel. Was gilt's, du Pfuscher hast's selber gemacht!“ Das würde zu dem Künstler sagen der Fink.

Alle Finkennester in der Welt sehen einander gleich, und das erste Nest, das ein Fink machte, ist schon so künstlich, wie das letzte. Auch hat's kein Fink vom andern gelernt. Jeder kann's selber; und sein erstes Nest ist ganz vollkommen, ohne Tadel, nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu wenig dran und nicht zu viel, dauerhaft für den Zweck, wozu es da ist. In der ganzen Natur ist kein Lernplatz, nur lauter Meisterstücke finden sich hier.

Aber, was der Mensch zur Geschicklichkeit bringen soll, das muß er mit viel Zeit und Mühe lernen, und bis er's kann, bekommt er manchen Rüffel von einem Meister, der selber keiner ist; denn kein menschliches Werk ist vollkommen.

Auch nicht der Vogel baut sein Nest, sondern der ewige Schöpfer thut es durch seine unbegreifliche Allmacht und Weisheit, und der Vogel muß nur das Schnäbelein und die Füßlein und, so zu sagen, den Namen dazu hergeben. Deßwegen kann auch jeder Vogel nur einerlei Nest bauen, wie jeder Baum nur einerlei Blüthen und Früchte bringt; deßwegen kann auch der Mensch kein Vogelnest nachmachen. Gottes Werke macht Niemand nach!

Der ewige Schöpfer bereitet an seinem Orte jedem Geschöpfe die Wohnung, aber nicht auf gleiche Art, dem einen so, dem andern anders, wie es Zweck und Bedürfniß fordern; also hat er dem Menschen Etwas von seinem göttlichen Verstande in die Seele träufeln lassen, das er ebenfalls nach seiner eigenen Ueberlegung für mancherlei Zwecke bauen und handthieren kann, wie er selber glaubt, daß es recht sei. Der Mensch kann ein Schilderhäuslein, ein Waschhaus, eine Scheuer, ein Wohnhaus, einen Palast, eine Kirche bauen, und jedes nach anderer Weise; ein Fink aber kann nicht zweierlei Nester machen.

Dem Menschen hat der Schöpfer die Gabe verliehen, daß er in allen seinen Geschäften unten anfangen und sie durch eigenes Nachdenken, durch eigenen Fleiß und eigene Uebung zu immer größerer Vollkommenheit bringen kann. Das ist des Menschen Ehre und sein Ruhm! (Hebel.)

153. Der Vöglein Abschied.

Wer klappert am Dache, mein Kind? horch, horch!
Ade, lieber Bauer! so rufet der Storch.
Nun, ade denn, du Dorf und ihr fleißigen Leut',
Ihr Wiesen, ihr Sümpfe, wir scheiden ja heut'.
Gott segne das Hüttchen, auf dem wir gewohnt,
Er lass' es von Feuer und Stürmen verschont.
Wenn lauer im Frühling die Lüfte dann weh'n,
Dann gibt es ein freudiges Wiederseh'n.
Ade! Ade!

Vom Bache noch einmal trinkt Nachtigall schnell.
Ade, liebe Fluren! so singet sie hell,
Ihr habt mich erquicket mit Speise und Trank,
Ich hab's euch gedanket mit schmetterndem Sang'.
Nun seid ihr ermüdet, wollt schlafen auch geh'n, —
O möget im Lenze ihr wonnig ersteh'n!
Wir Vöglein, wir können so lange nicht warten.
Gott schirme indessen den schlummernden Garten!
Ade! Ade!

Zum Fenster noch einmal blickt's Schwälblein hinein:
Ade, liebe Kinder, geschieden muß sein!
Ich hatte mein Nest an dem Fenster gebaut,
Ihr habet mit Freuden die Kleinen geschaut
Und gern auf mein Zwitschern des Morgens gehört,
Ihr habt mir nimmer den Frieden gestört.
Drum möge auch euch in Freud' und Gefahren
Der Himmel die liebenden Eltern bewahren!
Ade! Ade! — (Löwenstein.)

154. Die Zugvögel.

Die Störche ziehen im Herbste fort, weil sie im Winter keine Eidechsen, Schlangen, Frösche u. s. w. finden würden und also verhungern müßten; auch gefällt ihnen der rauhe und unfreundliche Winter nicht. Außer den Störchen gibt es noch viele andere Zugvögel, z. B. die Schwalben, die Staare, die Wachteln, die wilden Tauben. Ehe sie fortziehen, versammeln sie sich in großen Schaaren, die Störche auf einer Wiese, die Schwalben auf einem Dache, die Staare im Schilfe eines Weihers. Ist endlich ihre Zeit gekommen, so treten sie bei günstigem Winde die Reise an, lassen den traurigen Winter hinter sich und suchen anderswo den Frühling auf. Möchtest du nicht auch mit ihnen fortziehen? Ja! wirst du sagen, wenn meine Eltern, Verwandten und Freunde mitreisten. Du hast Recht; wir wollen bei diesen bleiben. Nach dem Winter kommt der Frühling wieder. — Von den Störchen aber zieht Alles fort, Jung und Alt; selbst die zahmen Störche wollen dann nicht bleiben, auch wenn sie Futter genug haben. Unruhig laufen sie hin und her und schreien ihren fortziehenden Kameraden den Abschiedsgruß nach. Du weißt, daß viele Leute die Wachteln in Käfige sperren. Wenn nun diese Vögel im Oktober ihre Reise antreten, da will auch die gefangene Wachtel mitfliegen. Setz' ihr das beste Getreide und den besten Salat vor, sie verschmäht deine Leckerbissen und verlangt, mit ihren Kameraden zu ziehen. Ihre Sehnsucht ist so groß, daß sie die ganze Nacht hindurch in ihrem Gefängnisse hin und her läuft; ja! sie fliegt dann mit solcher Gewalt gegen die Decke ihres Käfigs, daß sie oft besinnungslos niederfällt. Bricht der Tag an, so wird sie wieder ruhig; aber sie ist dann traurig, müde und schläfrig. Diese Unruhe dauert dreißig Tage fort. „O, die arme Wachtel!“ hör' ich dich ausrufen, „warum läßt man sie nicht mit ihren Kameraden fortziehen?“ „Ja, liebes Kind, wenn ich eine Wachtel hätte, und ich sähe ihr Verlangen und ihre Unruhe, so müßte ich sie fliegen lassen!“

Aber wohin ziehen die Vögel? Wer zeigt ihnen den Weg? — Wenn ich dich auf eine Wiese hinstellen und zu dir sagen würde: „Mach' eine Reise nach Afrika!“ so würdest du mir antworten: „Ich weiß keinen Weg.“ Wenn ich aber mit dir reisen wollte, so hätten wir mehre hundert Stunden weit zu gehen, bis wir ans Meer kämen, und dann wären wir noch nicht in Afrika. Wir müßten nun ein Schiff besteigen und übers weite Meer fahren. Die Störche, die Schwalben, die Wachteln, die Nachtigallen machen im Herbste diese große Reise nach Afrika, und Niemand zeigt ihnen den Weg. Sie müssen über Wälder, Berge, Flüsse und Seen, ja! zuletzt übers Meer ziehen; und doch verfehlen sie ihr Ziel nicht und kommen alle wohlbehalten in Afrika an, wenn auf der Reise kein

Unglück sie trifft. Den langen Weg beendigt die schnelle Schwalbe trotz häufigen Verzuges schon in vier bis fünf Wochen. Wenn sie uns am 1. September verläßt, so ist sie am 9. Oktober in Afrika. Dabei ruht sie des Tages im Schilfrohre der Sümpfe und Teiche; und wenn sie übers Meer fliegt, setzt sie sich auf die Mastbäume und Segelstangen der Schiffe. Schlimmer als den Schwalben geht es den Wachteln, welche zwar recht hurtig laufen, aber nicht gut fliegen können. Sie ruhen oft aus, und wenn sie ans Meer kommen, so fliegen sie von Insel zu Insel, und zwar immer auf demselben Wege. Wenn sie auf den Inseln ankommen, so sind sie vom langen Fluge so müde, daß man sie mit den Händen fangen kann. Tausende schlägt man todt und salzt sie ein. Ganze Flüge fallen ermüdet auf die Schiffe. Andere Schwärme wirft der Sturm ins Meer, daß sie ertrinken müssen. Und doch will keine einzige Wachtel bei uns bleiben; alle wollen sie nach Afrika, um dort den Winter zuzubringen. Dann ziehen diese Vögel sämmtlich, ehe bei uns der Frühling angeht, wieder aus Afrika fort, und jede Schwalbe findet das Dorf, das Haus, sogar das Nest wieder, wo sie im vorigen Jahre gebrütet hat.

Und nun sage mir: „Wer ist ihr Wegweiser nach Afrika? Wer meldet ihnen, wenn sie wieder fortziehen sollen in ihre Heimath? Wer zeigt ihnen ihren sicheren Weg zu ihrem alten Neste?" Du weißt es, wer der ist, der keines seiner Geschöpfe vergißt, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt. Siehe! er zeigt ihnen den Weg nach Afrika und bringt sie wieder in ihre Heimath; er bestimmt ihnen die Zeit ihrer Reise. Darum, wenn du die Störche, die Schwalben, die Staare, die Wachteln kommen siehst, dann erinnere dich auch seiner! (F. Jubitz.)

155. Gesetz über das Wegfangen der Singvögel.

Das in der churfürstlichen Forstordnung enthaltene, vielfach übertretene Verbot des Einfangens und Aushebens der Vögel, besonders der Nachtigallen, wird dahin erneuert: „daß derjenige, welcher sich künftig unterfangen „würde, einiges Gevögel, besonders aber die Nachtigallen (die alleinigen „Spatzen und sonst schädliche Raubvögel ausgenommen) aufzufangen oder „aus deren Nestern auch nur die Eier auszuheben, derselbe jedesmal mit einer Strafe von 6 Goldgld., falls er aber unvermögend, eben so viel Tage „mit der Thurmstrafe bei Wasser und Brod angesehen, wenn es aber kleine „Buben, dieselben gleich oft mit Ruthen gestrichen, und größere nach Proportion mit Stockstreichen gestraft werden sollen."

Ehrenbreitstein, den 14. April 1769.

Churfürstliches Ober-Forst-Amt.

156. Ein Hahnenkampf.

Seine ganze Pracht entfaltet der Hahn, wenn er frühmorgens, der langen Ruhe müde, das Hühnerhaus verlässt und vor demselben die ihm nachfolgenden Hühner begrüsst; aber noch schöner und stolzer erscheint er in dem Augenblicke, wo das Geschrei eines fremden Hahnes sein Ohr trifft. Er horcht, senkt die Flügel, richtet sich kühn empor, schlägt mit den Flügeln und fordert mit lautem Krähen zum Kampfe. Erblickt er den Feind, so rückt er ihm, sei er gross oder klein, muthig entgegen und stürzt in vollem Laufe auf ihn zu. Jetzt treffen sie zusammen, die Halsfedern sind aufgerichtet und bilden einen Schild, die Augen sprühen Feuer, und jeder sucht den andern niederzuschmettern, indem er mit aller Macht gegen ihn springt. Wer wird Sieger sein? Beide scheinen an Muth und Kraft gleich. Jeder sucht ein höheres Plätzchen zu gewinnen, um von dort aus mit grösserer Gewalt fechten zu können. Lange währt die Schlacht, aber immer kann sie nicht dauern. Die Kräfte nehmen ab, es tritt eine kurze Ruhe ein; mit gesenktem Haupte, zur Vertheidigung und zum Angriffe jederzeit bereit, mit dem Schnabel Erdkrümchen aufpickend, als wollten sie den Feind dadurch verhöhnen, dass sie mitten im Kampfe sich's wohlschmecken lassen, stehen sie einander gegenüber. Jetzt kräht der eine mit schwankender Stimme, denn er ist noch nicht ausser Athem und augenblicklich stürzt der andere wieder auf ihn los. Mit erneuter Wuth treffen sie zusammen; sie kämpfen wie früher, aber endlich sind Füsse und Flügel vor Mattigkeit zum Kampfe nicht mehr tauglich; da greifen sie zu der letzten furchtbarsten Waffe. Sie springen nicht mehr, aber hageldicht fallen die Schnabelhiebe nieder, und bald triefen die Köpfe vom Blute. Endlich verlässt den Feind der Muth; er wankt, er weicht zurück; jetzt kriegt er noch einen tüchtigen Hieb, und die heisse Schlacht ist entschieden; er flieht, sträubt die Nackenfedern empor, hebt die Flügel, senkt den Schwanz, sucht eine Ecke, macht sich klein und grakelt wie eine Henne, denn für eine Henne gehalten, glaubt er das Mitleid zu finden, welches er als Hahn nicht zu erwarten hat. Doch der Sieger ist durch kein Gegrakel zu bethören; er schöpft erst wieder Athem, schlägt mit den Flügeln, kräht und macht sich dann zur Verfolgung des Feindes auf, der sich nun nicht mehr wehrt, und wenn er

auch unter den Hieben des ergrimmten Feindes sein Leben aushauchen sollte. Dass in der Regel der Haushahn mit grösserer Wuth kämpft, ist natürlich, und selten wagt es der Besiegte, wenn er mit diesem denselben Hof bewohnen muss, sich künftig von Neuem mit ihm zu messen. (Lenz.)

157. Der Fischreiher.

Wer das Geringere hochmüthig verschmäht, muß zuweilen mit dem Geringsten fürlieb nehmen!

Stolz und hochbeinig ging ein alter Fischreiher auf grüner Wiese am Ufer eines Baches hin. Der warme Sonnenschein lockte ganze Züge von Fischen aus dem Grunde in die Fluthen hinauf, und die Fische jagten sich in dem hellen Wasser und spielten und scherzten. Unser Fischreiher sah manchen fetten Hecht, den er sich mit leichter Mühe holen konnte, aber: Hechte! sagte er, und wendete Hals und Kopf von einer Seite zur andern, Hechte?—Nein, Hechte mag ich nicht! Es muß ein Karpfen sein! Er stand und lauerte auf einen Karpfen! Aber Karpfen wollten nicht kommen, Karpfen sind nicht da! Indessen der Hunger war da und wurde größer und immer größer!—Nun, so will ich denn nur einen Hecht nehmen, weil es nicht anders sein soll! sagte unser Fischreiher. Aber die Hechte waren auf den Grund gegangen, und keiner mehr da! Aber Schleihen, schöne, fette Schleihen waren noch genug da und schwammen im Wasser dahin! — Schleihen? Schleihen? sagte der leckere Züngler, ja; die möchte ich eben! das wäre gerade eine Speise für eine Zunge, die Geschmack hat! Zieht hin in Frieden, wenn es fehlt, kann ich ja wohl eures Gleichen immer haben! Und die Schleihen zogen unangetastet dahin, wiewohl ihn der Hunger immer stärker plagte.—Jetzt ging unser Herr Reiher immer tiefer und tiefer in den Bach hinein, und es zeigten sich zuletzt nur noch Gründlinge. Gründlinge nun gar? sagte der Reiher zu sich selbst. Gründlinge? Behüt' uns Gott! Ich werde mich sehr in Acht nehmen, einen einzigen nur anzurühren. Gründlinge gehörten eben für Fischreihers Magen!

Während seiner stolzen Bedenklichkeiten waren alle Fische auf den Grund gegangen, und es ließ sich keiner mehr sehen. Aber der Hunger war nicht mit den Fischen fortgegangen, sondern nagte und plagte ihn sehr, daß er es nicht mehr aushalten konnte. Nicht Hecht, nicht Schleihe, nicht Gründling waren mehr da — nur ein paar Frösche fanden sich, mit welchen er zuletzt fürlieb nehmen mußte. (J. A. L. Löhr.)

158. Der Strauß.

Knabe: „O Strauß, was bist du für ein großer Vogel! Wie hoch muß ich zu dir hinaufsehen, was hast du für einen langen Hals und was für stelzige Beine!"

Strauß: „Ja wohl, ich bin der Riese unter den Vögeln. Vor einem Reiter zu Pferd brauche ich mich nicht zu schämen; ich bin so hoch wie er. Und trage ich nicht auf meinem schlanken Hals ein zierliches Köpflein und habe schöne große Augen? Sieh mich

nur an! Und an meinen Beinen erkennst du, daß ich zu den Stelzvögeln gehöre."

Kn. „Das sehe ich alles. Aber, du stolzer Strauß, breite mir doch deine Flügel aus, ich möchte einen solchen Riesen, wie du bist, fliegen sehen."

St. „Fliegen, mein Kind, das kann ich nicht. Leider habe ich an meinen Flügeln keine Schwungfedern. Ich kann nur laufen."

Kn. „Was, du kannst nicht fliegen? Ach, das ist Schade! Was hast du aber am Schwanz für stolze Federn?"

St. „O Kind, diese zierlichen weichen und biegsamen Federn sind mein Unglück. Denn um ihretwillen nimmt mir der grausame Mensch mein Leben. Die stolzen Federn stecken sie auf ihren Hut und kümmern sich nichts darum, ob ich lebe oder todt bin."

Kn. „Armer Strauß, du kannst also nur laufen."

St. „Ja wohl, ich laufe aber schneller, als ein englischer Renner. Willst du's versuchen, so setze dich auf meinen Rücken, und halte dich an meinem Halse fest."

Kn. „Ich glaube es wohl, daß du mit deinen Stelzfüßen recht laufen kannst, du könntest mit mir nur in die weite Welt rennen. Aber wo ist denn deine Heimath, du Schnellläufer?"

St. „Meine Heimath ist im heißen Afrika, wo die Sonne wie Feuer brennt; da lebe ich in den großen Wüsten mit meinen Brüdern in guter Gesellschaft, und sind wir oft zu 300 beisammen; da solltest du uns einmal rennen sehen! Das ist eine Lust!"

Kn. „Doch, wovon lebst du denn in deiner Wüste?"

St. „Ich lebe von Kräutern und Körnern, aber nicht immer sind diese in einer dürren Wüste zu haben, und mein Magen ist groß. Da verschlinge ich denn in meinem Heißhunger auch bisweilen Holz, Steine, Eisen, Glas und Nägel."

Kn. „Das ist aber entsetzlich! Die werden dir Bauchgrimmen machen."

St. „O nein, ich verdaue sie doch, denn ich habe einen guten Magen. Einer meiner Brüder verschluckte einmal im Heißhunger 70 Goldstücke; er hätte sie gewiß verdaut, wenn ihm nicht der Bauch aufgeschnitten worden wäre. Freilich Gläser und Nägel zerschneiden und zerstechen uns auch bisweilen den Magen."

Kn. „O du Eisenfresser! wo legst du denn deine Eier hin, die sind gewiß recht groß?"

St. „Meine Eier lege ich in ein Nest, das ich mit meinen Füßen in den Sand scharre. 25—30 Eier lege ich oft hinein und die Sonne hilft sie mir ausbrüten. Daß ein Ei von mir groß ist, kannst du dir denken, fast so groß, als dein Kopf; es ist drei Pfund schwer, und in die leere Schaale gehen 24 Hühnereier hinein. Vier hungrige Menschen können sich an einem Ei von mir satt essen.

Die bösen Hottentotten machen oben ein Loch hinein, stellen es, wie einen Topf an's Feuer und kochen es so."

Kn. „Da möchte ich doch einmal mitessen, so wüßte ich doch auch, wie deine Eier schmecken. Du dauerst mich, daß man dich so herumschleppt, und ich wünsche dir, daß du bald wieder zu deinen Brüdern nach Afrika kommen mögest."

(Weiß Lexicon.)

159. Sprüchwörter und Kernsätze.

Arbeit ist des Bürgers Zierde, Segen ist der Mühe Preis. (Schiller.) Arbeit ist des Blutes Balsam, Arbeit ist der Tugend Quell. (Herder.) Sich selbst bekämpfen ist der allerschwerste Krieg, sich selbst besiegen ist der allerschönste Sieg. (Logau.) Thu nur das Rechte in deinen Sachen, das Andere wird sich schon selber machen. (Göthe.) Das wahre Glück ist die Genügsamkeit, und die Genügsamkeit hat überall genug. (Göthe.) Freundliches Zutrauen erweckt Zutrauen, und Liebe erzeugt Gegenliebe. (Krummacher.) Aus einem Funken wird ein großes Feuer, und ein Lügner und Mörder sind Nachbarskinder. (Hippel.)

Wohl manche holde Blume sinkt
Schon in dem Lenz der Tage;
Des großen Schnitters Sense blinkt
Mit jedem Glockenschlage.

Sie mäht den Jüngling und den Greis,
Die Jungfrau mit dem Myrthenreis,
Und bleicht die zarten Züge
Dem Kindlein in der Wiege.

(E. M. Arndt.)

Sage nicht Alles, was du weißt; aber wisse immer Alles, was du sagst. (Claudius.) Erfahrung ist ein theurer Lehrmeister; aber die Narren wollen bei keinem andern in die Schule gehen. (Engel.) Gütiger macht uns das Glück und liebevoller und weiser; aber das Unglück allein bildet uns edel und groß. (Louise Brachmann.) Nicht Jeder kann sich durch außerordentliche Handlungen auszeichnen; aber gemeinnützig wirken kann und soll Jeder. (Menzel.) Worte sind gut, sie sind aber nicht das Beste. (Göthe.) Das Alter ist eine schöne Krone; man findet sie aber nur auf dem Wege der Mäßigkeit, der Gerechtigkeit und der Weisheit. (Herder.) Das Leben ist der Güter höchstes nicht; der Uebel größtes aber ist die Schuld. (Schiller.) Es wohnt ein schlechtes Herz oft unter Gold und Seide; aus Thaten schließe nur, nicht aber aus dem Kleide. (Pfeffel.) Bücke dich, allein zerbrich nicht das Bein; sei höflich, aber nicht beschwerlich. (Hippel.) Nicht das Geld, sondern das Herz macht reich; nicht die Armuth schändet, sondern das Verbrechen. (Zschokke.) Nur einmal blüht die Lebensjugend; doch ewige Jugend gibt die Tugend. Der Stolz, er bettelt so laut als die Noth; doch wird er dabei so leicht nicht roth. (Engel.) Vor Armuth fürchte dich fast sehr, vor Schande desto mehr. (Gleim.) Schwache Menschen klagen über das armselige Leben; dagegen ist ein tüchtiger und frommer Mensch fast immer froh. (Jacobs.) Jedes Ding in dieser Welt ist vollkommen; dennoch hält mancher Thor es nicht dafür und kunstrichtet Gott in ihr. (Gleim.) Groß sein thut es nicht allein, sonst holte die Kuh den Hasen ein. Alles in der Welt läßt sich sehr ertragen, nur nicht eine Reihe von schönen Tagen. (Göthe.) Die Welt borgt gern und bezahlt nicht wieder; nur der Himmel gibt tausendfache Zinsen für jedes Scherflein, das wir ihm leihen. (Lessing.)

Schätze nicht zu hoch das Geld, denn es hat nur Werth für diese Welt. Thöricht ist der Neid, denn er thut sich selbst nur Leid. Sitze nicht, wo die Spötter sitzen, denn sie sind die elendesten unter allen Kreaturen. (Claudius.) Einem Jeden gefällt seine Kappe wohl, drum ist das Land der Narren voll. Sich selbst recht kennen, ist Verstand, drum werde mit dir selbst bekannt. Bis Abend glänzt kein Morgenroth, drum spare bei Zeiten für Alter und Noth. (Engel.) Jeder Mensch hat ein Recht auf sein Leben, also sollst du keinen Menschen um sein Leben bringen. (Wilmsen.) Die wenigsten Menschen sind mit sich selbst hinlänglich vertraut, daher halten sie ihre wirklichen Mängel oft für Schönheiten. (Zschokke.) Die Pflichten gegen uns selbst sind außerordentlich wichtig, deßhalb ist auch der Umgang mit uns selbst gewiß weder der unnützeste, noch der uninteressanteste. (Knigge.)

160. Die Amphibien.

Amphibien oder Beidleber sind Thiere mit einer Herzkammer und einer Vorkammer. Sie athmen durch Lungen, haben rothes, kaltes Blut, legen meist Eier, haben zum Theil keine, manche auch zwei und vier Beine und leben im Wasser und auf dem Lande Diese Thiere kauen ihren Raub nicht, sondern verschlucken ihn ganz. Ihr Knochenbau ist sehr einfach, und mehre, wie z. B. die Kröten und Frösche haben gar keine Rippen. Ihre Lebenskraft ist außerordentlich groß, indem z. B. Frösche noch mehrere Tage lang leben, wenn ihnen von grausamen Menschen die Hinterfüße abgeschnitten werden. Da die Amphibien langsam verdauen, so bedürfen sie wenig Nahrung. In kälteren Gegenden halten sie einen 5—6 Monate dauernden Winterschlaf, erwachen an warmen Tagen und erstarren bei zunehmender Kälte. Man hat Frösche und Salamander in Eisstücken eingefroren gefunden, und dennoch erwachten sie wieder an der Sonne, wenn das Eis schmolz.

Unter den Schlangen merken wir uns: die Blindschleiche, die Ringelnatter, die Kreuzotter oder Viper, die Klapperschlange, die Brillenschlange und die Riesenschlange. Die meisten Thiere dieser Art sind giftig und ihr Biß bringt gewöhnlich den Tod.

Die gefährlichsten sind die Wasserschlangen, die in den Flüssen und Meeren heißer Länder leben, die Schauerschlangen in Amerika, deren Biß in fünf Minuten tödtet, und die Brillen- und Klapperschlangen in Asien und Amerika. Die letztern haben am Schwanze hornartige, hohle Knoten, die bei trockenem Wetter bei jeder Bewegung des Thieres warnend klappern. Die größte Schlange ist die Königs- oder Riesenschlange, welche 40—60 Fuß lang wird, nicht giftig, aber dennoch sehr gefährlich ist. Sie fällt Menschen und die stärksten Thiere an, umwindet sie mehrfach und zerquetscht so den stärksten Büffel. Unsere Blindschleiche dagegen ist ein ganz unschädliches Thier.

Kriechende Amphibien sind: die Schildkröten, Frösche und Kröten. Die Riesenschildkröte wird 6—7 Fuß lang und 8 Centner schwer und ist so stark, daß sie mit 8 Mann, die auf ihr stehen, fortkriechen kann. Alle Schildkröten sind nämlich mit einer knöchernen, sehr festen Schale bedeckt, deren Obertheil mit breiten Schuppen (Schildplatt) belegt ist, welche bei manchen Gattungen, z. B. bei der Karettschildkröte, so stark und schönfarbig sind, daß sie zu Dosen, Uhrgehäusen, Federmesserschaalen ꝛc. verarbeitet werden.

Die Frösche und Kröten sind uns alle bekannt. Der grüne Wasserfrosch legt seine weichen, schwarzen Eier, die mit einer schleimigen Masse überzogen und unter dem Namen Froschlaich bekannt sind, in's Wasser. Aus den Eiern entstehen die kleinen, geschwänzten Kaulquappen und aus diesen die Frösche. Die Hausunke lebt an dunkeln Orten und mitunter auch in Kellern. Der Laubfrosch, ein kleines niedliches Thier, oben grün und unten weiß, wird als Wetterprophet in Gläsern gehalten und mit Fliegen gefüttert. Die Kröte ist ein häßliches Thier. Die Pipakröte lebt in Surinam. Ein sonderbares Thier! So wie das Weibchen die Eier legt, streicht sie ihm das Männchen in die Warzen des Rückens. Aus den Warzen werden Zellen, und in diesen Zellen bleiben die Eier ungefähr drei Monate, bis sie zu vollständigen Pipakröten ausgebildet sind. Dann schauen sie aus ihren Löchern und kriechen langsam hervor.

Die Eidechsen haben meist vier Füße, einen Schwanz und einen mit Schuppen bedeckten Körper. Zu diesen rechnet man außer den gewöhnlichen Eidechsen auch den Basilisk, den Drachen, das Chamäleon, den Salamander oder Molch und das Krokodil. Die Eidechsen unserer Gegend sind gewöhnlich nur eine Hand lang, und braun. Sie nähren sich von Käfern, Fliegen, Regenwürmern ꝛc. ꝛc. Der Basilisk in Ostindien ist ungefähr drei Zoll lang. Früher fabelte man, wen er nur ansehe, den vergifte er. Der Drache oder die fliegende Eidechse lebt in Java, ist grün von Farbe und nur handlang; vermittels einer dünnen Flughaut kann er weite Sprünge machen. Ehedem dachte man sich unter Drachen ein furchtbares Ungeheuer. Das Chamäleon ist so groß wie eine Ratte und gewöhnlich grün. Im Zorn wird's wohl auch röthlich oder schwärzlich. Dieser Farbenwechsel hat die Redensart: „Er ist ein Chamäleon!“ hervorgerufen. Der gefleckte Landsalamander oder Feuermolch ist 8 Zoll lang, schwarz mit schönen gelben Flecken und hat einen langen Schwanz. Der Wassersalamander ist etwas länger als ein Finger und hat einen Ruderschwanz. Alle diese Thiere sind ganz unschädlich. Eine furchtbare Eidechsenart ist jedoch das Krokodil. Die Nilkrokodile sind die größten. Kleiner,

aber dennoch sehr stark und muthig, ist der Kaiman oder Alligator in Amerika. (Solinger Lesebuch.)

161. Die Schlange und der Aal.

„Betrachte mich einmal," sprach eine Schlange zu dem Aal, „bin ich nicht wunderschön? Hat Jemand eine Haut so schön gemalt gesehn? Zwar dein' ist glatt; doch mein' ist glatt und schön." „So?" fragte der Aal. „Bin ich nicht schön wie du? Bin ich nur glatt? Wie geht's denn zu, Frau Nachbarin, daß ich so wohl gelitten bin, da Jedermann vor deiner Schönheit graut, und wenn er deine bunte Haut im Grase sieht, erschrickt und flieht?" Die wunderschöne Schlange spricht: „Man flieht? Warum? das weiß ich nicht." „Ich aber weiß es," sagt der Aal; „auch wissen es die Menschen alle: Auswendig gleisest du, inwendig bist du Gift und Galle." (Gleim.)

162. Kampf einer Schlange mit einem Vogel.

Es war einmal ein Sommertag und ich hatte mich unter einem Eichbaume hingelagert. Ein munteres, rothes Johanniskäferchen mit schwarzen, runden Flecken auf den Flügeldecken hatte sich eben auf meine Hand gesetzt; ich betrachtete es und freute mich darüber. Da raschelte es plötzlich gar nicht weit von mir im trockenen Laube, ganz leise nur, fast hätte ich's nicht gehört. Ich blickte hin, und was sah ich? Eine Schlange.

Etwa acht Schritte von mir entfernt stand ein Haselnußstrauch, und auf den ringelte die Schlange zu, leise, ganz leise durch das dünne, hohe Gras, so daß sich kaum die Halme bewegten. „Die hat etwas im Schilde!" dachte ich, denn ich sah's ihr an, wie vorsichtig sie jedes trockene Blatt vermied, das etwa rascheln könne, und ihre Augen funkelten und unverwandt nach dem Nußstrauche gerichtet waren. Jetzt sah ich's. Auf einem trockenen Zweige des Strauches, etwa zwei Fuß von der Erde entfernt, saß nämlich ein Vöglein, ein buntes, niedliches Finkenhähnchen, den Rücken der unbemerkt nahenden Schlange zugekehrt und schlug sorglos seine muntern Triller. Im ersten Augenblicke wollte ich aufspringen, den Vogel retten und die Schlange vernichten—und ich verzeihe mir heute noch nicht, daß ich's nicht gethan; aber die Wißbegierde des Naturforschers ließ mich das Mitleid unterdrücken.

Indem schlug der Vogel noch einmal sein munteres Lied sorglos und fröhlich in den Wald hinein. Da fuhr die Schlange schnell wie ein Blitz empor, daß ich selbst erschrak, und richtig, sie hatte das Vöglein erwischt, aber nur bei einem Fuße. Denkt euch die Angst dieses armen Thieres, wie es—vielleicht war dicht daneben das Nest-

lein seiner Lieben—flatterte und schrie, gefangen am Maule des Ungethüms.

Die Schlange zog den Finken nieder, und ich war sehr begierig, zu erfahren, was sie nun wohl mit ihm thun würde. Das sollte ich bald sehen. Die Schlange warf sich an die Erde, rollte sich in einen Knäuel zusammen und versuchte den Vogel mit ihrem Leibe zu umschlingen. Das gelang ihr aber nicht; denn der Vogel flatterte so heftig, so gewaltsam umher, daß er immer wieder den glatten Ringen ihres Leibes entschlüpfte. Die Versuche dauerten eine geraume Zeit. Endlich mochte sie einsehen, daß sie ihn so nicht überwältigen könne; sie versuchte etwas Besseres. Sie schleppte ihre Beute, die gar kläglich schrie, nach einem Stamme des Strauches. Dicht an diesen legte sie ihren Kopf mit dem Vogel, wickelte nun ihren Leib um den Stamm und um den Finken zugleich und erdrückte ihn, indem sie sich zusammenschnürte. Noch einige Male zappelte und piepte der Vogel so kläglich, daß mir das Herz im Leib weh that, dann—war er todt. Nun legte die Räuberin die sichere Beute auf den Boden und fuhr öfters mit dem Kopfe auf derselben umher, gerade wie es eine Spinne mit der gefangenen Fliege macht, wenn sie dieselbe mit ihren Fäden umschlingt. Sie bedeckte den Vogel mit einem weißlichen Schleime, wie dies alle Schlangen machen, damit erstens die Beute, die sie nicht zerreißen können, leichter in ihren Schlund hinabrutsche, und dann auch, daß dieser ätzende Schleim die Verdauung erleichtere.

Nachdem sie so das leckere Mahl zugerichtet hatte, begann sie es zu verzehren. Sie legte sich der Länge nach auf die Erde, mit dem Maule gerade vor den Vogel, nahm den Kopf desselben in ihren Rachen und würgte ihn langsam hinein. Dick schwoll ihr Leib davon auf und man sah es deutlich, wie der Vogel allmählig hineinrutschte. Dann kroch sie langsam davon.

Ich werde dies Trauerspiel nie vergessen; aber ich wünschte doch, ich hätte den armen Finken gerettet! (C. Mücke.)

163. Mutterliebe.

In einer blühenden Ebene Italiens, zwischen duftenden Limonenwäldern, beglückte eine fromme Mutter in einem einsamen Häuschen einen Mann und drei Kinder mit großer, unaussprechlicher Liebe.

Eines Tages hatte sie von der kühlen Dämmerung des Morgens an bis zum schwülen, sinkenden Abend, indeß ihr Gatte in Geschäften entfernt war, emsig gearbeitet und, ohne nur einmal an sich zu denken, rastlos ihre Kräfte an der Beschickung des Hauses und der Besorgung ihrer Kleinen erschöpft. Froh der vollendeten Arbeit, trat sie in die Thür der Hütte und schaute mütterlich

sorgsam hinaus nach ihrem Knaben Antonio, der in der Nähe mit der kleinen Schwester Franziska an einem Lorbeergesträuche im Schatten von Olivenbäumen einträchtig spielte. Befriedigt eilte sie zurück in die reinliche Stube, besetzte den schlechten Tisch mit dürftiger, doch gesunder Kost zum Abendessen, hing mit lächelndem Gesichte lange über der Wiege, in welcher ihr kleinstes Kind mit glühenden Wangen und kaum hörbaren Athemzügen des Schlafes genoß, und ließ sich dann auf einen Schemel neben der Wiege, an ihrem Rade, nieder.

Die friedliche Stille umher, das sanfte Athmen des schlafenden Kindes, das leise Wehen eines kühlen Lüftchens, welches im dichten Rebenlaube vor dem Fenster flüsterte, der oft unterbrochene, heimliche Gesang einer Schwalbe, die unter dem Dache zwitscherte, und vor Allem die Ermüdung von vierzehnstündiger Geschäftigkeit führten einen Schlummer herbei, der ihr unvermerkt die schweren Augenlieder zu schließen begann. Aber schnell raffte sie sich auf. „Ich darf nicht schlafen,“ dachte sie: „Franziska braucht ein neues Kleidchen!“ und rieb die drückende Mattigkeit aus ihrem Antlitze (Gott wie oft und wie gern reibt eine Mutter für ihre Kinder den Schlaf aus den Augen!) und dann spann sie so eifrig, drehte ihr Rädchen so hurtig, als sollte das Garn zu Franciska's Kleidchen noch heute fertig werden. Plötzlich schreckte ein Angstgeschrei ihres Antonio sie auf. Sie stürzte vor die Hütte und sah mit Beben, wie er die kleine, zitternde Franziska herbeiführte, und hörte mit Schrecken, wie er von Weitem rief: „Mutter, sieh nur, wie Franziska's Hand blutet! eine Natter hat sie gebissen!“ — „Ach, Franziska, meine Franziska! eine Natter? Gott, warum ließ ich sie spielen hier! Hilfe! Rettung!“ Das war Alles, was sie mit gerungenen Händen rufen konnte, das war es, was sie einem eben vorübereilenden Manne in gebrochenen Worten stammelte. „Frau!“ sagte der Wanderer, „ich kann nicht weilen, denn mein Vater liegt in jenem Dorfe todeskrank; auch habe ich nur einen Rath: seht, wo ihr einen Hund bekommt, der ihr das Gift aus der Wunde saugt; aber geschwinde, geschwinde! sonst weiß ich nichts.“

Mit diesen Worten ging der Mann vorüber, und die Mutter taumelte, wie von Schwindel überfallen, und Verzweiflung zuckte in ihrem blassen Gesichte. Doch nach einem Augenblicke ward ihr Antlitz heiter; sie erhob sich freudig, wie wenn man Rettung sieht. „Ein Hund das Nattergift aus der Wunde saugen?“ sagte sie; „das wird ein Hund nicht thun; aber eine Mutter kann es!“ und hastig zog sie ihre Tochter an sich, als ob sie von einem Abgrunde sie wegrisse, und drückte ihre Lippen auf die Wunde und sog so lange, als könnte sie hundertjähriges Leben aus dieser Wunde saugen.

Da sieht Antonio den Vater sich nähern; er stürzt ihm entgegen und erzählt ihm, was geschehen war und was die Mutter thue.

Vor Entsetzen erbleichte der Vater und wankte und hielt sich an dem nächsten Baume. „Was machst du, Vater?“ rief der Knabe und sprang auf ihn zu, als wollte er ihm helfen; aber noch ehe er ihn umfaßte, bebte er wieder zurück vor einer todten Schlange, die er erst jetzt an des Vaters Stabe erblickte, und sagte: „Die Natter war es — ja, eine solche Natter hat Franziska gebissen!“ — „Nun gottlob! gottlob!“ jauchzte der Vater, „das ist keine Natter, das ist eine unschädliche Schlange, die Niemanden tödten kann.“ Mit nassen Augen erreichte er seine Hütte, umfaßte die Tochter mit der Mutter und hielt sie lang in seinen Armen und rief mit Freude: „Liebe Frau, wie hast du mich erschreckt! Aber Gott sei Dank, die Schlange war nicht giftig! Der Herr sei gepriesen, wir bleiben noch zusammen! Deine Mutterliebe werde ich nie vergessen, und keins von deinen Kindern wird sie je vergessen!“ In schweigendem Entzücken traten nun Alle in die Stube, welche die sinkende Sonne gerade mit ihrem Rosenschimmer röthete, und der Kleine in der Wiege sah sich mit weit offenen Augen ruhig um und lächelte den glücklichen Eltern entgegen. (G. W. Chr. Starke.)

164. Vom Fröschlein.

Fröschlein mit dem grünen Strumpf guckt hervor aus seinem Sumpf, lugt nach allen Seiten um: „Ei, wie war ich doch so dumm, daß ich stets da drunten blieb, und da droben ist's so lieb; blau der Himmel, grün das Land, weich das Moos und warm der Sand, Morgenthau und Sonnenschein, herrlich muß es draußen sein! Nun, ade, du dumpfes Loch, heute wand'r ich weiter noch.“ Flink und schnell in Saus und Braus rudert's aus dem Sumpf heraus, dann im Röhricht sitzt's und lauscht's, denn von Weitem spritzt's und rauscht's. Kommt der Krebs mit seiner Scheer' wakkelnd in dem Schilf daher: „„Ei, du lustiger Gesell, Fröschlein, sag', wohin so schnell? Fröschlein mit dem Dudelsack, sag', wohin mit Sack und Pack gehst du zu der alten Unk' dorten an dem Weidenstrunk, oder zu der jungen Kröt' dorten in der Einöd? Drüben bei der alten Unk' gibt es einen frischen Trunk, hüben bläst die junge Kröt' neue Lieder auf der Flöt'.““ „Unk' und Kröte laß ich ruhn, hab' bei ihnen nichts zu thun. Mir gefällt's nicht mehr zu Haus, in die Welt will ich hinaus, kreuz und quer und überzwerch, durch das Thal und über'n Berg, durch den Wald und durch das Feld, endlich bis ans End' der Welt.“ „„Ei, dich plagt der Uebermuth! Wandern ist nicht Allen gut! Fröschlein, das ist gar nicht klug, siehst du dir daheim nicht g'nug? Dort im Weiher, hier im Rohr, da im Graben, dort im Moor — weit und breit kein schlauer Hecht und kein grober Fischersknecht. Aber Fröschlein, draußen, horch, lauert auf der Klapperstorch und der Bauerbube

fängt unser Einen, eh' er's denkt. Ueberleg's und kehr zurück, denk an mich, es ist dein Glück.''" Fröschlein aber hat kein Ohr, all' das kommt ihm närrisch vor; glaubt dem Krebs kein einzig Wort, schlüpft heraus und hüpfet fort. Ueber'n Steg und durch's Geheg, immer weiter führt der Weg durch die schöne, grüne Au unter'm Himmel goldig blau. Ueber weiches Gras und Moos springt das Fröschlein leicht und los. Aber wie die Sonne glüht! Fröschlein wird schon matt und müd'. Hunger quälen es und Durst, aber nicht in Forst und Hurst, nicht im Schlag und nicht im Hain, nicht am Hag und nicht am Rain quillt ein Brunnen, rinnt ein Bach, Fröschlein seufzet Weh und Ach! Nirgends auf der weiten Au blinkt und winkt ein Tröpflein Thau. Nirgends liegt ein Thierlein todt, das ihm wär' ein Mittagsbrot. Eh' es nach den Schnacken schnappt, hat's der Sperling schon ertappt; ehe es nach der Mücke fängt, hat's die Spinne schon erhenkt; eh' es nach dem Würmlein hüpft, ist die Eidechs' mit entschlüpft; eh' das Schnecklein es erwischt, huscht die Schlang' hervor und zischt. — Und nun klappert's gar, horch, horch! Droben fliegt und wiegt der Storch. Hu! mit seinem langen Bein steigt er in das Feld hinein. Armes Fröschlein, fasernackt, daß er dich nicht packt und hackt und dich nicht in seinem Nest von den Jungen fressen läßt! Doch zum größten Glücke noch neben ist der Maus ihr Loch. Husch, da schlüpft es schnell hinein, und da wird es sicher sein. Aber nun will just die Maus in die Flur spazieren aus. Sieht den Frosch und reißt und beißt, daß ihm schier der Strumpf zerschleißt, zwackt und zwickt und packt und pickt, daß sich nur das Fröschlein schickt, wie es wieder kommt heraus aus der Höhle voller Graus. Mehr noch als des Hungers Zahn hat die Maus ihm weh gethan. Da ein Biß und dort ein Riß und dazu noch Aergerniß. Doch der Storch ist wieder fort, Fröschlein hüpft von Ort zu Ort. Unter Baum und Busch und Strauch kommt es in ein Dörflein auch. Gleich beim allerersten Haus rauscht ein Brünnlein frisch heraus; ei, das spritzet und das springt! Hei, das blitzet und das blinkt! Da ist's nimmer heiß und schwül, schattig rings herum und kühl; zappelnd liegt ein Würmlein roth lockend da zum Abendbrod, und ein Schnecklein auch dabei, daß doch ja kein Mangel sei. Fröschlein duckt und setzet sich, bläst auch auf den Dudelsack gick und gack und quick und quack! Ui — da fährt das Fenster auf, und im schnellsten Sprung und Lauf kommt der böse Bauernknab', ächzt und krächzt als wie ein Rab', daß arm Fröschlein Aug' und Ohr wie mit einemmal verlor. Zitternd sitzt es auf dem Sand, und schon hat er's in der Hand: „Fröschlein, so komm nur herein! Kannst das Wetter prophezeih'n. Sieh, da ist ein helles Glas, ringsum frisches, grünes Gras, Wasser auch so viel du willt, das dir Durst und Hunger stillt, eine Leiter auch, und jetzt — guck! wirst du hineingesetzt

Wenn ich morgens nach dir schau, sagst du mir's auf's Haar genau, was wird für ein Wetter sein, Regen oder Sonnenschein! Und ein Mücklein fang' ich dann meinem Herrn Kalendermann." Einen Deckel deckt er drauf jetzt mit einem schweren Knauf, lüpft den Hut, schlüpft in die Schuh', treibt den Ochsen und die Kuh auf den hohen Berg hinaus, kommt am Abend spät nach Haus, legt sich nieder müd und matt, fragt nicht, ob das Fröschlein satt, fängt kein Mücklein, keinen Wurm, läßt es schmachten so im Thurm. Wie der andre Morgen graut, kommt der Knabe doch und schaut: „Ei, mein Fröschlein, guten Tag! sag, wie's Wetter werden mag!" „„Heut noch kommt ein Regenguß!"" Und der Knabe, voll Verdruß, dreht sich um und geht davon, Hunger ist des Fröschleins Lohn. Und so geht's ihm unverhofft, wenn ein Regen droht, noch oft. Selten ihm das Büblein lockt und ihm vor ein Brödlein brockt, oder ihm ein Mücklein fängt, wenn er g'rad nichts Andres denkt. Und das Fröschlein denkt so spat an den Krebs und seinen Rath, wollte gern zufrieden sein in dem Sumpfe ganz allein, ja, in einer Pfütze jetzt, würd' es frei hineingesetzt. Und vergessen wollt' es bald Hag und Halde, Schlag und Wald. Doch der Thurm ist frei und groß, läßt das Fröschlein nimmer los, eingesperrt sein Lebetag bleibt es, wie's auch jammern mag, und ist selber schuld daran, hätt's daheim nur gut gethan. (Güll.)

165. Die Eidechsen.

Daß viele Menschen sich vor den Schlangen fürchten, davon springen, oder sie des Lebens berauben, das ist noch wohl begreiflich, weil man sie für gefährlich hält und im zweifelhaften Falle lieber eine ungiftige todtschlägt, als von einer giftigen sich beißen läßt. Aber warum sind viele Leute sogar den Eidechsen feind, diesen unschuldigen Thieren, die Niemanden beleidigen, Niemanden schaden, vielmehr dem Landmann nützlich werden, indem sie von allerlei kleinen Insekten oder sogenannten Ungeziefer sich nähren? Höchstens können sie euch erschrecken, wenn ihr so in euren stillen Gedanken dahin wandelt, und auf einmal Etwas im Laube rauscht. Aber wer ein gutes Gewissen hat, muß sich gewöhnen, nicht vor Allem zu erschrecken. Wer ein böses Gewissen hat, dem ist freilich in diesem Punkte übel rathen.

„Der Wind im Wald, das Laub am Baum
Saus't ihm Entsetzen zu."

Nun, alle Leute sind so furchtsam freilich auch nicht, und im Frühjahr, wenn man wieder ins Feld oder ins Grüne geht, und überall in der mannigfaltigsten Gestalt das frohe Leben hervorwimmelt und laut wird, bleibt auch wohl ein verständiger Mann einen Augenblick vor einer Eidechse stehen, betrachtet ihr grünes Gewand,

wenn es schöner als Smaragd an der Sonne schimmert, bewundert ihre unnachahmliche Geschwindigkeit und sieht mit Vergnügen ihren unschuldigen Spielen zu. Dann geht er mit guten Gedanken seines Weges weiter, riecht an seinen Frühlingsstrauß und kann sich nicht genug erschauen an den blühenden Bäumen und farbigen Matten umher.

Gott sorgt auch für diese Thiere. Sie haben nicht genug Wärme in sich, um den Winter über auf dem Boden auszuhalten, auch würde es ihnen an Nahrung und Gebüsch zum verborgenen Aufenthalte fehlen. Sie verkriechen sich daher und bringen den Winter im Schlafe zu. Ohne Kalender wissen sie ihren Monat. Aber wie im Frühjahr das Volk der kleinen Mücken lebendig wird und alle Keime in Gras und alle Knospen in Laub aufgehen, ruft die tiefer dringende Frühlingssonne auch dieses Geschöpf aus seinem Schlaf und Winterquartier, und wenn es erwacht, ist schon für Alles gesorgt, was zu seines Lebens Nahrung und Nothdurft gehört. — Bekanntlich haben nicht alle diese Thiere einerlei Farbe; aber eine Art derselben muß um ihrer Nahrung willen sich am meisten aus dem dunkeln Gebüsch heraus ins Grüne wagen. Darum ist auch ihre Farbe grün. In dieser Farbe wird sie im Gras weder von den Thieren, welchen sie nachstellt, so leicht entdeckt, noch von dem Storch, der ihr selber nach dem Leben trachtet.

Es gibt auch zweierlei Eidechsen im Wasser, nur nennt man sie anders, und diese sind zum Schwimmen abgerichtet. Selbst auf dem Grund der klaren Brunnenquellen findet man sie oft und darf sich deswegen vor dem Wasser nicht scheuen. Auch diese sind nicht giftig, und theilen dem Wasser keine Unreinigkeit mit. Vielmehr loben es viele Brunnenmeister als ein gutes Zeichen. Solch ein Thierlein in seiner verschlossenen Brunnenstube hat ein geheimliches Leben und Wesen, sieht nie die Sonne auf- und untergehen, erfährt nichts davon, ob's noch mehr solche Brunnenstuben in der Welt gibt, oder ob die seinige die Einzige ist, und ist doch in seinem nassen Elemente des Lebens froh und hat keine Klage und keine Langeweile.

An der großen, schwarz- und gelbgefleckten, warzigen und schmutzig-feuchten Eidechse, die man den Salamander oder gelben Molch nennt, hat Niemand Freude. Noch weniger aber freut es den Salamander, wenn er einen Menschen erblickt. Denn selten kommt er unangefochten davon. Er hält sich nur an dunkeln, feuchten und kühlen, auch moderigen Orten auf, und das Beste ist, daß man ihn dort sitzen lasse. Wer aber Lust hat, darf ihn herzhaft in die Hände nehmen. Er thut euch gewiß nichts Leides.

Wer sich aber mit Recht vor den Eidechsen fürchten oder Heldenthaten durch die Erlegung derselben vollziehen will, der muß nach Afrika oder Asien oder Amerika gehen.

Das fürchterliche Krokodil ist nichts anders, als eine 20 bis 50 Fuß lange Eidechse. Davor muß Jedermann Respekt haben. Oben ist sie braun oder schwarzgefleckt, unten weißlichgelb. Durch die schuppige Rückenhaut geht kein Flintenschuß; am Bauch ist sie weich. In jedem Kiefer des großen Rachens stehen 50 scharfe Zähne. Der Schwanz beträgt mehr als die Hälfte von der ganzen Länge. Damit wirft es im Wasser ziemlich große Schiffe um und tödtet einen Menschen mit einem Schlage. Es lebt im Wasser, z. B. im Nilfluß in Egypten, und geht ans Land, frißt Fische und andere Thiere, Buben und Mägdlein, auch erwachsene Menschen. Schnell wie ein Pfeil geht es in gerader Linie auf seinen Raub los, kann sich aber nur langsam umdrehen. Mit einem glücklichen Seitensprung ist man außer Gefahr. Das Weibchen legt 100 häutige Eier, so groß wie die Gänse-Eier, und verscharrt sie in den Sand. Die Sonnenwärme brütet sie aus. Die meisten werden aber, ehe es dazu kommt, von einer egyptischen Ratte gefressen. Auch von den Menschen werden sie aufgesucht und zerstört oder gegessen. Wohl bekomm's!

Daß es nicht nur auf der Erde und im Wasser, sondern auch in der Luft Eidechsen gebe, nämlich solche, die da fliegen, wird Mancher nicht gerne glauben. Aber wenn ihm ein Fabelhans von Drachen spricht, die auf hohen Felsen und in alten zerstörten Bergschlössern hausen und feuerspeiend durch die Lüfte schießen, Brunnen vergiften, den Reiter und das Roß mit Sporn und Hufeisen, Schluck und Druck verschlingen, das findet man noch unglaublicher, weil einem der kalte Schauer vom Kopfe bis zum Nagel der Zehen über die Haut läuft, wenn man's hört.

Bei alledem muß so viel wahr bleiben, daß es in Asien und anderen Welttheilen Eidechsen von ein bis anderthalb Fuß Länge gibt, die auf Bäumen leben, wie bei uns der Laubfrosch, und durch Hülfe von häutigen Auswüchsen auf beiden Seiten große Sprünge in die Luft machen, und von einem Baum auf den andern schießen können. Einige haben dabei nur zwei, andere vier Füße, sind unschädlich und leben, wie andere Eidechsen, von Insekten.

(Hebel.)

166. Die Fische.

Auch das Wasser ist durch Gottes Güte mit lebendigen Wesen bevölkert, auch in Bächen, Flüssen und See'n, vor Allem aber in dem Weltmeere, freuen sich die zahllosen Geschöpfe ihres Daseins. Freilich ist uns dieses Leben nicht so anschaulich, wie das Leben der Landthiere; denn bis auf den Grund des Meeres schaut nicht leicht ein menschliches Auge, und auch die Tiefen der Flüsse verbergen Manches, was nur selten an den Tag kommt. Doch können wir alle Tage das Spiel der jungen Fischlein sehen, welche

noch nicht wie die ältern die Netze und Angeln des Menschen scheuen, und die Leute, welche an den Meeresküsten und in Schiffen und Kähnen ihr Leben zubringen, haben natürlich noch weit mehr Gelegenheit, Beobachtungen über das Leben der Wasserbewohner anzustellen.

Was hat man nun denn an den Fischen beobachtet? Daß sie schwimmen, d. h. sich willkührlich im Wasser bewegen und zwar mit Hülfe der Flossen, die ihnen am Schwanz und an den Seiten angewachsen sind. Wenn man einem schwimmenden Fische zusieht, so bemerkt man, wie er durch Stöße seines Schwanzes wider das Wasser seinem Wege die beliebige Richtung gibt. Da er aber mit dem plattgedrückten Schwanze seitwärts schlagen kann, so würde er nicht auf—oder abwärts steigen können, wenn die Natur seinem Körper nicht noch eine innere Einrichtung gegeben, wodurch er sich zu heben und zu senken vermag. Dies ist die Schwimmblase, welche er mit Luft füllen kann, um leichter zu werden und in die Höhe zu steigen oder von Luft entleeren, wenn er sich senken will. Daher kommen die perlenähnlichen Luftblasen, welche man auf der Oberfläche des Wassers bisweilen aufsteigen und zerplatzen sieht. Ueberhaupt bedürfen die Fische so gut Luft zum Leben, als andere Thiere, nur nicht so viel. Deßhalb haben sie auch keine Lungen, sondern Kiemen, die fälschlich sogenannten Fischohren. Mittelst dieser saugen sie nämlich die in dem Wasser befindliche Luft. Werden aber die Kiemen trocken, so stirbt der Fisch. Nur wenige Fischarten, z. B. der Aal, können etwas länger in der Luft ausdauern, aber freilich auch nur im feuchten Grase. Da das Wasser der Bewegung seiner Bewohner keine besonderen Hindernisse entgegensetzt, keine Berge, keine Steine, keine Bäume, so bedürfen die Fische keiner Hände und Füße, sie brauchen ja nicht zu klettern oder zu springen. Dennoch verstehen manche Fische auch das Letztere. Sie legen sich nämlich auf die Seite, rollen ihren Körper zusammen, daß die Schwanzflosse in das Maul kommt, und lassen ihn plötzlich wieder in seine natürliche Lage zurückschnellen. Auf diese Weise setzen die Forellen und die weit größeren Lachse über Mühlwehre, ja selbst über kleine Wasserfälle. Dies sind indessen Ausnahmen. Für gewöhnlich durchschneiden sie das Wasser wie ein Nachen und fast noch bequemer, als ein Vogel die Luft. Denn der Körper der Fische ist dazu ganz vortrefflich eingerichtet. Ihr Kopf ist spitzig, wenigstens kegelförmig, der ganze Leib an den Seiten glatt, und als Bedeckung dienen nicht Haare oder Federn, sondern glatte schlüpfrige Schuppen, welche jedes Eindringen des Wassers in die Haut verhindern. Zur Ergreifung ihrer Nahrung haben die Fische nichts Anderes, als ihr Maul, welches zu diesem Zwecke mit sehr starken, oft knorpeligen Lippen, und im Innern meist mit Zähnen besetzt ist.

Die Zähne stehen nicht immer in einer, sondern oft in mehreren Reihen hinter einander, dergestalt, daß manche Raubfische mehre

tausend Zähne in dem Rachen haben. Bei den meisten dienen diese nicht zum Kauen, sondern blos zum Ergreifen der Beute, welche, ohne zerkleinert zu werden, ganz hinabgeschluckt wird.

Denn es versteht sich ja fast von selbst, daß in dem Wasser, wo nur so wenige Pflanzen wachsen, die Fische größtentheils auf den Raub lebendiger Geschöpfe angewiesen sind. Mögen es Würmer, Muscheln, Krebse oder noch kleinere und unvollkommenere Thiere sein, die Millionen Fische sind auf sie als Nahrung angewiesen. Aber nur diejenigen heißen Raubfische, welche ihres Gleichen, Fische mit rothem, kaltem Blute, oder gar Thiere höherer Ordnung angreifen und verzehren. Und deren gibt es viele, weit mehr als die Bewohner des inneren Landes, wo nur Bäche und kleine Flüsse vorkommen, denken. (Curtmann.)

167. Die Forelle.

1. In der hellen Felsenwelle
Schwimmt die muntere Forelle;
Und in wildem Uebermuth
Guckt sie aus der kühlen Fluth,
Sucht, gelockt von lichten Scheinen,
Nach den weißen Kieselsteinen,
Die das seichte Bächlein kaum
Ueberspritzt mit Staub von Schaum.

2. Sieh' doch, sieh', wie kann sie hüpfen
Und so unverlegen schlüpfen
Durch den höchsten Klippensteg,
Grad' als wäre das ihr Weg!
Und schon will sie nicht mehr eilen,
Will ein wenig sich verweilen,
Zu erproben, wie es thut,
Sich zu sonnen aus der Fluth.

3. Ueber einem blanken Steine
Wälzt sie sich im Sonnenscheine,
Und die Strahlen kitzeln sie
In der Haut, sie weiß nicht wie.
Weiß im wühligen Behagen
Nicht, ob sie es soll ertragen,
Oder vor der fremden Gluth
Retten sich in ihre Fluth.

4. Kleine muntere Forelle,
Weile noch an dieser Stelle,
Und sei meine Lehrerin:
Lehre mich den leichten Sinn,
Ueber Klippen wegzuhüpfen,
Durch des Lebens Drang zu schlüpfen,
Und zu geh'n, ob's kühlt, ob's brennt,
Frisch in jedes Element.

(W. Müller.)

168. Der Aal.

Der Aal hat die Gestalt der Schlangen und scheint auch ein wenig von der ihnen zugeschriebenen Klugheit zu besitzen. Um sich nämlich vor seinen Feinden zu verbergen und den Tag über in ungestörter Ruhe zubringen zu können, gräbt er sich vermittelst seiner spitzen Schnauze eine geräumige Höhle in den weichen Grund der Gewässer und versieht sie, um bei Gefahr leichter entwischen zu können, mit zwei Oeffnungen. Seiner Nahrung geht er des Nachts nach. Nach den Erzählungen der Fischer soll er zuweilen um diese Zeit seinen natürlichen Aufenthaltsort verlassen und sich auf daranstossende Wiesen begeben, um Regenwürmer und Schnecken zu fangen. Grosse Aale sind so stark, dass sie einem Manne den Arm zerbrechen können, wenn sie sich darum schlingen.

Lange Zeit hat man geglaubt, dass der Aal lebendige Jungen gebäre; neuere Untersuchungen haben jedoch unzweifelhaft dargethan, dass er sich wie andere Fische, durch Eier fortpflanzt.

Der Aal besitzt ein sehr zähes Leben und er kann daher in feuchtem Grase weit verschickt werden. Sein Fleisch ist sehr schmackhaft, aber etwas schwer zu verdauen. (Lüben.)

169. Die fliegenden Fische.

Im Meere gibt es Fische, die auch aus dem Wasser gehen und in der Luft fliegen können. Man sollte meinen, es sei erdichtet, weil bei uns so etwas nicht geschieht. Aber wenn ein Mensch auf einer Insel wohnte, auf welcher er keine anderen Vögel, als Meisen, Distelfinken, Nachtigallen und andere dergleichen lustige Musikanten des Waldes könnte kennen lernen, so würde er es eben so unglaublich finden, wenn er hörte, daß es irgendwo ein Land gebe, in welchem Vögel auf dem Wasser schwimmen und darin untertauchen, und doch können wir dieses auf unsern Gewässern alle Tage sehen, und wir müssen daher auch nicht glauben, daß alle Wunder der Natur nur in andern Ländern und Welttheilen seien. Sie sind überall, aber auf diejenigen, die uns umgeben, achten wir nicht, weil wir sie von Kindheit an und täglich sehen. Was nun die Fische und Vögel betrifft, so schwimmt freilich eine Ente nicht eben so wie ein Fisch, und ein Fisch fliegt nicht wie ein Storch, sondern damit hat es folgende Bewandtniß: Die Floßfedern an der Brust dieser Thiere sind sehr lang und mit einer weichen Haut überzogen. Mit Hilfe dieser kann sich der Fisch eine Zeit hindurch in der Luft erhalten. Aber erstlich: Das nutzt nicht länger, als diese Haut naß ist; sobald sie aber trocknet, fällt der Fisch ins Wasser zurück. Zweitens: Er geht nicht aus dem Wasser ohne Noth, fliegt nicht spazieren zur Kurzweil oder um seine Kunst zu zeigen, sondern wenn ihn ein Raubfisch verfolgt, dem er nicht mehr anders entrinnen kann; und darin ist er klüger, als mancher Mensch, der schon Hals und Bein gebrochen hat; denn der Fisch sagt: Man muß seiner Natur und seinem Stande getreu bleiben, so lange man kann, kein Wagstück treiben, wenn's nicht sein muß, nicht oben zum Fenster hinausspringen, wenn die Thüre offen steht.

Solche fliegende Fische geben den Schifffahrenden, die viele Wochen lang nichts als Himmel und Wasser um sich haben, auf ihrer langwierigen Reise manche Kurzweil, besonders, wenn der Raubfisch, welcher sie verfolgt, ebenfalls fliegen kann und ihnen nacheilt. Da sieht man eine seltsame Fischjagd in der Luft. Oft erhascht der Raubfisch seine Beute und zieht sie wieder in das Wasser hinab, oft entgeht sie durch Geschwindigkeit oder Glück. Manchmal ist noch ein ganz anderer Spaß zu sehen; denn gewisse Vögel fliegen über dem Wasser hin und her und stellen den Fischen nach, können ihnen aber nichts anhaben, so lange diese daheim im Wasser bleiben, wohin sie gehören. Wenn aber ein solcher Luftkrieg zwischen ihnen angeht, so wird bald der Fliehende, bald der Feind, bald werden beide von dem Vogel, der das Fliegen besser versteht, erhascht und kommen ihr Leben lang nimmer ins Wasser, und dazu lachen die Schiffer.

Merke: Solcher Spaß, bei dem man aber lieber weinen, als lachen möchte, ist manchmal oft mitten auf dem trockenen Lande zu sehen, wenn z. B. zwei Brüder oder Verwandte Proceß und Streit mit einander führen und ein Dritter dazu kommt und Beide des Vortheils beraubt, den Jeder von ihnen allein haben wollte und den Keiner dem Andern gönnte.

Merke: Wenn die Fische im Meere Händel haben, ist's lauter Freude für die losen Vögel in der Luft. (Hebel.)

170. Der Häringsfang.

Lieber Gustav!

Unser Lehrer beschrieb uns heute den Häringsfang. Was ich mir hiervon gemerkt habe, will ich Dir jetzt mittheilen.

Der Häring wohnt in dem nördlichen Eismeer und ist jedenfalls derjenige Fisch, welcher der Zahl nach alle Bewohner des Meeres übertrifft; denn obgleich alle Jahre Millionen und aber Millionen gefangen werden, so hat man doch noch keine Abnahme wahrgenommen. Im Frühjahre, im Sommer und im Herbste ziehen unermessliche Heere von Häringen an die Küsten von Norwegen, Schweden und England, wo sie in zahlloser Menge gefangen werden. Im Monat Februar begeben sich Tausende von Fischern an die Küsten, um die Ankunft ihrer Beute zu erwarten. Merkwürdig ist es, dass den ersehnten Häringszügen Wallfische vorausschwimmen, die sich, sobald die Schlachtopfer näher kommen, zurückziehen und die Häringe in die Buchten drängen. Jetzt werfen die Fischer ihre Netze aus und sehr oft ist der Fang ein so glücklicher, dass die Netze zu zerreissen drohen. Wird diesem Fische sein Lebenselement, das Wasser entzogen, so stirbt er augenblicklich. Man füllt nun die in der Nähe stehenden Karren, bringt sie in grosse Hallen oder Durchgänge der Häuser, wo man den Häringen die Kehle aufschneidet und die Gedärme ausreisst. Andere Arbeiter fahren sie hierauf an die Plätze, wo sie in Fässer geschichtet und eingesalzen werden. Der Böttcher verschliesst die Fässer sorgfältig, die man nun in Magazine aufstapelt und alsdann versendet. Obgleich der Häringsfang zu allen Zeiten erfolgt, so ist doch der im Frühjahre am wichtigsten; auch sind die in dieser Jahreszeit gefangenen Häringe am fettesten und grössten.

Sobald ich wieder einen Häring esse, werde ich mich recht lebhaft an Alles das erinnern, was uns der Lehrer über den Fang dieses Thieres gesagt hat. Nimm auch Du beim Speisen des nächsten Härings mein Briefchen noch einmal herbei und vergegenwärtige Dir den Lebenslauf dieses Bewohners des nördlichen Eismeers!

Schenke auch ferner Deine Liebe

Deinem Freund Paul

Liegnitz.

(Seltzam Leseb.)

171. Der Maikäfer.

Die Obstbäume haben wir eigentlich nur für uns gepflanzt. Die Maikäfer thun aber, als wären sie ihretwegen da; denn in manchen Jahren finden sie sich so häufig auf ihnen ein, daß die Zweige sich von der Last beugen. Dann geht es den Bäumen schlecht; was an weichem Laube sich vorfindet, wird unbarmherzig

abgefressen. Noch ehe 8 Tage vergangen sind, stehen ausgedehnte Obstanlagen entlaubt da und haben ein winterliches Ansehen. An eine Obsternte ist dann natürlich nicht zu denken; denn die Bäume müssen ja alle die Säfte, durch welche sie Blüthen hätten erzeugen können, auf das Hervorbringen neuer Blätter verwenden, ohne die ein Baum im Sommer nicht bestehen kann.

Haben sich die Maikäfer 8—14 Tage dem Vergnügen, umherzuschwirren und Laub zu fressen, hingegeben, so graben sich die Weibchen, die man leicht an den kleinen Fühlhörnern erkennt, einige Zoll tief in die Erde und legen dort an zwei bis drei verschiedenen Orten 12 bis 30 Eier. Bald darauf sterben sie. Nach 4 bis 6 Wochen entstehen aus den Eiern kleine wurmartige Thierchen, Larven oder Engerlinge genannt, die 6 Beine und kräftige Kinnbacken haben. Ihre Nahrung besteht meistens in zarten Wurzeln. Wie die Alten, so sind auch sie äußerst gefräßig: und um sich's bei ihren Mahlzeiten recht bequem zu machen, legen sie sich auf den Rücken, fangen am Wurzelspitzchen an zu fressen und fahren damit so weit fort, als es ihnen schmeckt und sie ohne große Unbequemlichkeit mit dem Kopfe hinaufreichen können. Im Herbst gehen sie tiefer in die Erde, machen sich eine recht glatte Höhle und schlummern darin, bis die Frühlingssonne den Boden wieder erwärmt und die Pflanzen zum neuen Wachsthum antreibt. Mittlerweile ist ihnen nun ihr Röcklein ein wenig schmutzig und auch zu enge geworden. Da es unter ihnen keine Schneider gibt, die für Andere arbeiten, so muß Jeder selbst Hand anlegen, um zu einem neuen Rocke zu gelangen. Damit sie dies wichtige Werk in aller Ruhe und Bequemlichkeit ausführen können, gehen sie etwas tiefer in die Erde und machen sich dort eine runde, innen schön geglättete Höhle und warten, bis das Wamms von selber platzt. Geschieht dies, so benutzt der Engerling den günstigen Augenblick und schlüpft hinaus und hat damit zugleich sein schweres Geschäft vollendet. Ohne sein Zuthun ist ihm nämlich schon vorher unter dem alten Kleide ein neues gewachsen, ganz nach dem Muster des abgelegten, mit neuen Quernäthen und eben so vielen Knopflöchern an jeder Seite. Zu den Knopflöchern fehlen ihm aber die Knöpfe; daher läßt er dieselben einstweilen offen und benutzt sie zum Athemholen, was er durch den Mund nicht bewirken kann. Nun steigt der verjüngte Engerling wieder in die Höhe und fällt mit einer Begier über die Pflanzenwurzeln her, daß den übrigen Insektenlarven bange werden möchte. Aber es ist auch keine Kleinigkeit, 4 bis 6 Tage lang im engen Kämmerlein zu fasten; mancher Andere ginge schon zu Grunde, wenn's nur halb so lange dauerte. Die Pflanzen leiden in Folge dieser Gefräßigkeit natürlich sehr, hängen traurig die Köpfe und verwelken ganz, wenn der Regen lange auf sich warten läßt. Darum ist der Landmann den Engerlingen eben so wenig hold, wie

der Gärtner den Maikäfern; er vertilgt sie, wo er nur kann, und sieht es recht gern, wenn die Saatkrähe im Frühjahre hinter dem Pfluge hergeht und alle auffrißt, die sich in der Furche erblicken lassen.

So treiben nun die Engerlinge ihr Wesen 3—4 Jahre lang in der Erde. Zu Ende des letzten Sommers steigen sie tiefer als jemals in dieselbe hinab, oft eine Klafter tief, machen sich noch einmal eine recht hübsche ovale Höhle und harren dann darin der Veränderungen, die noch mit ihnen vorgehen sollen. Diese lassen auch nicht lange auf sich warten. Nach einer kurzen Ruhe von einigen Tagen wird die Haut nochmals abgestreift; aber diesmal geht nicht ein Engerling daraus hervor, sondern eine Puppe, ein Geschöpf, das weder Larve noch Käfer ist, indessen doch mit letzterm die meiste Aehnlichkeit hat. Beine und Fühler sind an den Leib gezogen und zur Fortbewegung untauglich; eben so bleibt das sonst so gefräßige Maul in vollkommener Ruhe. Nach 4—8 Wochen wird auch diese Hülle wieder gesprengt, und es erscheint nun endlich der vollkommene Käfer. Rumpf und Glieder sind anfangs ganz weich und blaß, erhärten aber bald und bekommen dabei ihre gewöhnlich dunkle Farbe. Vom Februar an arbeiten sich die Käfer höher hinauf, besonders an frostfreien Tagen, kommen jedoch nicht eher zum Vorschein, als bis der Tisch für sie gedeckt ist, was Ende April oder Anfangs Mai der Fall zu sein pflegt. Einzelne, die nicht so tief gelegen haben mögen, arbeiten sich auch früher, bei auffallend gelindem Wetter selbst mitten im Winter, bis zur Oberfläche. Aus Mangel an Nahrung und Maiwärme kommen sie natürlich um, genießen aber dafür auch gewöhnlich die Ehre, in den Zeitungen als wunderbare Erscheinungen beschrieben zu werden.

Das beste Mittel, die schädlichen Maikäfer zu vertilgen, besteht darin, sie des Morgens, wo sie gewöhnlich vom Thau ganz erstarrt sind, von den Bäumen zu schütteln und in Gruben mit heißem Wasser zu tödten. Jung und Alt, Arm und Reich sollten sich bei dieser nützlichen Arbeit betheiligen. (A. Lüben.)

172. Erzählung.

Die Ameisen sind ein gar sinniges Thiervölklein. Ein berühmter Mann, Namens Franklin, erzählt uns folgende wahre Thatsache, die er selbst beobachtet und aufgeschrieben hat.

Er hatte von ungefähr ein irdenes Gefäss mit Syrup in einem Schranke stehen. Eine Menge Ameisen waren hineingeschlichen und verzehrten diesen Syrup; denn sie lieben besonders Süssigkeiten. Sobald er dies wahrnahm, schüttelte

er sie heraus, und band den Topf mit einem Faden an einen Nagel, den er mitten in die Decke des Zimmers schlug, so dass das Gefäss an dem Stricke herunterhing. Zufällig war eine einzige Ameise darin zurückgeblieben. Diese frass sich satt. Da sie aber weg wollte, befand sie sich in einer nicht geringen Verlegenheit. Sie lief lange unten am Boden des Gefässes und fast überall herum, allein vergebens. Endlich fand sie doch nach vielen Versuchen den rechten Weg nach dem Stricke hinauf bis an die Decke. Nachdem sie diese erreicht hatte, lief sie längs derselben hin, und so weiter die Wand hinunter bis auf den Boden. Kaum war eine halbe Stunde verflossen, so zog ein ganzer Schwarm Ameisen die Decke hinauf und gerade auf die Schnur zu. An selbiger krochen sie weiter in das Geschirr und fingen wieder an zu fressen. Dies setzten sie so lange fort, als noch etwas von Syrup da war. Indessen lief der eine Haufen an dem Stricke hinauf und der andere hinunter, und dies währte den ganzen Tag. Wunderbar allerdings und doch wahr. (Oken.)

173. Die Bienen.

Die Bienen sind das Muster von Arbeitsamkeit, Reinlichkeit und Ordnungsliebe. Sie verdienen es, daß man sie näher kennen lernt.

Ein vollkommener Bienenschwarm besteht aus der Königin, aus Drohnen und Arbeitsbienen. — Die Königin ist die Seele des ganzen Schwarmes, und zugleich die wahre Mutter ihres Volkes, indem von ihr alle andere Bienen herstammen. Sie ist größer und gestreckter als die Arbeitsbienen, von lebhafterer, röthlich brauner Farbe, hat höhere, gelbliche Füße und einen größeren Stachel. Stirbt sie, so geräth der ganze Schwarm in Unthätigkeit und verfliegt sich, wenn nicht Hoffnung da ist, bald eine neue Königin zu bekommen. Eine solche aber können die Arbeitsbienen aus jeder drei Tage alten Made ziehen, indem sie ihr königliches Futter bringen, und ihre Zelle erweitern. Die Drohnen oder männlichen Bienen sind größer und gedrungener als die Arbeitsbienen; sie haben keinen Stachel und ihre Augen stoßen oben zusammen. In einem starken Stocke gibt es deren gegen tausend Da sie aber rechte Tagediebe sind, die gar keine Vorräthe sammeln, wenn sie auch an sonnigen Tagen einmal ausfliegen, sondern nur vor den Fluglöchern herumtanzen; so werden sie von den Arbeitsbienen auch nur eine Zeit lang geduldet. Zu Anfang August gewöhnlich fallen sie über die Drohnen her,

tödten sie und werfen sie dann zum Stocke hinaus. Man nennt diese Vertilgung die Drohnenschlacht.

Die Arbeitsbienen, deren man auf einen vollzähligen Schwarm 20,000 rechnet, sind kleiner als die Drohnen, haben aber längere Flügel und einen Stachel, wie die Königin. Sie bauen die Zellen, machen Honig und Wachs, reinigen die Wohnung, halten am Flugloche Wache, füttern die Jungen u. s. w. Ihre hinteren Beine, welche oberwärts der Länge nach ausgefurcht und mit langen Haaren versehen sind, dienen ihnen zum Einsammeln des Blumenstaubes. Diesen nehmen sie mit den Kiefern von den Blumen ab, befeuchten ihn im Mund und kleben ihn dann mit Hilfe der Vorderfüße im Fluge an die ausgefurchten Hinterfüße. So fliegen sie bald mit rothen, bald mit gelben oder weißen Höschen nach Hause, lassen sich von den dazu bestimmten Bienen diese Höschen abnehmen und in Zellen legen, wo der Blumenstaub mit einigen Tropfen Feuchtigkeit benetzt, durchknetet und von eigens hierzu bestimmten Bienen verzehrt wird. In dem Magen dieser letzteren verwandelt sich nun der genossene Staub in Wachs. Dieser schwitzt in feinen Tröpfchen durch die Ringe des Hinterleibes aus, und wird von andern Arbeitsbienen in Empfang genommen, die es augenblicklich verarbeiten. Andere Bienen lecken mittels des Rüssels den in den Honiggefäßen der Blüthen befindlichen Honigsaft auf, verschlucken ihn und geben ihn zu Hause aus dem Munde wieder von sich, um die Honigzellen damit zu füllen.

Sobald die ersten erwärmenden Sonnenstrahlen den nahenden Frühling verkünden, fangen die Bienen an auszufliegen, um von Weiden und Haselnußsträuchern den Blüthenstaub zum Brutansetzen einzusammeln; denn von jetzt an bis zum Spätsommer legt die sehr fruchtbare Königin täglich an 100—200 Eier, und zwar in jede Zelle, die alle im regelmäßigen Sechseck gebauet sind, nur eins. Von der Größe und Lage der Zellen, so wie von der Fütterung der jungen Brut hängt es dann ab, ob Arbeitsbienen, Drohnen oder Königinnen entstehen.

Wenn durch eine zu starke Vermehrung der Stock zu enge wird, und zugleich mehre junge Königinnen da sind, so wandert ein Schwarm unter Anführung der alten Königin aus, um ein neues Reich zu bilden, und man nennt dieses das Schwärmen der Bienen. Wo die Königin sich niederläßt, z. B. am Zweig eines nahen Baumes, da hängen sich alle mit ausgezogenen Bienen in Form eines Kegels an, und können nur durch vorsichtiges Abschütteln in einem gereinigten Stock aufgefangen werden.

Sieh das Bienchen, das voll Emsigkeit
Aus den Blüthen seinen Honig sauget;
Sieh, es sammelt in der Frühlingszeit,

Was einst im kalten Winter brauchet.
Willst auch du im Alter glücklich sein,
O, o sammle in der Jugend Weisheit ein.

174. Räthsel.

Ich, ein kleines Thierchen, bin
Die geübt'ste Jägerin;
In den Winkeln, an den Mauern
Pfleg' ich auf das Wild zu lauern
Ohne Hand und Schießgewehr,
Netze spann' ich um mich her,
Und mein Tisch bleibt selten leer.

Was ist das? An Farben reich,
Ist es einer Blume gleich,
Einer Blume voller Duft,
Die sich wiegt in freier Luft
Hinter ihr der Knabe her,
Mit dem Netze, mit der Scheer' —
Schon gefangen? meint ihr? husch!
Fliegt die Blume über'n Busch. (Heinisch Leseb.)

175. Die Spinnen.

Die Spinne ist ein verachtetes Thier, viele Menschen fürchten sich sogar vor ihr; und doch ist sie auch ein merkwürdiges Geschöpf und hat in der Welt ihren Nutzen. Wie fein ist ein Faden, den eine Spinne in der größten Geschwindigkeit von einer Wand bis an die andere zu ziehen weiß! Und doch versichern die Naturkundigen, daß ein solcher Faden, den man mit bloßen Augen kaum sieht, wohl sechstausendfach zusammengesetzt sein könne. Muß man nicht über die Kunst und Geschicklichkeit dieser Geschöpfe erstaunen, wenn man ihnen bei ihrer stillen und unverdrossenen Arbeit zuschaut und an den großen und weisen Schöpfer denken, der für Alles sorgt, und solche Wunder in einem so kleinen und unscheinbaren Körper zu verbergen weiß?

Diese Thiere, welche nur für die Erhaltung ihres eigenen Lebens besorgt sind, thun keinem Menschen etwas zu Leide. Im Gegentheil leisten sie einen großen Nutzen, den man aber, wie es oft geschieht, nicht hoch anschlägt, weil jedes einzelne wenig dazu beizutragen scheint. Es ist das Geringste, daß sie hier und da eine Stubenfliege tödten. Aber sie verzehren jährlich und täglich eine große Anzahl anderer sehr kleiner Mücken, die uns durch ihre Menge erstaunlich beschwerlich werden würden, und deren man sich nicht erwehren könnte, wenn sie überhand nähmen. Sind nicht manchmal ganze Ackerfurchen mit Spinngeweben überzogen und glänzen im Morgenthau? Da geht manche Mücke zu Grunde, welche die

aufkeimende Saat vielleicht angegriffen und verletzt hätte. Man weiß, wie häufig die Mücken und Fliegen sich auf den Weintrauben einfinden, sobald der Saft inwendig süßlich wird. Man weiß es aber auch, daß sich die Spinnen in Menge gegen die Herbstzeit zwischen den Traubenbeeren aufhalten. Diese Spinnen aber schaden uns nicht; sie verzehren nicht eine einzige Beere; sie erhalten uns das süße Geschenk der Natur. Denn in ihren seidenen Netzen, die sie neben und über die Trauben ausspannen, finden Hunderte dieser ungebetenen Gäste den Tod.

Daß es mancherlei Gattungen unter den Spinnen gibt, sieht man schon an der Verschiedenartigkeit ihres Gewebes in der freien Luft, an den Fensterscheiben, in den Winkeln, auf den Feldern da und dort. Manche spinnen gewöhnlich gar nicht, sondern springen nach ihrer Beute. In Südamerika lebt ein merkwürdiges Thier dieser Art und heißt Buschspinne. Diese soll mit den Kolibris kämpfen und sie tödten können. (Nach Hebel.)

176. Die Seidenraupe.

Um das Jahr 560 n. Chr. Geburt sind die Eier der Seidenraupe durch Mönche von China nach Europa gebracht worden. Von dem Gespinnst der Seidenraupe erhalten wir die kostbare Seide. Das Ei, woraus die Seidenraupe ensteht, ist von der Grösse eines Hirsekorns. Anfangs hat sie eine dunkelgraue Farbe und ihr Kopf ist schwarz; allein je grösser sie wird, desto mehr verändert sie ihre Farbe und endlich, nachdem sie sich viermal gehäutet hat, sieht sie weisslich aus. Ihre Nahrung besteht in Maulbeerblättern. Ungefähr fünf Wochen nach ihrer Geburt fängt die Seidenraupe ihr Gespinnst an, welches sie aus einem klebrigen Safte bereitet, der aus ihrem Magen kommt. Den ersten Tag bringt sie mit Befestigung und Ausspannung ihres Gespinnstes zu. Am zweiten Tage fängt sie an sich ganz mit Seide zu bedecken. In diesem Seidenhäuschen verbirgt sie sich dergestalt, dass man sie nicht mehr sieht, und verwandelt sich darin in eine Puppe. Das Gespinnst, Kokon genannt, besteht aus einem einzigen Faden, der oft über 800 bis 900 Fuss lang ist, und wiegt nur einige Gran. Damit die Puppe sich nicht in einen Schmetterling verwandele, weil dieser den Kokon durchbrechen und den Faden zerreissen würde, so wird die Puppe im heissen Backofen oder durch Wasserdampf getödtet und der Seidenfaden vom Kokon abgehaspelt. Nur einige Raupen lässt man sich zu Schmetterlingen ausbilden, welche dann Eier legen, aus denen neue Raupen enstehen. Zu einem Pfund Seide rechnet man an 3000—5000 Seidenraupen, woraus sich entnehmen lässt, dass der Seidenbau sehr mühsam ist. Aber diese Mühe wird auch reichlich belohnt, da ein Pfund Seide gewöhnlich 6 bis 8 Thaler kostet.

(Solinger Leseb.)

177. Die Verwandlung der Insekten.

Die Klasse der Insekten ist unter den minder vollkommenen Thieren dasselbe, was die Klasse der Vögel unter den vollkommenen Thieren ist. Der größte Theil derselben ist nämlich geflügelt, wie die Vögel. Sie sind in mancher Hinsicht gar merkwürdige

Thiere. An ihnen zeigen sich wundervolle Kunsttriebe, und vor allen Dingen eine **Verwandlung** oder **Umgestaltung**, durch welche ein und dasselbe Thier zu einem ganz andern wird. Erst ist es z. B. eine häßliche **Raupe**, die ungemein gefräßig oder schädlich ist, indem sie eine große Menge von Blättern und Knospen frißt, oder auch ein häßlicher **Wurm**, der vom Kothe lebt. Auf einmal wird die Raupe krank. Sie krümmt sich und windet sich und muß als Raupe sterben, nachdem sie sich öfters vorher noch das Sterbekleid gesponnen, oder ihren Sarg zurecht gemacht hat. Dann liegt oder hängt sie da lange wie todt, und die Raupe ist nicht mehr vorhanden. Auf einmal aber bricht der Frühlingssonnenschein herein; der Sarg springt entzwei, und aus dem Grabe nun geht ein ganz anderes Leben hervor, als das vorige war. Ein schöner, bunter **Schmetterling** tritt hervor, der all' das Schädliche und Häßliche, was der Raupe eigen war, abgelegt hat, der gar keine Blätter mehr fressen mag, sondern mit seinem rührigen, langen Rüssel blos die Thautröpflein kostet oder den Honigsaft aus den Blüthen saugt, öfters aber gar nichts mehr zu genießen braucht, weil er sich in dieser letzten Gestalt der Welt nur ganz kurze Zeit zeigt. Gar viele Insekten machen solches Sterben und solche Verwandlung durch. Sie leben hernach zuletzt als schönes, geflügeltes Thierchen in der Luft und auf Blumen, während sie vorher als Wurm in der Erde, im Wasser, im Morast und Unrath lebten. Manche Insekten, z. B. die häßliche Laus, der giftige Scorpion, die Spinne u. a. können sich jedoch nicht dazu entschließen, so zu sterben. Sie bleiben bis an's Ende das, was sie waren, eine häßliche Spinne oder Laus oder ein Skorpion.

Bei einer solchen Verwandlung kann man sich viel, viel denken. Schon die Alten haben deßhalb den Schmetterling und seine Verwandlung als ein Bild unseres Todes betrachtet und an den Denkmälern über den Gräbern ihrer Verstorbenen die Raupe und den Schmetterling abbilden lassen, als ein **Sinnbild der Unsterblichkeit**. (G. H. Schubert.)

178. Die Würmer.

Der **Blasenwurm** hat einen eckigen Kopf und einen flachen Leib, der hinten in eine Blase ausläuft. Er befindet sich öfters in den Gehirnhöhlen der Schafe und verursacht dann die sogenannte Drehkrankheit, bei welcher sich das Thier immer nach der gelähmten Seite hindreht. Die **Finnen** bei den Schweinen sind ebenfalls Blasenwürmer. Der **Bandwurm** besitzt einen oft mehre Ellen langen, bandförmigen, gegliederten weißen Leib. Er verursacht oft große Qualen in den Gedärmen der Menschen. Der **Spul-** oder **Fadenwurm** ist von der Dicke einer Federspule,





schwach geringelt und völlig glatt. Er befindet sich häufig in den Eingeweiden der Menschen, besonders der Kinder, und erregt oft sehr schlimme Zufälle. Der Blutigel ist in der Medizin von großer Bedeutung. Er hat in seinem Munde drei knorpelichte, halbrunde, mit spitzigen Zähnchen versehene Kiefern, durch die er sich, wenn er Blut saugt, festbeißt. Der bekannte Regenwurm ist drehrund, deutlich geringelt, und lebt in der Erde. Der Medinawurm erzeugt sich in den heißen Ländern von Afrika und Asien oft unter der Haut des Menschen, und wird 5—6 Ellen lang, ist aber nur so dick, als eine Darmsaite.

Zu den Weichthieren oder Mollusken gehören die verschiedenen Gattungen von Land- und Seeschnecken und Muscheln, von welchen gar viele in wunderschönen Gehäusen und Schalen wohnen. Unsere einheimischen Schnecken haben an ihrem Kopfe gewöhnlich vier hornartige Fühler, auf welchen man schwarze Pünktchen, die Augen, wahrnimmt. Die meisten von ihnen besitzen eine spiralförmig eingerollte Schale, in welche sich das Thierchen vollständig zurückziehen kann.

Andere einschalige Conchilien sind: die Kegelschnecke, die Bischofsmütze, die Purpurschnecke, die Halmschnecke, die Wendeltreppe 2c.

Zweischalige Conchilien oder Muscheln sind: die Malermuschel in unsern süßen Gewässern, die Auster, die Riesenmuschel, die manchmal wohl sechs Centner schwer wird, und die Perlmuttermuschel im persischen Meerbusen und an den ostindischen Küsten, deren Perlen eigentlich nur krankhafte Absonderungen von kalkigen Stoffen sind. Zu den vielschaligen Conchilien gehören die Meereichel oder die Seetulpe und die Entenmuschel. Bemerkenswerth ist noch der sogenannte Tintenfisch oder die Sepia in der Nordsee mit einem länglichen Leibe, welcher von einem knorpeligen Sacke umgeben ist, in welchem sich ein Beutel befindet, worin braune, trübe Flüssigkeit schwimmt. Diese ergießt das Thier in's Wasser und trübt es, um den Verfolgungen seiner Feinde zu entgehen. Der Maler schätzt diese Flüssigkeit unter dem Namen der Sepia als einen vorzüglich schönen braunen Farbestoff.

Die Pflanzenthiere bilden den Uebergang aus dem Thier- in das Pflanzenreich. Es gehören dahin: die Strahlenthiere, z. B. der Seeigel, ein halbkugeliges Geschöpf mit einer harten, kalkigen Schale, die mit einer dünnen Haut bekleidet ist, auf welcher eine Menge von zarten, feinen Stacheln ruhen, und die Seesterne, deren Körper sternartig in mehre Strahlen getheilt ist; ferner die Quallen oder Medusen, welche als halbkugelförmige Schleimmassen auf den Wellen des Meeres herumtreiben, oft von wunderbar prächtiger Farbe und mit einer gro-

ßen Menge von Fäden (Fangarme) versehen sind; auch die Polipen mit ihren armartigen Auswüchsen gehören hierher, sowie die Gehäuse, die wir unter dem Namen der Korallen kennen.

Merkwürdig sind noch die Infusions- oder Aufgußthierchen, kleine, meist nicht mit bloßen Augen sichtbare Thierchen, welche sich häufig in unreinem, faulendem Wasser, Essig und andern flüssigen Dingen finden. Bringt man einen Tropfen einer solchen Flüssigkeit unter ein Vergrößerungsglas oder Mikroskop, so ist dieses Tröpfchen von unzähligen solcher Thierchen belebt. Man sieht z. B. ganz kleine Kügelchen sich mit Schnelligkeit gegen einander bewegen, einander verfolgen, ja sogar einander verschlingen. Und alle diese Thierchen, so klein sie auch immer sind, haben unterscheidbare Körpertheile, und an den meisten hat man schon Mund, Magen, Eingeweide und selbst äußere Gliedmaßen entdeckt.

Um in diesen so unscheinbar kleinen Wesen die Allmacht des Weltenschöpfers zu bewundern, dürfen wir nur bedenken, daß Hunderte solcher Thiere sich in einem einzigen Wassertropfen bewegen. Wie klein müssen sie also sein! Wie unendlich klein müssen wir uns aber ihre Körpertheile denken! Und wo nehmen wir erst Worte her, um die unendliche Feinheit der Säfte zu bezeichnen, welche die Gefäße solcher Thiere durchdringen! Wie gering und nichtig sind die größten Werke des Menschen gegen die unscheinbarsten Werke unsers Schöpfers! (Solinger Leseb.)

179. Die Perlenfischerei.

Unter allen Schätzen des indischen Meeres nehmen die Perlen den ersten Rang ein. Es sind dieses die bekannten bläulich-weißen Kügelchen, welche sich in den Schalen mehrer zweiklappigen Muscheln finden und schon in den frühesten Zeiten als Schmuck gar hoch geschätzt wurden.

Die Perlen sind in den Muscheln theils an den Schalen angewachsen, theils im Innern frei liegend. Ihre Entstehungsart scheint eine doppelte zu sein. Entweder eine Bohrmuschel sucht von außen in die Schalen der Perlmutter einzudringen, um sie auszusaugen; dann wehrt das Thier sich dagegen, indem es den Ort immer von Neuem mit einem zähen, schlammigen Safte überzieht, der bald trocknet und, Schicht auf Schicht gehäuft, eine halbrunde und bald eine ganzrunde Perle bildet, welche auf einem kleinen Stiel an der Muschel sitzt. Oder das Thier sucht sich durch jenen Schleim vor einem fremden Gegenstande, der zufällig hineingekommen, etwa einem Steinchen, dessen rauhe Oberfläche es belästigt und das es vermöge seiner geringen Bewegungskraft nicht hinausschaffen kann, zu schützen, indem es ihn mit demselben gänzlich umkleidet. Die orientalischen Perlenfischer sollen dieses bereits zu der





Römerzeit gewußt und deßhalb die Muscheln entweder an mehren Stellen angebohrt oder kleine Steinchen hineingelegt, die Muscheln wieder ins Meer gebracht und nach drei bis vier Jahren abermals herausgeholt haben, worauf sie dieselben mit den reinsten Perlen angefüllt fanden.

Der Haupt-Fundort der Perlen ist Ceylon, wo der Pacht für die Perlenfischerei der Regierung an eine Million Thaler einträgt. Im Frühlinge jeden Jahres versammeln sich an der Küste von Ceylon wohl 150,000 Menschen zu diesem Zwecke; es sind Pächter, Schiffer, Taucher, Perlenbohrer, Händler, Mäkler nebst ihren Dienerschaften und einer Menge von Leuten anderer Klassen, die aus Neugier und Interesse sich dort einfinden. Nachdem die Pachtcontracte abgeschlossen sind, einem Jeden die Stelle angewiesen ist, wo er mit einer bestimmten Anzahl von Schiffen und Tauchern fischen darf, werden Hütten von Bambus am Ufer erbaut, und nun wird mit jedem grauenden Morgen auf das Zeichen eines Kanonenschusses die Fischerei begonnen.

Die Perlenbänke sind drei Meilen von der Küste entfernt; jeder Kahn beeilt sich, so schnell als möglich an die Stelle zu gelangen, auf der man fischen soll; in jedem sind zwanzig Fischer, die ihr Geschäft nur mittels des Tauchens verrichten können. Fünf von diesen lassen sich nun auf einmal an fünf verschiedenen Seilen hinab, indem sie einen Stein von bedeutender Schwere zwischen die Füße nehmen und sich so schnell hinunter ziehen lassen. Sie sind ganz unbekleidet und haben nur einen Korb an einem Gürtel hangen, in welchen sie die Muscheln legen. Auch befindet sich in demselben ein starkes, scharfes Messer, um die Muscheln vom Felsen abzulösen und sich nöthigenfalls damit gegen einen Haifisch oder ein anderes Ungethüm, das ihnen begegnet, zu wehren.

Der Taucher stopft sich, bevor er ins Wasser steigt, Ohren und Nasenlöcher mit Baumwolle oder Wachs zu, nimmt einen mit Oel getränkten Schwamm in den Mund, zieht die Lungen voll Luft und sinkt schnell unter. Gewöhnlich muß er 90 bis 100 Fuß hinab, bevor er den Boden der Perlenbänke trifft; hier sammelt er so schnell und so viel als möglich Muscheln in seinen Korb, ohne irgend eine Auswahl zu treffen. Sobald er fühlt, daß er's nicht lange mehr aushalten kann, gibt er durch Schütteln am Taue seinen im Schiffe wartenden Kameraden ein Zeichen, worauf diese ihn rasch empor ziehen. Geschieht dies durch Unaufmerksamkeit oder durch einen andern Zufall nicht augenblicklich, so ist der Taucher verloren. Wenn er nach anderthalb bis zwei Minuten in das Schiff gelangt, ist er so erschöpft, daß er kein Wort sprechen kann und sich niederlegen muß, weil ihm die Füße den Dienst versagen.

Sind die ersten fünf Taucher in ihr Schifflein zurückgekehrt, so stürzen sich fünf andere ins Meer; dann kommt an die dritte und

vierte Abtheilung und hierauf wieder an die erste die Reihe. Gegen Mittag kehrt die ganze Flotte von Perlenbooten zum Strande zurück. Ein buntes, tosendes Gewimmel beginnt nun, indem bei dem wilden Lärm der indischen Märkte Niemand sein eigenes Wort versteht. Hat endlich jeder Herr sein Schifflein gefunden, so macht er ein freundliches oder verdrießliches Gesicht, je nachdem der Fang seinen Erwartungen entsprochen hat oder nicht; alsbald beginnt ein rühriger Schacherhandel, in welchem Jeder den Andern zu prellen, zu überlisten sucht. Da die Schiffer und die Taucher, welche alle in Perlen bezahlt werden, ihre Waare gleich los sein wollen, so wird jede Perle durchschnittlich zu dem geringen Preise von einem Groschen verkauft, die bald nachher, wenn sie an Ort und Stelle gleich gebohrt und polirt werden, oft 25 bis 30 Thaler gilt.

Die Arbeit, welche mit den Muscheln vorgenommen werden muß, ist eine höchst ekelhafte und schmutzige, so daß viele Arbeiter dieselbe nicht aushalten können und krank werden.

Wenn die Perlen endlich aus den Muscheln gewonnen sind, so werden sie durch feine oder gröbere Siebe sortirt. Nach ihrer Größe und Beschaffenheit haben sie besondere Namen und ungleichen Werth. Am geschätztesten sind bei uns die weißbläulichen; die rosenfarbenen werden in Ceylon, die goldgelben im Orient gesucht; am seltensten und theuersten sind die ganz schwarzen. Im Allgemeinen ist aber der Werth der Perlen jetzt viel geringer, als ehedem, da der Juwelenschmuck, wie jeder andere, der Mode unterworfen ist; doch stehen größere Stücke noch immer in hohem Preise und werden von den orientalischen Reichen ungeheuer bezahlt, weshalb auch die Perlenfischerei wohl schwerlich so bald wird aufgegeben werden. (Kölner Lesebuch.)

180. Die Purpurschnecke

oder Stachelschnecke ist an ihrer Schale mit einer Menge Buckeln und Stacheln besetzt und nicht mehr buntfarbig, sondern meistens bräunlich und graulichweiß. Man hat überhaupt die Bemerkung gemacht, daß gerade die Seeschnecken, die am schönsten bunt gemalt und glatt sind und durch ihr äußeres Ansehen am meisten an sich locken, ein schädliches und giftiges Fleisch in sich führen; die aber, die knorrig und höckerig und von Farbe am unscheinbarsten sind, enthalten ein wohlschmeckendes und gesundes Fleisch. Da will uns denn die Natur auch, wie sie gar oft thut, lehren, daß auf den äußern Schein nicht so gar viel zu halten sei.

Der Hund eines Hirten, sagt man, hat in der stacheligen Purpurschnecke, die in großer Menge an den Küstengegenden des adriatischen und Mittelmeeres vorkommt, den Purpur entdeckt, der bei den alten Völkern eine so gar hochgeachtete Farbe war. Der

Hund hatte eine solche Schnecke zerbissen, und war auf einmal an der Schnauze schön roth gefärbt. Der Hirt dachte, es wäre Blut, wischte es mit Wolle ab, und die Wolle wurde so dauerhaft purpurroth gefärbt, und jeden Tag immer schöner, daß der Hirt ganz aufmerksam wurde und die Entdeckung des Purpurs in der Stachelschnecke machte. Dieser färbende Saft findet sich fast bei allen Schneckenarten in einem kleinen Beutelchen am Halse; nur hat er bei der einen eine schönere Farbe, als bei der andern, sieht öfters anfangs, wenn er herausfließt, graulich aus, und wird erst dann roth. Da aber in jeder Purpurschnecke nur etliche Tröpfchen sind, gehört eine ungeheure Menge dazu, um ein Kleid damit zu färben, und eine solche Purpurfarbe war höchst theuer. Die Leute bezahlten das aber doch gerne; denn viele haben die rothe Farbe ganz besonders lieb, obgleich man bemerkt hat, daß sie für Menschen und Thiere etwas Feindliches und Erschreckendes hat, und z. B. ein Regiment roth gekleideter Soldaten auf Indianer einen viel furchtbareren Eindruck mache, als ein Regiment grün gekleideter. Aber manche Menschen, besonders die schwächsten, wollen gar gern ein Ansehen über Andere haben und gefürchtet sein. (Hebel.)

181. Die Infusionsthierchen.

Es gibt geschliffene Gläser, durch die man kleine Gegenstände vielfach vergrößert sehen kann, und die man daher Vergrößerungsgläser, auch Mikroskope nennt. Ein solches Mikroskop, welches die Dinge viel hundertmal vergrößert darstellt, ist das Sonnenmikroskop. Es besteht dieses aus mehrern geschliffenen Gläsern und wird an einem Fenster angebracht, wo die Sonne hineinscheint. Man läßt aber den Sonnenstrahl nur durch die Gläser des Mikroskops herein, alle übrigen Zugänge sind dem Sonnenlichte durch schwarze Vorhänge verwehrt, so daß es in dem Zimmer, in welchem man die Versuche anstellt, ganz dunkel ist. Der hereingelassene Sonnenstrahl fällt auf eine gegenüberstehende weiße, papierne Wand, die etwa 10 Fuß breit und hoch ist. Diese wird nun vom einfallenden Lichte ganz erleuchtet, und stellt die kleinsten Gegenstände, welche in das Mikroskop gebracht werden, im Bilde vergrößert dar. Die Vergrößerung ist so stark, daß das vergrößerte Bild von einem Wassertropfen mit seinen Einwohnern auf dieser Wand nicht Platz genug hat. Die Wurzel eines ausgezogenen Kopfhaares erscheint auf diese Weise 3 bis 4 Fuß lang, und ein ganzes mittellanges Haar etwa zolldick, und länger als eine hohe Tanne. Andere Mikroskope vergrößern zwar nicht so stark wie das Sonnenmikroskop, dagegen stellen sie die Gegenstände deutlicher dar.—Bringt man einen Wassertropfen von stehendem Sumpfwasser unter das Mikroskop, so erstaunt man; denn

man bemerkt darin eine unzählige Menge kleiner Thiere von der verschiedensten, sonderbarsten Gestalt. Ihr Leib ist bald nackt, bald mit einer Art Schale oder Panzer umgeben. Alle haben eine Mundöffnung, welche mit Wimpern umgeben ist. Durch zitternde Bewegung dieser Wimpern oder haarförmige Fangorgane treiben sie Wasser und damit die Nahrungsmittel in den Schlund. Bei einigen stehen dergleichen Wimpern auf dem ganzen Leibe. Manche haben steife Borsten, Hörnchen, Schnauzen und dergleichen Gebilde am ganzen Körper. Sie können sich auf manchfache Weise bewegen. So schießen sie z. B. schnell vorwärts, halten plötzlich an, kehren um und weichen sich aus, bald drehen sie sich im Kreise, wälzen sich, verengen und erweitern, verlängern und verkürzen sich. Ihre Vermehrung ist außerordentlich und geschieht theils durch Eier, theils durch Sprossenbildung und Theilung. Diese Thierchen bilden sich vorzüglich in ungeheurer Menge in allen Aufgüssen oder allem Wasser, in dem pflanzliche oder thierische Stoffe faulen; daher nennt man sie Aufgußthierchen oder Infusionsthierchen, denn Infusion heißt Aufguß.

182. Gottes Fürsorge.

Es ist kein Mäuslein so jung und klein, es hat sein liebes Mütterlein, das bringt ihm manches Krümchen Brod, damit es nicht leidet Hunger und Noth.

Es ist kein liebes Vögelein im Garten draußen so arm und klein; es hat sein warmes Federkleid; da thut ihm Regen und Schnee kein Leid.

Es ist kein bunter Schmetterling, kein Würmchen im Sommer so gering, es findet ein Blümchen, findet ein Blatt, daran es frißt, wird froh und satt.

Es ist kein Geschöpf in der weiten Welt, dem nicht sein eigenes Theil ist bestellt; sein Futter, sein Bett, sein kleines Haus, drinnen es fröhlich geht ein und aus.

Und wer hat das Alles so bedacht? Der liebe Gott, der Alles macht, und sieht auf Alles väterlich, der sorgt auch Tag und Nacht für mich. (W. Hey.)

Vierter Abschnitt.

Das Pflanzenreich.

183. Lied beim Säen.

Sink', o Körnlein, denn hinab,
Sink' in's stille, kühle Grab,
In den Schooß der Erde!
Erde streu' ich auf dich her,
Bis, mein Körnlein, ich nichts mehr
Von dir sehen werde.

Wüßtest du, was ich dir thu',
Hättest Sprache du dazu,
Ach, du sprächst mit Beben:
Nie seh' ich die Sonne mehr,
In dem Dunkel um mich her
Endet alles Leben.

Aber, Körnlein, habe Muth,
Sieh', du liegst ja sanft und gut,
Hast bald ausgeschlafen!
Blickst dann aus dem Grab hervor,
Blickst als Blume schön empor,
Bist ganz neu geschaffen.

Ich auch sinke einst hinab,
So wie du, ins kühle Grab,
Mich auch deckt die Erde;
Aber herrlicher noch ruft
Aus der stillen, düstern Gruft
Mich des Schöpfers „Werde!"

(Chr. v. Schmid.)

184. Allgemeines von den Pflanzen.

Die Pflanzen sind organische Naturkörper, welche sich ernähren und fortpflanzen, aber weder willkürliche Bewegung noch Empfindung besitzen. Die meisten Pflanzen sind an die Erde befestigt und nehmen aus derselben ihre Nahrung ein, viele aber wachsen auf anderen Pflanzen, ziehen ihre Nahrung aus diesen und werden deßhalb Schmarotzergewächse genannt.

Die Organe der Pflanzen sind Wurzel, Stamm, Blätter und Blüthe. Durch das Zusammenwirken dieser Theile entwickelt sich die Pflanze und bringt endlich die Frucht hervor, aus der wieder neue Gewächse von derselben Gattung und Art entstehen.

Die Wurzel ist derjenige Theil der Pflanze, welcher von der Oberfläche abwärts steigt. Ihre Form ist bei den verschiedenen Pflanzengattungen sehr verschieden, im Allgemeinen aber unterscheidet man Stockwurzeln, wie bei den Bäumen, Sträuchern und vielen krautartigen Gewächsen, Faserwurzeln, wie bei den Gräsern, und Knollenwurzeln, wie bei den Kartoffeln

und andern Pflanzen. Bei vielen Pflanzen bildet sich unmittelbar über der eigentlichen Wurzel eine meist aus dicht übereinanderliegenden fleischigen Blättern bestehende Masse, welche Zwiebel genannt wird. Die Verrichtung der Wurzel ist, Nahrung für die Pflanze aus der Erde aufzunehmen. Diese Nahrung besteht in einer wässerigen, mit dem Schleime vermoderter Pflanzen- und Thierstoffe gemischten Feuchtigkeit. Die Aufnahme selbst geschieht durch die kolbenförmig angeschwollenen Enden der feinsten Wurzelverzweigungen. Die Wurzel ist also für die Pflanze, was Mund, Magen und Darmkanal für die Thiere sind.

Der Stamm ist der von der Wurzel aufwärts steigende Theil der Pflanzen. Er heißt Stamm bei holzartigen, Stengel bei krautartigen, Halm bei grasartigen, Schaft bei solchen Pflanzen, wo er blos Blüthen, aber keine Blätter treibt, also nicht gegliedert ist, und Strunk bei allen niederen Gewächsen, wie bei den Schwämmen und da, wo nur die Spuren abgefallener Blätter Absätze machen. Seiner Masse nach ist der Stamm (Stengel) holzig oder fleischig; der Stellung nach aufrecht, kletternd, liegend oder kriechend; der Gestalt nach drehrund, eckig, knotig oder gegliedert; der Bekleidung nach nackt, haarig oder borstig; der Vertheilung nach einfach oder ästig. Seine Verrichtung ist, die durch die Wurzeln aufgenommenen Nahrungssäfte durch besonders dazu bestimmte Gefäße in alle Theile der Pflanze hinzuführen. Er entspricht also dem Gefäßsystem im Thiere.

Die Blätter sind die äußersten, in die Fläche sich ausbreitenden Verzweigungen der aufwärts steigenden Pflanze. Sie stehen entweder auf einem Blattstiel, oder sitzen mit ihrer Fläche unmittelbar auf, und sind in Bezug auf Gestalt, Stellung und andere Eigenschaften bei den verschiedenen Pflanzengattungen sehr verschieden. Der Form nach unterscheidet man einfache und zusammengesetzte, und unter den ersteren wieder runde, einförmige, herzförmige, pfeilförmige, lanzettförmige, buchtige und gelappte, unter den letztern dagegen gezweite, gedreite, gefingerte und gefiederte Blätter. Dem Rande nach sind die Blätter ganzrandig, gekerbt, gezähnt, gesägt oder gewimpert; der Bekleidung nach glatt, haarig, filzig oder stachelig; der Stellung nach entgegengesetzt, abwechselnd gekreuzt, entgegengesetzt gequirlt oder zerstreut. Die Verrichtung der Blätter ist, luftförmige Stoffe aufzunehmen und auszuscheiden, worin sie also mit den Lungen der Thiere übereinstimmen.

Die Blüthe ist derjenige Theil der Pflanze, welcher sich unmittelbar vor der Frucht entwickelt und die zur Befruchtung nothwendigen Organe enthält. Sie wird aus mehren Kreisen von

Blättern gebildet, und man unterscheidet an ihr den Kelch, die Blumenkrone und die Befruchtungsorgane, welche letztere wieder in Staubgefäße und Stempel eingetheilt werden. Kelch wird der äußerste Blattkreis genannt, dessen Farbe meistens grün ist, wie bei den eigentlichen Blättern. Blumenkrone heißt der zweite Kreis von Blättern, deren Farbe meist bunt ist. Die Staubgefäße bilden den dritten Kreis, sind mehr fadenförmig als blattförmig und tragen an ihrem obern Ende die Staubbeutel, worin viele feine, gelbliche Körnchen, welche Blumenstaub genannt werden, eingeschlossen sind. Der Stempel ist ein einfacher oder mehrfacher, mitten aus der Blume aufsteigender Fortsatz, der unten eine Anschwellung bildet, welche Fruchtknoten genannt wird, nach oben hingegen in einem kleinen Knopf oder aber in mehre Fäden ausläuft, die man Narben heißt. In vielen Blumen bemerkt man, außer den genannten Theilen, noch besondere drüsenartige Gebilde, welche Honig absondern und deßhalb Honiggefäße genannt werden. Jede Blume wird von einem längern oder kürzern Blumenstiele getragen, welcher meistens nach oben kolbenförmig anschwillt und eine Endfläche bildet, auf welcher die Blume, und wenn diese abgefallen ist, die Frucht ruht, und welche daher Blumenboden oder Fruchtboden genannt wird. Verzweigt sich der Blumenstiel, so entstehen daraus verschiedene Formen des Blühens wie die Dolde beim Kümmel, die Traube beim Johannisbeerstrauche, die Rispe beim Hafer, das Köpfchen beim Klee, das Kätzchen bei den Weiden, die Aehre beim Weizen und andere dergleichen Formen mehr, die im Allgemeinen mit der Benennung Blüthenstand bezeichnet werden.

Die Frucht entwickelt sich aus dem Fruchtknoten, und ist entweder nackter Same, oder aber sind die Samen von einer fleischigen, holzigen, oder lederartigen Hülle, der sogenannten Fruchthülle, umgeben. Nach der verschiedenen Beschaffenheit dieser Hülle führt die Frucht wieder verschiedene Namen, wie Apfel, Kürbis, Beere, Nuß, Hülse, Schote, Kapsel und dergleichen.

Gelangt ein Samenkorn in den für dasselbe geeigneten Boden, so zieht es, unter Hinzutritt von Wärme und Luft, aus seiner Umgebung Feuchtigkeit an sich, schwillt an und entwickelt sich, vermöge der ihm innewohnenden Lebenskraft, zu einer neuen Pflanze. Außerdem vermehren sich viele Pflanzen noch durch Wurzelausschlag, sowie manche auch durch sogenannte Stecklinge künstlich fortgepflanzt werden können.

Wie im Thierreiche, so gibt es auch im Pflanzenreiche hinsichtlich der organischen Entwickelung vielerlei Abstufungen, bis endlich die niedrigsten Pflanzen von all den oben beschriebenen Organen keines mehr deutlich unterscheiden lassen, sondern vielmehr

aus einer, dem Anscheine nach fast gleichförmigen organischen Schleimmasse bestehen.

Obwohl alle Theile der Erdoberfläche mehr oder minder mit Pflanzen bedeckt sind, so kann doch nicht jede Pflanze unter jedem Himmelsstrich und in jedem Boden gedeihen, sondern es nährt auch jedes Klima wieder seine eigenthümlichen Gattungen und Arten von Pflanzen. Sehr üppig im Allgemeinen ist der Pflanzenwuchs in den heißen, weniger reich in den gemäßigten, am ärmsten in den kalten Zonen der Erde.

Auch die Lebensdauer der Gewächse ist sehr verschieden. Einige, wie mehre Schimmelarten, leben blos wenige Stunden, andere bloß Tage, Wochen oder Monate lang, während wieder andere Jahrhunderte hindurch grünen und blühen. Im Allgemeinen unterscheidet man einjährige, zweijährige und ausdauernde Pflanzen.

Wie von den Thieren, so kommen auch von den Pflanzen zahlreiche Gattungen und Arten in den Schichten der Gebirge versteinert vor.

Sämmtliche Pflanzen, deren man schon über fünftausend Arten kennt, zerfallen in zwei große Abtheilungen, in Blüthenpflanzen und in blüthenlose Pflanzen.

(J. Baumann.)

185. Bedingnisse zum Leben und Gedeihen der Gewächse.

Erdboden, Wasser, Luft, Wärme und Licht ist den Pflanzen zur Erzeugung und Gedeihlichkeit nothwendig. Fehlt ihnen davon eins, so kränkeln und welken sie und gehen dem sichern Absterben entgegen. Aus dem Erdboden empfangen die Pflanzen ihre mineralischen Bestandtheile. Die Ackererde ist in steter Umwandlung begriffen; dabei verwesen die darin enthaltenen Stoffe aus dem Thier- und Pflanzenreiche, die mineralischen aber verwittern. Diese Verwitterung geht aber noch tiefer in der Erdrinde vor, wo Luft und Wasser Zutritt erhalten. Die aufgelösten Stoffe, vorzüglich Salze, theilen sich dem Wasser mit, aus welchem sie die Pflanzen durch die Wurzeln aufnehmen. Das Wasser versorgt dieselben mit Sauer- und Wasserstoff. Diese werden nicht allein durch die Wurzeln, sondern auch durch die Blätter eingesogen. Der weite Luftkreis enthält Kohlensäure, deren die Pflanzen gleichfalls bedürfen und durch die Blätter aufnehmen. Auch der Boden enthält durch Verwesung organischer Stoffe diese Nahrung, und aus ihm müssen die jungen Pflanzen, ehe sie Blätter genug haben, ihren Bedarf davon nehmen. Verwesen Pflanzenstoffe, so entsteht Ammoniak, eine Verbindung des Stickstoffs mit Wasserstoff. Dasselbe ist flüchtig und entweicht in der Luft; doch ziehen es Thon- und Dammerde an. Ueberdies schlagen Thau, Schnee und Regen das Ammoniak nieder und machen es den Pflanzen zugänglich. Nichts geht daher in der Natur verloren. Was abstirbt und verfault, ist nicht vernichtet; es löst sich nur in Theile auf, von welchen die meisten luftartig sind und alsbald wieder den Pflanzen als Nahrungsmittel dienen. Tod und Leben wechseln daher nirgends so augenscheinlich,

wie im Pflanzenreiche. Die farbigen Blumen, das schattige Laub und die manchfaltigen Gräser, welche die Erde diesen Sommer schmücken, kehren nach ihrer Umwandlung schon im folgenden Frühling wieder und kleiden Flur und Wald auf's Neue. Auf wunderbare Weise werden die eingenommenen Nahrungsmittel in den Gewächsen zu den verschiedensten Stoffen verarbeitet. Der bittere Wermuth wächst neben dem Obstbaume voll süßer Früchte, die Giftpflanze steht im selben Boden mit dem nahrhaften Getreide, und welche Verschiedenheit zeichnet dieselben aus. (J. Hepp.)

186. Die Aepfelkerne.

Die kleine Marie hatte einen Apfel gespeist und wollte so eben auch die Kerne desselben verzehren, als ihr älterer Bruder Fritz aus der Schule kam. „Schwester,“ sagte dieser, „wenn du wüßtest, was ich weiß, du äßest gewiß die Kerne nicht mit auf.“ — „Nun, was weißt du denn?“ fragte Marie.—„Unser Lehrer,“ antwortete Fritz, „hat uns gesagt, wenn man Obstkerne im Herbste in die Erde säet, so kann aus jedem mit der Zeit ein Baum werden, der viel schöne Früchte trägt.“ — Das kam nun zwar dem Mädchen unbegreiflich vor, doch auf das Wort ihres Bruders beschloß sie, einen Versuch zu machen. Die Kinder gingen also mit einander in den Garten und säeten die Kerne in einen abgelegenen Winkel. Im folgenden Frühjahre hatten sie die Freude, junge Bäumchen hervorsprossen zu sehen; die kamen in wenig Jahren in die Höhe und wurden Stämmchen. Die Kinder hielten sie nun rein von Unkraut und banden sie an Stöcke, damit sie gerade wuchsen. Fritz lernte von einem Gärtner das Pfropfen und Okuliren, und verschaffte sich dann einige Pfropfreiser, um die wilden Stämme damit zu veredeln. Bald hatten die Geschwister die Freude, von den selbsterzogenen Bäumen die ersten Früchte zu pflücken, und da sie größer wurden, ernteten sie jährlich eine Menge des schönsten Obstes. Da sie einst auch dieses Segens sich freuten, sagte Fritz: „War es nicht gut, Schwester, daß du damals die Kerne nicht aufaßest?“ Ja wohl, antwortete Marie: „aber noch besser war es doch, daß du in die Schule gingst und solche nützliche Sachen lerntest.“

(Rochow.)

187. Das Liedlein vom Kirschbaum.

Zum F r ü h l i n g sagt der liebe Gott: Geh', deck' dem Wurm auch seinen Tisch. Gleich treibt der Kirschbaum Laub an Laub, viel tausend Blätter grün und frisch.—Das Würmchen ist im Ei erwacht, es schlief in seinem Winterhaus, es streckt sich, sperrt sein Mäulchen auf, und reibt die blöden Augen aus. Und darauf hat's mit stillem Zahn an seinen Blätterchen genagt; es sagt: Man kann nicht weg davon!

Was solch' Gemüs' mir doch behagt! — Und wieder sagt der liebe Gott: Deck' jetzt dem Bienchen seinen Tisch! Da treibt der Kirschbaum Blüth' an Blüth', viel tausend Blüthen, weiss und frisch. Und's Bienchen sieht es in der Früh' im Morgenschein und fliegt heran und denkt: das wird mein Kaffee sein; was ist das kostbar Porcellan! Wie sind die Tässchen rein gespült! — Es streckt sein Züngelchen hinein, es trinkt und sagt: Wie schmeckt das süss! da muss der Zucker wohlfeil sein!—Zum S o m m e r sagt der liebe Gott: Geh', deck' dem Spatz auch seinen Tisch; da treibt der Kirschbaum Frucht an Frucht, viel tausend Kirschen, roth und frisch. Und Spätzchen sagt: Ist's so gemeint? Ich setz' mich hin, ich hab' App'tit, das gibt mir Kraft in Mark und Bein, stärkt mir die Stimm' zu neuem Lied. — Da sagt zum H e r b s t der liebe Gott: Räum fort, sie haben abgespeist. Drauf hat die Bergluft kühl geweht und's hat ein Bissel Reif geeist. Die Blätter werden gelb und roth, eins nach dem andern fällt schon ab, und was vom Boden stieg hinauf, zum Boden muss es auch herab. — Zum W i n t e r sagt der liebe Gott: Jetzt deck', was übrig ist, nur zu!—Da streut der Winter Flocken drauf; nun danket Gott und geht zur Ruh! (Hebel.)

188. Die Bäumchen.

§ 1. Im Obstgarten ihres Vaters gingen einst Karl und Wilhelm spazieren. Sie freuten sich über die mit Früchten beladenen Bäume und über die freundliche Herbstsonne, welche mild durch das Laub hindurchstrahlte. Fröhlich wandelten sie Arm in Arm und blieben endlich vor z w e i Bäumchen stehen. Beide waren beinahe von gleicher Grösse und noch jung, hingegen aber doch voll der schönsten rothwangigen Aepfel. Der Vater hatte die Bäumchen an den Geburtstagen seiner beiden Söhne gepflanzt. Oft wurden sie von ihm besucht und gewartet, oft hatte der sorgende Vater die Wasserreiser abgeschnitten, hatte die Bäumchen in der Sommerhitze begossen, sie von hässlichem Ungeziefer oder Moose befreit und sah daher jetzt zu seiner Freude alle Mühen belohnt. Lange freuten sich die Knaben des lieblichen Anblicks, und Karl, der Aeltere, sprach endlich: „Wohl sind diese Bäumchen noch klein, tragen aber doch schon süsse Früchte und beschämen desshalb manchen ihrer älteren Gefährten. Sie sind es werth, dass sie der Vater so liebt und so fleissig pflegt."—

§ 2. Da trat dieser hinter einer Hecke hervor, umarmte seine Kinder und sprach: „Auch euch, meine Kinder, liebe ich wie diese Bäumchen, und noch viel tausendmal mehr. Auch euch pflege ich gern, wie sie; möchtet auch ihr dankbar und erkenntlich sein und desshalb Früchte bringen, wie sie! Müsst ihr euch nicht sonst vor diesen Bäumchen schämen?"

Die Knaben sahen ihren Vater mit glänzenden Blicken an und sagten: „Gewiss, wir wollen dir Freude machen, wie sie!"

„Wohlan," erwiederte der Vater, „so sei es; werdet mit jedem Jahre weiser und besser!"

§ 3. Als der Winter verstrichen war, drückte der Vater die Kinder an sein Herz und reis'te in Handelsgeschäften nach fremden Ländern.

Der schöne und fruchttreibende Sommer kam wieder, aber der Vater war noch nicht da und die Kinder gingen, von ihm sprechend, an der Hand der Mutter im Garten spazieren. Sie standen endlich vor einem Spaliere, an welches der Vater viel herrliche Bäumchen gepflanzt hatte, die jetzt ihre ersten Früchte trugen.

§ 4. Als sie noch standen und sich des schönen Anblicks freuten, kam ein Bote und brachte ein versiegeltes Schreiben. Hastig griff die Mutter darnach und rief erfreut: „Kinder, es ist die Hand des Vaters: hört, was er schreibt!"—Und der Vater hatte geschrieben, wie er noch gesund sei, auch bald kommen werde und wünsche, alle seine Lieben gesund wieder zu sehen. Endlich befahl er den Kindern, artig zu sein und besonders die Früchte der Bäumchen, vor denen sie zufällig gerade standen, unberührt zu lassen, damit er später sehen könne, von welcher Art sie sein möchten. Die Knaben versprachen der Mutter, dem Gebote des Vaters Folge zu leisten.

§ 5. Da kam aber einst der Sohn des Nachbars, ein böser Bube, und beredete Wilhelm, also, dass sie in den Garten gingen und voll Naschbegier die Bäumchen allzumal ihrer noch nicht völlig gereiften Früchte beraubten. Aber als die That geschehen war, da sah Wilhelm erst ein, wie sehr er gesündigt, weinte und wünschte, sie nicht vollbracht zu haben. — Der Sommer ging zu Ende und der Vater kehrte wieder. Die ganze Familie freute sich; Wilhelm aber ging ihm schüchtern entgegen und schlug das Auge zu Boden, denn seine Sünde lastete auf ihm. Er konnte dem Vater nicht froh ins Angesicht sehen.

§ 6. Und als der Heimgekehrte am andern Tage auspackte, und jeglichem seiner Kinder ein mitgebrachtes Geschenk gab, da jauchzten alle, nur Wilhelm sah vor sich nieder und weinte; alle waren fröhlicher, als er. Der Vater aber fragte: „Wilhelm, warum weinest du?" Und der Knabe antwortete: „Ach, mein Vater, ich bin deiner Liebe nicht werth, ich bin ungehorsam gegen dein Gebot gewesen; denn siehe, ich habe doch deinen Bäumchen die Früchte geraubt!" „Deine Reue versöhnt mich," sagte der Vater, und hob den Sohn ans Herz; „ich verzeihe dir, aber folge mir in den Garten!"

§ 7. Und er führte den Knaben zu jenen Bäumchen, welche er an den Geburtstagen seiner Kinder gepflanzt hatte. Siehe, da war das eine grösser geworden, hatte einen stärkeren Stamm, denn das andere, und hing wieder voll schöner Früchte. Das andere aber, was Wilhelm gehörte, war klein geblieben, verwachsen, und stand kahl und traurig da. Ringsum hatten nämlich Nesseln, Schlingpflanzen und anderes Unkraut gewuchert und dem Bäumchen die beste Kraft zum Wachsthum entzogen. So war es das kleinste geblieben. „Warum mein Sohn," fragte jetzt der Vater, „gibt dein Bäumchen keine Frucht und steht so traurig da?" —

§ 8. Der Sohn schlug die Augen zur Erde, Röthe deckte seine Wangen und er sprach: „Das Unkraut trägt die Schuld."—„Also verderben böse Gesellschaften die guten Sitten," redete ernst der Vater; „möchtest du, mein Sohn, nie wieder vergessen, was dich das Bäumchen lehrt! Auch du liessest durch bösen Umgang dich verführen, und würdest du solchen künftig nicht vermeiden, so würden wir von dir vergeblich Früchte hoffen!"

Aber Wilhelm umarmte den Vater mit heissen Thränen, vergass dessen Lehre nie und wurde ein braver Mann. (Kellner.)

189. Die Obstbaumzucht.

Der Nutzen, den die Obstbaumzucht dem Landwirthe gewährt, ist bedeutend. Er erhält am Obste für seine Haushaltung eine gesunde und angenehme Speise. Er kann es frisch oder getrocknet verkaufen und daraus in manchen Jahren mehr als aus dem Getreide lösen. Welchen Ersatz hat schon oft das wohlgerathene Obst beim Mißwachse der Feldfrüchte geliefert! Sollte also diesen Segen des Himmels, welcher sich durch gehörige Behandlung und Pflege der Bäume leicht erwerben läßt, der auf sein eigenes Wohl bedachte Landmann verschmähen? Gewiß nicht, er darf nur ernstlich wollen, Hand an das Werk legen und es wird gelingen.

Die Samenschule. Zur Aussaat eignen sich die Kerne der feinen Obstarten nicht; die daraus gezogenen Pflanzen treiben zwar schnell, setzen aber nur schwammiges Holz an, welches von strenger Kälte leicht angegriffen wird und das Kränkeln und Absterben des Baumes zur Folge hat. Daher sammle man Kerne von wilden Aepfeln, Birnen und Kirschen; denn nur aus solchen erwächst ein dauerhafter, gesunder Stamm, der, nachdem er veredelt worden, reichliche Früchte trägt. Doch auch hier verfährt man mit Umsicht, und nimmt lieber die Kerne des süßen, als des sauern Holzapfels, desgleichen, die der bessern Holzbirnen.

Aus den Zwetschen, gelben Pflaumen und Vogelkirschen entstehen ebenfalls kräftige Wildlinge.—Zur Aufnahme des Samens richtet man einige Beete, in gutem ungedüngtem Boden an einer freien Stelle des Gartens zu, zieht einen Zoll tiefe und einen Fuß abstehende Rinnen, streut in selbige die Kerne etwa einen Zoll auseinander und deckt die Erde darüber. Die im Herbst gelegten Samen kommen das nächste Frühjahr zum Vorscheine. Während der beiden ersten Jahren ist mit den jungen Pflanzen nichts anderes zu thun, als sie bei trockenem Wetter zuweilen des Abends zu begießen, das Ungeziefer zu vertreiben, die Erde um sie aufzulockern und das Unkraut auszujäten.

Die Baumschule. Im Oktober des zweiten Jahres bereitet man durch sorgfältiges, wo möglich zwei Fuß tiefes Umgraben, ein Stück Land, das einen guten Mittelboden, Sonne und freie Luft hat zur Aufnahme der Wildlinge für den folgenden Frühling. Die Bäumchen werden dann behutsam ausgehoben, ihre Pfahlwurzeln etwas abgestutzt, wie auch vom Stämmchen der überflüssigen Zweige ganz, die andern bis auf drei oder vier Augen an jedem verschnitten. Nun zieht man mittels der Gartenschnur auf die Beete gerade, einen Fuß breite und eben so tiefe Gräben, setzt die Pflänzlinge zwei Fuß von einander, nicht viel tiefer als sie bisher gestanden, hinein, steckt einen Pfahl daneben und schaufelt die Erde über die Wurzeln. Nachher werden die Wildlinge mit Wasser

eingeschlemmt, das heißt, sehr stark begossen, damit sich die Erde gut um die Wurzelfasern lege. Das Reinhalten des Bodens von Unkraut, sowie das seichte Auflockern des Erdreichs mit der Gartenhacke ist im Laufe des Sommers nicht zu unterlassen.

In der Baumschule geschieht während der folgenden Jahre die Veredlung. Diese besteht darin, daß man ein Reis oder Auge von einem guten Fruchtbaume mit dem Wildlinge derselben Gattung vereinigt, und ihn dadurch zwingt, eben solches Obst zu tragen, als der Stamm, von dem jenes Auge oder Reis genommen wurde. Die gewöhnlichsten Arten der Veredlung sind: Okuliren oder Aeugeln, Kopuliren oder Zusammenfügen und Propfen.

Das Okuliren besteht darin, daß Augen von dem Triebe eines edlen Baumes in die Rinde von Wildlingen eingesetzt werden. Das Okuliren auf das treibende Auge im Mai und Juni, wonach man noch denselben Sommer Schosse erhält, ist weniger gebräuchlich, als dasjenige auf das schlafende Auge im August, nach welchem das Ausschlagen erst das nächste Frühjahr erfolgt. Es wird dabei so verfahren: Man umschneidet an dem edlen Reise mit einem scharfen Messer das Blattauge in Gestalt eines Schildchens und nimmt es vom Holze schnell ab. Sowie das Schildchen losgetrennt ist, hat man bald nachzusehen, ob auch das weiße markige Kernchen, nämlich der Keim, im Auge verblieben ist oder dafür nur ein Grübchen vorhanden ist; denn im letzteren Falle muß das Schildchen als unbrauchbar weggeworfen und ein frisches zubereitet werden. Jetzt macht man an einer glatten Stelle des Stämmchens einen bis an das Holz reichenden Einschnitt in die Rinde, der die Gestalt eines T hat. Nach diesem hebt man mit dem Beinchen des Okulirmessers zu beiden Seiten des Langschnittes die Rinde so weit auf, daß das Schildchen mit dem zugespitzten Ende zwischen die beiden Lappen bequem von oben heruntergeschoben werden kann. Nun legt man einen Bastband genau über dem Auge an, windet es um den Querschnitt, kreuzt damit wieder unter das Auge, welches hierdurch gelinde an das Holz des Wildlings angezogen wird. Der Verband darf jedoch das Auge nicht bedecken. Wenn nach einigen Wochen das Auge anschwillt und das Band stark einschneidet, so muß man es ungesäumt auflösen und locker umlegen. Fängt das Auge an auszuschlagen, so wird das Stämmchen nahe am Triebe schräg abgeschnitten und die Wunde mit Baumwachs bestrichen.

Das Kopuliren ist eine leichte und sichere Veredlungsart, die am vortheilhaftesten in den Monaten März und April und zwar folgendermaßen geschieht: Man sieht den jungen Stamm oder Zweig an, besonders die Stelle, wo die Veredlung vorgenommen werden soll, und nun sucht man sich unter den schon früher gebrochenen Edelreisern eines aus, das gerade so stark ist, als der Wildling an der erwähnten Stelle. Hierauf werden Bäumchen und Reis schräg

so zugeschnitten, daß beide genau aufeinander passen, dann zusammengefügt und mit einem Verbande umgeben. Zu diesem eignen sich vorzüglich dünne, gewebte, mit Baumwachs überstrichene Bändchen.

Das Pfropfen ist zweifach; in das Holz und in die Rinde; beides wird zu Anfang des Frühlings, wenn der Saft in die Bäume tritt, unternommen. Die Pfropfreiser werden schon im Februar von den einfachen Trieben abgeschnitten und bis zum Gebrauch in frischer Erde aufbewahrt. Will man in's Holz pfropfen, so sägt man das Stämmchen, das wenigstens einen Finger dick sein muß, einen bis zwei Fuß über der Erde ab, schneidet es mit dem Messer glatt und macht in die Mitte eine zolltiefe Spalte. Das Pfropfreis, dem man etwa nur vier Augen läßt, wird unten von beiden Seiten quer eingekerbt und von da keilförmig zugespitzt. Jetzt öffnet man die Spalte und setzt das Reis so ein, daß seine Rinde mit der des Stammes genau zusammenpaßt. Hat der Stamm einen größern Umfang, so schneidet man ihn ab, und setzt zwei Pfropfreiser darauf, an jedes Ende des Spaltes eins. Zuletzt werden Pfropfreis und Spalte rund herum mit Baumwachs verklebt und ein ziemlich fester Band von Bast umgelegt. Bei dem Pfropfen in die Rinde schneidet man das untere Ende des Reises ungefähr, wie das Auge zum Okuliren zu, schiebt es unter den Langschnitt der Rinde und umwindet dasselbe.

Sind die Bäumchen veredelt, so halte man das Land umher rein und locker, binde sie an Stangen, lasse keine wilden Schößlinge aufkommen, nehme im März die vorjährigen untern Triebe ab, und lasse nur die nach oben gehenden stehen. Hat der Stamm eine Höhe von sechs bis sieben Fuß erreicht, so sucht man die Krone zu bilden, was etwa im vierten Jahre vor dem Eintritt des Saftes geschehen kann. Es wird nämlich da, wo die Krone beginnen soll, der mittlere Schößling und auch die unter ihm zur Seite befindlichen bis auf vier Augen abgestutzt. Nachher sind die Bäumchen an denjenigen Ort zu verpflanzen, an dem sie künftig Früchte tragen sollen. Bevor sie ausgehoben werden, ist es nothwendig, die Stelle zu ihrer Aufnahme gehörig zuzurichten. Der Boden muß die erforderliche Tiefe an gutem Erdreiche haben; auf steinigem, unfruchtbaren Grunde kann ohne Nachhilfe kein Obstbaum gedeihen. Ist die tragbare Erdschichte dünn, so nützt es nicht, tiefe Gruben zu machen und unten hin guten Boden zu schütten; denn nach wenigen Jahren würden die Wurzeln weder Nahrung noch Raum genug nach den Seiten finden. Man thut hier besser, seicht, jedoch in einem weiten Umkreise, das Land zwei bis drei Fuß tief aufzulockern und zu verbessern, und dann in die Mitte dieser Fläche eine so große Oeffnung zu machen, daß er darin gerade so weit, als er bisher gestanden, eingesenkt wird. Seine Wurzeln werden sich nun

nach der Breite begeben und von selbst die obere Erdschichte aufsuchen, wie dies die Bäume in der freien Natur, welche auf kiesigem Grunde stehen, zu thun pflegen. — Wenn die Stämmchen gesetzt und gehörig eingeschlemmt sind, so darf man sie nicht gleich fest an die Stangen binden, weil sich das lockere Erdreich senkt und dadurch zwischen den Wurzeln hohle Räume entständen. Ein Obstgarten wird in regelmäßigen Reihen angepflanzt. Die Aepfel- und Birnenstämme müssen 30, die der Kirschen und Pflaumen 20 Fuß auseinander kommen. In jedem Frühjahr werden die ineinander wachsenden Triebe und das trockene Holz weggeschnitten. So lange die Bäume klein sind, kann man das Land umher graben, mit Gemüse besetzen und zuweilen etwas kurzen Mist daran bringen; nur muß man sich vor dem Verletzen beim Graben hüten. Unter den Futterkräutern wäre der Klee zum Besäen des Gartens am geeignetsten.

Junge Bäume leiden oft am Brande; die Rinde springt auf, trennt sich vom Holze, dieses wird schwarz und das Uebel frißt um sich. Der Brand entsteht durch Fröste, Verletzungen und frischen Mist. Man schneide die brandige Stelle bis auf die gesunde Rinde weg, und verschmiere die Wunde mit einer Mischung von Lehm und Kuhdünger. Eine noch gefährlichere Krankheit ist der Harzfluß; vorzüglich sind demselben die Steinobstarten, als Pfirsich- und Kirschbäume unterworfen. Es ergießt sich dabei der Saft zwischen dem Holze und Baste, verdichtet sich hier und verstopft die Saftröhren, daß der Umlauf unterbrochen, die Rinde schwarz und das Holz nach und nach dürr wird, während an den ungesunden Stellen ein bräunliches Harz hervortritt, das sich an der Luft verhärtet. Die Ursache dieses Uebels ist ein Andrang von Saft, durch Dünger oder zu starkes Beschneiden herbeigeführt. Man schneidet auch hier den Schaden aus und belegt die Wunde mit Baumwachs; indeß kann ein davon ergriffener Baum nur selten gerettet werden. — Mancher Obstbaum ist zu vollsaftig und unvermögend, Blüthen und Früchte zn tragen; er setzt eine dicke Rinde und eine Menge Zweige an. Oft rührt aber auch die Unfruchtbarkeit vom Mangel an Nahrung her; der Baum zeigt schwache Triebe und matte Blätter. Im ersten Fall kann das sogenannte Aderlassen im Frühjahr helfen, wobei der Stamm und die Hauptäste an der Oberhaut mit einem sehr scharfen Messer von oben nach unten aufgeritzt werden. Dadurch können sich die Gefäße erweitern, der Saft drängt weniger nach den obern Theilen und es erfolgt die Blüthe. Ist hingegen die Unfruchtbarkeit eine Folge des schlechten Bodens, so muß man diesen zu verbessern trachten, die Wurzeln aufgraben, fette Erde auf dieselben bringen und nachher oben Dünger legen, der jedoch die Wurzeln nicht berühren darf.

(Hepp, Lehr- und Lesebuch.)

190. Gespräch mit den Bäumen.

Stieg heut den Berg hinan,
Und wollt's einmal versuchen,
Mit Birken und mit Buchen
Zu sprechen, und begann:

„Wie lebst du, Buche, sprich,
Im einsamen Bezirke?
Wie geht's dir, liebe Birke?
Wie unterhältst du dich?"

Die Birke sprach zu mir:
„Kannst's von der Buch' erfahren,
Erst seit zweihundert Jahren
Leb ich im Walde hier."

Die Buche d'rauf: „Mein Freund,
Sieh' nur das junge Närrchen,
Macht meiner tausend Jährchen
Sich lustig, wie mir scheint!"

Wie lebt ihr so allein? —
„Je nun, wir leben ehrlich
Und grünen frisch alljährlich
Im Frühlingssonnenschein.

Und das ist unser Stolz,
Daß bis zur Lebensneige
Wir treiben frische Zweige
Und geben gutes Holz.

So fließt dahin die Zeit;
Auch freuen uns die Weisen
Der Finken und der Meisen
Voll frommer Lustigkeit."—

Jedoch zur Winterzeit? —
„Da freilich ist es traurig,
Sogar bisweilen schaurig,
Doch lustig, wenn es schnei't.

Die Flocken tanzen gern
Zur hellen Nordwindspfeife,
Wir klimpern auf dem Reife,
Und sieh' von nah' und fern

Kommt mancher Vogel her,
Nimmt Theil an dem Vergnügen;
Und muß er weiter fliegen,
Es wird ihm wahrlich schwer.

Auch reden wir zumal
Vom künftgen Lenzeskleide
Aus neuer grüner Seide,
Und von der Lerch' im Thal,

Und so vergeht die Zeit;
Hand um, es blüht der Flieder,
Und über strömt dann wieder
Die Frühlingsseligkeit.

Nach tausend Wintern sah
Ich tausend schöne Lenze,
Und hoffe seine Kränze
Fünfhundert Mal noch da."

So sprach die Buch' und ich
Ging in Gedanken weiter,
Und grüßte herzlich heiter
Die Bäume rings um mich.

(Burgwardt.)

191. Die grüne Stadt.

Ich weiss auch eine grüne Stadt,
Die lauter grüne Häuser hat;
Die Häuser, die sind gross und klein.
Und wer nur will, der darf hinein.

Die Strassen, die sind freilich krumm,
Sie führen hier und dort herum;
Doch stets gerade fortzugeh'n
Wer findet das wohl allzuschön?

Die Wege, die sind weit und breit
Mit bunten Blumen überstreut:
Das Pflaster, das ist sanft und weich
Und seine Farb' den Häusern gleich.

Es wohnen viele Leute dort.
Und Alle lieben ihren Ort;
Ganz deutlich sieht man dies daraus,
Dass jeder singt in seinem Haus.

Die Leute sind da alle klein,
Denn es sind lauter Vögelein;
Und meine ganze grüne Stadt
Ist, was den Namen „Wald" sonst hat.

[Ortlepp.]

192. Die Eichel und der Kürbis.

Kind! mit Weisheit und Verstand
Ordnete des Schöpfers Hand
Alle Dinge. Sieh umher;
Keines steht von ungefähr,
Wo es steht. Das Firmament,
Wo die große Sonne brennt,

Und der kleinste Sonnenstaub,
Deines Athems leichter Raub,
Trat auf unsers Gottes Wort
Jegliches an seinen Ort.
Alles ist in seiner Welt
Gut und weise. Dennoch hält
Mancher Thor es nicht dafür,
Ach! und meistert Gott in ihr.

Solch ein Thor war jener Mann,
Den ich dir nicht nennen kann,
Der, als er an schwachen Ranken
Einen Kürbis hangen sah,
Den verwegenen Gedanken
Hegte: Nein, solch' eine Last
Hätt' ich an so schwaches Reis
Wahrlich doch nicht aufgehangen.
Mancher Kürbis, gelb und weiß,
Reih' an Reih', in gleichem Raum
Müßte mir gar herrlich prangen
Hoch am starken Eichenbaum.
Also denkend, geht er fort,
Kommt ermüdet an den Ort
Einer Eiche, lagert sich
Längelang in ihren Schatten
Und schläft ein.

Die Winde hatten
Manche Wochen nicht geweht;
Aber, als er schläft, entsteht
Ein Gebrause; starke Weste
Schütteln Blätter, Zweig' und Aeste,
Und vom hohen Gipfel fällt
Dem Verbesserer der Welt
Eine Eichel — auf die Nase.
Plötzlich rafft er aus dem Grase
Sich erschrocken auf; die Nase
Blutet, und der kluge Mann
Hebt hierauf zu seufzen an:
„O, wie thöricht war ich nicht,
Daß ich unbedachtsam wollte,
Daß der Eichbaum eine Frucht
Gleich dem Kürbis tragen sollte.
Traf ein Kürbis mein Gesicht,
Ja, dann lebt' ich sicher nicht.
Dumm, sehr dumm hab' ich gedacht;
Gott hat Alles wohlgemacht!"

(Gleim.)

193. Jägerlied.

Im Wald und auf der Haide,
Da such ich meine Freude,
Ich bin ein Jägersmann;
Den Wald und Forst zu hegen,
Das Wildprett zu erlegen,
Das ist, was mir gefällt.
Halli, hallo! halli, hallo
Das ist, was mir gefällt.

Das Huhn im schnellen Fluge,
Die Schnepf' im Zickzackzuge
Treff' ich mit Sicherheit.
Die Sauen, Reh' und Hirsche
Erleg' ich auf der Birsche,
Der Fuchs läßt mir sein Kleid.
Halli, hallo! halli, hallo!
Der Fuchs läßt mir sein Kleid.

Kein Heller in der Tasche,
Ein Schlückchen aus der Flasche,
Ein Stückchen schwarzes Brod,
Den treuen Hund zur Seite,
Wenn ich den Wald durchschreite,
Dann hat es keine Noth.
Halli, hallo! halli! hallo!
Dann hat es keine Noth.

So zieh' ich durch die Wälder,
So eil' ich durch die Felder
Wohl hin den ganzen Tag
Dann fliehen meine Stunden,
Gleich flüchtigen Sekunden,
Eil' ich dem Wilde nach.
Halli, hallo! halli, hallo!
Eil' ich dem Wilde nach.

Wenn sich die Sonne neiget,
Der düstre Nebel steiget,
Das Tagwerk ist gethan:
Dann kehret von der Haide
Zur häuslich stillen Freude,
Ein frommer Jägersmann.
Halli, hallo! halli, hallo!
Ein frommer Jägersmann.

194. Die Linde.

Die **Linde** gehört wegen ihres ansprechenden Wuchses, ihrer großen, herzförmigen Blätter und ihrer gelben, wohlriechenden Blüthen zu unsern schönsten Laubholzbäumen. Sie findet sich theils in Wäldern neben Buchen und Eichen, theils an Straßen als Einfassung. Ihr Holz ist weich und gibt daher beim Verbrennen nur wenige Hitze, hinterläßt aber feine Kohlen, die zum Zeichnen und als Zahnpulver benutzt werden. Aus dem Bast bereitet man auf Webstühlen Matten, welche zum Verpacken von Waaren gebraucht werden. Rußland, das sehr ausgedehnte Lindenwälder besitzt, liefert die meisten Bastmassen.

Die Linde erreicht auf gutem Boden nicht nur einen stattlichen Umfang, sondern auch ein hohes Alter. So steht z. B. bei Freiburg in der Schweiz eine Linde, welche zur Feier des Sieges von Murten, also im Jahre 1476 gepflanzt wurde; sie hatte im Jahre 1831 einen Umfang von 13 Fuß und 9 Zoll. In einem Dorfe bei Freiburg sieht man eine Linde, welche schon zur Zeit der Schlacht bei Murten wegen ihrer Stärke bekannt war, und 1831 in einer Höhe von 4 Fuß über dem Boden 36 Fuß Umfang hatte. Die große Linde, welche bei Neustadt am Kocher in Würtemberg steht, war schon 1229 ein großer Baum; denn nach der alten Urkunde wurde damals die neue Stadt hinauf an die Heerstraße „an dem großen Baum" erbaut, und 1405 sagt ein Gedicht: „Vor dem Thor eine Linde staht, die 67 Säulen hat." Dies sind nämlich steinerne Pfeiler, die zur Unterstützung der weit ausgebreiteten Aeste dienen. Gegenwärtig beträgt die Zahl derselben 106, von denen viele die Namen ihrer Stifter und die Jahreszahl der Errichtung tragen. Nach Erwägung aller dieser Umstände muß man diesem Baumpatriarchen ein Alter von fast 1000 Jahren zuschreiben. In neuerer Zeit ist ein großer Theil dieses alten Baumes durch einen Orkan abgerissen worden, so daß er jetzt nur noch einer Ruine gleicht. (Lüben.)

195. Birke und Tanne.

Eine Birke und eine Tanne standen auf einem Berge nebeneinander. Die schönen Frühlingstage waren gekommen, und die Birke war mit hellgrünen Blättern geschmückt. Da sah sie den Tannenbaum hochmüthig an und sprach: „Du alte Tanne im dunklen Kleid, du solltest dich schämen zur Früh-

lingszeit. Mich siehst du mit festlichem Grün geschmückt, daß jedes mich voll Freude erblickt. Bald kommt das Pfingstfest, dann wirst du mich sehen als Zierde vor jedem Hause stehen; doch deine ernste, finstre Gestalt, begehret keiner im ganzen Wald."

Da sprach die Tanne zu der stolzen Birke: „O Birke, prahle nicht so kühn mit deinem schönen, jungen Grün! Wohl trag' ich zur Winters- und Sommerszeit dasselbe schlichte, dunkle Kleid. Doch wenn ich im Herbste noch grüne am Hügel, steckst du schon als Ruthe hinter dem Spiegel, und die Kinder flieh'n vor dir erschrocken. Ich aber darf als Christbaum zu ihrem Behagen die schönen Weihnachtslichter tragen."

Die Birke konnte darauf keine Antwort sagen, und die andern Bäume lachten sie aus und sagten zur Tanne: „Das war recht, daß du der stolzen Birke so geantwortet hast."

(Nach Agnes Franz.)

196. Die Eiche.

Wie angenehm ist doch eine Wanderung bei heiterm Himmel und ein wenig Wind durch einen Eichenwald! Der helle Sonnenschein, der vor meinem Eintritte in den Wald auf der Wiese zu meinen Füßen ausgebreitet lag, er lagert nun auf den hohen Kronen der Bäume, und ich werde sein nicht mehr gewahr. Kühler, dunkeler Schatten umgibt mich in unabsehbarer Weite, und über meinem Haupte rauscht es überall und ohne Unterlaß in den beweglichen Blättern. Aber regungslos und fest stehen die Stämme der Eichen gesellig neben einander. Weit hin hat jede die kräftig geschwollenen Aeste ausgebreitet, und auch diese gewaltigen Arme bleiben regungslos ausgestreckt, als kümmere sie nicht das rauschende Spiel ihrer flatternden Blätter. Es muß schon manches Jahrhundert in diesem Götterhaine der alten Deutschen gerauscht haben, denn mit dunklem Moose haben sich die Zweige bedeckt; selbst in die tiefen Risse der Stämme hat es sich eingenistet. —

Vor Zeiten saßen in dem heiligen Dunkel eines solchen Eichenwaldes die Priesterinnen unserer Väter und lauschten dem prophetischen Rauschen der Blätter, um der harrenden Menge den Ausspruch der Götter zu verkünden. Hier barg man auch die geweiheten Fahnen und holte sie mit Ehrfurcht hervor, wenn sie die tapferen Männer in die blutige Schlacht führen sollten. Ein Kranz von Eichenlaub krönte den Helden, wenn er siegreich aus der Schlacht wieder heimwärts zog; und wollten unsere riesigen Väter über Krieg und Frieden sich berathen, so versammelten sie sich nicht zwischen den vier Wänden eines engen

Hauses, sondern kamen in dem unabsehbaren Säulensaale eines Eichenwaldes zusammen, und ein kräftiger Lanzenschlag an das große Schild, das jeglicher bei sich trug, war das Ja und die Antwort auf die Rede ihres Führers. Schon lange ist dieses Geschlecht aus den Wäldern geschwunden, aber noch heute, wie sonst, hebet mit kräftigem Wuchse die Eiche ihr Haupt frei in die Höhe, daß es dem Wanderer ist, als wandle er durch eine Versammlung von ehrwürdigen Männern hindurch, die beharrlich den Anfang eines Jahrhunderts sechsmal begrüßten, ohne daß ihr Haupt von der Last des Alters sich senkte.

Betrachten wir eine Eiche, so erscheint sie uns, ausgewachsen, als ein das Gepräge der Kraft tragender Baum, von meistens verhältnißmäßig dickem und kurzem Stamme, bedeckt mit starker, rissiger Rinde, von dicken, knorrigen, unregelmäßig vertheilten Aesten und frischem, dunkelgrünem, ziemlich gleichförmlich vertheiltem Laube. Die Eiche scheint auf unserm Boden einheimisch zu sein und bildet da einen Hauptbestandtheil unserer Wälder; doch ist sie nicht so häufig, als an einigen Orten die Buche und an anderen das Nadelholz, vielleicht weil sie im Ganzen einen bessern Boden liebt, als diese beiden. Sie wächst sehr langsam und braucht einige Jahrhunderte, um den gewaltigen Umfang und die ansehnliche Höhe zu erreichen, die wir oft an dieser Baumart bewundern. Ungefähr eine ähnliche Zeit gibt man ihr zum allmähligen Vergehen, welches sich unter andern oft durch Hohlwerden ankündigt. Blumen und Blätter brechen in hiesiger Gegend im Laufe des Monats Mai, bald früher, bald später, je nachdem der Frühling ist, hervor. Die Eiche gehört zu den Bäumen, die erst spät grün werden: doch unterscheidet sich die Stieleiche von der gemeinen Eiche, indem sie oft schon im April ausbricht, weßhalb man sie auch Sommer- und die andere Wintereiche genannt hat. Die Früchte der letzteren erreichen auch erst im October oder November ihre Reife; während die der ersteren schon im September zeitig werden. Rücksichtlich anderer Pflanzen bemerkt man, daß die Eiche Graswuchs und Unterholz unter ihren Zweigen leidet, welches manche Waldbäume nicht thun. Von Thieren, denen sie Nahrung und Aufenthalt gewährt, mögen hier nur die ihren Stamm durchlöchernde Weidenraupe, die an ihren Stielen und Blättern Galläpfel erzeugende Gallwespe und die sie ihres ganzen Laubschmuckes beraubende Prozessionsraupe genannt werden. Dem Menschen wird dieser Baum durch das vortreffliche Bau- und Werkholz, das er liefert, durch die Gerberlohe, welche aus seiner Rinde bereitet wird, durch die Mast, welche seine Früchte, die Eicheln, den Schweinen gewähren und durch verschiedenes andere sehr nützlich. Wem wäre es auch unbekannt, daß die Säure der Galläpfel, mit Eisen zusammengesetzt, Tinte bildet?

Doch auch im Walde erfreuen die Massen des frischen, saftgrünen Laubes dieser Bäume im Frühling und die dunklere Farbe desselben im Sommer das Auge des Naturfreundes; staunend sieht er oft an ihrem gewaltigen Stamme hin, zur mächtigen Krone empor, und gedenkt der Jahrhunderte, welche über sie dahin gezogen sind.

Als ein Sinnbild deutscher Kraft und deutschen Sieges ist die Eiche oft von deutschen Dichtern gepriesen worden. (Haesters Leseb.)

197. Der Holzhacker.

Ein Bäuerlein fällte die knorrige Eich';
Und seufzte und murrte bei jeglichem Streich:
„Es ist doch ein Jammer, es ist ein Verdruß,
Wie unser Eins immer sich peinigen muß!
Wie ist doch der Arme so elend daran!
Wär' ich doch ein reicher, vermögender Mann!"

Da kommet ein holder, schönlockiger Knab'
Im Silbergewande mit goldenem Stab.
Er redet gar freundlich das Bäuerlein an:
„Gott grüß' dich, du armer, unglücklicher Mann!
Verlange, was immer dein Herz nur begehrt;
Es sei dir die Bitte zur Stunde gewährt!"

Es wird zwar dem Bäu'rlein ganz schau'rlich und bang;
Jedoch es bedenkt sich mein Bäu'rlein nicht lang'.
Es ziehet gar höflich das Pelzkäpplein ab
Und spricht, sich verneigend: „O, himmlischer Knab'!
Ich bitte—weil ihr es doch selber so wollt—
Was ich nur berühre, das werde zu Gold!"

Da lächelt gar seltsam der lockige Knab',
Berühret das Bäu'rlein mit goldenem Stab:
„Ich wollte, du hättest was Beff'res begehrt;
Indessen sei dennoch die Bitte gewährt!"
So spricht er, verschwindend in goldenem Duft
Und himmlischer Wohlgeruch füllet die Luft.

„Gottlob!"—ruft das Bäu'rlein—„nun bin ich ja reich!"
Es prüfet die herrlichen Künste sogleich,
Kaum faßt es der Eiche gekrümmeten Ast,
So kracht er von goldener Eichelein Last;
Die Blättlein und Knösplein ohn' Ende und Zahl,
Sie schimmern von lauterem Golde zumal.

„O Wunder, o Freude! Jetzt geh' ich nach Haus;
Die Arbeit hier mache ein Anderer aus!
Nun esse ich nichts mehr als Braten und Wurst,
Und trinke Burgunder und Rheinwein für Durst.
Nur diesmal noch ess' ich vom Brod da genug,
Und trinke die Letzte aus irdenem Krug."

Er langet sein irdenes Krüglein herbei;
Wie schwer ist's, wie schimmert's und funkelt's! Ei, Ei!
Doch weh! auch das Wasser gerinnet zu Gold,
Kein Tröpflein dem goldenen Kruge entrollt!
Er bricht von dem Brode und beißet—o Graus!—
Am goldenen Bröcklein die Zähne sich aus.

„O Schrecken, o Jammer! Was fang ich jetzt an?
Was hab' ich aus Dummheit und Goldgier gethan!
Nichts hilft mir im Hunger die goldene Wurst,
Und Gold statt des Weines stillt nimmer den Durst.
O, hätt ich statt Goldes nur Wasser und Brod!
Ach, was mir ein Glück schien, das ist jetzt mein Tod!'

Vor Aengsten und Jammer mein Bäu'rlein erwacht,
Denn Alles dies war nur ein Träumlein der Nacht.
Gottlob!" spricht es, froh der entschwundenen Noth.
„Ich habe statt Goldes das tägliche Brod.
Gottlob, daß ich wieder bei ruhigem Sinn
Und nicht das verwünschte Goldkäferlein bin!"

„Gar gut ist's, so hat mich das Träumlein gelehrt,
Daß Gott nicht Jegliches Jedem gewährt;
Gar Mancher begehrte des Goldes wie Stroh,
Und würde doch nimmer zufrieden und froh;
Ja, Mancher fleht' Manches mit thörichtem Mund
Und ginge an Leib und an Seele zu Grund!" (Chr. v. Schmid.)

198. Cocablätter.

Der Coca ist ein kleiner Baum mit hellglänzenden, grünen Blättern, die einigermaßen denen des Orangenbaumes gleichen. Diese Blätter werden dreimal im Jahre abgenommen, sorgfältig im Schatten getrocknet und dann in kleine Körbe eingepackt. Die Eingebornen in einigen Gegenden von Peru, besonders in denen, wo es Bergwerke gibt, kauen bei der Arbeit oder auf Reisen die Blätter, welche so nahrhafte Bestandtheile enthalten, daß jene häufig 4 bis 5 Tage lang weiter keine Speise zu sich nehmen. Sie versicherten mir, sagt ein Reisender, öfters, daß, wenn sie eine gute Portion Coca hätten, sie weder Hunger, noch Durst, noch Ermüdung fühlten, und ohne Nachtheil ihrer Gesundheit 8 bis 10 Tage und Nächte den Schlaf entbehren könnten. Die Blätter sind an sich selbst fast geschmacklos, aber mit ein wenig Kalk oder Asche vermischt, haben sie einen sehr angenehmen und süßen Geschmack. Die Eingebornen führen daher gemeiniglich einen kleinen, ledernen Beutel mit Cocablättern, und eine Calebasse mit Kalk oder Asche bei sich, und so ausgerüstet, unternehmen sie einen Botengang nach dem über hundert Stunden entfernten Lima, ohne sich weiter mit andern Lebensmitteln zu versehen. (Stevenson.)

199. Der Kuhbaum.

Auf der Rückreise von Porto Cabello nach Valenzia, sagt Humboldt, schlugen wir einen andern Weg ein, um den Kuhbaum kennen zu lernen, von dem wir viel hatten sprechen gehört. Man versicherte uns, die Neger der Meiereien, welche die Milch von diesem Baume tränken, hielten sie für eine gesunde Nahrung. Da alle Milchsäfte der Pflanzen, z. B. die der Wolfsmilch scharf, bitter und mehr oder weniger giftig sind, so kam uns die Angabe sehr seltsam vor. Die Erfahrung lehrt uns aber, daß der Kuhbaum hiervon eine Ausnahme mache. Der Kuhbaum gehört zu den schönsten Bäumen, hat die Gestalt eines Sternapfelbaums, zehn Zoll lange, zugespitzte, zähe, wechselndstehende Blätter und eine fleischige Frucht, worin sich eine oder zwei Nüsse befinden. Macht man in den Stamm dieses Baumes Einschnitte, so fließt eine klebrige, vollkommen wohlschmeckende und angenehme Milch in großer Menge hervor. Man reichte uns solche in weiten Kürbisflaschen, die an dem Kürbisflaschenbaume wachsen, und wir genossen davon große Massen Abends und Morgens, ohne irgend eine schädliche Wirkung zu verspüren. Nur die Klebrigkeit der Milch macht sie etwas weniger angenehm, als die Kuhmilch. Man trinkt dieselbe gewöhnlich, indem man Mais- und Maniokbrod eintaucht. Der Verwalter der Meierei versicherte uns, daß die Sklaven von dieser Milch zusehends fett würden. Steht die Milch in freier Luft, so bilden sich auf ihrer Oberfläche gelbliche, faserige Häute, die eine käseartige Masse enthalten. Die Häute sind elastisch wie das Federharz. Man nennt die Massen Käse, und sie werden in 5 bis 6 Tagen sauer. Ich gestehe, daß nur wenige Sachen einen so lebhaften Eindruck auf mich gemacht haben, als der Anblick des Kuhbaums. Alles, was auf Milch Bezug hat, und Alles, was das Getreide angeht, erregt eine Theilnahme, die nicht allein auf dem Werth dieser Dinge, sondern auch auf manchen früher gehabten Vorstellungen und Gefühlen beruht. Wir sind gewohnt, die Milch uns nur in Brüsten und Eutern zu denken; hier aber sahen wir plötzlich eine ganz andere Einrichtung der Natur. Am dürren Abhange eines Felsen wächst ein Baum mit dürren, zähen Blättern. Seine dicken, holzigen Wurzeln haben Mühe, in das Gestein einzudringen. Mehre Monate des Jahres befeuchtet ihn kein erquickender Regen; die Aeste scheinen darum abgestorben und vertrocknet. Bohrt man aber den Stamm an, so entfließt ihm eine milde, nährende Milch. Bei Sonnenaufgang gewährt er die meiste. Es kommen alsdann die Bewohner von allen Seiten mit ihren großen Näpfen zu dieser gemeinschaftlichen Kuh und melken sie von allen Seiten. Manche trinken gleich den duftenden Saft aus, andere nehmen ihn mit, um damit ihre Kinder zu erquicken.

Der Melonenbaum und der Federharzbaum haben einen, der Milch des Kuhbaums ähnlichen Saft, allein so rein thierisch ist wohl kein anderer Pflanzensaft, als der des Kuhbaumes. In Amerika liefert der Kuhbaum Milch, in Afrika der Butterbaum Butter, welche dauerhafter, weißer, fester und schmackhafter, als die beste Kuhbutter ist.

(v. Humboldt.)

200. Der Hemdenbaum.

Dass es Gegenden gibt, in denen Brod und Milch und Butter auf den Bäumen wachsen, verdient unstreitig unsere Aufmerksamkeit und Bewunderung; eben so sehr aber auch, dass Hemden auf Bäumen wachsen und sogar Hauben von ihnen geschüttelt werden können. — Ueberall drängen sich uns Spuren einer höhern, waltenden Vorsehung auf.

In Südamerika gibt es nämlich einen Baum, welcher 50 Fuss hoch wächst. Von diesem schneiden die Indianer cylindrische Stücke ab, welche zwei Fuss im Durchmesser halten, trennen davon die rothe faserige Rinde und hüten sich dabei sehr vor Längenschnitten, damit die Rinde ganz bleibt. Diese gewährt eine Art Kleidung, die einem Sack ohne Nath aus grobem Zeuge gleicht. Die obere Oeffnung dient für den Kopf, und für die Arme werden Seitenöffnungen gemacht. Die Eingebornen tragen diese Säcke als Hemden unter dem Namen Marina-Hemden besonders während der grossen Regenzeit. So wie nun hier Hemden auf Bäumen wachsen, so kann man auch Hauben von denselben schütteln, indem die Blumenscheiden einiger Palmenarten ein weitmaschiges, gegen die Sonne schützendes Gewebe liefern, das, wie es da ist, auf den Kopf zu passen pflegt.

(v. Humboldt.)

201. Der Kaffee.

Auf allen Tischen in der Welt dampft der würzige, braune Trank aus den Bohnen von Mokka, West- oder Ostindien, — der Kaffee. Der Muselmann schlürfet ihn, behaglich mit untergeschlagenen Beinen auf der Erde sitzend, aus kleinen Tassen, aber ohne Zucker und Milch, zu seiner Pfeife Tabak; der feine Pariser genießt ihn in seinen von Gold und Spiegeln glänzenden Cafees aus Tassen, die mindestens noch einmal so groß sind, als die unseren, und selbst die Familie des armen sächsischen Erzgebirges sitzt Sonntags um den dampfenden Topf mit brauner Flüssigkeit und trinkt zu den Erdäpfeln ihr Schälchen Kaffee, obschon vielleicht keine Kaffeebohne

in dem aus gebrannten Cichorienwurzeln, Mohrrüben, Runkelrüben, Gerste oder Korn gebrauten Getränken zu finden ist.

Vor 300 Jahren kannte man den Kaffee in Europa gar nicht; ein Arzt brachte ihn im 16. Jahrhundert als Arznei aus Aegypten nach Venedig, und erst zu Ende des 17. Jahrhunderts fing man an, ihn in Deutschland zu trinken, und das erste Kaffeehaus in Leipzig soll erst 1694 errichtet worden sein. Jetzt verbraucht Europa allein jährlich über dritthalbhundert Millionen Pfund Kaffee, während die übrigen Erdtheile das Jahr wenigstens auch zweihundert Millionen Pfund Kaffee genießen! In des glücklichen Arabiens gewürziger Luft wuchs der erste Kaffee, die Mokkabohne. Dank dem Bürgermeister Wieser von Amsterdam, der 1690 den ersten Kaffeebaum nach Batavia und den ostindischen Colonien brachte, von wo aus die betriebsamen Holländer Europa mit theurem Kaffee versorgten. Dank dem Franzosen Elieur, der trotz aller Vorsicht der Holländer, die den kostbaren Handelsartikel gern für sich allein behalten hätten, ein Kaffeebäumchen von der Insel Ceylon sich zu verschaffen wußte und es auch nach den französischen Colonien verpflanzte! Fast wäre der Versuch mißlungen; denn auf dem Schiffe, das Elieur mit seinem kostbaren Schatze trug, trat Wassermangel ein, und das Bäumchen wäre verdorrt, wenn der Franzose nicht seine kleine Portion Wasser täglich mit seinem Zöglinge, dem kleinen Kaffeebaume, getheilt hätte. So brachte er ihn glücklich nach Martinique, wo das Bäumchen sich so vermehrte, daß schon 36 Jahre später 18 Millionen Pfund Kaffee von dort ausgeführt wurden und in wenigen Jahren alle Antillen mit Kaffeepflanzungen bedeckt waren. Diesen glücklichen Umständen hat es der liebe Leser zu danken, daß er jetzt sein Täßchen Kaffee zu billigem Preise in aller Gemüthlichkeit trinken kann.

Unsere Kaffeebohnen sind die Kerne von der Frucht des Kaffeebaumes. Auf regelmäßigen und durch andere Bäume eingefaßten Vierecken stehen in den Kaffeepflanzungen die wenig über drei Ellen hohen, nach der Schnur in gleiche Zwischenräume gepflanzten Bäume. Ihre immer grünen, glänzenden, lederartigen, ovalen Blätter und die aus dem Blattwinkel herauswachsenden Büschel schneeweißer Blumen bieten nebst den dunkelscharlachrothen Früchten einen sehr freundlichen Anblick, besonders da der Strauch acht Monate lang blüht und stets Früchte und Blüthen neben einander trägt. In diesen Früchten befinden sich die Samenkerne, je zwei in einer Frucht mit der flachen Seite an einander liegend. Dreimal hält man in Brasilien und Westindien Fruchtlese; in Brasilien pflückt man die Früchte, anderwärts werden die Bäumchen geschüttelt, worauf die reifen Früchte auf darunter gebreitete Tücher fallen. Die gesammelten Beeren werden auf besonders dazu eingerichteten Tennen ausgebreitet, und in wenigen Tagen trocknen die

glühenden Sonnenstrahlen das süßlich schleimige Fleisch der Früchte, welches dann durch besondere Walzmühlen von den Kernen entfernt wird.

In großen Säcken werden nun die Bohnen nach Europa ausgeführt, und der fremde Eindringling, der, selten getrunken oder als Arznei gebraucht, gewiß der Gesundheit ausgezeichnete Dienste leisten würde, hat, leider! bei Vornehm und Gering, bei Groß und Klein unsere heimischen gesunden, unserem Klima und unserer Natur zusagenden Getränke verdrängt. Die Aerzte erklären den Kaffee, namentlich als tägliches Getränk der Jugend, geradezu für ein langsames Gift. Und sicher ist er eines der vielen Reizmittel, durch welche unsere kränkliche Generation für einen augenblicklichen Genuß immer größerem Siechthum entgegen geht. Wie viel Geld gibt man doch aus, um sich krank zu machen! Wirklich, wir hätten fast Lust, den Dank an den Holländer Wieser und an den Franzosen Elieux wieder zurück zu nehmen! (Jul. Kell.)

202. Lobrede auf das Laub.

Jedermann redet gern von dem, was er liebt, und bemüht sich, dessen Vorzüge und Annehmlichkeiten in ein möglichst helles Licht zu setzen. Auch ich will es hier mit einem Lieblingsgegenstande aus der Natur, mit dem Laube der verschiedenen Gewächse also machen. — Die Blätter sind zunächst für die Pflanze selbst ein wichtiger Theil. Sie sind Werkzeuge des Athemholens und der Ernährung für sie, durch die sie Wasser, Luft und Licht einsaugt und Aehnliches wieder von sich gibt. Sie schützen oft die Wurzel der Gewächse und das Land umher von austrocknenden Sonnenstrahlen und bewahren dem Boden die nöthige Feuchtigkeit. Selbst heruntergefallen nützen sie noch dem Mutterstamme, indem sie seinen Fuß gegen des Winters Kälte decken, und endlich verweset, die fruchtbare Gartenerde bilden helfen, welche dem Pflanzenwuchse so förderlich ist. Und wie freuet sich des Laubes die ganze thierische Schöpfung! Eine unübersehbare Anzahl von lebenden Wesen nährt sich mit diesem Pflanzentheile, von der Raupe nnd dem Käfer an, die das zarte Blatt der Weide, Pappel oder Linde benagen, bis zu dem Schafe, der Kuh und dem Pferde, denen Laub, Gras und Klee, oder zu dem Elephanten, dem der ganze Pisangbaum zum Futter dient. Ein anderer Theil sucht im Sommer unter den Blättern Schutz vor Wind, Regen und Sommerhitze oder vor verfolgenden Feinden, und birgt sich im dürren Laube vor der Kälte. Ja, der Schneidervogel in Indien näht aus zwei Blättern sein ganzes Nest zusammen.

Vor allem aber weiß der Mensch, wie alle Theile der Natur, so auch diesen zu seinem Vortheile und zu seinem Vergnügen anzu-

wenden. Auch er benützt zuvörderst die Blätter einzelner Pflanzen zur wohlfeilen, wohlschmeckenden, gesunden Nahrung; sei es, daß er sie roh als Salat, oder gekocht als Gemüse verspeiset. Ein heißer Aufguß auf Blätter gibt den inländischen und den noch beliebteren ausländischen Thee. Als Gewürz dienen die Blätter des Sauerampfers, der Petersilie, des Körbelkrautes und Schnittlauches, auch der jungen Zwiebeln; einige werden, den Gaumen zu reizen, gekaut, andere verbrannt, und nur ihr Rauch eingesogen, wie der Tabak. Ferner liefert dieser Pflanzentheil manche Arznei. Die Wilden heilen Wunden durch gewisse zerkaute Blätter und auch der gebildete Arzt läßt Wallnußblätter auf offene Schäden legen. Besonders aber bereitet der Apotheker aus den Blättern des Wermuths, der Münze, des Fieberklee's und anderer Kräuter die heilsamsten Tränke. Bedeckung und Obdach begehren wir freilich von dem Laube nur gegen Sonne und Regen, aber in der heißen Zone bildet man auch ordentliche Dächer aus Palmenblättern, und wenn das Blatt des Maulbeerbaumes nicht den Seidenwurm nährte, so würden wir wenigstens dessen Gespinnst, und somit Manche ihre zierlichste Kleidung entbehren.

Außerdem dient das Laub dem Menschen noch zu mancherlei nützlichen Zwecken. Einige Blätter, wie die der Birke, des Ginsters, der Färbeflechte gewähren Farben, die der Weinpalme dienen dem Bewohner der Küste Malabar zum Schreiben; der Cingalese gebraucht sein großes Talipotblatt als Tisch- und Handtuch, und unser Landmann holt im Herbste das dürre Laub aus dem Walde zur Streu für sein Vieh. Jedoch auch ohne diese Rücksicht auf körperliche Benutzung ist das Laub eines der lieblichsten und merkwürdigsten Naturerzeugnisse. Im Einzelnen betrachtet, setzt es den Beobachter in Erstaunen durch seine höchst verschiedenartige Gestalt und Farbe, durch seinen künstlichen Bau und seinen manchfaltigen Geruch. In ganzen Massen genommen erscheint es uns als die alleranmuthigste Zierde, welche der Schöpfer der Oberfläche der Erde geben konnte. Das frisch entsprossene Grün des Frühlings, das Wiese, Acker und Wald unter dem blauen Himmel bedeckt, im Scheine der Sonne, in der reichsten Abstufung vom hellsten Licht bis zum dunkelsten Schatten gesehen, läßt wohl selten einen Menschen ganz kalt. Und besonders die Laubhallen des Waldes mit ihrer grünen Dämmerung, ihrer Kühlung, ihrem Dufte, ihrem lieblichen Säuseln! — Nein, wir Menschen können Gott nicht genug für diese herrliche Gabe danken! (J. Drieselmann's Leseb.)

203. Der Nadelwald.

Mit der Schönheit des Laubwaldes kann sich der Nadelwald zwar nicht messen, und muß in der Frühlings- und Sommerzeit

diesem den Vorzug lassen; aber er hat auch sein Schönes, worin ihm jener nicht beikommt. Jahr aus, Jahr ein trägt er durch alle Monate dieselbe Farbe und bleibt sich gleich, wie ein treuer Freund, mag die Erde sich auch ringsum verändern. Und wenn der Schnee alles Grün begräbt, so widersteht ihm der Nadelforst und rettet unter Sturm und Gestöber die Farbe des Pflanzenreiches. Wie im Wetter der Schlacht der brave Fahnenträger nicht weicht, so hält auch er das grüne Banner den andringenden dunkeln Schneewolken kühn entgegen und verläugnet sein Abzeichen nicht, dem Winter zum Trotz und gleichsam der Pflanzenwelt zur Ermunterung. Wohl gereicht ihm diese Beständigkeit zum Verderben; die Schneemassen lagern sich auf sein Gezweige; unter ihrer Schwere krachen die Aeste und mancher Baum steht verstümmelt unter den verschont gebliebenen Bäumen da, wenn der wiederkehrende Frühling unter dem Jubelruf der Sänger im Feld und Wald seinen Einzug hält, der Winter aber das Feld geräumt hat und nur noch die Bergesspitzen besetzt hält. So erscheint auch der tapfere, aber verwundete Krieger neben seinen Kameraden, an welchen die feindliche Kugel glücklich vorüberflog, wenn nach der gewonnenen Schlacht der lustige Siegesmarsch erklingt, und der fliehende Feind aus der Ferne noch vergebens seine Geschütze donnern läßt.—Wer unter allen Bäumen bewahrt dem heiligen Weihnachtsfeste den grünen Strauß, wenn es die Tanne oder Fichte nicht thäte! In den Tagen der Blüthe aber duftet der Nadelwald und putzt sein Haus so schön, als man es eben verlangen kann. Immergrün aller Art, die Karthäuser-Pechnelke, Ginster, wohlriechende Orchis, Sauerklee, zarte Grashalmen, Wachholdersträucher, wilder Spargel, Haidekraut, Hundsveilchen und Sonnenröschen bedecken den Boden. Bisweilen nimmt junges Laubholz darauf Platz; denn die verfaulten Nadeln haben den magern Boden verbessert und zum Gedeihen desselben tauglich gemacht. Betrachtet man die Fichte, wenn die rothen Blüthen in Menge die Zweige bedecken und der Baum in schönster Regelmäßigkeit in die Luft hoch aufstrebt, so möchte ich einen im Walde sehen, der sich besser ausnähme. Der Nadelforst auf seinem dürftigen Boden gibt ein Beispiel, daß auch ohne Ueberfluß Schönes und Großes gedeihen kann.

In der schlanken Tanne aber trifft man Wiege und Sarg vereinigt; denn aus ihrem Holze macht der Schreiner beide.

(Hepp, Lehr- und Leseb.)

204. Der Wanderer in der Sägemühle.

Dort unten in der Mühle
Saß ich in guter Ruh,
Und sah dem Räderspiele,
Und sah den Wassern zu.

Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie im Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne ward wie lebend;
In Trauermelodie,
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:

„Du kehrst zur rechten Stunde,
„O Wanderer, hier ein;
„Du bist's, für den die Wunde
„Mir dringt ins Herz hinein.

„Du bist's, für den wird werden,
„Wann kurz gewandert du,
„Dies Holz im Schooß der Erden,
„Ein Schrein zur langen Ruh."

Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's um's Herze schwer;
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

(J. Kerner.)

205. Wiege und Sarg.

Ruhestätten gibt es gar viele im Leben, — und wer kennt unter ihnen nicht die zwei wichtigsten? — Die eine steht an der Eingangsschwelle des Lebens, die andere an der Ausgangsschwelle desselben. Verschieden, sehr verschieden, ja völlig entgegengesetzt scheinen sie in ihrem Zwecke zu sein, und doch sind beide einander nahe verwandt.

Aus Brettern ist die Wiege gezimmert. Und so auch der Sarg. Im Walde stand einst der Baum, von welchem die Bretter genommen wurden. Frisch und grün streckte er seine Zweige aus, und schon damals ruhete der müde Wanderer unter ihm. Endlich wurde der Baum gefällt, sein Stamm zerschnitten und in friedlicher Werkstätte verarbeitet. Eine Wiege vielleicht und ein Sarg zugleich entstand aus seinem Holze. Wiege und Sarg — beide also wuchsen einst kräftig und voll als Waldbaum oder als Obstbaum, auf dessen Zweigen die Vögel sangen. Beide wurden vom Frühlinge einst belaubt und vom Herbste entblättert. Beide wurden gefällt durch Axt und Sturm. — Und in beiden schläft der Mensch. In beiden gibt's Ruhe und Frieden. Wie harmlos liegt der Säugling in der Wiege. Keine Noth ficht ihn an. Rein und ungetrübt ist der Himmel seines Lebens. — Verhält sich's anders mit dem Sarge? Auch in ihm schläft der Mensch. Und auch hier trifft den Menschen kein Ungemach, keine Erdennoth. Zwar ein anderer Schlaf ist es, als der Schlaf in der Wiege — denn jetzt ist er eisern, traumlos und kalt — aber sicher und geborgen doch hält er den Schläfer.

In beide steigen wir nicht selbst. Man legt uns hinein Denn hilflos und schwach noch waren wir, als wir auf dem Schooße der Mutter saßen. Von ihr erlangten wir, was wir brauchten. Auch die Ruhe. Die Mutter hob uns herab vom Arme und Schooße, sie legt uns liebend und sanft in die Wiege. — Starr und bleich und gebrochen an Kraft und Bewegung sind wir im Tode. — Man legt uns hinein in den Sarg, denn wir selbst können uns nicht betten. — Wiege und Sarg — an beiden wird geweint. Wer kennt nicht die Thränen der Freude, die im Vater- oder Mutterauge glänzen, wenn es auf die Wiege des Kindes blickt? — Wer

kennt nicht die Thränen des Schmerzes, welche in dem Auge des Kindes glänzen, wenn es am Sarge der Eltern steht? — Eltern legen ihre Kinder in die Wiege, und in der Regel legen die Kinder ihre Eltern in den Sarg. Thränen gibt's hier wie da. — Wiege und Sarg — an beiden wird gehofft. Ja, Hoffnung regt sich im Herzen, süße Hoffnung leuchtet uns entgegen, wenn wir an der Wiege unserer Lieblinge stehen. Mit ihnen hoffen wir durch's Leben zu gehen. Durch sie gedenken wir ein reines Band zu knüpfen für die Erde und Glück und Freude und Wonne zu finden. — Im Tode ist dieses Band zerrissen, — aber wir hoffen mit Zuversicht, es werde in der Höhe sich wieder dauerhaft knüpfen. Und diese Hoffnung ist am Sarge unser Trost, nnser Anker, unser Rettungsstern. — Wiege und Sarg — an beiden wird gebetet. Fromme Wünsche, Gedanken und Gefühle steigen aus den Herzen der Eltern zum Himmel auf, wenn sie an dem harmlosen Lager des Kindes stehen. Um Glück und Segen für den Liebling beten sie zu Gott. — Auch an dem Sarge beten wir. Wir beten für den Todten. Wir beten für ihn um ein gnädiges Gericht, um Himmelsfrieden und Seligkeit. Wir beten für uns um Weisheit für das Leben und das Sterben.

Wiege und Sarg — immerdar werdet ihr Menschen bergen! Oft, ach — stehet ihr nahe an einander, oft kaum eine Spanne weit getrennt. Doch nahe oder fern, ihr beide seid Wiegen, die eine: Wiege für die Erde, — die andere: Wiege für den Himmel. (Würkert.)

206. Sprüchwörter.

Wer sich in Gefahr begibt, der kommt darin um. Wer nicht hören will, der muß fühlen. Wer ein Ding nicht sehen will, dem helfen weder Licht noch Brill. Wer zuviel Dinge kann, der wird zuletzt ein Bettelmann. Wer müßig geht in jungen Tagen, der muß alt am Hungerseile nagen. Wer zu entbehren weiß, lebt auch bei Mangel zufrieden. Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen. Wem der Beifall Gottes nicht theuer ist, dem gebricht es dereinst an Zuversicht. Was Gott thut, das ist wohlgethan. Was nicht ist, das kann werden. Was Menschenfleiß allein nicht zwingt, mit Gottes Segen leicht gelingt. (Chr. v. Schmid.) Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären. (Schiller). Die schönste Antwort auf Verleumdung ist, daß man sie stillschweigend verachtet. (Göthe). Liebt euch auf Erden und wißt, daß Gott im Himmel Liebe ist.

Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Erzähle nicht leicht, was du selber Gutes gethan. Der Gesunde weiß nicht,

wie reich er ist. Die Blum' im Garten lehrt, wie lange Schönheit währt. Die Werke zeugen an, was Jeder leisten kann.

207. Die Muttergottesrose.

Maria einst in Demuth stand,
An eines klaren Bächleins Rand,
Von Jesus, ihrem Knaben klein,
Wäscht sie ein Kleidchen weiß und fein,
Und schaut sich um nach sichrer Stätte,
Wo es die Sonn' getrocknet hätte.
Doch nackt war Alles rings umher,
Ein Rosenstrauch nur kahl und leer,
Hing wild am schroffen Felsenrain:
Kein Blättchen grünt im Sonnenschein,
Kein rothes Röslein freundlich blüht.
Maria fragend zu ihm sieht:
„Du Armer, willst du gütig nützen,
Und meines Lieblings Kleidchen schützen?"
Die Holde spricht's und hängt gewandt
Das Kleidchen auf mit zarter Hand,
Und kehrt mit mildem Mutterblick
Zu ihrem süßen Kind zurück,
Schaut seines Schlummers wonnig Glüh'n,
Der Wänglein zarte Rosen blüh'n.
Die Aeuglein selig zugeschlossen,
Von Himmelsruhe hell umflossen,
So wunderschön, wie Engel sind,
Und doch ein lieblich Erdenkind;
Mit ird'schen Zügen ist's geschmückt,
Doch was durch sie das Herz entzückt,
Das ist auf Erden nicht entsprossen,
Das ist wohl höherm Licht entflossen.
Maria neigt sich liebend hin
Und betet mit bewegtem Sinn:
„O Vater! nimm in deine Hut
Mein Kindlein, engelschön und gut;
Der Erdenweg ist rauh und hart;
Bewahre, Gott, mein Kindlein zart!"
Noch lange stand sie betend da,
Dem wunderbaren Kinde nah'.
Dann eilt sie wieder aus der Hütte
Zum Rosenstrauch mit leisem Schritte,
Doch staunend bebet sie zurück;
Welch' Wunder zeigt sich ihrem Blick,
Da ihr der dürre Strauch in Pracht
Mit Blüth' und Duft entgegenlacht!
Sein feiner grüner Blätterkranz
Spielt lieblich in der Sonne Glanz,
Und hell, wie Morgenröthe glüht,
Sind zarte Röschen aufgeblüht.
Ein wunderbarer milder Hauch
Umwallet sanft den heil'gen Strauch,
Auf jedem Blatt ein Duft so süß,
Als weh't er aus dem Paradies!
Maria faßt das Wunder kaum,
Sie wähnet sich im stillen Traum.
„Ja," ruft sie, „ich erkenne dich,
Und beuge still in Demuth mich.
O Kind, vom Herrn so hoch erhoben,
Dich soll mein ganzes Leben loben!"
Sie nimmt mit zitternd leiser Hand
Herab das heilige Gewand,
Und kehrt zu ihrem Kind zurück.
Da schlägt es auf den hellen Blick,
Von Lieb' und Unschuld wunderbar
Und gleich dem Himmel licht und klar.
Maria sinkt mit Demuthssinn,
Vor dem verklärten Kinde hin,
Und betet fromm den Ew'gen an,
Der Großes hat an ihr gethan.

(Kath. Dietz.)

208. Der Johannisbeere Ursprung.

Im Felsenthal, der Welt entfloh'n, weilt still und ernst der Wüste Sohn, Johannes, der berufen war, zu sammeln der Verirrten Schaar. Er wallt umher; der Sonne Gluth gießt zehrend Feuer in sein Blut, doch denkt, versenkt in ernst're Pflicht, er auf des Leibes Pflege nicht. Schon thaut der Abend auf die Flur: da siegt die menschliche Natur, und tief ermüdet sinkt sein Haupt auf eine Felsbank, kühl umlaubt.

Er schaut umher; wohin er blickt, ist keine Hand, die ihn erquickt; nicht Speis' und Trank, nicht Quell' und Frucht, wo auch sein spähend Auge sucht. Er seufzt, doch blickt er auf und spricht: „Der Herr läßt doch sein Werkzeug nicht!"

Von Dornen wund ist Fuß und Arm; es fließt in Tropfen hell und warm sein Blut hernieder zu dem Strauch, der ihn gekühlt mit sanftem Hauch. Bald schlummert er, und träumet süß von lichter Zukunft Paradies, und von der Liebe starkem Held, dem rüstig er das Feld bestellt. Indessen hat der Strauch mit Lust geschmiegt sich an des Schläfers Brust; ihm ist so wohl, ihm ist so gut, seit ihn getränkt Johannes Blut. So hat kein Lichtstrahl ihn erquickt, so hat ihn noch kein Lenz geschmückt.—Und als gestärkt von sanfter Nacht der Seher heiter nun erwacht, o Wunder! ist des Strauches Grün geschmückt mit funkelndem Rubin, und Beeren, purpurroth und hell, wie ihres Ursprungs reiner Quell, an Labung fast den Trauben gleich, bekränzen fröhlich das Gesträuch. Da sinkt Johannes betend hin, und blickt empor mit Kindessinn, und schlürft den süßen Labetrank der reifen Frucht mit Lieb' und Dank. Die Traube aber blieb zur Zier dem guten Strauche für und für, und wird bis heut in jedem Land Johannisbeere noch genannt.

(Rebau.)

209. Der Holunderstab.

Ein Jäger wandelte mit seinem Knaben auf dem Felde, und es floß ein tiefer Bach zwischen beiden. Da wollte der Knabe zu seinem Vater hinüber; aber er vermocht' es nicht, denn der Bach war sehr breit. Sogleich schnitt er sich einen Ast aus dem Gebüsche, setzte den Stab in das Bächlein, lehnte sich keck darauf und gab sich einen gewaltigen Schwung. Aber siehe! es war der Ast eines Fliederbaumes, und indem der Knabe über dem Bach schwebte, brach der Stab mitten entzwei, und der Knabe that einen tiefen Fall in das Wasser, und die Wellen brauseten und schlugen über ihm zusammen.

Dieses sah ein Hirt von ferne, lief hinzu und erhob ein Geschrei. Aber der Knabe blies das Wasser von sich und schwamm lachend an das Ufer. —

Da sprach der Hirt zu dem Jäger: Ihr scheint ihn es wohl gelehrt zu haben, aber eins habt Ihr vergessen. Warum habt Ihr ihn auch nicht gewöhnt, das Innere zu erforschen, bevor er dem Zutrauen das Herz öffnet? Hätt' er das weiche Mark inwendig geprüft, er würde der täuschenden Rinde nicht getraut haben! —

Freund, erwiederte der Jäger, ich habe sein Auge geschärft und seine Kraft geübt — und so kann ich ihn der Erfahrung vertrauen. Das Mißtrauen mag die Zeit ihn lehren. Aber er wird auch in der Versuchung aufrecht beharren, denn sein Auge ist hell und seine Kraft ist geübt. (Krummacher.)

210. Der Weinstock.

Am Tage der Schöpfung rühmten sich die Bäume gegen einander, frohlockend ein jeglicher über sein eigenes Dasein. „Mich

hat der Herr gepflanzt," sprach die erhabene Ceder: „Festigkeit und Wohlgeruch, Stärke und Dauer hat er in mir vereinigt."— „Jehova's Güte hat mich zum Segen gesetzt," sprach der umschattete Palmbaum; „Nutzen und Schönheit hat er in mir vermählet." Der Apfelbaum sprach: „Wie ein Bräutigam unter den Jünglingen, prange ich unter den Bäumen des Waldes." Und die Myrthe sprach: „Wie unter den Dornen die Rose, stehe ich unter den niedrigen Gesträuchen." So rühmten alle, der Oel- und Feigenbaum, selbst die Fichte und Tanne rühmten.

Der einzige Weinstock schwieg und sank zu Boden. Mir, sprach er zu sich selbst, scheint Alles versagt zu sein, Stamm und Aeste, Blüthen und Früchte; aber so wie ich bin, will ich hoffen und warten. Er sank darnieder und seine Zweige weinten.

Nicht lange wartete und weinte er; siehe, da trat der Herr der Erde, der freundliche Mensch, zu ihm. Er sah ein schwaches Gewächs, ein Spiel der Lüfte, das unter sich sank und Hilfe begehrte. Mitleidig richtete er's auf und schlang den zarten Baum an seiner Laube hinauf. Froher spielten jetzt die Lüfte mit seinen Reben; die Gluth der Sonne durchdrang seine harten, grünenden Körner, bereitend in ihnen den süßen Saft, den Trank für Gesunde und Kranke. Mit reichen Trauben geschmückt, neigte bald der Weinstock sich zu seinem Herrn nieder, und dieser kostete seinen erquickenden Saft und nannte ihn seinen Freund, seinen dankbaren Liebling. Die stolzen Bäume beneideten ihn jetzt, denn viele standen entfruchtet da; er aber freute sich voll Dankbarkeit seines geringen Wuchses, seiner ausharrenden Demuth.

Darum erfreut sein Saft noch jetzt des Menschen Herz, und hebt empor den niedersinkenden Muth und erquickt den Betrübten.

Verzage nicht, Verlassener, und harre duldend aus. Im unansehnlichen Rohre quillt der süßeste Saft; die schwache Rebe gebiert den erquickendsten Trank der Erde. (Nach v. Herder.)

211. Die Weintrauben.

Wilhelmine kam an einem schönen Tage zu Anfang des Herbstes von einem Spaziergange zurück. Da stand auf ihrem Arbeitstische ein Körbchen voll Weintrauben, die theils dunkelblau, theils hellgelb aus dem grünen Rebenlaube hervorblickten.

„Woher kommen doch"—rief sie entzückt—„schon so früh im Herbste diese herrlichen Trauben, und wem gehören sie?" „Sie gehören dir," sprach die Mutter; „Karoline, deine Freundin im Weinlande hat sie dir geschickt, sie sind von den ersten Trauben, die dort reif werden."

„O, wie gütig ist meine Freundin!" sprach Wilhelmine. „Wie freu ich mich, daß sie so liebreich an mich denkt! Sogleich

will ich an sie schreiben und ihr danken. Wenn ich nur wüßte, wi ich ihr auch eine Freude machen könnte, ich würde es von Herzen gerne thun."

Die Mutter sprach: „Es freut mich, daß du gegen die gütige Karoline so dankbar bist. Allein eins betrübt mich doch in diesem Augenblicke. Sieh', wir haben seit dem Tage, da du die ersten Erdbeeren pflücktest, bis auf diese Stunde, wo du die Weintrauben erhieltest, eine Menge köstlicher und manchfaltiger Früchte gepflückt und genossen; ich bemerkte aber nie, daß du dem lieben Gott so lebhaft gedankt hättest. Und ist denn nicht jede Frucht ein Geschenk seiner Güte und Liebe? Sollten wir nicht seine Freundlichkeit daran erkennen? Sollten wir uns nicht Mühe geben, ihm, der uns so viele Freude macht, auch Freude zu machen durch ein frommes Leben? O, danke doch ja künftig dem gütigen Vater im Himmel herzlicher für seine Gaben! Danke ihm, so oft du eine Gabe von ihm bekommst und genießest." (Chr. v. Schmid.)

212. Lied der Winzer.

Winzermütter, leert die Fässer! Winzerväter schärft die Messer! Seht, die Trauben glänzen schön; auf, und eilet auf die Höh'n. Winzerknaben, Winzermädchen, jetzt hinweg mit Pflug und Rädchen! Leicht wie Rehe, tanzt im Lauf' Rebenhügel ab und auf! Sammelt, Geist und Herz zu laben, jauchzend Gottes Wundergaben! Sammelt Trauben, reif und schwer, sammelt sie und tragt sie her! Auf dem Hügel, in dem Thal, am Geländer, an dem Pfahle lächelt Gottes Segen euch, macht euch alle froh und reich! Auf, empfangt mit frohen Händen, was die Berge Gottes spenden! Auf und preßt den goldnen Wein!— aber schenket mäßig ein!

(J. B. Berger.)

213. Der Thee.

In China wächst ein kleiner Strauch, ähnlich der Myrthe. — der Theestrauch. Bis Ende des sechszehnten Jahrhunderts kannte man ihn in Europa nicht. Seitdem haben die getrockneten Blätter des chinesischen Strauches mit reißender Schnelligkeit über die ganze Welt sich verbreitet. Wie Chinesen und Japanesen, vom Kaiser bis zum Bauer, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht seit undenklichen Zeiten ihren Thee (aber stets ohne Milch und Zucker) tranken und trinken und gekochten Thee selbst auf den Märkten feilbieten, so ist in der ganzen gebildeten Welt der Thee ein Lieblingsgetränk, wenigstens der höheren Stände, geworden. Engländer und Amerikaner wetteifern mit einander, wer den meisten Thee verbrauche, und jene verbrauchen jetzt jährlich über 50





Millionen Pfund Thee. In allen Familien dampft traulich auf den Tischen die Theekanne und ersetzt in den zahllosen Mässigkeits-Vereinen die Stelle der geistigen Getränke. Man genießt ihn stark gekocht zu festen Speisen und thut sich etwas zu Gute darauf, daß Niemand in der Welt den Thee so kostbar zu bereiten verstehe, als die blonden Söhne und Töchter Albions. Mit dem Flieder- und Krausemünz-Thee, diesen medicinischen Hausmitteln unserer deutschen Heimath, macht man freilich weniger Umstände.

Es ist mit dem Theestrauche wie mit dem Weinstocke; man kann ihn wohl in andere Himmelsstriche verpflanzen, selbst in Frankreich gedeiht er im Freien; nirgends aber erlangt er die heimathliche Gewürzhaftigkeit, und so wird die Welt wohl den klugen Chinesen tributpflichtig bleiben. Es gehört aber auch chinesische Geduld und Sorgsamkeit zur Behandlung des Thees. Jahre lang pflegt und düngt, hackt und jätet der Chinese um die buschigen, immer grünen Sträuche, die er kaum drei Ellen hoch werden läßt und dann die acht bis zehn Jahre alten Stöcke abhaut, damit sie stets wieder frische, blätterreiche Schößlinge treiben. Der Theestrauch gleicht mit seinen weißen Blüthen etwa unseren Weißdornblüthen;—aber welchen balsamischen Duft mögen die Blumen und Blätter aushauchen! Man rieche nur in eine Büchse guten Thee's! Doch ist der beste chinesische Thee, von dem in Europa ein Pfund wohl über fünf Thaler kostet, nichts im Vergleiche zu jenem kostbaren Kaiserthee, der, unter dem günstigsten Himmelsstriche, auf einem von Gräben umgebenen Berge und unter dem Schutze besonders verpflichteter Wächter wachsend, allein für den Kaiser von China und seinen Hof bestimmt ist und gar nicht aus dem Lande geführt werden darf. Man wählt dazu die zartesten Blätter der frühesten Triebe bei der ersten Blätterlese im Februar und erzählt, daß die Arbeiter, welche die Blätter mit feinen Handschuhen pflücken, einige Wochen vorher keine groben Nahrungsmittel genießen dürfen, damit ihr Hauch nicht den feinen Wohlgeruch der zarten Blätter verderbe. Ueberhaupt mag von der ersten Ernte wenig ausgeführt werden; die zweite, dritte und vierte Lese im April, Mai und Juni ist gut genug für die Barbaren — außerhalb des himmlischen Reiches!

Die einzelnen, sorgfältigst mit den reinsten Händen gepflückten Blättchen werden in einer mäßig erwärmten, metallenen Pfanne oder über Wasserdampf zum Welken gebracht, dann auf eine Matte geschüttelt und noch heiß zwischen den Händen zusammengerollt. In dieser Gestalt kommt der Thee zu uns über die See, oder durch Karavanen über Rußland, als grüner oder schwarzer Thee, sorgfältigst eingepackt in den mit Staniol ausgelegten Pappdosen, auf welchen man in den buntesten Farben leibhaftige Chinesen, wie sie auf den Theemärkten erscheinen, abgebildet sehen und die wunder-

baren chinesischen Schriftzüge bewundern kann, welche den Namen des Producenten und des Landbezirkes (gleich den Etiquetten auf unseren Weinflaschen) nennen. Wir mögen uns aber nur in Acht nehmen, daß man uns nicht trotz solcher Kapseln in England oder Rußland präparirte Schlehen- oder Eschenblätter für Thee aus Kanton verkaufe. Und spricht dann wohl Einer oder der Andere, wie die Chinesen doch närrische Käuze wären, und wie kraft- und saftlose bittere Brühe, die höchstens nach den hineingemischten Zimmetstengeln und Gewürznelken dufte, ohne diese und ohne Zucker und Milch doch sicherlich nicht zu trinken sei, — der vergesse nicht, daß vielleicht keines der grünen Blättlein in der Kanne, China oder Japan jemals gesehen hat! (J. Kell.)

214. Sigismund und sein Blümchen.

Ward ein Blümchen mir geschenket.
Hab's gepflanzt und hab's getränket.
Vögel, kommt und gebet Acht!
Gelt', ich hab' es recht gemacht?

Sonne, laß mein Blümchen sprießen!
Wolke, komm, es zu begießen!
Richt' empor dein Angesicht,
Liebes Blümchen, fürcht' dich nicht!

Und ich kann es kaum erwarten,
Täglich geh' ich in den Garten,
Täglich frag' ich: Blümchen, sprich,
Blümchen, bist du bös auf mich?

Sonne, ließ mein Blümchen sprießen,
Wolke kam es zu begießen;
Jedes hat sich brav gemüht,
Und mein liebes Blümchen blüht.

Wie's vor lauter Freude weint!
Freut sich, daß die Sonne scheint,
Schmetterlinge fliegt herbei,
Sagt ihm doch, wie schön es sei! (H. Hoffmann.)

215. Mein Gärtchen.

Liebe Emma!

Du weißt schon, daß ich ein Gärtchen habe, in welches ich alle Jahre schöne Blumen pflanze. Unter allen, die mir während dieses Sommers Freude machten, war mir aber keines so lieb, als ein einfaches Erdbeersträuchlein. Höre, warum gerade dieses Deiner Marie so viele Freude brachte.

Ich ging in den ersten Tagen des April mit meiner Mutter spazieren. Es hatte die Woche vorher stark geregnet und dazwischen stark gestürmt. Als wir nun am Fuße eines Felsen vorbeigingen, erblickte ich ein zartes Erdbeersträuchlein, welches schon von der warmen Märzsonne hervorgelockt war. Aber die Regengüsse und Stürme hatten es wieder aus der Erde gerissen, so, daß es nur noch mit wenigen Wurzeln fest hing. Das arme Pflänzchen dauerte mich, ich machte es vollends los und nahm es mit nach Hause in mein Gärtchen. Hier suchte ich ihm ein sonniges, aber doch auch ein kühles Plätzchen aus, grub eine Vertiefung und pflanzte mein armes Waislein hinein. Ich versäumte nicht, es

fleißig zu begießen, und siehe da, schon im Mai bekam es sieben schöne, weiße Blüthen, welche gleich Sternen glänzten. Meine Freude wurde aber noch vermehrt, als es endlich sogar sieben Beeren trug, welche sich täglich sogar mehr rötheten und jetzt wie Rubinen glänzen. Ist es nicht, als ob das Pflänzchen mir für meine Sorgfalt dankbar sein wollte?

Willst Du es selbst sehen, und meine Freude theilen, so besuche nur bald Deine Marie.

(Kellner.)

216. Das Leben der Blumen.

a) Einfachste Darstellung.

Die Erde gibt allen Pflanzen, also auch den Blümchen, Nahrung, so wie die Mutter ihren Kindern Nahrung gibt. Im Winter sind jedoch draußen keine Blumen zu finden, und die Wurzeln derselben, welche in der Erde verborgen sind, fangen erst wieder an, Knospen zu treiben, wenn der warme Frühling kommt. Da freut sich alles über die lieblichen Blumen; sie werden von vorüberfließenden Quellen getränkt, Vögel und Insekten flattern um sie her, die Sonne bescheint sie so freundlich, und selbst der Mensch freut sich über die Ankunft der schönen, bunten Blümchen. An jedem Morgen aber werden sie durch den funkelnden (glänzenden) Thau erfrischt und gereinigt. — Die kleinen, dankbaren Blumen möchten auch gern uns alle noch mehr erfreuen. Sie verbreiten daher, so lange sie blühen, einen angenehmen Geruch und werden deßhalb nur noch mehr geliebt. So blühen sie zu aller Freude fort, bis der Herbst kommt, wo sie wieder verwelken, um uns abermals im nächsten Frühlinge zu erfreuen.

b) Poetische Darstellung.

Blumen, freundliche Kinderchen ihr,
Wie liebt euch die Erde so warm!
Wohl seid ihr der Mutter lieblichste Zier,
Drum trägt sie euch schützend im Arm;
Und brauset der Herbstwind durch Felder und Wald
So rauh und kalt,
Dann hält sie mit zärtlichem Sorgen
Euch tief in dem Schooße verborgen.

Blumen, freundliche Kinderchen ihr,
Dann schlaft ihr der Mutter im Arm!
Sie heget und pfleget euch für und für,
Bis Lüftchen im Lenze so warm.
Dann schlüpft ihr hinaus in die sonnige Welt,
In Busch und Feld,
Und lasset mit wonnigem Lächeln
Euch wieder von Westen umfächeln.

Blumen, freundlichen Kinderchen gleich,
Froh küssen euch Quellen den Fuß,
Und Vöglein, tändelnd durch Waldesgesträuch,
Sie bringen in Liedern den Gruß,
Und gehet die herrliche Sonne dort auf,
In ihrem Lauf,
Blickt strahlend so warm sie hernieder
Und küsset euch Blümelein wieder.

Bienen kommen in freudiger Hast,
Lang' haben sie euch nicht geschaut,
Bitten sich summend und brummend zu Gast,
Der Schmetterling grüßt euch vertraut.
Vor allen der Mensch mit der fühlenden Brust,
In stiller Lust,
Begrüßet euch Lieblichen wieder,
Euch weihend die schönsten der Lieder.

Blumen, dankend drum öffnet ihr auch
Den würzigen duftenden Schooß,
Und lebenerfrischender, stärkender Hauch,
Reißt statt der Sprache sich los. —

So lebt ihr mit heiterem, liebendem Sinn
Im Lenze hin,
Und wehet der Nordwind hernieder,
So kehret zur Mutter ihr wieder.

(Kellner.)

217. Die Hyazinthe.

§. 1. Sophie war betrübt, daß der Winter so lange währte. Denn sie liebte die Blumen, und hatte ein kleines Gärtchen, wo sie sich die schönsten mit eigener Hand erzog. Darum sehnte sie sich nach dem Frühlinge, und daß der Winter vorübergehen möchte.

§. 2. Da sprach der Vater: Siehe, Sophie, ich habe dir eine Blumenzwiebel mitgebracht, du mußt sie dir aber selbst mit Sorgfalt erziehen.

§. 3. Wie vermöchte ich das, mein Vater, antwortete das Mädchen. Es ist ja Schnee draußen, und die Erde ist hart wie ein Stein. — So redete sie, denn sie wußte nicht, daß man auch in Scherben Blumen erziehen kann, und hatte es niemals gesehen.

§. 4. Der Vater aber gab ihr ein Töpfchen mit Erde, und Sophie that die Blumenzwiebel hinein. — Aber sie sah den Vater an und lächelte, zweifelnd, ob er auch im Ernste geredet; denn sie meinte, es müsse ein blauer Himmel über der Blume schweben und Frühlingslüftchen um sie her, und unter ihren Händen könne solche Herrlichkeit nicht gedeihen.

§. 5. Nach einigen Tagen hob sich die Erde in den Scherben, grüne Blätter trugen sie empor auf ihren Spitzen und kamen an das Licht. Da frohlockte Sophie, klatschte in die Hände und verkündete dem Vater und der Mutter und dem ganzen Hause die Geburt des jungen Pflänzchens. Darauf benetzte Sophie die Pflanze mit Wasser und lächelte mit Wohlgefallen auf sie hernieder.

§. 6. Der Vater sah es an und sprach: So recht, mein Kind! Dem Regen und Thau muß der Sonnenschein folgen. Der Strahl des freundlichen Auges gibt der Wohlthat, welche die Hand reicht, ihren Werth. — Dein Pflänzchen wird wohl gedeihen, Sophie!

§. 7. Nun kamen die Blätter aus dem Schooße der Erde ganz hervor und glänzten mit lieblichem Grün. Da ward Sophiens Freude noch größer. O, sagte sie mit inniger Freude, ich will auch wohl zufrieden sein, wenn keine Blüthe kommt. Genügsame Seele! sprach der Vater, dir wird mehr gegeben werden, als du zu hoffen wagst. — Er zeigte ihr den Keim der Blume, der zwischen den Blättern verborgen lag.

§. 8. Sophiens Sorgfalt und Liebe wuchs mit jedem Tage, so wie die Blume sich allmälig entfaltete. Mit vorsichtiger Hand sprengte sie Wasser darauf, und fragte, ob es genug oder zu viel,

und ob es wohl zu kalt sein möchte. — Und wenn ein Sonnenblick durch die Fenster kam, dann trug sie leise wandelnd die Pflanze hinüber in den Sonnenschein; und ihr Odem hauchte den Staub von den Blättern, so wie ein Morgenlüftchen die Rose umhaucht.

§. 9. Mit dem Gedanken an ihre Blume schlief Sophie am Abend ein und erwachte mit ihm des Morgens. Mehrmals erblickte sie auch im Traume ihre Hyazinthe in voller Blüthe, und wenn sie dann am Morgen noch nicht blühte, und Sophie sich getäuscht sah, war sie deßhalb unbekümmert und sprach lächelnd: Es kann ja noch werden. —

§. 10. Zuweilen auch fragte sie den Vater, in welche Farbe die Blume sich kleiden würde, und wenn sie alle Farben durchgegangen war, sprach sie mit fröhlicher Stimme: Es ist mir einerlei, wenn sie nur blühet!

§. 11. Endlich blühete die Blume. Zwölf Glocken hatten sich in der Frühe des Morgens geöffnet. Zwischen fünf breiten, smaragdgrünen Blättern hingen sie hernieder in voller jugendlicher Schönheit. Ihre Farbe war röthlich, gleich dem Wiederschein der Morgenröthe oder dem zarten Duft auf Sophiens Wangen. Ein balsamischer Wohlgeruch umschwebte die Blume. Es war ein heiterer Märzmorgen.

§. 12. Sophie konnte die Herrlichkeit nicht fassen; ihre Freude war daher still und ohne Worte. Sie lag vor der Blume auf ihren Knieen und schaute sie an. —

§. 13. Da trat der Vater herzu, und sah sein geliebtes Kind und die blühende Hyazinthe an und ward gerührt und sprach: Siehe, wie du deine Hyazinthe liebst, so und noch mehr lieben wir dich!

§. 14. Da sprang das Mädchen auf und umarmte den Vater. Nach langer Umarmung sprach sie mit leiser Stimme: O, ich möchte euch auch so erfreuen, wie sie mich erfreut hat! —

(Nach Krummacher.)

218. Die Kräuter

mit ihrem saftigen und weichen Stengel dauern bei Weitem nicht so lange, als die Holzgewächse. Der weiche Stengel kann den strengen Winter nicht ertragen; daher stirbt er bei fast allen vor dem Eintritt desselben. Bei einigen vergeht aber mit dem Stengel auch zugleich die zarte Wurzel, bei andern bleibt sie und treibt im folgenden Jahre neue Stengel; erstere Kräuter nennt man Sommergewächse, letztere hingegen überwinternde Gewächse.

Gar manche Kräuter werden von uns Menschen in Gärten und auf Feldern angebaut, weil sie uns zur Nahrung dienen; das sind nährende Kräuter. Einige derselben geben uns ihre

Wurzeln oder Wurzeltheile, nämlich: die (weiße, gelbe und rothe) Rübe, die Kohlrübe oder der Kohlrabi, die Möhre oder gelbe Wurzel, die märkische Rübe, der Sellerie, die Petersilie, der Rettig, das Radieschen, der Meerrettig, die rothe Beete, die Kartoffel oder der Erdapfel, die Zwiebelarten, als die Zwiebeln, die Schalotten, der Porre, der Knoblauch und der Schnittlauch. — Von dem Spargel essen wir den Stengel. — Von andern Kräutern genießen wir die Blätter, nämlich von Grün- und Weißkohl, vom Salat, Spinat, Sauerampfer und von der Kresse. — Vom Blumenkohl essen wir die Blüthe; von noch andern Kräutern die Samenhülsen oder Samenkörner, nämlich von den Gurken, Melonen, Kürbissen, Erdbeeren, Bohnen, Erbsen, Linsen, Buchweizen und auch von dem Senf.

Andere Kräuter benutzet die Hausfrau als Würze für Speisen und Getränke; von einigen braucht sie die Wurzel, von andern die Blätter und von noch andern die Samenkörner. Gewürzkräuter sind: der Sellerie, die Petersilie, die Zwiebel, der Körbel, der Senf, der Thymian, der Majoran, der Lavendel, der Hopfen, der Kümmel, der Anis und der Dill. Die Blätter der Pfeffermünze, der Krausemünze und der Melisse werden oft zu Thee benutzt.

Aus noch andern Kräutern bereitet der Apotheker Arznei. Arzneikräuter sind: die Kamille, die Schafgarbe, der Baldrian, der Kalmus, der Wermuth, der Augentrost und das Farrenkraut; auch die Pfeffermünze, die Krausemünze, die Melisse, die Blumen vom Fliederbusch und Löwenzahn, sowie die Blätter vom Bitterklee werden zur Arznei benutzt. Diese Kräuter können von Kindern gepflückt und in die Apotheke gebracht werden, dann bekommen sie Geld dafür.

Flachs und Hanf gehören auch zu den Kräutern; diese geben uns Kleidungsstücke.

Aus den Samenkörnern einiger Kräuter bereitet man Oel. Solche Oelkräuter sind: Rapps, Flachs und Mohn.

Klee, Wicken und Saubohnen sind auch Kräuter. Diese dienen als Futter für's Vieh und heißen daher Futterkräuter.

(H. Burgwardt.)

219. Die Kartoffeln.

Die Kartoffeln, welche jetzt ein allgemeines Bedürfniß unter uns sind, waren vor 130 Jahren in Deutschland noch unbekannt und fanden bei ihrer Einführung nicht überall die verdiente dankbare Aufnahme:

Kartoffeln, hieß es, mag ich nicht,
Sie sind ein neugemacht Gericht,
Ich laß' es gern beim Alten! —
Jetzt, da man sie genauer kennt,
Mit Recht, das zweite Brod sie nennt,
Wird man sie wohl behalten.

Amerika ist das Vaterland der Kartoffeln. Der Seefahrer Walter Raleigh (spr. Rälăh) brachte sie im Jahre 1584 zuerst nach Europa. Fr. Drake (der Weltumsegler) brachte 1587 gleichfalls amerikanische Kartoffeln nach Irland. Später 1717 baute man die ersten in Sachsen. Die Kartoffeln wachsen unter der Erde als Wurzeln einer Pflanze, oder als Knollen an den Wurzeln und sind sowohl für den Städter als für den Landmann, und vorzüglich für den armen Mann ein sehr nützliches und willkommenes Gewächs. Denn manche arme Gegenden haben durch den Anbau derselben nicht nur sich und ihr Vieh reichlich genährt, sondern sogar noch viele verkauft. In Ansehung der Zeit der Reife gibt es Früh- und Spätkartoffeln; in Ansehung der Form: runde, knotige, lange und nierenförmige; in Ansehung der Oberfläche der Haut: glatte und rauhe; in Ansehung der Substanz: mehlige (welche man für die gesundesten hält), seifige und wässrige; auch sind die verschiedenen Sorten in Ansehung der Größe sehr verschieden. Die meisten blühen violettröthlich. Sie haben einen höhern Werth für Europa, als alle Schätze, welche man aus Amerika zu uns gebracht hat. Man schält die Kartoffeln und ißt sie abgesotten mit Salz, oder kocht ein Mus, oder sonst ein Gemüse davon. Auch Pfannenkuchen und Brod, ja sogar Torten kann man davon backen. Wir stimmen darum ganz ein in folgendes Kartoffellied von Claudius:

Pasteten hin, Pasteten her,
Was kümmern uns Pasteten!
Die Schüssel hier ist auch nicht leer
Und schmeckt so gut als aus dem Meer
Die Austern und Lampreten.
Und viel Pastet und Leckerbrod
Verdirbt nur Blut und Magen.
Die Köche kochen lauter Noth,
Sie kochen uns viel eher todt;
Ihr Kinder, laßt euch sagen!
Schön röthlich die Kartoffeln sind
Und weiß wie Alabaster:
Verdau'n sich lieblich und geschwind
Und sind für Mann und Frau und Kind
Ein rechtes Magenpflaster.

(W. Weiß.)

220. Lina. (Legende.)

O, horcht doch, wie draußen der Nordwind saus't, und durch die entblätterten Bäume braus't! Wie ist's doch so lieblich im

Winter itzt, wenn man so im traulichen Stüblein sitzt, im wärmenden Ofen das Feuer kracht. Das Aempelein freundlich erhellt die Nacht! Drum munter, ihr Mädchen da, klein und groß, und spinnet mir wacker und flink drauf los! Laßt rasch sich die schnurrenden Rädlein dreh'n, so hören wir kaum mehr des Sturmes Weh'n! Ein Mährchen beim Spinnrad verkürzt die Zeit, drum hört die Geschichte des Flachses heut.

Im einsamen Kämmerlein Lina saß und weinte die lieblichen Aeuglein naß, den Eltern, ach, fehlte bereits die Kraft, womit sich der Dürftige Nahrung schafft; die zärtliche Tochter schmerzt ihre Noth—sie klaget ihr Elend dem lieben Gott!

Da sinkt sie allmälig in süße Ruh, es schließt ihr der Schlummer die Augen zu. Im Traume erscheinet der Jungfrau'n Zier—Maria, die Mutter des Heilandes, ihr; zehn Sterne von strahlendem Himmelslicht umglänzen ihr lächelndes Angesicht. Sie trägt in der Rechte ein Kräutlein zart, von niedlichem Wuchse und feiner Art; die grünenden Blättlein netzt heller Thau, die Blümlein sind gleich ihrem Mantel blau. „Dies Kräutlein," Maria spricht, „schafft dir Brod, arbeite nur fleißig und trau auf Gott." Und sieh, in der Hand ihr die Blümlein hold schnell reifen zu Knöpflein so klar wie Gold: nach Anzahl der Sterne in ihrem Schein schließt jedes zehn niedliche Körnlein ein. Sie streuet die Körnlein in's Gartenland—und lächelt noch einmal und dann verschwand.

Die trauernde Lina getrost erwacht, der Morgen schon röthlich in's Fenster lacht; sie suchet und findet im Felde entzückt das Blümchen, deß Bild sie im Traum erblickt, sie sammelt den Samen mit flinker Hand, und säet die Körnlein in's Gartenland. Bald prangen die Beetchen gar freundlich grün, drauf sieht sie die bläulichen Blümlein blüh'n, jetzt stehen die Knöpflein zu Tausenden — die Eltern kopfschüttelnd die Pflanzung seh'n. „Ach, Tochter, das Kräutlein gibt uns kein Brod, ach nimmermehr lindert es unsre Noth." Und Lina geht trauernd und bang zur Ruh, es schließt ihr der Schlummer die Augen zu. Maria erscheint wieder hell und klar, umgeben von glänzender Engelschaar — voll Freundlichkeit winket sie mit der Hand, die Engelein eilen zum Gartenland. Hier pflücket die Kräutlein ein Engelknab', und jener dort streift die Knöpflein ab; der trocknet die Halmen am Sonnenschein, der macht durch die Breche vom Holze sie rein, dort hechelt geschäftig ein lockicht Paar—bald gleichet der Flachs ihrem gelben Haar.

An zierlichem Rädlein von Elfenbein, an goldener Kunkel gar künstlich fein, Maria mit Fingern so rein wie Wachs zum Faden jetzt drehet den reinen Flachs, und sieh da, der webende Engel Hand zur Leinwand die Fäden geschickt verband. — Die trauernde Lina sehr froh erwacht, den Eltern deß treue Beschreibung macht; der Vater, gar sinnig und viel gewandt, er bringet die Werkzeuge bald

zu Stand; die Mutter mit Lina nun täglich spann, und was sie nur spinnen, das webt der Mann.

Schon thürmen sich Stücke auf Stücke auf, doch ist in Stücken ein schlechter Kauf; ja, manche hochmüthige, eitle Frau verspottet der Leinwand bescheid'nes Grau. Der Vater auf allerlei Farben fällt, ach aber von allen nicht eine hält. Die sorgsame Lina auf's neue weint—Maria zum drittenmal ihr erscheint. Sie trägt eine Lilje in der Hand, tief unter ihr dehnt sich, mit Tuch bespannt, weithin eine feine prangende grüne Au, dicht wimmelnd mit Blümchen, gelb, roth und blau. Die Heilige winkt mit dem Liljenstab— da rauschet der Regen mit Macht herab; sie winkt und aus goldenen Wolken bricht der kräftig strahlenden Sonne Licht, und Sonne und Regen die Leinwand bleicht, bis daß sie an Weiße der Lilje gleicht. „Sieh, Lina," mit freundlichem Angesicht, Maria, die heilige Jungfrau spricht: „So krönet der Himmel den frommen Fleiß, und kleidet die Unschuld in reines Weiß. Rein, lichthell, ohn' Flecken sei immerhin, gleich deinem Gewande — dein Herz und Sinn."

„Noch wisse, damit es im Winter nicht beim nächtlichen Spinnen dir fehl' an Licht, da Oel, das dem Samen des Leins entquillt, gar reichlich die Lampe des Armen füllt; auch machet, will's Rädlein nicht mehr recht geh'n, ein Tröpflein es schnelleren Schwungs sich dreh'n!"

Voll Freundlichkeit Lina vom Schlaf aufsteht, mit Leinen beladen in Garten geht, begießet sie täglich mit treuem Fleiß, bald schimmern, o Wunder! sie blendend weiß. Der staunende Wanderer meint, er seh' am glänzenden Sommertag frischen Schnee.

Vor aller buntfarbiger Kleider-Pracht wird weiß nun der Jungfrauen Lieblingstracht; gar reichlicher Wohlstand krönt Lina's Haus, es stattet das Kräutlein sie reichlich aus — und schneeweiß gekleideter Jungfrau'nschaar begleitet bald Linen zum Traualtar.

Drum spinnet, ihr Mädchen, nur frisch drauf los, so habt ihr auch Leinwand, seid ihr einst groß; ein selber gesponnenes, weißes Kleid ziert schöner, als Purpur und Goldgeschmeid', doch die, deren Herz stets in Unschuld schlägt, die Farbe der Unschuld mit Ehren trägt. (Chr. v. Schmid.)

221. Das Gras.

Wunderbar fröhlich wird es mir im Herzen, wenn ich einen schönen Rasen sehe. Es ist unbeschreiblich, wie ich das grüne Gras liebe; keine Pflanze, keine Blume liebe ich so herzlich, so mit wahrer Seelenfreude, als das grüne Gras. Zuweilen kann ich gar nicht müde werden, es anzusehen, und mich daran zu er-

götzen; und wenn ich es ansehe, dann freue ich mich recht, daß ich auf der Erde bin.

Ein grasreicher Boden und ein blauer Himmel — das ist meine höchste Herrlichkeit.

Schon in der Kindheit that es mir wohl, in der Bibel das Gras zu finden, und es hat mir die Bibel noch um vieles werther gemacht, daß darin Gras so geehrt wird. Mit welcher Wonne las ich: und der Herr sprach: die Erde lasse aufgehen Gras und Kraut, und die Erde ließ aufgehen Gras und Kraut! Nun war ich ja auf der Erde zu Hause. Wie ging mir die Stelle in's Herz: so doch Gott das Gras auf dem Felde kleidet! Kaum vermochte ich mir Gott in einer rührenden Beziehung zu denken, als wie er das Gras auf dem Felde kleidet! Ich betete viel inniger, seit ich diese Stelle kannte. Und wenn es in der Geschichte jener wundervollen Speisung heißt: es war an dem Orte viel Gras — wie nahe trat dann diese Begebenheit an mein Herz — wie freundlich ein in den Kreis des menschlichen Lebens! Wie war mir das Wundervolle so begreiflich! Das schien mir ein sehr wichtiger Umstand, daß da, wo der Göttlich-Menschliche wandelte nnd segnete, viel Gras war; und überaus anmuthig dünkte es mich, unter den Tausenden zu sein, die sich hier in das Gras gelagert hatten.

Es ist nicht blos das frische, dem Auge so erquickliche Grün, die Farbe der Hoffnung, was ich an dem Grase liebe. Es sprießt so üppig, der Segen des Himmels ist so recht an ihm sichtbar; es ist in so reicher Fülle vorhanden; wo nichts anders mehr fortkommt, da gedeiht doch oft das Gras noch — ein Bild des wohlthätigen Einflusses und ein Pfand jener milden Gabe der Natur.

Das Gras erfrischt sich zuerst am meisten, wenn nach langer Dürre die fruchtbaren Tropfen fallen. Vor allem andern ergrünt im Frühling das Gras. Das erste grüne Gras an warmen, quelligen Plätzen, wie erfreut es bis in's innerste Herz, dieses Zeichen der Wiedergeburt und der himmlischen Verheißung! Die Perlen des Thaues glänzen am zahlreichsten im grünen Grase.

Das Gras bekleidet so freundlich die mütterliche Erde, durch das Gras eben ist sie mir mütterlich. Wo nur Gras wächst, fühle ich mich daheim, selbst geschieden von Allem, was mich sonst vertraulich umgibt, wo kein Gras wächst — o, wie öde und traurig! Was auch immer die Kunst da gethan habe, der Fluch scheint auf den Stellen zu ruhen, wo kein Gras gedeiht. Das weiche Gras bettet sich dem Müden, der keine andere Ruhestätte hat, zum erquickenden Schlummer.

Was die Erde nur Liebes besitzt, das knüpft sich in meiner Phantasie an die Vorstellung des Grases. Aus dem Grase blicken die lieblichen Quellen. Durch blumenreiches Gras rieseln die

fröhlichen Bäche; und die holdesten Kinder der Natur blühen im Grase.

In der Jugend war das Gras mir Spiel- und Tummelplatz. Im Grase pflückte ich die Blumen. Auf das Gras gelagert — wie oft bin ich in meinen Träumen in die ewigen Paradiese hinübergeschwebt!

Das Gras bedeckt auch die Gräber unserer Todten; and o, wie werth ist es mir da! Unter dem begrasten Hügel, so schwärmt das Gefühl, muß es sanft sich ruhen.

Einst auf mein Grab keine Blumen, nur grünes Gras, dieses Bild des Lebens und der Hoffnung! (Fr. Ehrenberg.

> Du junges Grün, du frisches Gras!
> Wie manches Herz durch dich genas,
> Das von des Winters Schnee erkrankt:
> O, wie mein Herz nach dir verlangt! (Just. Kerner.)

222. Das Bambusrohr.

Außer der Cocospalme hat die Natur den Bewohnern heißer Länder wohl kaum ein nutzbareres Erzeugniß gegeben als das Riesengras, Bambus genannt. Die jungen Schößlinge mancher Arten werden, so lange sie noch weich und zart sind, wie Spargel gegessen. Die völlig ausgewachsenen, aber noch grünen Stengel geben zierliche, immer feuchte Kästchen, in denen man z. B. Blumen Hunderte von Meilen weit transportiren kann; sind die Stengel reif und hart, so verwendet man sie zu Bogen, Pfeilen, Lanzenschäften, Schiffsmasten, Bettpfosten, Spazierstöcken, Palankinstangen, Brückenträgern, Balken ꝛc. Die Stachelbambus verwendet man, grün abgeschnitten, zu Zäunen und Hecken, durch welche sich nur regelmäßige Infanterie mit Hilfe von Kanonen Bahn brechen kann. Die Malaien schneiden Kerben in die Stengel und schaffen sich so wunderbar leichte Leitern, welche sie bequem überallhin tragen können. Die Blätter und Stämme geben, in Wasser zerquetscht, das chinesische Papier, dessen feineren Qualitäten nur etwas rohe Baumwolle zugesetzt wird. Schneidet man die Stengel der Länge nach durch und entfernt die Knoten, so erhält man die dauerhaftesten Wasserröhren; schlitzt man sie in dünne Streifen, so geben sie das dauerhafteste Material zum Flechten von Matten, Körben, Fensterladen und selbst von Segeln. Die größten und dicksten Stücke schnitzen die Chinesen zu schönen Schmucksachen. Am wichtigsten aber ist der Bambus als Baumaterial. Auf Sumatra z. B. besteht das Holzwerk der Häuser der Eingebornen ausschließlich aus Bambus. Als Fußboden werden ganze Stengel oder vielmehr Stämme, die vier bis fünf Zoll im Durchmesser haben, dicht aneinander gelegt und über denselben Latten von gespaltenem Bambus

mit feinem Rohr befestigt. Die Seiten der Häuser, die ebenfalls Bambusstämme bilden, verstopft man mit dem getrockneten Mark desselben Gewächses. Gedeckt wird das Haus endlich mit 6 Fuß langen schmalen Bambusstreifen, die in regelmäßigen Schichten über einander gelegt werden. Eine noch sinnreichere Dachdeckungsart erhält man, wenn man Bambusstengel von der Länge des ganzen Daches nimmt, sie in der Mitte durchschneidet, die Knoten entfernt und sie dicht neben einander, mit der hohlen oder concaven Seite nach außen, auflegt, dann aber eine zweite Schicht mit der converen Seite nach außen so darauf befestigt, daß die Seiten des converen Stückes in zwei darunterliegende concave greifen. Ein solches Dach ist völlig regendicht.

Es gibt wohl dreißig Arten des Bambus, der vorzüglich in Ostindien, dann aber auch in Westindien und Südamerika gedeiht. Die Stengel schießen in Büscheln, zehn bis hundert, aus einem Wurzelstocke, achtzehn bis zwanzig Fuß hoch. In der Blüthezeit sieht man nichts als den glatten Stamm und den Blüthenwipfel. In ganz Bengalen wächst eine Art, die in etwa einem Monate bis siebenzig Fuß hoch emporschießt und zwölf Zoll stark wird. Die riesenhafteste Art jedoch findet sich im malayischen Archipel. Sie ist mit Stacheln bewehrt, wird achtzig bis hundert Fuß hoch und so dick wie ein Mann. Eine japanische Art, die man besonders zu Pfeifenröhren benutzt, ist so hart, daß sie Funken gibt, wenn man mit Stahl daran schlägt. (Aus der Fremde.)

223. Räthsel.

Ich bin das Nützlichste für dich wohl auf der Erde,
Und dennoch gleicht dem nichts, wie ich gemartert werde;
Den Prügel und das Rad hab' ich erst auszustehen,
Ich muß durchs Wasser erst und dann durchs Feuer gehen,
Und alles, was man mir nur Hartes angethan,
Beschließt zuletzt mit Graus das Messer und der Zahn.

(Würtemberg's Leseb.)

Ein Jüngferlein sitzt auf dem Baum und hat ein rothes Röcklein an, im Herzen ein Stein: was mag das sein?—Oben spitzig, unten breit, durch und durch voll Süßigkeit.—Das Erste blendend weiß vom Himmel fiel; das Zweite rund und bunt und klein, der Kinder Lieblingsspiel. Mein Ganzes nennt der Gärtner—Zier, die Blüthe eines Strauches dir.

Ich lieg' im Thurm mit manchem Zimmer
Und werde drin schwarz wie ein Mohr;
Und nie schau ich des Tages Schimmer,
Sprengt nicht ein schneidend Schwert das Thor.
War dort mein Kerker klein und enge,

Doch wünsch' ich noch ein finstrer Haus.
Dort grab' ich unterird'sche Gänge
Und komm als grüner Zweig heraus;
Bald streckt der Zwerg sich in die Länge,
Am Ende wird ein Riese d'raus. (Kellner.)

Es sitzt auf hoher Stange
Ein kleines, rundes Haus,
Hinein führt keine Thüre,
Kein Fenster schaut heraus.
Doch wohnen in den Stübchen,
Die eng und dunkel sind,
Viel kleine, braune Bübchen —
Nun rathe schnell mein Kind!
(Kellner.)

Als ich war grün und schön,
Trug ich 'ne blaue Krone!
Als ich ward alt und steif,
Bekam ich einen Band um den Leib,
Nun ward ich zerbrochen, zerschlagen,
Von Fürsten und Herren getragen,
Und endlich, als ich nichts mehr werth,
Da ward ich erst noch ganz gelehrt.
(J. Staub)

224. Die Kornähren.

Ein Landmann ging mit seinem kleinen Sohne Tobias auf den Acker hinaus, um zu sehen, ob das Korn bald reif sei. „Sieh, Vater.“ sagte der unerfahrene Knabe, „wie aufrecht einige Halme den Kopf tragen; diese müssen recht vornehm sein; die andern, die sich so tief vor ihnen bücken, sind gewiß viel schlechter.“

Der Vater pflückte ein Paar Aehren ab und sprach: „Thörichtes Kind, da sieh einmal! diese Aehre hier, die sich so stolz in die Höhe streckte, ist ganz taub und leer; diese aber, die sich so bescheiden neigte, ist voll der schönsten Körner.“

Trägt einer gar zu hoch den Kopf, so ist er wohl ein eitler Tropf. (Chr. v. Schmid.)

225. Die zugedeckte Schüssel.

Wie oft böte sich uns nicht die schönste Gelegenheit dar, durch edle Handlungen zu beweisen, daß wir es verstehen, was uns der göttliche Heiland mit den Wörtlein: „Gib uns“ im heil. Vater Unser lehren wollte! So oft könnten wir ja mit einem einfacheren Brode, d. h., mit wenigeren und wohlfeileren Speisen vorlieb nehmen und die zu einem größeren Aufwande nöthige Summe mit den Armen theilen! —

Ein wohlhabender Kaufmann zu Hamburg, Namens Böhl, hatte einst eine Gesellschaft von 30 Personen zu sich zu Gaste gebeten. Seine Frau wollte sie, um ihnen etwas bei derselben Jahreszeit noch Seltenes aufzutischen, unter andern gerne mit Forellen, einer Gattung köstlicher Fische, bewirthen. Weil sie aber das Stück davon mit einem Dukaten bezahlen sollte, und dieser Preis ihr zu hoch war, so nahm sie deßhalb Rücksprache mit ihrem Manne. Dieser sagte: „Einen solchen Aufwand könnten wir zwar bei un-

sern Vermögens-Umständen schon machen; aber ich halte ihn für sündhaft und er soll unterbleiben. Denk' einmal, wie vielen Armen man mit dem Gelde helfen könnte, das nur die Forellen schon kosten würden! Ich will einen andern Gebrauch von diesem Gelde machen." — Der Tag der Mahlzeit kam heran, und Böhl ließ an demselben statt der Fische eine Schüssel, aber zugedeckt, auf den Tisch setzen. Hierauf erzählte er den Gästen das Vorhaben seiner Frau, erwähnte des hohen Preises der Forellen, bezeugte, daß er eine so kostbare Speise für sündhaft gehalten habe, und sagte zuletzt, daß statt der 30 Fische ebenso viele Dukaten in der Schüssel lägen, und daß jeder der Gäste die Güte haben möchte, einen davon zu nehmen, und ihn einem Armen zu schenken, dessen Dürftigkeit ihm bekannt wäre. „Ich sehe sie Alle für zu gutherzig an," fügte er bei, „als daß Sie dieser Zuspeise nicht ihren Beifall geben sollten." — Die Gäste fühlten das Schöne dieser Handlung, und einer von ihnen sagte: „Nun, so soll ein jeder von uns noch einen Dukaten, den er in einer Forelle verzehrt hätte, dazu legen, um desto mehr Arme erfreuen zu können!" — So könnte durch Entziehung des Uebermäßigen in Nahrung, Kleidung und Vergnügungen gar oft den Armen und Unglücklichen hinreichend geholfen werden; und Mißwachs, Feuersbrünste und anderes Unglück würden nicht so schwer die Betheiligten treffen. O, daß wir recht oft unser Brod mit den Armen theilen möchten! (Aehrenlese.)

226. Das Habermus.

Kinder, das Habermus ist fertig, so kommt denn und esset!
Betet: Aller Augen — und gebt mir ordentlich Achtung,
Daß am rußigen Topf sich keines das Aermelchen schwarz macht.
So, nun esset, und segn' es euch Gott, und wachs't und gedeiht!
Seht, es hat die Haberkörnlein der Vater im Frühjahr
Zwischen die Furche gesä't mit fleißiger Hand und geegget.
Aber daß sie gewachsen und zeitig geworden, dafür kann
Euer Vater hier nicht, das that der Vater im Himmel.
Denket nur, Kinder, es schläft ein Keimchen im mehligen Körnlein,
Klein gestaltet und zart; nicht regt, noch rührt sich das Keimchen,
Nein, es schläft und spricht auch kein Wort und ißt und trinkt nicht,
Bis es die Furche bedeckt und der aufgelockerte Boden;
Aber sodann in der Furch' und in der befeuchteten Wärme
Wacht allmälig es auf aus seinem verschwiegenen Schlafe,
Streckt die Gliederchen aus und sauget am saftigen Körnlein,
Wie an der Mutter das Kind: es fehlt nur, daß es noch weinte.
Nach und nach wird's größer und heimlich auch schöner und stärker,
Schlüpft aus den Windeln heraus und streckt ein Würzelchen abwärts
Tiefer hinein in den Grund, sich Nahrung suchend und findend.
Ja, und der Vorwitz plagt's, neugierig möcht' es auch wissen.
Wie es nun weiter oben wohl sei. — Gar heimlich und furchtsam
Guckt's aus dem Boden heraus. — Potz Stern, ich glaub', es gefällt ihm! —

Und der liebe Gott schickt einen Engel hernieder:
„Bring' ihm ein Tröpfchen Thau und sag' ihm freundlich Willkommen!"
Und es trinkt und es schmeckt ihm so wohl, es streckt sich gewaltig.
Aber nun kämmt sich die Sonne, und ist sie gekämmt und gewaschen,
Tritt mit dem Strickzeug schnell sie hervor dort hinter den Bergen,
Wandelt daher den Weg hoch an der himmlischen Straße,
Stricket und schauet herab, wie eine freundliche Mutter
Nach den Kinderchen sieht. Sie lächelt freundlich dem Keimchen,
Und es thut ihm so wohl bis tief hinein in das Würzlein,
„Solch' eine treffliche Frau, und doch so gütig, so freundlich!"
Aber was sie wohl strickt? Ein Gewölk aus himmlischen Düften!
Schon setzt's Tropfen, ein Sprützelchen kommt, jetzt regnet es völlig.
Keimlein trinket sich satt; drauf wehet ein Lüftchen und trocknet's,
Und es sagt: „Nicht kehr ich zurück jetzt unter den Boden!
Nicht um Alles! Da bleib' ich und schau', zu was ich gut bin!"
Esset, ihr Kindlein, und segn' es euch Gott, und wachst und gedeihet!
Bittre Zeit doch harrt auf das Keimlein. Wolken an Wolken
Stehen am Himmel, bei Tag und bei Nacht, und die Sonne verbirgt sich.
Hoch auf den Bergen da schneit es, und weiter unten da hagelt's.
Hu—wie schaudert es jetzt dem Keimlein, wie bangt es und weint es!
Und der Boden ist zu und hat gar ärmliche Nahrung,
„Ist denn die Sonne gestorben," so spricht's, „daß sie gar nicht zu sehen ist?
Oder fürchtet sie auch, sie erfrör? Ach, wär ich geblieben,
Wo ich gewesen, bescheiden und klein im mehligen Körnlein,
In dem heimischen Grund' und in der befeuchteten Wärme!"
Seht, ihr Kinder, so geht's! Ihr sprecht wohl auch noch dereinst so,
Wenn in die Welt ihr kommt, bei nie gesehenen Leuten
Schaffen müßt, und euch rühren und Brod euch verdienen und Kleidung:
„Wäre daheim ich doch beim Mütterchen hinter dem Ofen!"
Tröst' euch Gott, es währt nicht immer, und endlich wird's besser,
Wie auch das Keimlein erfahren. Nun hört! Am heitern Maitag
Weht es so blau, und es steigt die Sonne so kräftig vom Berg auf,
Und sie schaut, wie's dem Keimlein ergeht, und gibt ihm ein Küßchen.
Ach! wie ist's ihm so wohl, es weiß nicht zu bleiben vor Freude!
Allgemach pranget die Matte mit Gras und farbigen Blumen,
Allgemach duftet die Blüthe der Kirschen, es grünet der Pflaumenbaum,
Buschiger wird das Korn, und buschiger Weizen und Gerste,
Und mein Häberlein spricht: „Jetzt bleib ich allein nicht dahinten!"
Nein, es spreitet die Blättchen—wer hat sie so zart ihm gewoben?
Jetzt auch schießet der Halm—wer treibt in Röhren an Röhren
Aus den Wurzeln das Wasser hinauf zu der saftigen Spitze?
Endlich schlürft ein Aehrlein heraus und schwankt in den Lüften —
Sage mir doch nur ein Mensch, wer hat an seidene Fäden
Dort ein Knöspchen gehängt und hier mit künstlichen Händen? —
Himmlische Engel, wer sonst? — Sie wandeln zwischen den Furchen
Auf und ab von Halme zu Halm' und schossen gewaltig.
Jetzt hängt Blüthe bei Blüth' an der zierlichen, schwankenden Aehre,
Und mein Häferchen steht gleich einem Bräutlein im Kirchstuhl.
Jetzt sind zarte Körnlein darin und wachsen im Stillen,
Und mein Haber beginnt zu merken, was es will werden.
Käferchen kömmt nun und Fliege; sie kommen und machen Besuch ihm,

Schauen, wie es ihm geht, und singen ihr: Eia Popeia! —
Und auch der Glühwurm kommt, Potz tausend! mit dem Laternchen,
Nachts um Neun auf Besuch, wenn Flieg' und Käferlein schlafen. —
Esset, ihr Kinder, gesegn' es euch Gott, und wachst und gedeihet!
Späterhin hat man geheu't und Kirschen gesammelt nach Pfingsten,
Späterhin saftige Pflaumen gepflückt und dort hinten im Garten,
Späterhin hat man Roggen gemäht und Weizen und Gerste:
Aber die Kinder der Armen sind barfuß zwischen den Stoppeln
Aehren lesen gegangen, und's Mäuslein machte den Kehraus.
Drauf hat auch der Hafer gegelbt; voll mehliger Körner
Hat er geschwankt und gesagt: „Jetzt ist's mir endlich verleidet;
Meine Zeit, ich merk' es, ist aus; was mach' ich allein hier
Zwischen den Stoppelrüben und zwischen dem Kraut der Kartoffeln?"
Drauf ist die Mutter hinaus, mit Euphrosinchen und Lieschen,
Und schon fror's an den Fingern, so kalt war's Morgens und Abends,
Endlich haben wir heim ihn gebracht in die staubige Scheune
Und ihn gedroschen von früh zwei bis zu Abend um Viere.
Drauf hat des Müllers Esel ihn abgeholt in die Mühle
Und ihn wiedergebracht, in feine Körnlein zermahlen;
Und mit sahniger Milch von jungen, fleckigen Kühen
Hat lieb Mütterchen ihn gekocht, — gelt, Kinder, es schmeckte? —
Wischet die Löffel nun ab, und bet' Eins: „Danket dem Herrn!"
Und jetzt geht in die Schule, dort hängt das Ränzchen am Simse!
Falle mir keins, gebt Achtung und lernt hübsch, was man euch aufgibt!
Kehrt ihr zurück, setzt's auch ein gebackenes Pfläumlein zum Nachtisch.

(Nach J. P. Hebel.)

227. Das Brod des heiligen Jodocus.

Zu prüfen seines Dieners Lauterkeit,
Kam einst der Herr vor Sanct Jodocus Thür
In ärmlicher Gestalt und bat um Brod.

„Gib," sprach Jodocus, „gib ihm, guter Schaffner!"
„Herr," sprach der Schaffner, „nur ein Brod ist übrig;
Was bleibt denn dir und mir und unserm Hunde?"
„Gib immer!" sprach der Abt, „der Herr wird sorgen."

Der Schaffner nahm das Messer, zirkelte
Mit Fleiß und schnitt genau das eine Brod
In vier ganz gleiche Stücke, reichte eins
Dem Bettler hin und sprach nicht allzufreundlich:
„Eins dir, eins mir, dem Abt eins, eins dem Hunde."
Jodocus lächelt' und der Bettler ging.

Nicht lang, und in noch ärmlichrer Gestalt
Kam abermals der Herr und bat um Brod.

„Gib," sprach Jodocus, „gib mein Stücklein ihm!
Der Herr wird sorgen." Und der Schaffner gab's.

Nicht lang, und noch verhungerter erschien
Zum dritten Mal der Herr und fleht' um Brod.

„Gib," sprach Jodocns, „gib dein Stücklein ihm!
Der Herr wird sorgen." Und der Schaffner gab's.

Nicht lang, und lahm, blind, nackt und bloß erschien
Zum vierten Mal der Herr nnd fleht um Brod.
Jodocus sprach: „Gib ihm des Hundes Stücklein!
Der Herr wird sorgen, der die Raben speist."

Der Schaffner gab das Stück. Der Arme ging,
Und eine Stimm' erscholl: Groß ist dein Glaube,
Du, deines Meisters echter Jünger, groß,
Und wie du glaubest, so soll dir geschehen."

Der Schaffner trat ans enge Fenster, schau,
Da landeten im nahen Fluß vier Schifflein,
Mit Brod und Obst und Oel und Wein befrachtet.

Der Schaffner eilte freudig an den Strand,
Von Menschen fand er keinen, fand dafür
Am Ufer eine weiße Flagge wehn,
Woran in Goldschrift diese Worte flammten:

„Vier Schifflein sendet, der die Raben speist,
Dem Abt, der heute ihn gespeiset,
Ihm eins, dem Schaffner eins und eins dem Hunde,
Das vierte bleibt des Senders armer Sippschaft."

(Kosegarten.)

228. Erntelied.

Kein Klang von Allem, was da klingt,
Geht über Sensenklang,
Wenn sie der braune Schnitter schwingt
Zum fröhlichen Gesang.

Das Aehrenfeld in goldner Pracht
Wallt Halm an Halm gewiegt;
O, wie sein munt'res Auge lacht!
Wie ist er so vergnügt!

Kein Paradies, kein Herzogthum
Erfreut ihn, wie sein Feld;
Der braune Schnitter gäbe d'rum
Die ganze, weite Welt.

Er singt; es zirpt mit frohem Ton
Die Grill' ihr einfach Lied,
Und nieder sinkt die Garbe schon
Von seiner Sense Schnitt.

Gemähet liegt die ganze Schaar
Der Halme, lang und schwer,
Die dicken Schwaden Paar bei Paar,
Wie Wellen rings umher.

Da steht der Schnitter mitten d'rin
Und jauchzet laut in's Thal;

Nun hüpft die schlanke Bäuerin
Daher und ruft zum Mahl.

Die Schüssel dampft, die Kanne blinkt,
Das Mahl schmeckt königlich;
Und seht, der braune Schnitter winkt,
Das Mädchen schürzet sich.

Und wiederhin auf's hohe Feld
Die Garben aufgefasst,
Gebunden und emporgestellt
Und immer keine Rast!

Juchhei! Jetzt kommt in vollem Lauf
Der Wagen angerollt,
Er nimmt die reiche Ladung auf
Und glänzt von ihr, wie Gold.

Und, heisa, geht's im raschen Trab',
Getümmel hinterdrein,
Den stoppelvollen Weg hinab
Zum Scheunenthor hinein.

Kein Fest, kein Freudenspiel, kein Tanz
Kommt diesem Feste bei;
Es fühlet auch kein Städter ganz
Was Erntefreude sei.

Des Ackermannes sauren Schweiss
Belohnet dieses Fest.
Er nimmt und isst zu dessen Preis
Der Korn ihm wachsen lässt.

(Overbeck.)

229. Gib uns heute unser tägliches Brod.

Wolle, o Herr, uns immer das Nöthige schenken,
Scheuche aus unsern Herzen den Undank fort,
Lasse uns stets deiner Huld in Liebe gedenken,
Oeffne uns aber vollauf der geistigen Güter Hort.

Gib uns das Brod deines Lebens, das Brod deiner Lehre
Lass deinen heiligen Leib unsere Kräftigung sein;
Dass wir dahingehn einst zu deiner Ehre,
Und deine Hand uns führe zum Leben ein.

Hier aber schenk' uns auch jene zeitlichen Gaben,
Die wir zum irdischen Leben nöthig haben;
Dass wir bewahrt werden vor bitterer Noth,
„Gib uns heute unser tägliches Brod!"

(S. Brunner.)

230. Die Moose.

Welche Mährchen hören die Kinder am liebsten erzählen? Selten lieber eines als ein solches, welches von Riesen handelt, die wild und böse sind und endlich dafür gestraft werden, und von dem kleinen Däumling, der nach manchen trüben Schicksalen noch glücklich wird. Nun gibt es in der Pflanzenwelt auch gewaltige Riesen mit großen, dicken Köpfen und starken Armen, die brausen und sausen, sobald der Wind mit ihnen kämpft. Die großen Eichen und Tannen, die mächtigen Buchen und Palmen, sie sind die stolzen Riesen, die selbst nach dem Himmel ihre Arme strecken und die Wolken mit ihren Händen haschen möchten. Alles nehmen sie für sich. Es scheint das schöne warme Sonnenlicht. „Es gehört uns!" so rufen sie und fangen jeden Strahl mit ihrem breiten Laub auf. Unter ihnen bleibt es finster, nur wenig Funken Sonnenschein fallen zwischen den Blättern hindurch zum Waldesboden. Die Regentropfen rauschen aus den dunkeln Wolken nieder. „Her mit euch!" brausen stolz die Bäume und saugen mit tausend Blättern und Zweigen und mit eben so vielen Wurzeln das Wasser ein. Nur wenig Perlen des erquickenden Himmelstrankes rinnen zu den Pflänzchen, die zwischen den Bäumen bescheiden am Boden stehen. Doch der Hochmuth und die Habsucht werden bestraft. Es zuckt aus schwarzer Wetterwolke der Blitzstrahl. Die Krone des Stammes sinkt zerschmettert. Es braus't der Sturm daher und bricht den trotzigen Stamm, und zum Winter kommt der Holzhauer mit scharfer Axt und blanker Säge und fällt die stolzen Bäume. Wie Riesen stürzen sie und zerschlagen im Falle krachend sich die Aeste. Ihre Leichen fährt man fort zur Schneidemühle.

Unten am Waldesboden lebt ein winziges Geschlecht, bescheiden und harmlos: das Moos. Seine Pflänzchen sind die Zwerge der Pflanzenwelt. Die größten davon sind nicht größer als ein Finger, und die meisten sind viel kleiner, ja, viele sind nicht größer als ein Nadelkopf. Wie zierlich überziehen sie in manchfachen Rasen den Grund des Waldes! Hier wölben sich dichte Polster von dunkelgrüner Farbe und tragen lange, goldene Fäden und Köpfchen mit goldenen Kronen darauf, — es ist das goldene Frauenhaar, — daneben stehen andere in hellem, glänzenden Gewand, die ihre Früchte bescheiden hängen wie kleine Glocken. Es ist ein Sternmoos. Dort wölben gelblichgrüne Pflänzchen mit vielen Aesten weiche Ruhekissen und bilden kleine, zartgeschmückte Bogengänge, während in freudigfrischer Farbe, zart zertheilt, sich andere Arten auf dem dunkeln Grunde des Waldes schlängeln. Mehr als hundert verschiedene Arten leben still in Wald und Sumpf, an Stämmen und Felsenwänden, an Mauern und auf Dächern.

Wie schwach ist doch ein einziges solcher Pflänzchen! Seine

Würzelchen bemerkt man kaum, so feine Fasern sind es. Sein Stengel ist von Blättchen dicht umhüllt und kaum so dick als ein Fädchen Zwirn. Die Blättchen selbst, wie weich und fein sind sie, wie zart und schön geformt. Schwach und hinfällig, vermag ein solches Pflänzchen kaum allein zu stehen. Der Wind vertrocknet es, die Sonne dürrt es aus, der Fußtritt eines Vögleins wirft es um, ja, ein Käfer, der vorbeiläuft, stößt das einzeln stehende zu Boden. Darum hat der liebe Gott es auch stets in Gesellschaft wachsen lassen. Tausend und tausend Pflänzchen einer Art stehen beisammen. Sobald nun Regen oder Thau herniederträufeln, saugt der ganze Rasen große Mengen davon auf, während ein einziges Pflänzchen nichts von dem so unentbehrlichen Wasser lange festzuhalten vermöchte. Der Wind streicht ohne Macht über die Rasen hin. Wenn er auch die obern Blätter etwas trocknet, so ist im Innern desselben doch noch genugsam Vorrath, so daß selbst noch davon auf lange Zeit viel übrig bleibt. Die kleinen Zwerglein, deren eines für sich allein schwächlich dahin sinkt, richten in Gesellschaft gar Manches aus. Sie sind die fleißigen, guten Geister des dunkeln Waldes. Wenn im rauhen Herbst die dunkeln Blätter der stolzen Bäume gelb und dürr zur Erde fallen, wenn Alles todt und leblos scheint, dann ist das Moos am schönsten grün und wächst am thätigsten. Es fängt die Eicheln und die Nüsse der Buchen und Haseln auf und umhüllt sie weich und warm. Sie sind die kleinen Kindlein und das Moos ist ihre Mutter. Der kalte Winter bläst mit scharfem Wind durch's dürre, kalte Buschwerk. Die Zweige rasseln schaurig aneinander. Die starken Bäume, die im Sommer so stolz auf's kleine Moos herabsehen, frieren und zittern im Schneegestöber. Das weiche Moos kriecht an den Stämmen empor und hüllt sie ringsum ein. Es ist ein warmes Winterkleid für sie.

Keine Blumen blühen auf den Fluren, selten blicket ein Sonnenstrahl zwischen düstern Schneewolken hindurch. Es ist ein finsterer Weg, der uns zwischen Felsen hindurchführt. Da leuchtet es gar seltsam aus schwarzer Felsenspalte. Wir treten näher hinzu. Die Höhlung des Felsen ist immer überzogen mit einem wunderbaren Moos, das leuchtet, wie im Finstern die Augen einer Katze. Die kleine Grotte erscheint so zauberisch, wie ein Feentempel oder ein Palast der Bergmännlein.

Die tausend Käferchen des Sommers flohen, als der Herbstwind kam, und suchten sich Verstecke. „Wohin sollen wir nun ziehen, wenn der bittere Frost kömmt?“ klagten sie. „Kommt zu mir!“ antwortete das Moos. Da krochen sie hinein ins weiche, warme Lager und schliefen den ganzen, langen Winter hindurch. Da ist ein großes Bett für all' die vielen Thierchen. Hier liegen runde Häufchen Spinneneier, dort ähnliche von Schmetterlingen; hier hat eine Bärenraupe ihr Winterlager sich ausgesucht und

schläft bis zum nächsten Frühjahre, dort ruht zusammengerollt eine Blindschleiche. Jetzt thauet der Schnee und die schnellen Tropfen eilen hurtig nach dem Bache, um dann in den Fluß und mit diesem in das Meer zu kommen. „Halt!“ ruft das Moos den Flüchtigen zu und hält mit seinen hundert Aermchen ihrer viele fest. „Ich habe viele Kinder,“ spricht es, „die brauchen Morgentrank.“ Nun erhält die Eichel einen guten Theil davon, dort die Haselnuß; zwischen jenen Blättern warten noch die Samenkörnchen vom Vergißmeinnicht, dort die von Haidekraut, von Scabiosen und von Flockenblumen. Das Moos reicht jedem von ihnen sein Tröpfchen. Sie wachsen auf und trinken und keimen. Die zarten Sprossen würden leicht dem kalten Märzhauch erliegen, der jetzt noch durch den Busch bläst, allein sorgsam, wie eine treue Wärterin, breitet das Moos alle seine Blätter aus und schützt die zarten Kindlein. Die Pflänzchen brechen allenthalben nun hervor, die Käfer kriechen heraus, die Schnecken schlüpfen an's Tageslicht und aus den Puppen kommen schöne Schmetterlinge. Aus fernen Ländern kehren Rothkelchen und Nachtigallen wieder und beginnen Nester zu bauen. Sie tragen Reiserchen in den neubelaubten Busch und flechten sie in einander. Nur fehlt es noch an einem weichen Bettchen für die Eier und die künftigen, jungen Vöglein. Da fliegen die Alten zum weichen Moos und bitten um seine Hilfe. Willig gibt es seine Pflänzchen her; sie füttern mit demselben das Nest dicht aus und haben nun für ihre Kleinen ein warmes Bettchen. Bald kommt auch das Häslein und das Reh und suchen ein sicheres und trauliches Versteck, in dem sie die jungen Häschen und kleinen Rehe pflegen können. Ihnen breitet sich das Moos als weicher Teppich aus, auf dem sie alle ein schönes Lager haben. Neben dem Walde ist ein Sumpf; dort bildet das Moos dichte, weiße und rothe Polster. Nach oben wächst dieses Torfmoos unaufhörlich weiter, nach unten stirbt es ab und bildet Torf. Den stechen dann die Torfgräber, trocknen ihn und verkaufen ihn als Feuerungsmittel. Dann heizt das Torfmoos uns die Stube und hilft die Speise kochen. Als schöner Ueberzug bekleidet es in frischen grünen Rasen die Abhänge der Waldberge. Es bildet Ruhekissen und weichen Sopha's und ladet die Kinder, die vom Erd- und Heidelbeersuchen ermüdet sind, zur angenehmen Ruhe. Da pflücken sie die schönsten Häufchen vom grünen Moos und winden daheim Guirlanden und Kränze zum Namenstag der Mutter, die jahrelang grün bleiben ohne zu verwelken. So zeigt uns das kleine Moos in seinem Leben, daß selbst das Kleinste durch Gesellschaft etwas vermag. Es lehrt den schwachen Menschen, sich freundlich an andere anzuschließen, wenn er sich selbst zu schwach fühlt, und in Gemeinschaft mit andern führt er dann große Werke aus, die selbst dem stärksten Einzelnen nicht möglich wären. (Münster'sches Leseb.)

231. Jesus und das Moos.

In tiefster Schlucht im Waldesschooß,
Entsproßt das grüne, zarte Moos,
Ein Teppich, sammetweich.
Den Blicken zeigt es sich nur klein,
Doch schließt sein Bau ein Wunder ein
Von Wipfel, Laub und Zweig.

Zu Rosengluth und Waldesgrün
Schaut's niedre Moos, und seufzt': „Solch Blühn
Gab mir der Himmel nicht!
Viel Tritte rauschen über mir
Und nicht ein Auge sieht mich hier,
Denn alle lockt das Licht!"

Und sieh', da kommt im Abendschein
Der Heiland, wandelnd durch den Hain
Mit bleichem Angesicht.
Mit wundem Fuß er weiter mußt',
Da fühlt er's weiche Moos mit Lust
Zu seinen Füßen dicht.

Er kam erst durch die Wüste her,
Da brannten Sand und Sonne sehr,
Nun kühlt das sanfte Moos.
Da spricht der Heiland: „Vaters Hand
Hat solche Lieb' auf dich gewandt
In Zartheit ernst und groß!

Welch' Auge mag so blöde sein,
Erkennt nicht in der Kindheit dein
Des Schöpfers Macht und Huld?
Du zierlich Kraut, so unbeacht't,
Dein hat der Vater auch gedacht,
Dein Loos trag mit Geduld!"

Dies Wort bracht Jesus kaum hervor,
Da sprießt es aus dem Moos empor,
Ein Röslein, wundermild!
Moosröslein wurd' es bald genannt,
Das blühet nun in jedem Land,
Der Demuth süßes Bild.

Des Heilands Erdenleid versüßt
Hat es, die Füß' ihm sanft geküßt.
Deß wurd' ihm solcher Lohn.
O Herz, bleib' immer treu und weich,
Bist du bedrückt, dem Moose gleich,
Dann knospt die Rose schon.

Helmine v. Chezy.

232. Das isländische Moos.

Das isländische Moos ist unter den Gewächsen auf der Welt eines der nützlichsten. Es wächst in den ärmsten nördlichen Ländern, in Island, Lappland u. s. w. sehr häufig, und auch hin und wieder in unsern deutschen Gebirgswaldungen und auf dürren Haideplätzen. Am bitteren Geschmacke, der sehr stark ist, kennt man das isländische Moos am besten. In Auszehrungen und Brustkrankheiten ist es ein vortreffliches Mittel, welches oft noch Rettung verschafft; daher hat man es in allen Apotheken. In Krain mästet man Schweine damit. Magere Pferde und Ochsen, sowie auch Schafe, werden, wenn man sie isländisches Moos fressen läßt, ganz fett davon. Die Isländer schätzen es fast so hoch als das Mehl, indem sie Brod daraus backen, oder es mit Milch gekocht genießen. Jenes Volk könnte in seinem armen Lande kaum leben ohne das isländische Moos, welches daselbst alle nackten Felsen überzieht, an denen sonst kein anderes Kraut wachsen kann. Es wird daher mit Recht von dem dortigen Landmanne höher geachtet, als alle Kräuter und Bäume des Landes. Wenn im Anfange, ehe auf Island Pflanzen waren, die Meereswellen aus einer fernen Küstengegend einen edlen Baum, z. B. einen Obstbaum, und auf seiner Rinde das arme, unscheinbare isländische Moos herangetrieben hätten, und beide hätten reden können, da würde

wohl der Baum großsprechend zum kleinen Moos gesagt haben: „Da komm' ich nun als ein tüchtiger Wohlthäter auf diese Insel, und bald werden meine schönen Blüthen und herrlichen Früchte von allen, die da wohnen, das gebührende Lob empfangen. Aber was willst du, elendes verächtliches Moos? Dich wird man wegwerfen und mit Füßen treten." Das arme kleine Moos hätte sich geschämt und geschwiegen. Aber nach einigen Jahren hätte die Sache schon ganz anders ausgesehen; denn der schöne Baum, den die Isländer vielleicht mit Jubel in die Erde gepflanzt hätten, kam dort nicht fort, während das von ihnen gar nicht geachtete Moos, das sich ungemein schnell vermehrt, über die Felsen hinwuchs und den Tausenden, die dort wohnen, ihr tägliches Brod gab. Wenn die Isländer das isländische Moos als Speise benutzen, oder in Mehl und Brod verwandeln wollen, so befreien sie das Moos zuerst von allen fremdartigen Dingen, schneiden es in Stücke, trocknen es an der Sonne oder in einem geheizten Ofen, und zermalmen es zuletzt, indem sie derb auf dasselbe losschlagen, in eine mehl- und pulverartige Masse. (Münster'sches Leseb.)

233. Die Giftpflanzen.

Es gibt Pflanzen, deren Genuß für die Gesundheit des Menschen nicht nur sehr nachtheilig ist, sondern manchmal sogar den Tod oder doch schwere und schmerzliche Krankheiten verursacht. Merket daher genau auf die Kennzeichen dieser Pflanzen, damit ihr vor Unglück bewahret bleibt.

Der Gartenschierling, auch Hundspetersilie genannt, findet sich oft unter der Petersilie, mit welcher er große Aehnlichkeit hat. Er unterscheidet sich aber von der Petersilie durch seine größern, auf der untern Seite glänzend hellgrünen Blätter, durch seinen unangenehmen knoblauchartigen Geruch, wenn er gerieben wird, und durch drei lange, schmale Blättchen, welche an jedem Blumenbüschel herabhängen.

Der gefleckte Schierling wächst auf Wiesen, Aeckern, in Gärten, Gräben, an Hecken und alten Gebäuden. Er hat einen hohlen, haarigen, mit rothen Flecken besprengten Stengel, welcher mehre knotige Absätze hat und 5 bis 6 Fuß hoch werden kann. Er blüht im Juli und August mit vielen kleinen, weißen Blumen. Der widrige Geruch, den die Pflanze beim Reiben von sich gibt, ist äußerst betäubend und warnend.

Der Wasserschierling ist eine der gefährlichsten Giftpflanzen. Er wächst an Sümpfen, Teichen und Flüssen und wird 3 bis 4 Fuß hoch. Der Stengel treibt viele Nebenstengel, ist hohl und wässerig und an der Wurzel oft 1½ Zoll dick. Diese Pflanze blüht im Juli und August in Dolden. Ihre hohle und fächerige

Wurzel gleicht in der Gestalt der Selleriewurzel, im Geschmack aber der Petersilienwurzel und ist selbst für Thiere ein tödtliches Gift.

Die Wolfskirsche, Tollkirsche oder die Belladonna wird 3 bis 5 Fuß hoch und wächst in schattigen Wäldern. Die dunkelgrünen Blätter sind länglichrund, die braunrothen, glockenförmigen Blüthen erscheinen im Juli und August und sind da, wo sie am Stiele sitzen, mit drei grünen, spitzigen Blättchen umgeben, die auch noch sitzen bleiben, wenn die Beeren, welche aus den Blüthen hervorgehen, schon reif sind. Diese Beeren, welche im August und September reifen und deren Genuß tödtlich ist, sehen Anfangs grün aus, werden aber später glänzend schwarz und gleichen recht schönen, großen Kirschen.

Der Stechapfel wächst an schattigen, unbebauten Plätzen, auf Schutthaufen, in und um Gärten und wird 1 bis 3 Fuß hoch. Er ist eine einjährige Pflanze, deren Stengel krautartig und dreieckig ist. Die Blätter sind groß, platt, zart geadert und langstielig. Die weiße Blüthe ist trichterförmig und erscheint in den Monaten September. Die Frucht ist eine stachliche Kapsel, die in vier Fächern viele schwarzbraune Samenkörner enthält. Die ganze Pflanze gehört zu den starken Giften; der gefährlichste Theil aber ist der Same. Sein Genuß erregt Durst, Zittern und Schwindel. worauf Krämpfe, Brennen im Magen, Verlust der Sprache, tiefer Schlaf, Raserei, bis endlich der Tod erfolgt.

Das Bilsenkraut findet man auf Schutthaufen, Kirchhöfen und an Wegen. Es wird 2 bis 4 Fuß hoch, hat lange, stiellose, ausgezackte, wollige Blätter, welche nach oben immer kleiner werden. Die netzförmig geaderten, blaßgelben Blumen erscheinen im zweiten Jahre während der Monate Juni, Juli und August. Die Frucht ist eine Kapsel, die sich an der Spitze mit eine Art Deckel öffnet. Die Pflanze sondert eine unangenehm riechende Fettigkeit ab und hat ein wiedriges Aussehen. Der giftigste Theil des Bilsenkrautes ist die lange, dicke, etwas runzelichte Wurzel, welche von außen gelbbraun und von innen weiß ist.

Der rothe Fingerhut, welcher an Zäunen, auf waldigen Bergen und öden Haiden wächst, ist eine zweijährige Pflanze und blüht in den Monaten Juni bis August. Er hat lanzettförmige Blätter, und trägt auf dem feinbehaarten, 2 bis 3 Fuß hohen Stengel viele schöne, rothe, inwendig mit dunkelrothen Punkten bezeichnete, glockenförmige Blumen, welche am Ende des Stengels eine lange Blumentraube bilden. Der Same ist besonders giftig und erregt nach seinem Genuß beinahe die gleichen Zufälle, wie der des Stechapfels.

Die Herbstzeitlose erscheint im Herbste als blaßröthliche, tulpenartige Blume auf unsern Wiesen. Die Blätter und die zwischen denselben stehenden Samenkapsel zeigen sich erst im folgenden

Frühjahre und Sommer. Die Wurzel, welche, sowie der Same, sehr giftig ist, ist zwiebelartig, braunroth, von innen weiß, von außen gelb.

Der Sturm- oder Eisenhut wird seiner schönen, blauen Blumen wegen auch in Gärten gepflanzt. Die rübenförmige, schwarzbraune, mit vielen Seitenfasern versehene Wurzel enthält ein starkes Gift. Der runde, glatte und reichbeblätterte Stengel ist 2 bis 3 Fuß hoch. Die glänzenden Blätter sind dunkelgrün, die büschelartige Blüthe besteht aus helmartigen Blumen, welche in den Monaten Juni bis August blühen.

Der Nachtschatten wächst häufig an Wegen, Zäunen, Ufern ꝛc. Die kleine Blüthe hat sehr viel Aehnlichkeit mit der Kartoffelblüthe und treibt im Juni und Juli. Die dunkelgrünen Blätter sind eirund und gezähnt. Aus der Mitte der sternförmigen und fünfblättrigen Blumen ragt eine gelbe Spitze hervor. Menschen und Thiere können sich durch den Genuß dieser Pflanze tödtlich vergiften. Der schwarze Nachtschatten hat weiße Blüthen und schwarze Beeren.

Die vierblättrige Einbeere wird über einen halben Fuß hoch, bekömmt oben vier große, eiförmige, hellgrüne Blätter, welche im Kreuz einander gegenüberstehen. Aus der Mitte derselben kommt im April oder Mai eine einzige Blume. Nach der Blüthe folgt eine schwarzblaue, runde Beere, welche inwendig röthlich, saftig und mit vielen Samenkörnern angefüllt ist. Der Genuß dieser Pflanze ist sehr gefährlich.

Der Taumellolch oder das Tollkorn ist das einzige Gift unter den Grasarten und wächst als Unkraut oft unter den Getreidearten, besonders auf nassen Aeckern. Der Halm wird 3 bis 4 Fuß hoch, hat viele Gelenke und glatte Grasblätter. Diese Pflanze blüht im Mai und treibt eine Aehre, wie Weizen, Roggen, Gerste ꝛc. Der braunschwarze Same ist eirund und schmeckt süßlich.

Der Giftlattig oder Giftsalat wächst überall als Unkraut. Die Pflanze wird 2 bis 3 Fuß hoch; der Stengel ist mit feinen Stacheln besetzt. Die länglichrunden, gezähnten Blätter sitzen ohne Stiel an dem Stengel; die kleinen, gelben Blumen bilden eine Rispe und haben Aehnlichkeit mit der Salatblüthe. Die Pflanze enthält einen gefährlichen, scharfen Milchsaft.

Der Hahnenfuß, von denen es mehre Arten gibt, wächst theils auf Wiesen, theils auf Aeckern, hat einen dünnen ästigen Stengel und gelbe Blumen. Der scharfe Hahnenfuß erregt schon äußerlich, auf die Haut aufgelegt, Blasen und Geschwüre.

Der Seidelbast oder Kellerhals treibt schon im März seine röthlichen, angenehm riechenden Blüthen hervor. Die Früchte sind schöne, scharlachrothe Beeren, welche inwendig mit einem gelblichrothen Safte angefüllt sind. Alle Theile der Pflanze erregen

schon auf der Haut Entzündung, und man kann daraus schließen wie gefährlich es wäre, etwas davon hinunter zu schlucken.

Der Fliegenschwamm wächst im Sommer und Herbst häufig in Wäldern, er ist ganz weiß und roth und hat anfangs einen runden Hut, welcher aber später halbkugelförmig und glatt wird. Seine Oberfläche ist mit einem glänzenden Schleime bedeckt. Geruch und Geschmack des Fliegenschwamms ist nicht auffallend; er ist aber giftig und hat seinen Namen davon, daß man ihn, in Milch geweicht, zur Tödtung der Fliegen gebraucht.

(Solinger Lesebuch.)

234. Die Schwämme.

Die Mutter schickte einst die kleine Katharina in den Wald, Schwämme zu holen, die der Vater sehr gern aß. „Mutter," rief das Mädchen, als sie zurück kam, „diesmal habe ich recht schöne bekommen! Da sieh nur," sagte sie und öffnete das Körbchen, „sie sind alle schön roth, wie Scharlach und wie mit Perlen besetzt. Es gab wohl noch von jenen grauen, unansehnlichen, von denen du neulich brachtest. Sie waren mir aber zu schlecht und ich ließ sie stehen."

„O, du einfältiges, thörichtes Kind," rief die erschrockene Mutter; diese schönen Schwämme sind trotz Scharlach und Perlen lauter giftige Fliegenschwämme, uud wer davon ißt, muß sterben. Jene grauen aber, die du verschmähtest, sind ungeachtet ihres schlechten Aussehens gerade die besten.

Und so, liebes Kind, ist es noch mit vielen Dingen in dieser Welt. Es gibt bescheidene Tugenden, die wenig Aufsehen machen, und glänzende Fehler, die der Thor bewundert. Ja, die Sünde selbst sucht uns durch angenehmen Schein zu verführen. Allein

Die Sünde, die uns Lust verspricht
Ist süßes Gift — o, trau' ihr nicht! (Chr. v. Schmid.)

235. Endzweck der Schöpfung.

Für wen schuf Gottes Güte wohl diese Welt so schön?
Für wen ist Frucht und Blüthe in Thälern und auf Höh'n?
Für wen ist Freud' und Wonne hier, wo das Echo schallt?
Für wen bestrahlt die Sonne die Felder und den Wald?

Für wen tönt das Getümmel der Heerden auf der Au?
Für wen wölbt sich der Himmel so heiter und so blau?
Für wen sind jene Gründe so lieblich anzusehn?
Für wen weh'n kühle Winde? Für wen ist Alles schön?

Uns gab Gott das Vermögen, die Schönheit einzuseh'n,
Uns Menschen, seinen Segen zu fühlen, zu versteh'n.
Uns sollte diese Wonne ein Ruf der Liebe sein,
Mit jeder Morgensonne ihm unsern Dank zu weih'n. (W. Gleim.)

236. Sprüchwörter und Kernsätze.

Das Glück hilft den Menschen nicht, die sich nicht selbst helfen. Gesegnet ist ein Mann, der sich von der Arbeit nähren kann. Freundschaft ist die Lebenssonne, welche niemals untergeht. Der Geizige ist ein Roß, das Wein fährt und Wasser säuft. Der Mann ist aller Ehren werth, der alle Ding' zum Besten kehrt. Nichts ist so elend als ein Mann, der Alles will und der Nichts kann. — Hunde, die viel bellen, beißen nicht. Hennen, die viel gackern, legen wenig Eier. Kinder, die die Eltern lieben, werden nie ihr Herz betrüben. Die kleine Kunst, die recht man kann, ernähret sicher ihren Mann. (Chr. v. Schmid.) Die Zeit, die man nicht schläft, heiß' ich dem Tod abgewonnen. (Grabbe.) Die Seufzer, die der Glaube streut, sind Saaten für die Ewigkeit. (A. Knapp.) Die Freuden, die wir Andern bereiten, sind die edelsten von allen. (Krummacher.) Der Vortheil, um den Zwei sich streiten, erfreut meistentheils den Dritten. (Chr. v. Schmid.) Der große Geist, um den die Welten schweben, sieht unser kleines Leben und unsern Kummer gnädig an. (Mahlmann.) Der Ruhm, nach dem wir trachten, den wir unsterblich achten, ist nur ein falscher Wahn. (Gryphius.) Das Haus, wo Zwietracht herrscht, zerfällt; nur Einigkeit erhält die Welt. (Chr. v. Schmid.) — Einigkeit, ein festes Band, hält zusammen Leut und Land. Die Tugend sieht nach ihrem Schatten, dem Ruhm sich wenig um. (Tiedge.) Der Mensch, zu Fleiß und Arbeit träge, fällt auf des Müßiggängers Wege. (Gellert.) Ein Herz, von Edelmuth bewohnt, ist durch sich selbst am herrlichsten belohnt. (Götz.) Nur ein Herz, von Gott erneut, gibt im Tode Freudigkeit. (Gellert.) Ein Augenblick, von einer guten That bezeichnet, ist vor Gott ein Jahr. (Reinhard.) Wirke, das ist das große Gesetz, in des Tempels Tafel gehauen. (Klopstock.)

Wohlthaten, still und rein gegeben,
Sind Todte, die im Grabe leben,
Sind Bäume, die im Sturm besteh'n,
Sind Sterne, die nicht untergeh'n. (Claudius.)

Das arme Herz, hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nicht mehr schlägt. (Salis.)

Fünfter Abschnitt.

Das Mineralreich.

237. Mineralien.

Erde, Steine, Schwefel, Salz und Eisen sind Körper ohne alles Leben. Sie wachsen nicht von innen heraus wie Pflanzen und Thiere; denn sie haben keine Organe oder Werkzeuge zu ihrer Ernährung. Pflanzen und Thiere nennt man wegen ihrer Organe auch organische Körper; Erde, Steine, Schwefel und Eisen aber unorganische Körper. Diese und alle ähnlichen unorganischen Körper, welche aus der Erde hervorgebracht werden, heissen auch Mineralien. Die Mineralien vergrössern sich aber nur so lange, als sie in ihren Lagerstätten liegen und nicht von der Luft berührt werden. Das Mineral kann noch so viele seiner Theile verlieren, und es bleibt doch was es ist— ein Mineral; denn schlägt man von einem Stück Schwefel noch so viel ab, es bleibt doch Schwefel. Nimmt man aber dem Vogel den Kopf und der Blume die Krone, so zerstört man sie dadurch.

Nach ihrer Aehnlichkeit unterscheidet man vier Arten Mineralien, nämlich: 1. Erde und Steine, 2. Salze, 3. brennbare Mineralien oder Erdharze und 4. Metalle.

1. Die gewöhnlichen Erdarten unserer Erdoberfläche sind: Kiesel- (Sand), Thon-, Kalk- und schwarze Gartenerde. Meistens finden wir sie miteinander vermischt.

Die Hauptbestandtheile der meisten Steine sind Erden, entweder Kiesel- oder Kalk- oder Thonerde.

Die Steine, welche in das Kieselgeschlecht gehören, zeichnen sich durch ihre Härte aus und geben an Stahl Funken. Zu den Kieselsteinen gehören die Feuersteine

(Flintensteine), die rothen Granaten und die durchsichtigen Krystalle, z. B. an Kronleuchtern. Die Kieselerde ist auch ein Hauptbestandtheil des Glases.

Aus Kalkerde besteht der Kalkstein, die Kreide, der Gyps, Alabaster und Marmor.

Die Thonerde saugt das Wasser begierig in sich und hältes länger an sich, als andere Erde. Im Feuer verhärtet sie sich. Zur Thonerde gehört der (gemeine) Lehm, der beim Bauen dor Häuser benutzt wird, die Ziegelerde, der graugrüne Töpferthon, der Pfeifenthon, das Steingut, der Röthel, die schwarze Kreide, der Thonschiefer, wozu der schwarze Wetzstein gehört.

Auch gibt es Steine, in welchen mehre Erdarten so mit einander vermengt sind, dass man keine Erdart als Hauptbestandtheil unterscheiden kann. Zu solchen Steinen gehört der Sandstein (Mühlstein, Schleifstein etc.) und der Granit.

2. Alle Mineralien, welche sich im Wasser leicht auflösen und auf der Zunge einen scharfen Geschmack erregen, heissen Salze. Hierher gehört das Kochsalz, (Stein-, See-, und Quellsalz), der Salpeter, das Glaubersalz, das Bittersalz, der Vitriol und der Alaun.

3. Andere Mineralien brennen, entweder mit einer Flamme oder doch glimmend; das sind brennbare Mineralien, als: (gediegener und vererzter) Schwefel, Berg- oder Steinöl, Bernstein, Reissblei, Steinkohlen, Braunkohlen und Torf.

4. Die Metalle sind die schwersten Mineralien; sie sind gänzlich undurchsichtig und lassen sich im Feuer schmelzen. Sie finden sich in den Gebirgen, gewöhnlich vererzt, selten gediegen. Durch den Bergbau werden sie aus der Erde gefördert. Gold gehört zu den kostbarsten Metallen, dann Silber. Eisen ist das nützlichste und unentbehrlichste Metall. Andere Metalle sind: Quecksilber (flüssig), Kupfer, Blei, Zinn, Zink. — Messing, Glocken- und Kanonengut sind Mischungen von Kupfer und Zinn.

Unter den Metallen sind die schrecklichsten Gifte, z. B. Arsenik und Grünspan.

Auch der Magnetstein gehört zu den Mineralien.

(Burgwardt.)

238. Eine Hand voll Staub.

Vom Staube, den der Wind zuhauf
Mir wirft zu Füßen mit Verachten,
Heb ich mir eine Hand voll auf,
Die Körnlein sinnend zu betrachten.

Ihr Stäubchen, die der Wind verweht,
Als wäret ihr zu nichts entstanden,
Ich weiß, so lang die Schöpfung steht,
Seid ihr in ihrem Reich vorhanden.

Wie viel mal seit Jahrtausenden
Habt ihr wohl die Gestalt vertauschet!
Ihr war't wohl einst von brausenden
Weltmeereswogen überrauschet?

Vielleicht erglänztet ihr einmal
An einem frischen Blüthenlaube,
Und, als erlosch sein Farbenstrahl,
Da wurdet ihr zu dürrem Staube.

Vielleicht einmal da schwebtet ihr
Auf eines Vögeleins Gefieder,
Und als verging der Flügel Zier,
Zerfielet ihr in Asche wieder.

Euch trug, vor grauer Zeit vielleicht
Ein Held in seiner starken Hüfte,
Und als sein stolzes Haupt erbleicht,
Zerstäubtet ihr im Schoos der Grüfte.

Ihr Stäubchen, die der Wind verweht
Wer ahnt es, wie ihr euch entfaltet,
Und, seit die alte Schöpfung steht,
Viel tausendmal euch umgestaltet?

Und ach, du selber, meine Hand,
Die jetzt den Staub hinstreut zur Erden,
Wirst—eh ein halb Jahrhundert schwand,
Zu einer Hand voll Asche werden.

Doch sei's! so lang der Seele Kraft
Dich noch durchflammet und durchzücket,
Sollst du dich regen unerschlafft,
Und schaffen, was die Welt beglücket.

(Nach Stöber.)

239. Der Bergmann.

In schilfgedeckter Hütte, auf moderfeuchtem Stroh,
Wälzt trostlos sich ein Bergmann, wird nicht des Schlafes froh,
Ihn quälen bitt're Sorgen und eisern drängt die Noth,
Die Frau verschmachtet schweigend, die Kinder schrei'n um Brod
„Die ich dem Wuchrer abdrang, verstrichen ist die Frist,
Nicht länger will er stunden, da sie verflossen ist,
Eh'r zu erweichen wäre des Nordens eis'ger Sturm!
Gedungen sind die Schergen, und meiner harrt der Thurm!"
Und, ach, er hebt die Augen, die Hände himmelan,
Und fleht die heil'ge Jungfrau um Schutz und Hilfe an:
„Du heilige Mutter Gottes, des Himmels Königin!
Du Herz voll ew'ger Liebe, sei meine Retterin!
Verschlossen dem Erbarmen für fremdes Elend, Stein
Sind aller Menschen Herzen—auf dich hoff' ich allein!—
Du heilige Mutter Gottes, du Himmelskönigin,
Lass' nicht zu Schande werden den gläubig trau'nden Sinn!"
Da senkt sich milder Schlummer auf's Auge, matt geweint,
Und vor des Träumers Blicken der Jungfrau Bild erscheint,
Auf Mondes Sichel ruhend, das Kindlein weich im Arm,
In goldumsäumter Wolke der Engelköpfchen Schwarm.
Sie spricht zum armen Schläfer: „Du hast auf mich gebaut,
Und nie hab' ich verlassen, wer gläubig mir vertraut!
Geh' morgen zu der Eiche, die auf dem Kreuzweg steht,
Wenn in der Klosterkirche sie läuten zum Gebet!
Ein Vogel, goldgefiedert, wiegt sich auf schlankem Ast,
Und lockt in weichen Tönen, bis du erblickt ihn hast!
Dort ist in dunklen Schatten ein heimlich Nest versteckt,

Vom feinsten Gold die Eier sind, dem, der sie entdeckt!"
Es perlt der Thau des Morgens, Johannes ziehet aus,
Noch schlummern Weib und Kind im halbzerstörten Haus;
Schon kniet er vor der Eiche, die an dem Kreuzweg steht,
Als in die Klosterkirche sie läuten zum Gebet'.
Sanft flötend in der Laube, der goldne Vogel singt,
Und zu den dichten Zweigen sich auf der Bergmann schwingt.
Der Pyrol flieht, verschüchtert; den ganzen Riesenbaum
Durchforscht Johannes fruchtlos—ach, ihn betrog ein Traum!
Und trostlos schleicht er heimwärts und hadert fast mit Gott:
„Soll noch mein Elend mehren, der Himmelsmächte Spott?"
Bleich, zitternd, fieberschauernd sinkt er auf's Lager hin,
Der Ohnmacht Nebelschleier umflort des Armen Sinn.
Und wieder nah't im Traume die Himmelskönigin,
Und strenge Blicke richtet sie auf Johannes hin:
„Weßhalb verzweifelnd hadern, schwachgläub'ger, blöder Thor,
Eh' du der Heil'gen Worte ergründetest zuvor?
Wohl weithin in die Lüfte der Baum die Zweige streckt,
Doch andere mächt'ge Zweige die Erde heimlich deckt;
Wo an der Erde Rippen fest klammert sich der Baum,
In jenen dichten Zweigen erfüllt sich Wort und Traum."
Und wieder eilt zur Eiche der Bergmann hoffnungsbang,
Und wieder tönt im Wipfel der flötende Gesang;
Mit Grabscheit und mit Hacke dringt in die Tief' er ein,
Das hochgeschwungene Fäustel zersplittert das Gestein;
Da schimmert in der Wurzel verworrenem Geflecht
Die schwere Goldesstufe, gediegen, rein und ächt.
Da faltet er die Hände, beugt demuthsvoll das Knie,
Und leise tönt die Lippe: „Gelobt seist du, Marie!" (v. Gaudy.

240. Die Edelsteine.

Von Blut und Morgenroth trank der Rubin,
Der bläuliche Opal trank Gold und Glanz
Des Mondes, daß auf dem milchweißen Auge
In Farben spielt der Regenbogen ganz.
Azur trank der Saphir, des Himmels Bild,
Der edle Topas saugte fleißig Gold;
Von Kräutersaft wird der Smaragd erfüllt.
Als Meisterstück schuf Gott den Diamant,
In ihm schloß er die Farben alle ein,
Und nahm, ihn zu entzünden, lauteres Licht
Vom Himmel. Drum wird er der himmlische genannt:
Denn willst du ihn verbrennen, sieh, als Schein,
Als Flamme fliegt er in sein Vaterland
Zurück zum Himmel, welcher ihn gebar,
Und keine Spur vom Staub bleibt, wo er war.

241. Das Bergwerk.

Im Innern mehrerer Gebirge findet man verschiedene Arten Erze, aus denen die Metalle gewonnen werden, und schon in sehr

frühen Zeiten haben sich die Menschen damit beschäftigt, die Erze aus der Tiefe der Erde herauszuholen. Zu diesem Zwecke werden Gruben und unterirdische Gänge, gleich den Kellern und Gewölben in die Berge hineingebaut, welche um so tiefer und umfangreicher sind, je tiefer das Erz in den Bergen verborgen liegt. Die Leute, welche sich mit dem Baue solcher Bergwerke beschäftigen, werden Bergleute genannt und haben ein sehr mühseliges und vielen Gefahren unterworfenes Leben. Früh, mit Aufgang der Sonne, oder schon um Mitternacht, nachdem sie zuvor zu Gott gebetet haben, fahren sie in den Schacht des Bergwerkes hinein und verschwinden bald in der Tiefe desselben. Lampen oder Lichter, welche sie auf dem Kopfe zu tragen pflegen, erleuchten ihren stillen, schauerlichen Weg; nur das Rauschen des unterirdischen Wassers, das durch Pumpwerke in die Höhe gezogen wird, die von der Decke herunterfallenden Tropfen und der ernste Zuruf der sich begegnenden Bergleute: „Glück auf!" unterbricht die schauerliche Stille. Wenn sie dann an dem Orte, wo sie ihre Arbeit fortsetzen wollen, angelangt sind, bitten sie den Allmächtigen um Schutz und Beistand, denn hier unten sind sie von aller menschlichen Hilfe fern; hoch über ihnen auf der Oberfläche des Landes sind die Wohnungen der Menschen und kein Sonnenstrahl fällt in die dunkle Tiefe. Man hört jetzt nur den Schlag des eisernen Hammers, den die kräftige Hand des Bergmannes gegen den Felsblock führt; denn bedachtsam muß ein jeder auf seine Arbeit sehen, damit er nicht Gefahr laufe, von einem herabfallenden Felsblock beschädigt oder erschlagen zu werden. Andere fahren indeß mit Karren, welche auch wohl Hunde genannt werden, in die Höhle hinein, um die losgeschlagenen Erzstücke dort hinzuschaffen, wo sie wiederum, in Kasten geladen, durch ein Maschinenwerk zu Tage gefördert werden. Mühsam und kümmerlich ist daher der Erwerb dieser Leute, und so eintönig und traurig die Umgebung bei ihrer Arbeit, daß sie nicht, wie der Landmann, aufgefordert durch den Gesang der Lerche, ein fröhliches Liedchen anstimmen. Nur zuweilen hört man den erhebenden Gesang eines frommen Liedes, ein Zeichen des ernsten und stillen Benehmens dieser Leute, die nur zu oft durch Unglücksfälle, welche den einen oder den andern ihrer Kameraden getroffen haben, gewarnt und vorsichtig gemacht sind. Ueber ihnen hangen furchtbare Felsstücke, welche jeden Augenblick herunter zu fallen drohen; oft auch stürzt wildes Wasser in brausender Wuth unerwartet ihnen entgegen, oder todtbringende Dünste werfen sie darnieder. Natürlich ist es daher, daß sie sich, wenn sie nach überstandener Arbeit wieder in die lichten Wohnungen über die Erde kommen, gern der Freude überlassen und sich durch fröhliche Musik erheitern, weshalb auch stets mehre unter ihnen verschiedene Instrumente zu spielen verstehen.

Die herausgeschafften Erzstücke werden zuerst von dem Erdreich

gereinigt, dann durch große Hammerwerke in kleine Stücken zerschlagen, und endlich in die Schmelzöfen gebracht, wo durch die furchtbare Gluth des Feuers das reine Metall von den Schlacken gesondert wird. Hier sind große Behältnisse, in welchen das Erz ausgeschüttet wird, doch so, daß die Feuerflammen, welche Tage lang unterhalten werden, durch den Luftzug überall hindurch schlagen können, vnd bald geräth das Erz in eiaen glühenden Zustand; das Metall wird flüssig und von den Arbeitern in besondern Formen aufgefangen, aus welchen es, wenn es erkaltet ist, herausgenommen und zu verschiedenen Zwecken verwendet wird.

(Bormann's Stylübungen.)

242. Der Gang in das Bergwerk bei Goslar.

Der Rommelsberg bei Goslar ist bekannt durch sein Bergwerk, in welchem sich mehr gezimmertes Bauholz befinden soll, als in allen Häusern Goslars. Die ganze Seite des Berges, die dem Wege zugekehrt ist, bestand meistens aus Schiefersteinen, wodurch der Berg in meinen Augen das Aussehen eines ungeheuern Gebäudes bekam, das abgebrannt und zusammengestürzt schien. Die Luft selbst hatte etwas Schwefeliges und Brandiges, und das Wasser, das durch Abzugröhren aus dem Berge kam, wo man es benutzt hatte, sah ganz ockergelb aus.

Der norwegische Bauer nennt den dicken, blauweißen Nebel, der oft zwischen den Bergwänden eingeschlossen steht, „Wollflecken," und ich wüßte keinen Namen, der charakteristischer wäre; es sah wirklich aus, als ob eine ungeheuere Menge von der feinsten gekratzten Wolle in den Hohlweg hineingeweht wäre und dort über den schwarzen Fichten lagere.

Da, wo man in's Bergwerk hinabsteigt, schob eine Anzahl junger Arbeiter die rohen Erzmassen in Schiebkarren in eine dazu gegrabene Vertiefung hinein; wir bekamen einen Führer, er zündete sein Grubenlicht an, öffnete nun eine große Thür und — es ward mir ganz wunderbar um's Herz — wir traten hinein. Eine kurze Strecke noch war der Gang ausgemauert, aber bald wölbten sich nur die eckigen Felsstücke rund umher; wir stiegen immer tiefer und tiefer. Bergleute mit ihren Grubenlichtern begegneten uns: „Glück auf!" war der gegenseitige Gruß, während ringsum alles still wie im Grabe war. Aus dem Stein schimmerte das Erz bald grün, bald kupferroth heraus. Ein Kaufmann von Goslar begleitete mich, ich hielt mich an ihn an, obgleich es nur ein schmales Brett war, auf dem wir vorwärts schritten. Wir mußten uns bald ganz tief bücken wegen der herabhängenden Felsblöcke; ein Gang durchkreuzte den andern, und der Führer verschwand mehremale vor unsern Augen. Plötzlich brauste es über unsern Köpfen, es

war, als ob der ganze Berg zusammenstürze. Ich sagte kein Wort, schmiegte mich aber fest an meinen Begleiter an, der mir nun erklärte, daß dies eine Schleuse sei, die man oben öffnete und die ein Rad in Bewegung setzte, durch das die Erzstücke aus den untersten Gruben heraufgefördert wurden.

Uns zur Seite öffnete sich ein Abgrund. Wir konnten beim Schein des Grubenlichts nicht das ganze, große Rad sehen, über welches das Wasser herabbrauste. Ich weiß nicht, ob dieses oder die großen Grotten, wo das Erz durch Feuer losgearbeitet war, mir am meisten malerisch vorkam. Die rothen Flammen schlugen hoch in die Höhe und beleuchteten die schwarzen Bergleute ringsum; ich lehnte mich an die Felswand und begann mich an die fremde Welt zu gewöhnen, die eben in ihrer ganzen Furchtbarkeit schön war.

Es ist doch ein wunderbarer Gegensatz zwischen dem abwechselnden Leben des Seemanns und dem einförmigen des Bergmanns. Mit geschwellten Segeln fliegt jener von Küste zu Küste über das herrliche Meer; lustig wimmelt es in den fremden Häfen von geschäftigen Menschen. Bald bläst ein Sturm, daß die Masten brechen und das Schiff von den starken Wellen wie ein Spielzeug umhergeworfen wird, bald ist es wieder todtenstill und er ruht sich aus, hoch oben im Mastkorb, und schaut hinaus in den unbegrenzten Raum zwischen Meer und Himmel. Für den Bergmann hingegen gleitet ein Tag wie der andere dahin. Tief unten in dem schwarzen Schacht sitzt er bei seinem Grubenlicht und hämmert das Erz aus dem Berge heraus; still und finster, wie hier in seiner Heimath, wird es auch in seinem Innern. Nur der Sonntag bringt einige Veränderung; da zieht er ein besseres Kleid an, geht in die Kirche und sieht die Sonne mild in diese und in sein Herz scheinen. Zuweilen kommt er auch Nachmittags nach Goslar hinein, hört die Zeitungsneuigkeiten und denkt darüber nach, wie wunderlich die Menschen dort in der Welt umherstürmen; er will vielleicht auch, wenn er noch jung ist, dort hinaus fliegen und sich zwischen den Andern umhertummeln — aber am Montag sitzt er doch wieder tief unten im Schacht bei seinem Grubenlicht und gebraucht den Hammer — und so geht es fort, bis eine fremde Hand den letzten Hammerschlag auf seinen Sarg thut.

Als wir aus dem Berg herausstiegen, stieg die Sonne so schön über die jungen Fichten, auf denen Regentropfen lagen, wie Perlen auf den hellgrünen Knospen. Es war mir, als hätte ich nie etwas Freundlicheres gesehen als diese von der Sonne beschienenen Bergwände und den klaren Himmel, so groß war der Uebergang von der schwarzen Grube zu der sonnenhellen Natur.

(H. C. Andersen.)

243. Wunderbare Rettung.

Ich mochte etwa zehn Jahre alt sein, etwas mehr oder weniger, da schickte mich meine Mutter in den Keller, um einen Krug Wein heraufzuholen; denn es war eben die Erntezeit, und der Wein sollte den Schnittern auf das Feld gebracht werden. Ich war immer frohen Gemüthes und sprang fast mehr, als ich ging; und da ich mich in dem dunkeln Keller furchtete und mir Herz machen wollte, sprang und tanzte ich noch ärger als sonst. Nun ist Harrach, wo ich geboren bin, auf alte Schachte gebaut, die aber seit Jahren verfallen sind. Um den ganzen Ort liegt das Gestein des eingegangenen Bergwerks, und in manchen Häusern sind halb offene Gänge, die man zum Theil zu Kellern eingerichtet hat. Auch unser Haus war auf einen Schacht gebaut, was aber Niemand wußte, oder woran Niemand dachte; — ich weiß es nicht. Da ich nun so herzhaft sprang und eben den Krug, der in der Ecke stand, ergriffen hatte, that sich die Erde unter mir und ich sank — ich weiß selbst nicht mehr, wie — hinab. Ich hätte mich vielleicht halten können; aber ich wollte den Krug nicht fahren lassen, den ich in der Hand hielt, und so fuhr ich wohl Hauses hoch in die Tiefe und wäre in den Abgrund hinabgestürzt, hätte nicht ein Haken, der zur Befestigung der Fahrten gedient haben mochte, meine Röcke ergriffen. Da ich beim Hinabstürzen entsetzlich schrie, hörte meine Mutter, die oben in der Küche beschäftigt war, mein Angstgeschrei und kam mit einem Lichte herbeigelaufen; und da sie die Oeffnung sah und mich nicht fand, auch auf ihr Rufen keine Antwort bekam, mußte sie wohl glauben, ich sei in der Tiefe umgekommen.

Meine Mutter hat mir öfters erzählt, der Schrecken habe sie so außer sich gesetzt, daß sie mir fast nachgestürzt wäre. Es sei ihr dunkel vor den Augen geworden; sie habe sich auf ihren zitternden Knieen kaum halten können; aber der Gedanke, daß doch vielleicht noch Rettung möglich sei, habe ihr wieder Kraft gegeben. Sie eilte die Treppe hinauf und rief um Hilfe; aber Niemand hörte sie, da Alles auf dem Felde war. Erst da sie die Straße hinab lief und immer ängstlich schrie, hörten einige Nachbarinnen das Unglück, liefen herzu, sahen händeringend in den Schacht hinab und wußten keine Hilfe.

Ich hatte beim Fallen das Bewußtsein verloren, und ich wäre nur gar zu glücklich gewesen, wenn es nicht eher, als nach meiner Rettung, zurückgekommen wäre. Aber ich kam nach einiger Zeit wieder zu mir selbst. Wo ich war, wußte ich nicht; aber ich fühlte, daß ich zwischen Himmel und Erde schwebte und daß ich vielleicht in dem nächsten Augenblicke in die bodenlose Tiefe hinabstürzen könnte. Ich war in einer so unbeschreiblichen Angst, daß ich kaum wagte, zu schreien; da ich aber Stimmen über mir und ein erbärmliches

Wehklagen hörte, bat ich um Gotteswillen, mir zu helfen. Da schwieg das Wehklagen einen Augenblick, fing aber dann nur noch heftiger an. Denn da sie hörten, daß ich noch lebte, und doch keine Hilfe wußten, wurde ihr Jammer noch größer. Ich aber sank, da mir keine Hilfe erschien, in meine vorige Betäubung zurück.

An Rath fehlte es nicht, denn Jedermann gab den seinigen; aber es zeigte sich immer gleich, daß nicht viel damit anzufangen war. Sie versuchten Stricke hinabzulassen; aber diese erreichten mich nicht, Stangen noch weniger. Und wie hätte ich mich an einer Stange oder einem Stricke festhalten können, ohne in einer solchen Höhe wieder hinabzugleiten? Endlich hatten sie doch einen alten Bergmann herbeigerufen, der etwas besser Bescheid wußte. Er fing damit an, die Oeffnung behutsam zu erweitern, schaffte dann eine Winde herbei, an die er einen Eimer befestigte; aber so sehr man auch eilte, ging doch viele Zeit hin. Aengstlich sahen die Umstehenden den Zurüstungen zu. Viele beteten laut, und in den fürchterlichsten Augenblicken der Besinnung, die von Zeit zu Zeit meine Ohnmacht unterbrachen, hörte ich einzelne Worte von Sterbeliedern und Gebeten in Todesgefahr, die ich nur allzuwohl aus meinem Gesangbuche kannte. Endlich war die Winde aufgestellt, der Eimer befestigt, und der alte Mann stieg, mit einem Lichte auf der Mütze, in den Eimer, nachdem er vorher erklärt hatte, es könne ja sein, daß er mich beim Hinabfahren mit fortreiße. Langsam und vorsichtig wurde der Eimer hinabgewunden. Ich sah das brennende Licht, und es war mir, als ob ein Stern vom Himmel zu mir herabstiege und Hülfe brächte. Ueber mir war Todtenstille. Ohne zu wissen, was ich that, drückte ich mich, so sehr ich konnte, an die feuchte Wand, von der sich kleines Gestein ablöste und wiederhallend in die Tiefe rollte. Mein ängstliches Stöhnen bezeichnete den Ort, wo ich mich befand. Jetzt fing der Mann an, mir Trost zuzusprechen, er hoffte mich nun mit Gottes Hülfe zu retten; ich sollte nur nicht verzagen. Schon sah ich den Eimer über mir schweben, dann näher und immer näher; aber die Oeffnung war so eng, daß er nicht neben mir vorbei konnte. Mein Retter gab also ein Zeichen, daß man mit dem Winden inne halten solle, und reichte mir einen Strick mit einer Schlinge; in diese griff ich hinein und hob mich ein wenig in die Höhe. Schon konnte ich mit einer Hand den schwebenden Eimer berühren, dann auch mit der andern. In diesem Augenblick rissen die Fäden, an denen ich jetzt so wunderbar gehangen hatte. Der Eimer schwankte, aber ich hing schon an den Händen meines Retters. Er hob mich zu sich hinein und rief: „Dankt Gott da oben; ich habe das Kind!“ Ich saß nun auf dem Schooße des Bergmanns in dem Eimer, und als dieser hinaufgewunden wurde, war das Erste, was mir einfiel, da ich mich in Sicherheit sah, der schöne Krug, der mir beim Hinabfallen aus den

Händen geglitten war. Ich fing an, bitterlich zu weinen. „Was weinst du denn, Kind?“ sagte der alte Mann; es hat nun keine Gefahr mehr; wir sind gleich oben.“ — „Ach, der Krug! der Krug!“ sagte ich immer schluchzend; „er war ganz neu und unser schönster!“

Jetzt kamen wir an den Rand der Oeffnung. Meine Mutter lag mit ausgebreiteten Armen darüber her und langte nach mir. Mein Retter hielt mich ihr hin. Mit zitternden Händen faßte sie mich unter den Armen und zog mich zu sich. Alle Umstehenden jubelten; Alle wollten mich herzen; aber meine Mutter gab mich nicht vom Arm. Sie hatte mich immer lieb gehabt, die gute Mutter; aber von dieser Zeit an wurde ich recht ihr Augapfel. Ich durfte sie nicht verlassen, und wenn sie sich den ganzen Tag mit mir beschäftigt hatte, glaubte sie doch, ihrer Pflicht noch nicht genug gethan zu haben.

Ich habe nachher mehr als einmal von meiner Mutter gehört, daß, als sie die Worte des Bergmanns: „Danket Gott da oben! ich habe das Kind!“ vernommen, es ihr erst wie ein großer Schrecken durch das Herz gefahren sei; dann hätte sie es gar nicht für möglich gehalten und wäre niedergefallen mit dem Angesichte auf die Erde und hätte nur weinen können. Als aber das Licht wieder in die Höhe gestiegen sei und sie ihr Kind bei dem schwachen Schein erkannt und lebendig gesehen habe, wäre es ihr gewesen, als thäte sich der Himmel auf mit aller seiner Herrlichkeit. Sie habe diesen seligen Augenblick auch nie wieder vergessen, sondern Gott täglich dafür gedankt.

Meine Mutter war eine sehr fromme Frau und stand auch deßhalb bei der ganzen Nachbarschaft in großem Ansehen. Gott hat ihr mancherlei Prüfungen auferlegt; aber nie habe ich sie kleinmüthig gesehen oder murren hören. Sie sagte oft zu uns Kindern, sie hätte in allen ihren Leiden recht deutlich Gottes Vaterliebe erkannt; denn alle wären zuletzt zu ihrem Segen ausgeschlagen. Der Schreckenstag aber, wo sie mich verloren und wieder erhalten, habe sie erst recht in dem Glauben an Gottes Güte bestärkt und bestätigt. (Fr. Jacobs.)

244. Eisen und Blei.

Eisen. „Was ist wohl dem Menschen nützlicher, als ich? — Könnte er wohl graben und pflügen, wenn ich nicht wäre? Könnte der Schneider einen Rock zuschneiden, und die einzelnen Stücke zusammennähen, wenn ihm Scheere und Nadel fehlten? Womit wollte der Zimmermann die Stämme behauen, um aus den Balken Brücken und Häuser zu bauen? Er nehme das kostbare Gold und Silber, und mache sich davon Aexte, und er wird dann

sehen, daß er mit diesen nichts ausrichten kann. Auch der Reichste wählt sich nicht goldene Schlösser und Schlüssel, um seine Güter vor den Dieben zu schützen; er will sie von Eisen haben. Und in welchem Ansehen stehen die Eisenbahnen bei den Menschen! Und sind denn blos die Schienen von mir gemacht? Die Räder der Wagen, die Maschinen, die Ketten u. s. w., sie müssen von Eisen sein. Wo ist wohl ein Handwerker, der meiner nicht bedarf? Wo ist wohl ein Schreiber, der nicht nach seiner Stahlfeder greift?" —

Blei. „Liebes Eisen, man schrieb schon, ehe man Stahlfedern hatte, und Adam und Eva lebten auch ohne dich im Paradiese. Sei nicht so hochmüthig! Siehe, mich guckst du über die Achseln an und meinst, ich sei zu Nichts werth. Wo gibt es wohl etwas in der Welt, das nicht Ursache hätte, sich zu rühmen wegen seines Nutzens. In der Natur ist nichts unnütz, weshalb es auch in der Schöpfungsgeschichte heißt: „„Gott sah an Alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut."" Wie du dich eben gerühmt hast, so will ich es jetzt auch thun, nicht etwa darum, weil ich mich überheben will, sondern nur deßhalb, damit es dir klar wird, daß jedes Ding in der Welt Ursache haben könnte, stolz zu sein. Nimm mich dem Menschen, und wie wird er klagen? Womit soll er nun seine Bücher und Zeitungen drucken? Wie will er aller Welt anzeigen, daß ein Dieb oder Betrüger, oder Mörder entsprungen sei, und ihr bekannt machen, wie derselbe aussieht, damit man ihn wieder einfangen könne? Glaube mir, ohne mich würde nicht der hundertste Theil der Menschen, welche jetzt schreiben und lesen können, dies gelernt haben. Es ist wahr, man macht keine Schlösser und Schlüssel, keine Aexte und Maschinen aus Blei; aber Kugeln gießt man aus mir, mit deren Hilfe man die Bären und Wölfe vertilgt; und wenn die Kugeln auch im Kriege gebraucht werden, so ist dies freilich sehr traurig; aber die Menschen haben auch Kriege geführt, ehe sie Pulver und Blei kannten, und würden sie auch wohl noch heut führen; seitdem man mich aber kennen gelernt hat, so ist es wenigstens so weit gekommen, daß die Kriege bei weitem nicht mehr so blutig, so unmenschlich und grausam sind, als ehedem."

Eisen. „Laß uns Frieden schließen! Ich will mich meiner Vorzüge nicht mehr rühmen."

Blei. „So ist's recht! Ein Jedes diene der Welt, dadurch kann das Ganze bestehen!" (K. Seltzsam.)

245. Gold und Silber.

Das Gold hat durch seine schöne gelbe Farbe und seinen ausgezeichneten Glanz seit den ältesten Zeiten die Aufmerksamkeit der

Menschen auf sich gezogen. Und wenn man's recht betrachtet, so ist es auch wirklich ein schönes Metall, besonders deßwegen, weil es weder rostet noch schwarz wird und kein Schmutz dauernd auf ihm haftet oder gar in dasselbe eindringt. Darum hängt aber auch der Mensch so leicht sein Herz daran und schätzt es über Gebühr, oft höher als ein gutes Gewissen. Viel besser wäre es, wenn Jedermann sich's zum Vorbilde nähme und dafür sorgt, daß seine Seele rein bleibe, wie Gold.

Zu den bemerkenswerthen Eigenschaften des Goldes gehört auch seine außerordentliche Dehnbarkeit. Ein Dukaten, der bekanntlich noch kleiner ist, als ein Zweigroschenstück, läßt sich durch Hämmern so weit ausdehnen, daß man damit einen Reiter sammt seinem Pferde vergolden könnte. Gegenstände von geringerem Metall, z. B. von Silber, werden häufig mit einer sehr dünnen Schicht Gold überzogen und sehen dann aus, als wären sie aus reinem Golde verfertigt. So erscheint auch der Mensch äußerlich oft besser als er innerlich ist, was ihm freilich wenig Ehre macht, auch selten lange unentdeckt bleibt.

Das Gold findet sich theils im Sande der Flüsse und im aufgeschwemmten Lande, theils zwischen allerlei Gesteinen im Innern der Erde. Am häufigsten kommt es in Amerika, in Rußland und Afrika vor. Auf der amerikanischen Halbinsel Californien entdeckte man vor einigen Jahren beim Anlegen einer Wassermühle einen solchen Reichthum an Gold, daß ein fleißiger Sammler in acht Tagen ein reicher Mann werden konnte. Kaum hatte man aber Nachricht davon erhalten, so strömten auch schon von allen Seiten Menschen herbei, selbst aus Europa. Jeder wollte in kurzer Zeit und ohne Anstrengung reich werden. Eine Zeit lang ging das Sammeln ohne Störung von Statten; als aber die Zahl der Goldgierigen mit jedem Tage wuchs, entstand bald Streit und Zank um die besten Plätze, und Mancher hat dort statt Gold den Tod gefunden. Man sieht daraus recht deutlich, daß das Gold nicht glücklich macht. Wir wollen daher auch nicht murren, daß unser Vaterland im Vergleich zu jenen Ländern arm an Gold ist. Statt habsüchtig in der Erde nach diesem Metall zu wühlen, wollen wir sie mit nahrhaften Früchten bebauen und uns ein zufriedenes Herz erhalten. —

Das Silber findet sich fast in allen Gebirgen, nirgends aber so häufig, als in Südamerika, wo man Gänge entdeckt hat, die wie silberne Mauern aus dem von Regenwasser weggespülten Gestein hervorragten. Hier und da hat man in älteren Zeiten auch in Deutschland größere Silbermassen gefunden, zu Schneeberg in Sachsen z. B. ein Stück, das hundert Centner wog und so groß war, daß der damalige Kurfürst darauf mit seinem ganzen Hofstaate speiste, wie auf einer Tafel. Die meisten und reichsten Sil-

berbergwerke in Europa und Amerika sind von gewöhnlichen, unwissenden Leuten entdeckt worden, das bei Freiburg in Sachsen z. B. durch Fuhrleute, die durch den Wald fuhren, das Schneeberger durch einen Mann aus der Donaugegend, der mit Schustergeräth und allerhand andrer kleiner Waare Handel trieb und sich da, wo jetzt Schneeberg liegt, im Walde verirrt hatte. Die Silbergruben bei Annaberg in Sachsen sind durch einen armen Bergmann, Daniel Knappe genannt, aufgefunden worden.

Nur selten findet sich das Silber rein; in den meisten Fällen ist es mit andern Mineralien verbunden, sehr häufig z. B. mit Blei. Durch Rösten und Schmelzen macht man die Erze mürbe und flüssig und scheidet dann durch mancherlei Vorrichtungen das Silber sorgfältig aus.

Wie aus dem Golde, so verfertigt man auch aus dem Silber Münzen und vielerlei Geräthschaften. Da es aber nur geringe Härte besitzt und sich deßhalb im Gebrauch rasch abnutzen würde, so vermischt man es mit dem härteren Kupfer, wodurch es nichts von seinem Glanze einbüßt. Die Masse, aus welcher unsere Thaler gemacht werden, enthält in einem Pfunde 8 Loth Kupfer, die der kleineren Münzen noch weit mehr.

In Betreff der Dehnbarkeit steht das Silber dem Golde nach, läßt sich aber doch zu Blättchen hämmern und walzen, deren Stärke nur den hunderttausendsten Theil eines Zolles beträgt. Aus einem winzigen Gran Silber, d. h. aus dem 60sten Theil eines Quentchens, läßt sich ein Draht von 400 Fuß Länge ziehen.

(A. Lüben.)

246. Kupfer und Zinn.

Der Gebrauch von Kupfer reicht weit in die Vorzeit hinauf; unstreitig diente es seiner leichten Verarbeitung wegen unter allen Metallsubstanzen dem Menschen am ersten. Vom Zinn wissen wir, daß es die Phönizier schon kannten und aus England holten. Kupfer ist sehr dehnbar, da es sich zu dünnem Blech hämmern läßt, das große Haltbarkeit besitzt. Da es schwer schmilzt, so lassen sich solche Geräthe daraus fertigen, welche beim Gebrauche großer Hitze ausgesetzt werden. Der Rost greift es weniger an, als Eisen, daher es zum Beschlagen der Schiffe, zur Bedeckung der Thürme und Dächer geeignet ist. Mit Säuren und Sauerstoff verbunden, liefert es schätzbare Farben in Grün und Blau. Alle diese Farben sind giftig, weßhalb Gefäße aus Kupfer reinlich zu halten sind, damit sich kein Grünspan bilde, der aus einer Bildung des Metalles mit Säuren entsteht. Als wirksames Gegenmittel bei Vergiftungsfällen sind Eiweiß und Milch anzuwenden. Um Unglücksfälle dieser Art zu verhüten, werden Kupfergeschirre mit Zinn überzogen,

da dies den Säuren widersteht und sich an der Luft, so wie im Wasser lange blank hält. Dessen ungeachtet wirken saure Speisen und Getränke in gewissem Maße auflösend auf zinnerne oder verzinnte Gefäße, und es sollte darum ein für allemal in der Haushaltung die nicht zu überschreitende Regel gelten: in kupfernen, überhaupt Metallgefäßen, Speisen nie längere Zeit aufzubewahren.

Sonst waren Küchengeschirre aus Zinn mehr im Gebrauche, als jetzt; dagegen wird dieses Metall eben mehr in Handwerken und Künsten benützt. Der Zinngießer setzt ihm stets einen Antheil Blei zu; doch kann er diesen nicht willkürlich bestimmen, da die Menge in den meisten Ländern vorgeschrieben ist, und etwa 1 Neuntel bis 1 Sechstel des Ganzen beträgt. Aus Zinn werden schöne Farben dargestellt. Fundorte dieses Metalls gibt es in England, Böhmen, Frankreich und Ostindien. (J. Hepp.)

247. Das Glöcklein der Dorfkirche.

Glöcklein, hell vom Thurme da,
Leutchen rufst du fern und nah,
Dass sie Morgens früh aufsteh'n,
Beten und zur Arbeit geh'n!

Wieder hör ich, Glöcklein, dich,
Wenn der Mittag zeiget sich,
Rufest du mit gutem Klang:
Kommt, nehmt Gottes Speis' und Trank!

Hat der Abend sich genaht,
Ists zum Schaffen schon zu spat,
Ruhest, liebes Glöcklein, du:
Legt betend euch zur Ruh!

Kommt ein Sonntag, kommt ein Fest,
Glöcklein, du dich hören lässt,
Sprichst mich an in Lust und Leid,
Zeigst mir meine Lebenszeit.

Muss ich von der Erde ab,
Gehst du mit mir bis in's Grab,
Weckst in jeder guten Brust
Trauer und doch Hoffnungslust.

Liebes, süsses Glöcklein mein,
Immer will ich lauschen dein,
Dass dein letzter Abendschlag
Führe mich zum Himmelstag.

(Wiedenfeld.)

248. Die Glasbereitung.

Lieber Franz!

Du hast mir in Deinem letzten Briefe einen Besuch beschrieben, den Du mit Deinem Vater in der Werkstätte eines Drechslers gemacht hast. Ich zeigte meinem Vater Deinen Brief, und bat ihn, mich auch einmal näher mit den Beschäftigungen einiger Handwerker bekannt zu machen, weil solche Kenntnisse des gewöhnlichen Lebens, nach dem Zeugnisse gelehrter Männer, außerordentlich bildend sein sollen.

Der zu allem Guten und Nützlichen bereitwillige Vater hat nun auch recht bald diese Bitte erfüllt und mich nach der, eine Stunde von hier entfernten Glashütte mitgenommen, und mich mit der Bereitung des Glases bekannt gemacht. Laß Dir erzählen, was ich da gelernt habe.

Das Glas besteht aus einer Verschmelzung gut gewaschenen, weißen Sandes, gereinigter Asche, Salpeter ꝛc. Diese Bestandtheile müssen in einem gewissen Verhältnisse genommen werden, wenn das Gas gut gerathen soll. Zuerst werden nun diese Zuthaten in einem besondern Ofen gebrannt oder durchglüht, damit alles Fremdartige entfernt werde. Diese Masse, die schon einen so starken Hitzgrad erlitten hat, daß sie geschmolzen erscheint, heißt Fritte. Sie wird aus dem Ofen genommen, in Schmelztiegel gethan und in diesen einer solchen Hitze ausgesetzt, daß sie nach 15 bis 20 Stunden zu schmelzen beginnt. Jetzt zeigt sich auf der feurigen, flüssigen Glasmasse ein Schaum, Galle genannt, der von Zeit zu Zeit abgeschöpft werden muß, wenn das Glas rein werden soll. Von Zeit zu Zeit taucht man eiserne Ruthen hinein, an welche sich die Flüssigkeit anhängt. Dadurch erfährt man, ob sie hinlänglich klar und durchsichtig genug sei. Ist dieses der Fall, so läßt man die Masse sich abkühlen, und zwar in so weit, bis sie breiartig und zäh wird, so daß man sie in lange, dünne Fäden ziehen kann. Jetzt befindet sich das Glas in dem Zustande, um geblasen zu werden. Dieses geschieht vermittels einer, ungefähr zwei Ellen langen eisernen Röhre, des Blasrohrs, die unten einen etwas erweiterten Ansatz und oben ein hölzernes Mundstück hat. Die Röhre wird mit dem untern Ende in die Masse getaucht, wie die Thonpfeife in den Seifenschaum, wenn wir Seifenblasen machen wollen. Hat sich von der Masse ein Klumpen angehängt, so neigt der Bläser die Röhre gegen die Erde, damit sich das Glas, vermöge seiner Schwere abwärts senkt.

Er bläſ't nun und bildet auf diese Weise einen länglichrunden Körper, dem er durch Hin- und Herschwenken in der Luft oder durch Wälzen auf einer Marmorplatte beliebige Formen zu geben vermag. Darauf wird das in so weit fertige Glas, das noch lange heiß und biegsam bleibt, durch mancherlei Werkzeuge, z. B. Haken, Zangen, Scheeren ꝛc. in eine beliebige Gestalt gebracht, und von allen Ansätzen und Unregelmäßigkeiten befreit.

Heute mußt Du Dich schon mit dieser Beschreibung begnügen. Wenn Du in den nächsten Ernteferien uns besuchst, so wird der Vater, wie er bereits versprochen, mit uns noch einmal die Glashütte besuchen, und gewiß wird Dir das eben so viel Vergnügen gewähren, als es bereits gewährt hat

Gotha, den 1. Juni 1859. Deinem Heinrich.

(Drieſelmann.)

249. Das Glasgemälde.

Ein armer Pilger, fromm und gut,
Mit weißem Stab und Muschelhut,
Im schwarzen, wollenen Gewand,
Zog weit umher von Land zu Land.

Er sah die Unschuld oft gedrückt,
Die Schuld mit Stern und Glück geschmückt;
Der Welt verworrenes Gewühl
Schien ihm fast nur des Zufalls Spiel.

So wallt' er einst mit trübem Sinn
Durch eine rauhe Wildniß hin;
Der Himmel ist von Wolken schwer,
Es regnet, schneit und stürmet sehr;
Da zeigt sich moosbedeckt und alt
Ein Kirchlein einsam in dem Wald;
Er zieht den Hut und geht hinein,
Und schaurig Dunkel schloß ihn ein.

Das Spitzgewölb', die Wänd' umher
Sind ohne Zierrath, kahl und leer;
Der kleine, steinerne Altar
Vielfältig grün vom Schimmel war;
Des Kirchleins Fensterlein
Nimmt des Altarbilds Stelle ein,
Und schwärzlich, roth und ungestalt't
Sind alle Scheiben übermalt.

Pfui, spricht der Mann, welch' garstig Stück
Beleidigt hier den frommen Blick!
Das malte wohl in Fiebersgluth
Ein blinder Mann mit Ruß und Blut;
Man sieht ja nichts als Fleck an Fleck,
Nichts hat Bedeutung, Sinn und Zweck;
Ja, dieser dunkle Wirrwarr stellt
Mir dar ein treues Bild der Welt.

Indem der Pilger dieses spricht,
Die Sonne aus den Wolken bricht,
Entzündet, wie mit einem Strahl
Des Glasgemäldes Farben all';
Ein Bild von wundersamem Glanz
Erscheint in buntem Feuer ganz,
Und der Kapelle düstre Nacht
Erhöht noch mehr der Farben Pracht.

Den feur'gen Dornbusch man erkennt,
In dem der Name Gottes brennt;
Beleuchtet von dem Wunderlicht
Liegt Moses auf dem Angesicht;
Sein Purpurkleid, des Mantels Blau,
Der braune Fels, die grüne Au,
Der weißen Schäflein zarte Schaar
Erscheinen lieblich, hell und klar.

Ha, rief der Pilgrim, welch' ein Bild,
Wie feuerreich und doch wie mild;
Was dunkel und verworren war,
Wie ist es nun so licht und klar!

Was vorhin ohne Zweck mir schien,
Setzt' wohlbedacht der Meister hin;
Kein Strichlein dürfte anders sein,
Sollt' ich mich dieser Schönheit freu'n!
Auch seine düstre Seel' wird licht,
Im Herzen tief die Stimme spricht:
„Dem Bilde gleicht dein Lebenslauf—
Geht einst der Wahrheit Sonne auf,
Dann wird, was dir jetzt dunkel scheint,
Zu einem Lichtgemäld' vereint.
Drum glaube jetzt und bete an;
Was Gott thut, das ist wohlgethan!" (Chr. v. Schmid.)

250. Die Salzgruben von Wieliczka.

Unter der Stadt Wieliczka in Galizien hat der Herr der Natur, weit und tief in den Grund hinein, ungeheure Vorräthe von Steinsalz geschaffen, welches die Menschen mit unsäglicher Mühe herausholen. Dadurch ist die ganze Stadt und die ganze Gegend umher untergraben und unterwölbt. Gegenwärtig sind schon fünf Lagen Gewölbe über einander, welche zusammen 650 Ellen tief reichen. Seitwärts erstrecken sich die Höhlungen von Norden gegen Süden fünf tausend fünf hundert Ellen weit, und von Osten gegen Westen zweitausend Ellen. Manche Höhlungen sind so geräumig, daß ansehnliche Kirchen darin stehen und ganze Regimenter Soldaten darin exercieren könnten. Dort in der grausigen Tiefe sind ordentliche Straßen, Magazine, Werkstätten, besonders für Büttner; Ställe für Pferde, Wohnungen für Menschen; Kapellen — alles von Salz. Von Salz sind auch die erstaunenswürdigen Säulen, welche die Gewölbe tragen. Hunderte von Menschen sind dort in mancherlei Weise geschäftig beim Lampenschein, der an den Salzwänden wiederschimmert.

Gegen siebenhundert tausend Zentner Salz werden jährlich hinauf an's Tageslicht geschafft, und doch ist unten weder in der Tiefe, noch nach den Seiten hin eine bedeutende Abnahme des Vorraths zu merken. Es scheint derselbe unerschöpflich zu sein.

Auf dreierlei Art steigen die Menschen von oben in die Gruben hinunter und kommen wieder heraus. Die erste Einfahrt ist für die gemeinen Bergleute. Sie geschieht mittels Leitern, deren eilf, jede zwölf Ellen lang, über einander angebracht sind. Jede Leiter ruht auf einer Bühne, welche theils verhütet, daß ein Fallender tiefer als 12 Ellen stürze nnd die unter ihm Steigenden beschädige, theils auch zur Erholung von der großen Beschwerde des Steigens dient. Dieser Reihe Leitern steht in demselben Schachte eine andere, eben so beschaffene gegenüber, worauf die Leute wieder hinaus sich begeben. Die zweite Einfahrt geschieht an einer andern Stelle mit-

tels einer Wendeltreppe von 470 Stufen, die ein polnischer König, als er das Salzwerk besehen wollte, mit großen Kosten anlegen ließ. Wer auf dieser Treppe hinunter gelangt ist, wählt sie nicht wieder zum Heraufkommen, weil sie gar zu beschwerlich zu besteigen ist.

Bei der dritten Einfahrt, wieder an einer andern Stelle, wird ein starkes Seil mit Gurten gebraucht, welches, indem man sich daran festhält, an einer Winde hinunter gelassen, und hernach wieder aufgezogen wird. Dieser Art bedienen sich gewöhnlich die Aufseher der Salzgruben und die Fremden, welche diese bewunderungswürdigen Werke der Natur besehen wollen. In 5 Minuten wird eine Strecke von 170 Ellen durchfahren.

Unten im Salzberge werden dreißig, vierzig, auch wohl mehr Paar Pferde gebraucht, um die aus den Felsen gehauenen Salzblöcke in die unterirdischen Magazine und nach den Stellen zu fahren, wo sie hinaufgezogen werden. Man läßt die Pferde am Taue hinunter, wobei sie in einer eigenen Art von Geschirr hängen. Sobald ihnen die Bohlen unter den Füßen weggezogen sind, fangen sie im Schweben an zu zittern und halten ganz still, mögen sie sonst auch noch so wild sein. Mit der größten Willigkeit lassen sie sich anschirren und führen, wohin man will. Vom Wiederausfahren der Pferde ist keine Rede; sie bleiben unten, so lange sie leben. Ganz in der Nähe, mo man am Taue hinunter kommt, ist eine große und ziemlich eingerichtete Kapelle, dem heiligen Antonius geweiht. Ihr regelmäßiges Gewölbe ist dreißig Fuß hoch und ruht auf gerundeten Säulen. Alles, was man sieht, ist von Salz: Wände, Gewölbe, Säulen, Altar, Kanzel, Kreuze, Heiligenbilder, Leuchter. — Alles ist mit Geschmack und Kunst gearbeitet. Weit oon dieser wirklich schönen Kapelle ist noch eine andere, welche die Corporis Christi Kapelle heißt, ganz in Salz gehauen. Wiewohl das Salz eine grauliche Farbe hat, so läßt es doch den Schimmer eines dahinter gestellten Lichtes durch, welches in diesen Kapellen einen besondern Eindruck macht. Beide Kapellen sind wirklich zum Gottesdienste bestimmt. So steigen auch aus der Tiefe der Erde Gebete und Gesänge zum Himmel hinauf. (Drieselmann.)

251. Der fromme Bergmann und der gelehrte Spötter.

Es ging ein frommer Bergmann mit einem gelehrten Spötter in einen tiefen Schacht. „Wir sind jetzt über 1000 *Ellen unter der Erde,“ sprach der Spötter und stellte sich bei diesen Worten auf eine Klippe. Lächelnd setzte er hinzu: „Wie tief mag denn wohl die Hölle sein?“ Der Bergmann antwortete ruhig: „Mein Herr, wenn der Stein, worauf sie stehen, einstürzt, sind sie in einer Minute in der Hölle.“* (Hepp's Leseb.)

252. Der Thon.

Lieschen. „Du hast ja eine allerliebste Halskette. Was für Steine sind denn dies?"

Marie. „Kennst du sie nicht? Das sind Granaten; die Mutter schenkte sie mir zu meinem Namenstage."

Lieschen. „Wer mag nur die hübschen Granaten machen?"

Marie. „Die macht kein Mensch, die kann nur Gott machen; aber woraus? das weißt du gewiß nicht."

Lieschen. „Davon habe ich noch nichts gehört."

Marie. „Ich wüßte es auch nicht, wenn mir's der Vater nicht gesagt hätte. Denke dir, die Granaten sind aus etwas Thon und etwas Kalk gemacht; das siehst du doch diesen Steinen nicht an?"

Lieschen. „Nun wahrlich nicht. Doch bei Gott ist kein Ding unmöglich! Wenn ich auch wollte Thon und Kalk zusammenkneten, würden doch nimmermehr Granaten entstehen. Das ist doch wunderbar!"

Marie. „Wir können Vieles nicht begreifen. Der Diamant, der kostbarste Edelstein, der so hell leuchtet, wie ein Stern, besteht aus einem dem Menschen ganz wohlbekannten Stoffe, und doch ist es noch keinem gelungen, einen Diamanten zu machen. — Weißt du denn aber, was der Mensch aus Thon machen kann?"

Lieschen. „Nun, für so unwissend hättest du mich doch nicht halten sollen; wo hätten wir denn unsere Töpfe und Tiegel, unsere Bratpfannen und Teller her, wenn es keinen Thon gäbe? Und die Kacheln zu unsern Oefen macht ja auch der Töpfer von Thon."

Marie. „Nimm mir's nicht übel, aber alles hast du doch noch nicht gesagt; es gibt auch noch eine gelbe thonige Erde, woraus man ganze Häuser baut."

Lieschen. „Auch diese kenne ich, man nennt sie Lehm, woraus die Ziegel gebrannt werden."

Marie. „Und unsere Schiefertafeln, welche wir in der Schule gebrauchen, sind die vielleicht auch von Thon?"

Lieschen. „Nein, diese sind von Schiefer."

Marie. „Dieser Schiefer ist auch Thon, so sagt der Vater, man nennt ihn Schieferthon. Meine Großmutter spricht oft: Da bin ich wieder aus dem Hundertsten ins Tausendste gekommen, und uns ist's auch so gegangen. Bei den Granaten haben



wir angefangen und jetzt sind wir beim Schieferthon. Plaudern wir noch weiter, wo würden wir wohl hinkommen?
(K. Seltzsam.)

253. Steinkohlen, Braunkohlen, Torf, Schwefel und Bernstein.

1. Wenn wir nichts als Holz zur Feuerung hätten, so würden manche Gegenden bald von den Menschen verlassen werden müssen. Allein der weise Schöpfer hat noch für anderes Brennmaterial gesorgt, das aus der Erde geschafft wird; dazu gehören Steinkohlen, Braunkohlen und Torf. Diese Brennmaterialien haben außer ihrer Wohlfeilheit noch andere Vorzüge: die Steinkohlen geben eine weit grellere Hitze als das Holz und brennen gleichmäßiger; der Torf glimmt langsam und die Braunkohle dauert lange aus. Jedenfalls können die, welchen es niemals an einem guten Heerd- und Ofenfeuer mangelt, mag es nun aus dem Erd- oder Pflanzenreiche stammen, dem Himmel nicht dankbar genug sein! Was wären wir ohne das Feuer? Wird es nicht zu den Elementen gerechnet, ohne die weder Mensch noch Thier bestehen kann? Und hört man je auf, Feuer anzuzünden, obwohl durch dasselbe schon so manches entsetzliche Unglück angerichtet worden ist?

2. Die Steinkohlen werden gleich den Metallen durch Bergbau zu Tage gefördert. Glücklicher Weise sind aber ihre Lager gewaltiger als die der Erze, sonst würde die saure Arbeit der Bergleute nicht belohnt werden. Denn wären die Steinkohlen nicht weit billiger, als das Holz, so würde sie Niemand kaufen. Ist doch mit ihrem Gebrauche manche Unbequemlichkeit verbunden; sie schwärzen die Häuser, Zimmer und Menschen, und verbreiten beim Brennen einen, wenn auch nicht ungesunden, doch gewiß nicht angenehmen Geruch. Dabei erlischt das Steinkohlenfeuer sehr gern und verlangt sorgsame Abwartung. Wenn aber, wie einst in Oberschlesien, ein Steinkohlenlager in Brand geräth, so gelingt es selten, die Gluth zu löschen; oft wüthet sie Jahre lang unter der Erde fort.

Wie die Steinkohlen entstanden sind, darüber sind die Meinungen immer noch verschieden. Waren es ungeheuere Wälder, welche bei einer Umwälzung der Erdoberfläche in unterirdisches Feuer versanken und unter den nachstürzenden Erd- und Felsenmassen beim Zutritt des Wassers verkohlt wurden, oder ist ein Erdharz der Hauptbestandtheil, welcher andere Erdarten durchdrungen hat? Es gibt ja noch jetzt an manchen Orten flüssiges Erdharz.

3. Mit mehr Sicherheit weiß man, daß die Braunkohlen durch Wälder entstanden sind. Denn es finden sich in ihren Lagern noch

ganze Stämme mit Aesten, Blättern und Früchten, deren Gest... sich deutlich erkennen läßt. Auch sind die Braunkohlen bisweilen noch so holzähnlich, daß man glaubt, es seien alte angebrannte Scheite. Doch sind diese holzigen Stücke nicht die besten, sondern die glänzend braunen, wie Harz schimmernden. Am wenigsten gut sind die wie Erde zerfallenden, welche erst naß gemacht, in Formen gedrückt und getrocknet werden müssen, um bequemer benutzt werden zu können. Merkwürdig ist, daß in Gegenden, wo starke Braunkohlenlager sind, meistens auch mineralische Wasser gefunden werden, z. B. in Hessen und Nassau. Um sehr heftiges Feuer zu erzeugen, fehlt es den meisten Braunkohlen an Brennkraft, auch gilt ihr Geruch noch für widerlicher als der der Steinkohlen, deßwegen werden sie auch minder weit verführt, vielmehr meistens nur in der nächsten Umgebung gebraucht.

4. Aehnlich verhält es sich mit dem Torfe. Er ist unter den genannten Brennstoffen derjenige, der sich erweislich immer noch fort erzeugt, und den man geradezu zu dem Pflanzenreich rechnen könnte; denn er besteht aus einem dichten Filze von Wurzeln, der mit erdigen Theilen vermischt ist. Diese Wurzeln erzeugen sich in Mooren oder Sümpfen mit solcher Schnelligkeit, daß man nach 10 bis 12 Jahren eine ausgestochene Torfwiese auf's neue benutzen kann. Die Arbeit in den Abzugsgräben wie in den Torflagern ist sehr beschwerlich, da die Leute im Wasser oder Sumpf stehen müssen; allein sie dauert auch nur die wärmsten Monate des Jahres hindurch, denn die ausgestochenen Platten müssen auf Haufen gesetzt und getrocknet werden. Die weniger feste Masse muß man gleich Lehm in Formen drücken. Merkwürdig ist, daß die besten Stücke am meisten zusammeuschrumpfen, so, daß also die kleinsten Torfplatten oder Torfziegel am meisten Hitze geben.

5. Von den übrigen brennbaren Mineralien ist der Schwefel am bekanntesten. Seine Farbe hat zu dem Ausdrucke schwefelgelb Veranlassung gegeben. Das läßt sich am Schwefelhölzchen sehen, sowie auch, daß er beim Entzünden eine bläuliche Flamme gibt. Dabei entwickelt sich eine Luft, welche uns am Athmen hindert und zum Husten nöthigt. Auch der Geruch ist unangenehm. Durch Schwefeldampf werden wollene Kleider gereinigt, aber auch Thiere, z. B. Bienen und Wespen getödtet. Selbst Menschen können darin ersticken. Da aber das Feuer der nämlichen Luft zum Brennen bedarf, wie der Mensch zum Athmen, so läßt sich auch eine helle Flamme durch Schwefeldampf löschen. Brennt es in einem Schornsteine, so kann man durch eine darunter gesetzte Kohlenpfanne mit Schwefel den Brand ersticken. Auch die Eigenschaft des Schwefels, daß er langsam, aber sicher fortbrennt, hat man benutzt, indem man durch Schwefelfäden Pulverminen anzündet und doch Zeit behält, sich zu retten. So geschieht es in Steinbrüchen und Berg-

werken. Der Schwefel wird meistens aus der Erde gegraben, besonders häufig im sächsischen Erzgebirge. Sonst sammelt man ihn auch aus manchen Quellen, wo er sich am Rande ansetzt. Solche Wasser werden gemeiniglich als Gesundbrunnen gebraucht.

6. Zu den brennbaren Mineralien gehört auch der Bernstein, der an der preußischen Ostseeküste von der Größe einer Linse bis zur Faustdicke gefunden wird. Ausnahmsweise fand 1803 ein Taglöhner zwischen mehren Steinen hervorstehend ein Stück Bernstein von 13½ Pfund. Dieses seltene Stück befindet sich zu Berlin in der Mineraliensammlung und soll 8000 Thaler werth sein. Die Farbe des Bernsteins ist entweder weiß oder wachsgelb bis rothgelb. Er läßt sich mit einem Messer bröckeln, schmilzt in der Hitze und verbreitet einen angenehmen Geruch; an der Flamme verbrennt er. Der Bernstein hat die merkwürdige Eigenschaft, daß er, gerieben, elektrisch wird, denn er zieht alsdann kleine Papierstückchen, Wolle rc. an sich. Er heißt lateinisch electrum, und daher kommt das Wort Elektricität. Besonders merkwürdig ist der Bernstein aber durch die von ihm eingeschlossenen Naturkörper. Außer Sand, Erde, Holz und Wassertropfen findet man eine Menge Insekten in ihm vergraben, besonders Schlupfwespen, Ameisen, Fliegen, Mücken, Spinnen rc. Es ist dies ein Beweis, daß der Bernstein aus einem flüssigen Zustande in einen verhärteten übergegangen ist. Man vermuthet daher, daß der Bernstein aus einem Baumharz einer untergegangenen Pflanzenwelt entstanden ist.

Der Bernstein läßt sich drechseln und schleifen und so wird er zu allerlei Kunst- und Schmucksachen verarbeitet. Auch gibt er ein angenehmes Räucherpulver. (Curtmann.)

254. Der Bergmönch im Harz. (Mährchen.)

Zwei Bergleute arbeiteten immer gemeinschaftlich. Einstmals als sie anfuhren und vor Ort kamen, sahen sie an ihrem Geleucht, daß sie nicht genug Oel zu einer Schicht auf den Lampen hatten. „Was fangen wir da an?" sprachen sie mit einander, „geht uns das Oel aus, so daß wir im Dunkeln sollen zu Tag fahren, sind wir gewiß unglücklich, da der Schacht schon gefährlich ist. Fahren wir aber jetzt gleich aus, um von Haus Oel zu holen so straft uns der Steiger, und das mit Lust, denn er ist un,s nicht gut." Wie sie also besorgt standen, sahen sie ganz fern in der Strecke ein Licht, das ihnen entgegenkam. Anfangs freuten sie sich; als es aber näher kam, erschraken sie gewaltig, denn ein ungeheuer Riesengroßer Mann ging gebückt in der Strecke herauf. Er hatte eine große Kappe auf dem Kopfe und war auch sonst wie ein Mönch angethan, in der

Hand aber trug er ein mächtiges Grubenlicht. Als er bis zu den Beiden, die in Angst still dastanden, geschritten war, richtete er sich auf und sprach: „Fürchtet euch nicht, ich will euch kein Leids anthun, vielmehr Gutes,“ nahm ihr Geleuchte und schüttete Oel von seiner Lampe darauf. Dann aber ergriff er ihr Gezähe und arbeitete ihnen in einer Stunde mehr, als sie selbst in der ganzen Woche bei allem Fleiße herausgearbeitet hätten. Nun sprach er: „Sagt's keinem Menschen je, daß ihr mich gesehen habt,“ und schlug zuletzt mit der Faust links an die Seitenwand; sie that sich auseinander, und die Bergleute erblickten eine lange Strecke ganz von Gold und Silber schimmernd. Und weil der unerwartete Glanz ihre Augen blendete, so wendeten sie sich ab; als sie wieder hinschauten, war alles verschwunden. Hätten sie ihre Beilhacke (Hacke mit einem Beil) oder sonst irgend einen Theil ihres Geräthes hingeworfen, so wäre die Strecke offen geblieben und ihnen viel Reichthum und Ehre zugekommen; aber so war es vorbei, wie sie die Augen abgewendet.

Doch blieb ihnen auf ihrem Geleucht das Oel des Berggeistes, das nicht abnahm und darum noch immer ein großer Vortheil war. Aber nach Jahren, als sie einmal am Sonnabend mit ihren guten Freunden im Wirthshause zechten und sich lustig machten, erzählten sie die ganze Geschichte und Montag Morgens, als sie anfuhren, war kein Oel mehr auf der Lampe, und sie mußten nun jedesmal wieder, wie die andern, frisch aufschütten. (Häßter's Leseb.)

255. Bergmannslieder.

A.

Glück auf! ist unser Bergmannsgruß, Glück auf! Glück auf! Glück auf! Bei Arbeit, die das Leben kürzt, so wie beim Mahl, das Freude würzt, tönt stets ein froh „Glück auf!“

Glück auf! schallt es durch Berg und Thal, durch die der Bergmann wallt, wenn kaum das junge Tageslicht mit Müh' durch Nacht und Dunkel bricht, und schwarz noch steht der Wald.

Glück auf! Glück auf! Ein froh Glück auf! ruft Knapp dem Knappen zu, wenn ihn die Pflicht bei finstrer Nacht ruft zu dem grabesgleichen Schacht aus Schlaf und sanfter Ruh.

Doch spricht nicht blos der Mund: Glück auf! Das Herz beut diesen Gruß; denn Frohsinn und Zufriedenheit ist stets des Bergmanns Seligkeit, bei Arbeit sein Genuß.

Zwar sind wir vor Gefahr nicht frei, doch, wo gibt's nicht Gefahr?

Wer einmal hier auf Erden lebt, wenn er auch nicht in Schachten gräbt, dem droht sie immerdar.

Wir fahren sonder Furcht hinab, mit der Gefahr vertraut, und seh'n bei unserm Grubenlicht so manches Menschenelend nicht, vor dem am Tag uns graut.

Der Bergmann scheut Gefahren nicht, ihn schreckt selbst nicht der Tod; und lösen auch zu seinem Grab sich krachend Felsenwände ab, er denkt: so will es Gott!

B.

Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schooß vergißt;

Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.

Er sieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu
Und scheut nicht Fleiß noch Plage:
Sie läßt ihm keine Ruh.

Die mächtigen Geschichten
Der längstverfloss'nen Zeit,
Ist sie ihm zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

Der Vorwelt heil'ge Lüfte
Umweh'n sein Angesicht,
Und in die Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ew'ges Licht.

Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt sie entgegen
Den Werken seiner Hand.

Ihm folgen die Gewässer
Hilfreich den Berg hinauf,
Und alle Felsenschlösser
Thun ihre Schätz' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
In seines Königs Haus
Und schmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

(Novalis.)

256. Sprüche und Kernsätze.

Wo man mit Liebe säet, wächst Dank und Freude auf. Wo es täglich tröpfelt, ist keine Dürre zu fürchten. Wo ein Geiziger schneidet, da ist das Aehrenlesen umsonst. Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter. Wo Liebe, Freundschaft und Natur in frommer Einfalt wohnen, ist der Himmel. (Matthisson.) Der Frosch geht wieder in den Pfuhl, und säß er auch auf goldnem Stuhl. Wohin ich blicke, redest Du, o Gott, mit Wohlthat mir und Güte zu. — Wenn die Noth am größten ist, ist die Hilfe am nächsten. Wenn alle Menschen schlafen, schläft Gottes Rath doch nicht. Wenn man die Saiten zu hoch spannt, so springen sie. Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist. Es irrt der Mensch, so lang er strebt. So lang ich hier in Liebe walle, bin ich ein Kind, das strauchelnd geht. (Gellert.) Wahrheit und Irrthum sind im Streite gewesen, seitdem Menschen auf Erden leben. (Reinhard.) — Wie Gottes Sonn' den Bösen scheint, so thu' auch Gutes deinem Feind. Wie man in den Wald schreit, so hallt es wieder heraus. Fremdes Gut frißt das eigene, wie neuer Schnee den alten. (Hebel.) Wie man

die Aussaat hier bestellt, so erntet man in jener Welt. (Chr. v. Schmid.) Scheue Niemand so viel, als dich selbst. (Claudius.) Der Mensch ist nie so schön, als wenn er um Verzeihung bittet, oder selbst verzeiht. (Jean Paul.) Es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war. Je größer der Baum, desto größer der Fall. Je lieber das Kind, desto schärfer die Ruthe. Je mehr man einen Schlüssel braucht, desto blanker wird er. Je weniger Jemand ist, desto mehr Stolz wird er haben, und desto geneigter wird er sein, an Andern wohl Fehler, gute Eigenschaften aber nicht zu finden. (Kleist.) Vergeben ist leichter, als vergessen. Es kann eher ein Vater zehn Kinder ernähren, als zehn Kinder einen Vater. Ein frohes Herz, gesundes Blut, ist besser, als viel Geld und Gut. Besser, trocken Brod gegessen, im geflickten Rock gesessen, und sich in der Armuth weiden, als gerechte Strafe leiden. Jeder Mensch gilt nur so viel in der Welt, als er sich selbst gelten macht. Trägheit kommt so langsam vorwärts, daß gar bald die Armuth sie einholt.—Der wahre Freund vergißt sich gern, um seinem Freund zu leben. (L. v. Stolberg.) Halte dich zu gut, Böses zu thun! (Claudius.) Ein kleines Ungemach zu meiden, stürzt Mancher sich in größ're Leiden. (Chr. v. Schmid.) Zur Besserung schreite mit Bedacht, weil Sturm oft Uebel ärger macht. (Opitz.)

Sechster Abschnitt.

Aus der Naturlehre.

---

257. Lufterscheinungen.

Die Erde ist ringsum bis auf eine gewisse Höhe mit Luft umgeben. Diesen Luftraum nennt man Atmosphäre und weil darin alle aus der Erde aufsteigenden Dünste sich sammeln, auch Dunstkreis. In demselben tragen sich mancherlei Veränderungen zu, die man, wenn sie unsern Augen bemerkbar werden, Lufterscheinungen oder Meteore nennt. Wenn diese Erscheinungen aus wässerigen Dünsten entstehen, so nennt man sie wässerige Lufterscheinungen; entstehen sie aus brennbaren Dünsten, die sich in der Luft entzünden, so heißen sie feurige; entstehen sie aber dadurch, daß die Lichtstrahlen in den wässerigen Dünsten oder in den Regentropfen gebrochen und zurückgeworfen werden, dann heißen sie glänzende Lufterscheinungen.

258. Wässerige Lufterscheinungen.

Das auf der Erdoberfläche befindliche Wasser, sowie Menschen, Thiere etc., geben fortwährend kleine Theilchen an die Luft ab, d. h. dünsten aus. Ein erwachsener, gesunder Mensch soll an einem Sommertage 4 bis 5 Pfund, ein mittlerer Baum an 30 Pfund und das mittelländische Meer an 52,800 Millionen Tonnen Wasser verdunsten. Die Hauptursache der Verdunstung ist die Wärme. Beim Erkalten der Luft verdichten sich diese Dünste und erscheinen dann als Nebel und Wolken. Die durch Erkaltung der Atmosphäre niedergeschlagenen oder im Aufsteigen gehinderten Dünste bilden den Thau, welcher als Tropfen an den Pflanzen hängt. Gefriert derselbe, so entsteht der Reif. Vereinigen sich die in der Luft befindlichen Dünste zu Tropfen, so entsteht der Regen. Nach Stärke, Dauer und Ausdehnung desselben unterscheidet man Staub-, Platz-,

Strich- und Landregen. Fällt das Wasser in ungeheurer Menge herunter, so nennt man dies einen Wolkenbruch.

Wird den Regentropfen so viel Wärme entzogen, dass sie gefrieren, so entsteht der Hagel. Gefrieren die Dünste in dem Augenblick, wenn sie sich zu Tropfen vereinigen wollen, so entsteht der Schnee.

259. Der Wolkenbruch.

Im Hannöverschen erhoben sich an einem Sommertage viele schwarze, dicke Wolken. Es war Nachmittags um 2 Uhr; da wurde es auf einmal so dunkel, daß man in den Stuben nichts mehr sehen konnte.—Auf einmal ergoß sich aus den dicken Wolken ein ungeheurer Regen. Es fielen nicht einzelne Tropfen herab, nein, es schien, als wenn Bäche aus den Wolken auf die Erde strömten, oder, als wenn die ganze Wolke sich niederließe. — Alles gerieth in Angst und Schrecken. Die Straßen waren bald voll Wasser; es sah aus, als wenn Ströme durchflössen. Die Flüsse selbst wurden außerordentlich groß und reißend. Eine weite Strecke war ganz mit Wasser bedeckt, man glaubte einen großen See zu seh'n. Es ist ein Wolkenbruch! riefen Viele, und sie hatten Recht. Wenn die Regentropfen aus den Wolken gleich Bächen herab stürzen, so nennt man dies einen Wolkenbruch. Dieser Wolkenbruch richtete entsetzlichen Schaden an. Die Heerden auf dem Felde wurden von dem Wasser weggeführt; es drang in die Ställe und vieles Vieh mußte ertrinken. Es riß viele Häuser weg, und mehre Menschen kamen um's Leben. Bei einem kleinen Städtchen sah man eine Wiege vorbeischwimmen, in welcher ein kleines Mädchen lag und schrie. Vier brave Männer setzten sich in Todesgefahr, um das arme Kind zu retten. Wirklich waren sie so glücklich die Wiege aufzufangen und so das kleine Mädchen am Leben zu erhalten. Das große Wasser verwüstete die Getreidefelder und machte auf diese Weise viele Einwohner des Landes arm. Nach zwei Tagen verlief sich das Wasser. Jetzt erst konnte man recht erfahren, wie viel der Wolkenbruch geschadet habe. Der Schaden war sehr groß. Mehre hundert Schweine, Schaf und Kühe waren ertrunken. Solche Verwüstung richtet ein Wolkenbruch an. (J. Glatz.)

260. Thau und Reif.

„Marie!" rief der kleine Franz, „sage mir doch, woher der Thau kommt?"
„Er fällt vom Himmel!" antwortete Marie, ein altes Mütterchen.

Franz kam zum Vater und fragte ihn, ob der Thau auch wirklich vom Himmel falle.

Der Väter lächelte. „Nein, mein Sohn," sagte er, „das ist ein Irrthum. Der Thau fällt nicht vom Himmel. Er entsteht so: Die Erde und die

Pflanzen dünsten aus; in der Nacht, wo es kühler ist, als am Tage, ziehen sich die Ausdünstungen in Tropfen zusammen, lassen sich zur Erde nieder und dies nennt man den Thau. Daß er nicht vom Himmel fällt, sollst du mit eigenen Augen sehen."

Der Vater nahm des Abends einen Topf und ging mit Franz in den Garten. „Siehe Franz!" sagte er, „dieses Gras hier ist jetzt trocken; ich decke den Topf darüber. Fällt nun in der folgenden Nacht Thau, so kann er durch den Topf nicht hindurch und das Plätzchen unter dem Topfe bleibt trocken. Finden wir aber auch unter dem Topfe Thau, so ist das ein sicherer Beweis, daß der Thau nicht vom Himmel fällt."

Am andern Morgen wurde der Topf aufgehoben, und man fand Thau darunter.

Im Herbste gefriert oft der Thau, und dann nennt man ihn Reif.

(Glatz.)

261. Der Schnee.

„Sage mir doch, lieber Vater," sagte der kleine Willmann, „wie entsteht nur der Schnee?"

„Das will ich dir erklären," versetzte der Vater. „Du weißt, daß die Wolken aus feuchten Dünsten bestehen, daß diese Dünste sich in Tropfen sammeln und dann als Regen herabfallen. Gefrieren die Regentropfen während ihres Herunterfallens in der Luft, so entsteht der Hagel. Wenn nun die feuchten Dünste sich eben in Tropfen zusammenziehen wollen, aber gefrieren, ehe sie noch zu Tropfen geworden sind, dann entstehen weiße Flocken, die man Schnee nennt. Ist das Wetter etwas wärmer, so sind die Schneeflocken größer; ist die Kälte aber groß, so sind sie klein, und es entsteht dann der sogenannte Staubschnee, der mit dem Staubregen Aehnlichkeit hat."

Nun wußte der kleine Willmann, wie der Regen, der Hagel und der Schnee entstehe. Das machte ihm nicht wenig Freude. Wenn ich nun aber dich frage, kleiner Leser, ob dir dies auch Freude macht, was wirst du darauf antworten? Ständest du vor mir, so wüßte ich sogleich, was du mir sagen würdest. Ich könnte es dir an deinem Näschen ansehen. (Glatz.)

262. Die Gottesmauer.

Drauß vor Schleswig an der Pforte
Wohnen armer Leute viel.
Ach des Feindes wilder Horte
Werden sie das erste Ziel.
Waffenstillstand ist gekündet!
Dänen ziehen aus zur Nacht;
Russen, Schweden sind verbündet,
Brechen ein mit wilder Macht,
Drauß vor Schleswig, weit vor allen
Liegt ein Hüttlein ausgesetzt.

Drauß vor Schleswig in der Hütte
Liegt ein frommes Mütterlein;
Herr, in deinen Schooß ich schütte
Alle meine Sorg' und Pein!
Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
Zwanzigjährig, neuester Zeit,
Hat' den Bräutigam zu schauen,
Seine Lampe nicht bereit.
Drauß vor Schleswig in der Hütte
Singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns bau :'
Singt das fromme Mütterlein,
„Daß dem Feinde vor uns graue,
Nimm in deine Burg uns ein!"
Mutter, spricht der Weltgesinnte,
Eine Mauer uns um's Haus
Kriegt fürwahr nicht so geschwinde
Euer lieber Gott heraus! —
Eine Mauer um uns baue!
Singt das fromme Mütterlein.

Enkel! fest ist mein Vertrauen!
Wenn's dem lieben Gott gefällt,
Kann er uns die Mauer bauen;
Was er will, ist wohl bestellt. —
Trommeln rumdidum rings prasseln;
Die Trompeten schmettern drein;
Rosse wiehern, Wagen rasseln;
Ach, nun bricht der Feind herein!
Eine Mauer um uns baue!
Singt das fromme Mütterlein.

Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Russe mit Geschrei.
Fluchen, lärmen, toben, zechen,
Doch das Haus geh'n sie vorbei.
Und der Enkel spricht mit Sorgen:
„Mutter, uns verräth das Lied!"
Aber sieh', das Heer vom Morgen
Bis zur Nacht herüber zieht.
Eine Mauer um uns baue!
Singt das fromme Mütterlein.

Und am Abend tobt der Winter,
Um die Fenster stürmt der Nord.
Schließt die Laden, liebe Kinder!
Spricht die Alte und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
Nur Kosackenpulke 'ran;
Rings in allen Hütten liegen
Sechzig, auch wohl achtzig Mann.
Eine Mauer um uns baue!
Singt das fromme Mütterlein.

Eine Mauer um uns baue!
Singt sie fort die ganze Nacht.
Morgens wird es still. O schaue,
Enkel, was der Nachbar macht!
Auf nach innen geht die Thüre;
Nimmer käm' er sonst heraus:
Daß er Gottes Allmacht spüre,
Liegt der Schnee wohl haushoch drauß.
Eine Mauer um uns baue!
Sang das fromme Mütterlein.

Ja! der Herr kann Mauern bauen
Liebe, gute Mutter, komm',
Gottes Wunder anzuschauen!
Spricht der Enkel und ward fromm.
Achtzehnhundert vierzehn war es,
Als der Herr die Mauer bau't,
In der fünften Nacht des Jahres
Hat's dem Feind davor gegraut.
„Eine Mauer um uns baue!"
Sang das fromme Mütterlein.

(Cl. Brentano.)

263. Große Schneeballen.

Wenn in sehr hohen und jähen Schneegebirgen durch den Wind, oder durch einen Vogel, oder auch nur durch den Schall eine kleine Hand voll Schnee los wird und anfängt den Berg herabzurollen, so wird der Ball natürlicher Weise immer größer, aber bis er in ein Thal herab kommt, wird er endlich so groß, daß er Wagen, Pferd und Mann auf der Straße erdrücken und bedecken, ja ganze Häuser zerschmettern kann, und viele hundert Centner Schnee schießen von oben herab ihm nach. Ein solcher Schneeschuß heißt eine Lawine. Am Dienstag den 11. Februar des Jahres 1807, Abends 7 Uhr, stürzten bei dem Orte Stuben in Tyrol vier solcher Lawinen, von verschiedenen Orten herab, auf eimal mit einem fürchterlichen Tosen und Krachen zusammen. Das mag auch ein großer Schrecken und Jammer für die armen Einwohner gewesen sein! Vier Häuser und acht Ställe wurden fortgerissen und überschüttet. Von 18 Personen, welche in diesen Häusern aßen und tranken, spannen und haspelten, sind nur drei lebendig gerettet worden. Dreizehn sind todt hervorgegraben worden, oder doch bald an ihren Verwun-

dungen gestorben, und zwei Männer hat man gar nicht mehr gefunden. Dabei gingen 10 Pferde, 36 Stück Rindvieh, 20 Ziegen, 11 Schafe und 1 Schwein verloren, und der Schaden belief sich nach einer gerichtlichen Schätzung auf 12,977 Gulden. In wenigen Minuten war alles richtig.

Da ist's doch besser in der Ebene zu leben, und in den anmuthigen Thälern zwischen den kleinen Bergen, wenn auch sonst hier nicht alles so ist, wie man's wünscht. (Hebel.)

264. Räthsel.

Unter allen Schlangen ist eine,
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Wuth sich keine vergleicht.

Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in einem Grimme
Den Reiter und sein Ross.

Sie liebt die höchsten Spitzen,
Nicht Schloss, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen;
Der Harnisch lockt sie an.

Sie bricht wie dünne Halmen
Den stärksten Baum entzwei;
Sie kann das Erz zermalmen,
Wie dicht und fest es sei.

Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nicht gedroht,
Es stirbt im eignen Feuer,
Wie's tödtet, ist es todt.

(Schiller.)

265. Das Gewitter.

Die Sonne verbirgt sich hinter den schwarzen Wolkengebirgen, die Nacht überwältigt den Tag; die Lüfte heulen, die Wälder rauschen, die wirbelnden Stürme, die Vorboten des nahen Donners, treiben Sand und Staub und Blätter mit einem bangen Getöse umher; die Wellen der Flüsse empören sich draußen und wälzen sich ungestüm fort. Es fliehen die scheuen Thiere den Felshöhlen zu, mit ängstlichem Geschwirre flattern die Vögel unter Dächer und Bäume, der Landmann eilt nach seiner Hütte; Felder und Gärten werden verlassen. Das Herz kämpft mit verschiedenen Leidenschaften, will seine Furcht verbergen, die in allen Gebeinen zittert und arbeitet, sich mit Standhaftigkeit und Ruhe zu waffnen. Indessen wird die über die Erde ausgebreitete Nacht immer fürchterlicher, und aus der Ferne murmelt schon eine dumpfe Stimme die Drohungen des kommenden Donners her, dem Ohr immer hörbarer. Auf einmal scheint sich das ganze Gewölbe des Himmels zu zerreissen; ein erschreckliches Krachen füllt den weiten Luftraum, die Erde bebt und alle Wiederhalle in den Gebirgen werden erregt. Mit jedem Schlage des Donners fahren die flammenden Blitze Strahl auf Strahl aus, durchkreuzen die

schwülen Lüfte und schlängeln sich an den Spitzen der Berge herab, und werfen Feuer in die ödesten Abgründe. Die Schleußen des Himmels lösen sich von ihrer Last und stürzen in ganzen Fluthen herab, und indem die Wolken unter dem Kampfe der Winde von einer Gegend in die andere sich fortjagen, so tobet das wilde Geplätscher auf den dürren Erdboden herunter.

(Hirschfeld.)

266. Der Blitz.

Gustav's Mutter war krank und lag am Fieber darnieder. Der Arzt hatte der Kranken kühlende Früchte empfohlen. Daher beschloß Gustav, in den Wald zu gehn, um seiner Mutter Erdbeeren zu pflücken. — Es war ein heißer Sommertag. Emsig suchte der Knabe und freute sich sehr, wenn zwischen dem dunklen Laube ein rothes Beerchen ihn anlachte. Wohl preßte die Hitze seiner Stirne Schweißtropfen aus, allein er achtete es nicht und pflückte fort, um seiner Mutter Freude zu bereiten. Endlich war das Körbchen voll der schönsten Erdbeeren. Lächelnd blickte der glückliche Knabe auf seinen Schatz und setzte sich endlich nieder, um im Schatten einer Eiche auszuruhen. Aber er hatte sich müde gesucht, und bald umfing ihn der Schlaf. Siehe, da erhob sich am Himmel ein Gewitter. Dunkel und schweigend zog Gewölk herauf; Blitze leuchteten und die Stimme des Donners tönte immer lauter und lauter. Plötzlich brauste der Wind in den Aesten der Bäume, Regen stürzte hernieder und der Knabe erwachte. Das Gewitter wandelte seine frühere Freude in Schrecken; er blieb weinend unter der Eiche sitzen. Da fiel ihm ein, daß sein Lehrer gesagt habe, man dürfe bei Gewittern nie unter Bäume treten. Rasch sprang daher Gustav auf, nahm sein Körbchen und eilte fort. Da leuchtete ein heftiger Blitz, laut krachte der Donner gleich darauf, und erschreckt sah der Knabe sich um. Die Eiche, unter der er eben gesessen, hatte der Blitz zerschmettert. Durchnäßt kam Gustav zu Hause an. Die Eltern hatten ängstlich auf ihn gewartet und freuten sich sehr, als sie ihn unverletzt sahen. Die kranke Mutter erquickte sich jetzt und dankte ihrem Gustav. (Kellner.)

267. Räthsel.

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'.

Der höchsten Schiffe höchste Masten
Zieh'n unter ihrem Bogen hin;
Sie selber trug noch keine Lasten,
Und scheint, wie du ihr nahst, zu flieh'n.

Sie wird erst mit dem Strom, und schwindet,
So wie des Wassers Fluth versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt? (Schiller.)

268. Die Reise in die Abendröthe.

Schon als Kind hätte ich gern weit und hoch fliegen mögen und hatte doch keine Flügel. Als ich etwa fünf Jahre alt war, da sah ich mehrmals von dem Berge, auf welchem unsere Kirche steht, und von meines Vaters Garten der Abendröthe zu, wie sie, gleich einem Himmelsgarten voller Rosen, hinter den Tannenwäldern der westlichen Gebirge stand. Mir war es, als müßten dort die Engel sein, welche singen: „Ehre sei Gott in der Höhe!“ Und wenn man bis an den Tannenwald und in die Abendröthe hinginge, da müßte man die Engel singen hören. Darum beschloß ich eines Abends, ich wollte in die Abendröthe und in die untergehende Sonne hineinwandern. Ich mochte aber die Reise nicht allein machen, sondern bewog das Söhnlein unseres Nachbars, daß es die Reise mitmache, indem ich ihm mein ganzes Abendbrod zum Lohne gab. So lange der Kleine an dem Butterbrode zu essen hatte, ging er willig hinter mir her; als aber das Brod verzehrt war, und die Abendröthe immer weiter von uns wegschien, fing mein Reisegefährte an zu zagen und wollte durchaus nicht weiter, sondern nach Haus zu seiner Mutter. Ich aber warf noch einen sehnsuchtsvollen Blick in die Gegend hinein, die mir noch immer so nahe und leicht erreichbar schien, wenn nur der kleine Karl hätte weiter gemocht, und kehrte dann mit ihm um. Eben läutete die Abendglocke, als ich zum Hause meiner Eltern kam, die Abendglocke, die uns Kindern immer ein Zeichen war, daß wir uns zum gemeinschaftlichen Gebet mit den Eltern und andern Hausgenossen versammeln sollten. Da betete ich vor den Knieen meines Vaters stehend, außer andern Gebeten, jene Worte, an die ich noch heute gern beim Läuten der Abendglocke denke:

So oft ich hör' den Glockenschlag
Hilf, Gott, daß ich bedenken mag:
Daß wieder meines Lebens Frist
Ein Stündlein kürzer worden ist. (G. H. v. Schubert.)

269. Das himmlische und das irdische Licht.

Ein Wanderer, der zur Herbstzeit in nebeliger Nacht schon mehre Stunden in einem Walde hin und hergeirret war und keinen Ausweg hatte finden können, sah auf einmal von weitem ein Licht schimmern. Erfreut ging er darauf zu. Ueber Steine und Wurzeln führte der Weg; aber er ward nicht ungeduldig und verdros-

sen, denn er schien ja dem erwünschten Lichte immer näher zu kommen. Plötzlich stand er bis über die Knöchel im Sumpfe. Vorwärts und zu beiden Seiten konnte er nicht weiter; nur der Rückweg blieb ihm frei. Noch immer meinte er, das Licht schimmere ihm aus einer gastfreien Hütte entgegen, und fast wäre er unmuthig geworden, daß ihn der Sumpf, welcher sich vor und neben ihm ausbreitete, verhinderte, dahin zu gelangen.

Aber wie groß war sein Erstaunen, als das Licht immer näher und näher kam, und endlich bald vor, bald hinter ihm, bald zur Seite schimmerte. Jetzt merkte er wohl, daß es ein Irrlicht sei, und daß ihn der Schein betrogen habe.

Als er nun den Weg wieder einschlagen wollte, den er gekommen, sah er, daß der Nebel verflogen, und der blaue Himmel mit seinen Sternen sichtbar geworden war. Da rief er aus: „Nun habe ich Licht, dessen Schein nicht trügt!" denn er kannte die Stellung der himmlischen Zeichen wohl, und konnte daraus abnehmen, welchen Weg er einschlagen müsse, um in seine Heimath zu kommen.

Und siehe da, er war nicht getäuscht worden. Nach einigen Stunden, als eben der Morgen anbrach, hatte er glücklich seine Hütte erreicht, und betrat sie mit dem Vorsatz, künftig nur dem Lichte von oben zu folgen. (August Gebauer.)

270. Das Wasser.

Das Wasser stellt sich in der Natur als Bild einer guten Hausmutter dar. Ohne dasselbe würde gar bald die ganze Oberfläche der Erde zu einer Einöde werden, gleich den afrikanischen Wüsten in der dürren Zeit des Jahres, ohne dasselbe würden alle Gewächse verdorren, alle Thiere dahinsterben. Aber gleich einer sorgsamen Mutter, die ohne Aufhören in allen Räumen ihres Hauses umherwandelt, bald hinab zu dem Keller, bald zum Speicher steigt, um alle die Ihrigen mit dem, was ihnen Noth thut, zu versehen, strömt das Wasser der Erde in den Flüssen und Bächen hinab zu dem Meere, steigt von da nach kurzem Verweilen als Dunst oder Dampf hinauf in die Luft, träufelt als Thau, ergießt sich als Regen über das dürstende Land, oder fällt als Schnee und Hagel zur Erde, sammelt sich auf dem kühlen Gebirge oder auf dem waldigen Hügel zum Quell oder Bach und rinnt, indem es seine nährenden Gaben rings umher vertheilt, von Neuem hinab zur Tiefe. Das Wasser folgt dem Bergmanne nach in seine Gruben, dem Krystallgräber auf seine kahlen Berghöhen; denn eben so, wie die Luft in's Wasser eindringt und in dieses sich versenkt, so drängt sich dasselbe in luftiger Gestalt in die die Atmosphäre ein und gibt den Alpenpflanzen und Moosen des Hochgebirges in solcher Fülle zu trinken, daß kaum die Mittagssonne die perlenden Tropfen hinweg-

nimmt. Nur da, wo kein Kraut mehr gedeihen, wo kein dürstendes Leben sich mehr erhalten kann, in den kalten Höhen, wohin nur Luftschiffer und kühne Gebirgsbesteiger sich erheben, scheint das Wasser seiner hausmütterlichen Mühen und Sorgen entbunden; dort kommt es nur wenig hin, die Luft ist da wasserleerer als anderwärts.

Fast drei Viertheile der Erdoberfläche sind vom Meere bedeckt, und Ströme, wie Seen und Sümpfe finden sich in den verschiedenen Welttheilen und Ländern in großer Zahl. Dennoch kommt dieses wohlthätige Element den Landthieren, die nach ihm dürsten, nicht so von selber entgegen, wie die Luft, die sie athmen, sondern es muß von ihnen oft in weiter Ferne und mühsam gesucht werden. Denn das dampfförmige Wasser, das in der Luft schwebt, stillt ihren Durst nicht, und das salzige Wasser des Meeres, welches ihn nur vermehren würde, ist meist für sie ungenießbar. Aber dazu hat der Vogel seine Flügel, das vollkommenere Landthier seine rüstigen Füße empfangen, daß sie mit Hilfe derselben das aufsuchen können, was ihnen fehlt. In wenigen Minuten ist die Schwalbe, die in den Felsenritzen Arabiens nistet, wenn sie der Durst treibt, bei der Lache angelangt, in der sich von der Regenzeit her noch einiges Wasser erhalten hat; die Heerden der schnellfüßigen, afrikantschen Gazellen ziehen von einem Landstriche zum andern dem Regengewölk nach, wenn dieses jetzt hier, dann dort seine Segensfülle ergießt, und finden an jedem Morgen, wie an jedem Abend von der fernen Weide her am Tränkplatze sich ein.

Viel anders, als bei den Thieren, verhält es sich bei den Gewächsen des Landes. Diese können nicht von ihrem Orte hinweg, um nach dem Wasser zu suchen; sie müssen es abwarten, bis dieses ihnen selber entgegen kommt. Und dennoch bedürfen sie des Wassers noch viel mehr, als die Thiere. Denn diese finden zum Theil schon in ihrem Futter Säfte, die ihren Durst zu stillen vermögen: der Raubvogel im frischen Fleische und Blute seiner Beute, der Stier und die Gemse in den Stengeln und Blättern der Kräuter. Bei der Pflanze dagegen ist das Wasser nicht blos eine Zugabe zur Speise, sondern es ist für sie das Hauptnahrungsmittel selber. Nicht nur dringt das flüssige Wasser des Bodens in ihre feinen Wurzelfasern ein, sondern es genügt vielen Gewächsen auch das dampfförmige Wasser, das neben der anderen luftförmigen Nahrung in der Atmosphäre schwebt. Wie die Mutter ungerufen und von selber ihrem Säugling naht, so kommt das Wasser aus der Luft herab den Gewächsen entgegen; wo viel Wald und reiches Grün ist, da gibt es Quellen und Bäche, und das Regengewölk zieht sich am meisten nach der pflanzenreichen Gegend hin, wo aber der Mensch im unbedachtsamen Eifer seines Culturbetriebes oder aus Barbarei die Hügel und Thäler ihrer Wälder und Gebüsche beraubt

hat, da versiegen Quellen und Bäche, und das Land wird zur dürren Einöde.

Wie der Adler seinen Jungen, so lange sie noch unbefiedert und schwach im Neste liegen, die Nahrung herbeiträgt, die sie nicht in eigener Kraft erfassen können, so sendet Gott, der allen Wesen ihr Dasein gab, seinen hilflosesten Geschöpfen das, was ihnen Noth thut, zu seiner Zeit. Es heißt da mit Recht:

„Der Starke für sich selber wacht;
Den Schwachen nimmt der Herr in Acht." (G. H. v. Schubert.)

271. Der Knabe und die Quelle.

An eines Bächleins Quelle,
Ein Knabe spielend stand,
Er trug ein Stäblein in der Hand
Und taucht es in die Welle.
Und wenn es in die Welle sank,
Das Stäblein schien gebogen,
Und dann herausgezogen
Erschien es wieder grad und schlank.

Das däucht dem Knaben wunderbar,
Er sprach erzürnt zur Quelle:
„Du bist zwar klar und helle,
Allein dein Börnlein, hell und klar,
Hat mich getäuschet immerdar,
Du hast mich schnöd belogen,
Geh, bin dir nicht gewogen!"

Da tönte fein und helle,
Ein Stimmchen aus der Quelle:
„Mein Kind, ich täusch' und trüge nicht:
Dein eignes blödes Augenlicht
Vermag nicht meiner Wellen Spiel
Vollkömmlich durchzuschauen,
Drum sollst du künftig nicht zu viel
Dem eignen Blicke trauen."

(Krummacher.)

272. Das gesündeste Getränk.

Reines und frisches Wasser ist überhaupt das allgemeinste, labendste und gesundeste Getränk. Wir sehen, daß Mangel an gutem Trinkwasser auf die Gesundheit ganzer Stämme merklichen Einfluß übt. Die alten Völker steckten daher mit Recht viel Geld in ihre herrlichen Wasserleitungen; wir dagegen graben lieber Felsenkeller für Bier. Alles Wasser enthält mehr oder weniger feste Bestandtheile, Salze; je nach dem Gehalte nennen wir es hartes, weiches. Sein geringer Wärmegrad und die Beimischung an Kohlensäure bedingt das Erfrischende des Trunkes, weßhalb wir Quellwasser vorziehen und durchgeseihtes Wasser, Cisternenwasser, überhaupt jedes Wasser, welches der Luft längere Zeit ausgesetzt ist und von seiner natürlichen Frische verloren hat, matt und fade finden. Seefahrer sind darum so übel daran, zumal da das in Fässern aufbewahrte Wasser mit der Zeit in Zersetzung übergeht, fault und unbrauchbar wird. Die Reisen in Wüsten sind wegen des Wassermangels so schwierig, der Durst wie der Hunger löst die geselligen Bande;—auf eine aufgefundene Pfütze rennt Alles wie wahnsinnig los. — Der müde Wanderer labt sich durch einen Trunk mit dem ledernen Schilde seiner Mütze, erfrischt wirft er den Schnappsack wieder auf den Rücken nnd wandert kräftiger fort.

So sehen wir denn, daß durch die ganze Natur das Bedürf-

niß nach Wasser geht, und daß derjenige oft ein großer Wohlthäter wäre, der eine Quelle hervorzaubern könnte, was wir freilich auf beschwerlichere Weise zu thun im Stande sind: durch das Bohren artesischer Brunnen.

Ueber Tisch viel Wasser zu trinken, ist nicht heilsam; allein trocken da zu sitzen ist für Jung und Alt auch nicht gut. Kinder muß man zum Trinken anhalten.

Schädlich ist's, warme, ja heiße Speisen und kaltes Trinkwasser durch einander zu genießen; Eiswasser ist da am schädlichsten, und der Genuß von Eis zum Nachtische hemmt die Verdauung sehr, während in den Abendstunden und bei ruhigem Blute Gefrornes als Labsal wohl genommen werden kann. — Die neumodischen Wasserhelden überschwemmen ihren Magen und preisen es als einen Vortheil des vielen Wassertrinkens, daß man weniger zu essen brauche. Das ist Unverstand; Unverdaulichkeit ist die Folge davon.

So wohlthätig und nothwendig es ist, Wasser zu trinken, damit die Speisen gehörig aufgelöst und zertheilt werden, — was dem Magen sein Geschäft erleichtert, — so sehr belästigt eine Wassermenge mit den Speisen genommen; sie bläht auf und macht unbehaglich. In den ersten Stunden nach der Verdauung muß man nicht trinken, denn alles, was da noch in den Magen kommt, dient als Ballast und stört den regelmäßigen Gang der Verdauung. Auch Abends spät ist das Wassertrinken nicht mehr gesundheitsmäßig, beschwert den Magen, stört den Schlaf. Nüchtern ein Glas frisches Wasser zu trinken, sollte Jedermann als eine Pflicht ansehen.

Im Sommer müssen wir mehr trinken, weil der Verbrauch an Säften in unserem Körper stärker und die Hautausdünstung vermehrt ist; alle Leute, welche körperliche Anstrengungen haben, im Freien arbeiten, müssen mehr trinken als solche, die ein ruhiges Leben führen. Die rasche Jugend läuft darum so oft nach dem Wasserkübel — je jünger der Mensch, desto flüssiger seine Nahrung; ein Kind ist ja Anfangs so zu sagen ein Wasserthierchen und weiß, eben erst geboren, ohne Paß den Weg zum Brünnchen an der Mutterbrust zu finden.

Mineralwasser sollten Gesunde nicht trinken; eine Ausnahme kann man aber recht wohl mit den Säuerlingen machen; nur muß man sie nicht in die Verdauung trinken, indem die Kohlensäure (fire Luft) hindernd einwirkt. Das Selterser Wasser hat als Labetrunk auch für Gesunde einen wohlverdienten Ruf, den wir ihm auch erhalten wollen, eben so dem Eiswasser, der Limonade u. a. erfrischenden Getränken, welche wir im Sommer und nach Anstrengungen, wenn wir vorsichtig abgekühlt sind und das Blut ruhig ist, so gern trinken, vorher ein Bissen Brot ist immer noch besser. (Nach Dr. Grisselich.)

273. Das Feuer.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volksbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuern Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!
Roth, wie Blut,
Ist der Himmel;
Das ist nicht des Tages Gluth!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule:
Durch der Straßen lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile;
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glü'hn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern;
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet;
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer; hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht;
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Gottesstärke:
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergeh'n.
Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.
Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers-Wuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben
Und sieh'! ihm fehlt kein theures Haupt.

(Schiller.)

274. Der Brand von Hamburg.

Es war Donnerstag, am fünften Mai 1842, am Christi-Himmelfahrts-Tage, eine Stunde nach Mitternacht, als die Feuerglocken in der alten Hansastadt erschallten. Es brannte im Nicolai-Kirchspiele, in der Deichgasse. Ein unglückseliges Vorurtheil, überkommen aus allen Zeiten, als wären die Löschanstalten von Hamburg die besten der Welt, ließ die Bürger ruhig schlummern oder das Feuerzeichen als einen unnützen Lärm betrachten. Diese blinde Zuversicht ließ die Bewohner von Hamburg selbst da noch nicht an die furchtbare Größe des nahenden Unglücks glauben, als wenige Stunden nach dem Ausbruche des Feuers ein Südwestwind sich erhob und die Flammen an einen Speicher trieb, in welchem sich mehre Hundert Kisten Schellack befanden, und bald auch einige

andere mit Steinkohlen und Steinkohlentheer angefüllte Gebäude von denselben ergriffen wurden. Doch als die Gluthen noch weiter und weiter sich verbreiteten, schwand endlich die thörichte Sicherheit, und man suchte mit aller Kraft sich dem verderbenden Elemente entgegen zu stellen. Aber schon war der Mensch der Macht desselben nicht mehr gewachsen. Das Feuer, welches bereits in verschiedenen Straßen und an verschiedenen Stellen aufloderte, theilte das Zusammenwirken der Löschanstalten und hemmte um so mehr die Gesammtanstrengungen, da bereits Oel und Spiritus in die Canäle floß und der Flamme neue Nahrung gab. Gegen Mittag näherten sich die Flammenwogen der Nicolaikirche. Der Himmel war mit finstern Rauchwolken bedeckt. Die Bevölkerung von Hamburg drängte sich auf den Straßen, um Hilfe zu leisten oder sich von der Größe des Unglücks zu überzeugen; in entgegengesetzter Richtung flüchteten die armen Abgebrannten, belastet mit der wenigen Habe, die sie gerettet hatten. Dazwischen rasselten die Kanonen und Geschützwagen; denn bei der Nutzlosigkeit alles Löschens und Niederreißens mit Haken hatte man sich zur Sprengung und zum Niederschießen der Häuser entschlossen.

Um ein Uhr stieg an der Spitze des hoch über alle anderen Gebäude ragenden Nicoloithurmes der erste Rauch auf, dem bald die helle Flamme folgte. Das furchtbarste Entsetzen erfaßte jetzt jede Menschenbrust. Alle Hoffnung war dahin; gränzenlose Verwirrung herrschte überall, der nahende, nunmehr unvermeidliche Einsturz des Thurmes konnte das Leben von Tausenden vernichten und die Flammen über die ganze Stadt hinausschleudern. Um drei Uhr brannte der ganze Thurm. Sein Glockenspiel, von der Hitze in Bewegung gesetzt, schrillte in entsetzlichen Tönen auf die starrende Menge nieder; das geschmolzene Kupferdach floß an den Mauern hinab. Gegen fünf Uhr wankte die Spitze, und wenige Augenblicke nachher stürzte der Thurm nach der Seite des Kirchhofs nieder. Unergründet wird es bleiben, wie viele Menschen unter seinem Sturze begraben wurden; das feste Mauerwerk der Kirche war nun der Krater, aus dem sich die Gluthen von geschmolzenem Glockengut, Eisen, Kupfer und Blei ergossen. Nicht Funken wirbelten mehr zur Höhe hinauf; gewaltige Feuerballen flogen durch die Lüfte und zündeten in den fernen Straßen. Der Abend nahte; aber es blieb die leuchtende Tageshelle, und man konnte den Brand nicht mehr nach Häusern, sondern nur noch nach Straßen berechnen. In der Nacht vom 6. auf den 7. Mai wogte das Feuer bereits in der Nähe der Petrikirche. Um neun Uhr flammte auch dieser herrliche Thurm, in allen Farbenlichtern gegen Himmel lodernd, empor und läutete sich selber das Sterbelied durch das voraufgegangene Glockenspiel: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!„

Die herrliche Pyramide des Thurmes lösete sich ab und schlug, nach unten gekehrt, in die Erde, zwölf Fuß tief.

Menschenkraft war zur Ohnmacht geworden; nur Gott allein konnte noch helfen! Und er half. Ein mächtiger Regen, der drei Stunden anhielt, endete das Vordringen der Flammen und gab den Verzagenden neuen Muth, das furchtbare Element zu bekämpfen. Erst am Sonntagmorgen war man vollends Herr des Feuers geworden.

Die Verheerung dieses Brandes erstreckte sich ohngefähr über den dritten Theil der Stadt. Ohne Obdach waren mehr als einundzwanzigtausend Menschen. In der Feuersbrunst kamen mehr als sechzig Personen um; verwundet wurden hundert und sieben.

Aber die Kunde eines so ungeheuren Unglücks weckte auch allgemeine Theilnahme. Nicht blos augenblickliche Hilfe mit Lebensmitteln und Kleidungsstücken wurden geleistet, sondern eine Summe von mehr als vier Millionen Gulden aus allen Gegenden Deutschlands und Europa's, ja aus Amerika, zusammengesteuert, um die Noth der Bedrängten zu lindern und den baldigen Aufbau der eingeäscherten Straßen möglich zu machen. So öffnet großes Unglück die Herzen der Menschen der Bruderliebe. (C. Steffens.)

275. Das Licht.

Durch das Licht werden uns die Gegenstände sichtbar. Bei Tage leuchtet uns die Sonne; in der Nacht scheinen der Mond und die Sterne, deren Licht am Tage vor der Sonne erbleicht. Das Lampen- oder Kerzenlicht erhellt am Abend unsere Wohnungen und ersetzt uns einigermaßen, was wir durch die Abwesenheit der Sonne entbehren. Licht und Wärme sind zwar häufig mit einander verbunden, doch nicht immer. Faules Holz und Johanniswürmchen leuchten, ohne zu wärmen, und eine Säge, die man eben gebraucht hat, wärmt, ohne zu leuchten. Die Körper, welche eigenes Licht haben, wie die Sonne, die Fixsterne, die Feuerflamme u. s. w., werden leuchtende, alle übrigen aber dunkle genannt.

Das Licht verbreitet sich von den leuchtenden Körpern aus nach allen Richtungen, und zwar in geraden Linien, die man Strahlen nennt. Haben wir nun das Gesicht einem solchen leuchtenden Gegenstande zugewandt, so fallen einige von diesen Lichtstrahlen in unser Auge, und wir sehen den Körper. Gegenstände, welche an sich dunkel sind, werden dadurch sichtbar, daß sie die von einem leuchtenden Körper empfangenen Lichtstrahlen nach allen Seiten hin zurückwerfen. Die Häuser, Thürme, Bäume u. s. w. sind dunkle Gegenstände, und doch werden sie am Tage, wo Licht auf sie fällt, schon in bedeutender Entfernung gesehen. Der Mond ist gleichfalls ein

dunkler Körper und leuchtet uns dennoch, indem er die Sonnenstrahlen auf die Erde zurückwirft.

Das Licht ist außerordentlich fein. Wenn man durch ein Stück Papier nur ein kleines Loch sticht, so kann man durch dasselbe eine zahllose Menge von Dingen sehen; es muß also von jedem Punkte eines Gegenstandes ein Lichtstrahl durch die kleine Oeffnung in unser Auge dringen. Wie fein müssen diese Strahlen sein! Nicht weniger ist die Geschwindigkeit zu bewundern, mit welcher sich das Licht verbreitet, da ein Sonnenstrahl, nach vielfachen Beobachtungen der Sternkundigen, die einundzwanzig Millionen Meilen von der Sonne zur Erde in acht Minuten zurücklegt. In einer Sekunde macht er also einen Weg von mehr als 40,000 Meilen.

Manche Körper lassen fast alle Lichtstrahlen durch sich hindurch gehen, wie das Glas, das Wasser u. a., und heißen darum durchsichtige. Undurchsichtige Körper aber halten die Lichtstrahlen auf, und es entsteht hinter denselben ein Schatten, der die Umrisse des Gegenstandes hat, welcher ihn verursachte. Fallen die Lichtstrahlen auf eine undurchsichtige, sehr glatte Fläche, so werden sie genau in derselben Ordnung zurückgeworfen, in welcher sie einfallen, und es zeigt sich dann hinter der Fläche ein Bild des Gegenstandes, von dem die Lichtstrahlen ausgehen. Eine solche glatte Fläche heißt Spiegel.

Wenn die Lichtstrahlen in schräger Richtung aus einer dünneren Materie in eine dichtere, oder aus einer dichteren in eine dünnere, übergehen, z. B. aus der Luft in Wasser oder in Glas, oder umgekehrt: so werden sie da, wo sie die neuen Körper treffen, von ihrem geraden Wege abgelenkt, werden gebrochen und beugen sich gleichsam wie ein Knie. Die Strahlenbrechung des Lichtes verursacht mancherlei Täuschungen. Hält man z. B. einen Stab schräg in's Wasser und betrachtet ihn von der Seite, so scheint er an der Oberfläche des Wassers geknickt zu sein. Klare Wasser erscheinen uns stets weniger tief, weil durch die Strahlenbrechung der Grund emporgehoben wird; und eben so scheinen die Fische im Wasser stets höher zu schwimmen, als es wirklich der Fall ist. — Aus der Brechung der Lichtstrahlen erklärt sich auch die Wirkung der Brenngläser. Diese sind aus gewöhnlichem Glas, aber in der Mitte dick und gegen den Rand hin dünn geschliffen; dadurch wird bewirkt, daß die durchfallenden Sonnenstrahlen alle einwärts gebogen werden, sich hinter dem Glase in Einem Punkte vereinigen und hier dann nothwendig eine sehr große Wärme erzeugen. So geschliffene Gläser vergrößern die Gegenstände, welche man dadurch betrachtet, während Gläser, die am Rande dick und in der Mitte dünn geschliffen sind, sie kleiner, aber schärfer begränzt zeigen. Durch die Verbindung mehrer solcher Gläser entstehen die Mikroskope, welche ganz kleine Gegenstände oft viel tausendmal vergrößern,

und die Teleskope oder Fernröhre, wodurch man weit entfernte Gegenstände so deutlich sieht, als befänden sie sich ganz in der Nähe.

Durch das Licht entstehen auch die Farben, mit welchen die Gegenstände um uns her geschmückt sind. Wie herrlich und glänzend bemalt sind viele Steine, besonders die in der Tiefe verborgenen Erze! Welche Manchfaltigkeit der Farben zeigt nicht das Pflanzenreich in seinen Blättern, Blüthen und Früchten! Wie schön sind nicht die Farben vieler Thiere, namentlich mancher Vögel in ihrem prachtvollen Federkleide und mancher Schalthiere des Meeres in ihren fein gezeichneten Muscheln! — Wer wagt es nun, von all diesem Farbenspiel Grund und Ursache anzugeben? Wer gibt uns Aufschluß über die Entstehung und Veränderung, die Zu- oder Abnahme der Farben, womit die Naturkörper geschmückt sind? Viel haben die Gelehrten darüber nachgedacht und sorgfältige Erforschungen angestellt, aber wenig gefunden. Ein Versuch mit einem dreikantig geschliffenen Glase gab Veranlassung zu der Meinung, daß das weiße Sonnenlicht nicht einfach, sondern aus sieben farbigen Strahlen zusammengesetzt sei. Die Farben dieser Strahlen sehen wir auch im Regenbogen. Man glaubt nun, die Körper hätten die Eigenschaft, entweder das Licht ungetheilt zurück zu werfen, oder nur gewisse Strahlen desselben. Kommt von einem Gegenstande das Licht ungetheilt zurück, so erscheint er uns weiß; prallen nur die grünen Strahlen ab, so zeigt er sich uns grün; werden die rothen zurückgeworfen, so ist er roth u. s. w. Was geschieht mit den andern Strahlen? Diese, so sagt man, nimmt der Körper in sich, und wenn er alle in sich saugt, so erscheint er ganz dunkel oder schwarz. Eine gemischte Farbe kommt zum Vorschein, wenn ein Gegenstand zwei oder mehrerlei Strahlen zurückwirft.

Wie schön sind die Erscheinungen des Lichtes! Wie prächtig erglüht der Himmel vor der Ankunft der Sonne in Goldglanz! Wie lieblich malt die Morgenröthe ihre Rosenfarbe in die leichten Wolken! Nun blitzen die ersten Strahlen hervor, und die Spitzen der Berge schimmern, wie in Morgenröthe und Gold getaucht. Ist die Sonne höher hinauf gestiegen, so erleuchtet sie auch die Thäler und verbreitet ihren heitern Glanz über das Kleid der Erde, dessen unbeschreibliche Farbenpracht unser Auge erfreut. Tausendfach geben die Wellen das leuchtende Bild der Sonne zurück, und in den unzählbaren Thautropfen bricht und verwandelt sich ihr Licht in die funkelnden Farben der Edelsteine. Schließe einmal die Augen eine Weile zu und denke dir, du könntest nicht sehen, und so sei es immer gewesen; versetze dich in die Lage eines Blindgeborenen, in dessen Augen nie ein Lichtstrahl gedrungen, für den immer die schwärzeste Nacht ist; dann öffne deine Augen, um die Herrlichkeiten der

Schöpfung zu betrachten, und empfinde das Glück, das Gottes Liebe dir gewährte! Womit hast du diese Gnade verdient, und wie hast du für das unschätzbare Geschenk des Augenlichtes gedankt?

Das Licht ist eine der edelsten Gaben Gottes. Es müßte bald alles Leben von unserer Erde verschwinden, wenn ihr das Licht genommen würde. Beim Einbruche der Nacht, die doch nur eine Verminderung des Lichtes ist, sinken Menschen und Thiere in Schlaf; aber durch das wiederkehrende Tageslicht werden sie aus ihrem todtähnlichen Zustande zu neuem Leben auferweckt. Sehen und hören wir nicht mit jedem Morgen, wie schon die Dämmerung die Ruhe aus den Thälern und von den Bergen verscheucht? Vernehmen wir dann nicht im Hain allmälig die Stimmen der Vögel, deren voller Gesang der aufsteigenden Sonne entgegenjubelt? Es ist der Tag, den sie begrüßen mit ihren lieblichen Melodien, welche eben so allmälig, als sie laut werden, wieder verstummen, wenn die Sonne unter den Horizont hinabsinkt. Auch die Pflanzen erheben am Morgen ihre gesenkten Häupter uud öffnen ihre Blumenkronen, indem sie ihr Angesicht der Sonne zuwenden und die Luft mit frischem Dufte erfüllen.

Das Licht hat eine geheimnißvolle, wunderbare Kraft. Ohne Licht können die Pflanzen nicht wachsen und gedeihen, wenn auch die Wärme in reichem Maße ihnen zuströmte. Senke ein Samenkorn an einem Orte in den Erdboden, wohin nie ein Lichtstrahl dringt! Und wenn du es auch durch Wärme zum Keimen bringst, es wird verwelken, wie es aus dem Erdboden hervorgeht. Betrachte die Blumen und Pflanzen, mit welchen die Städter ihre winterlichen Zimmer schmücken: sie wenden sich weg von der Wärme und den Fenstern zu, um mit ihren Blättern das Licht des Tages einzusaugen! Durchwandle den stillen Wald, und du wirst mit Erstaunen sehen, wie alle Pflanzen ihre Wipfel dem Lichte entgegenstrecken, und wie diejenigen trauernd verkümmern oder ganz absterben, welche von üppig emporwachsenden Bäumen und Gesträuchen überschattet werden!

Auch auf den menschlichen Körper äußert das Sonnenlicht eine wohlthätige Wirkung. Wer immerdar im Schatten eines Zimmers lebt, bleicht hin, wie eine welkende Pflanze.

Jeder Sonnenstrahl ist eine Wohlthat Gottes. Der Mensch empfängt so unendlich viel Gutes von seinem himmlischen Vater und bedenkt es oft nicht und ist selten recht dankbar dafür!

(Büscher.)

276. Luftspiegelung.

Eine sehr merkwürdige, von der Brechung der Lichtstrahlen herrührende Erscheinung bei dem Meere, ist die sogenannte Luft-

spiegelung, Erhebung, Seegesicht, oder Luftbilder, welche oft die höchste Ueberraschung und den seltsamsten Anblick gewähren. Die Luftspiegelung ist eine Erscheinung in der Luft, bei der weit abgelegene Inseln, Küsten, Klippen und Wälder sich über das Wasser zu erheben, und in der Luft zu schweben scheinen. Eine kurze Beschreibung der auffallendsten Erscheinungen wird den besten Begriff von der Sache geben. In der Meerenge zwischen Unteritalien und Sicilien erblickt man im Frühjahre bei heiterm, stillem und warmem Wetter, vornehmlich vor dem Aufgange und gleich nach dem Untergange der Sonne, an den gegenüberliegenden Küsten in der Ferne eine Menge Säulen, Schlösser, Thürme, ganze Städte und Festungen, Wälder, Menschen und Viehheerden in der Luft von neuen und seltsamen Gestalten, welche sich zu den ungewöhnlichsten Formen verziehen, und endlich ganz verschwinden. Der große abergläubige Haufe unter den Italienern, der diese Erscheinung nicht natürlich zu erklären weiß, wird beim Anblicke dieser Erscheinung mit der größten Angst erfüllt, schreibt sie der Wirkung einer Zauberin zu, und nennt sie die Schlösser der See oder Zauberin Morgagna. Der berühmte Reisende Niebuhr sah einst bei Suez am rothen Meere eine sehr überraschende Erscheinung Ein Araber, den er in der Ferne erblickte, ritt zugleich auf seinem Kameele höher, als eine Kirche, in der Luft. Menschen haben sogar ihre eigenen Gestalten in der Luft gesehen. Auf der Insel Malta hat man zu zwei verschiedenen Malen den Berg Aetna auf dem gegenüberliegenden Sicilien und die Küsten dieser Insel in der Luft gesehen, obgleich weder die Insel noch der Berg Aetna über dem Horizonte von Malta zu sehen sind. Im Jahre 1792 sah man, im Juli, von England aus auf einmal die französische Küste mit bloßen Augen, da man sie sonst nicht einmal mit dem Fernrohre erblickte. Schiffer, die auf den französischen Küsten bekannt waren, unterschieden ganz deutlich besondere Plätze bei Boulogne und in der benachbarten Gegend; durch's Fernrohr erblickte man sogar die französischen Fischerböte, und unterschied die Farben des Landes. Diese Gegenstände waren nun natürlich nicht die wirklichen auf der Küste befindlichen, sondern nur die Abbildungen davon in der Luft. Uns sind alle solche Erscheinungen insofern erklärbar, weil wir wissen, es können durch Zurückwerfung der Lichtstrahlen wirkliche Lichtbilder stattfinden, und durch Brechung derselben können Lichtstrahlen von einer Gegend in unser Auge kommen, zwischen welcher und unsern Augen Meere, Berge und andere erhabene undurchsichtige Gegenstände sich befinden. (Melos Naturlehre.)

277. Die verschiedenen Luftarten.

Wenn man Phosphor, eine leicht entzündbare, blaßgelbe, im Dunkeln leuchtende Materie, die aus Urin oder thierischen Knochen

gewonnen wird, in einem Gefäße, aus welchem die Luft nicht entweichen kann, verbrennt, so wird die darin eingeschlossene Luft um so viel leichter, als der Phosphor an Gewicht zunimmt; auch brennt in dieser Luft kein Licht, und sie ist zum Athmen untauglich. Diese Luft heißt Stickluft, Stickstoff. Das, was der Phosphor aus der Luft an sich gezogen hat, gibt demselben einen sauern, beißenden Geschmack und die Eigenschaft, Lackmustinktur, Veilchensaft und andere blaue Pflanzensäfte roth zu färben. Flüssigkeiten und feste Substanzen, welche bei einem sauren Geschmack diese Eigenschaft haben, auch Erze und Metalle auflösen, nennt man Säuren. Der von dem Phosphor aus der Luft angezogene Stoff hat denselben also in eine Säure verwandelt, weßhalb man diesem Stoffe den Namen Sauerstoff gegeben hat, obgleich er nicht sauer schmeckt, sondern nur Säure erregt. Durch öftere Versuche hat man gefunden, daß 100 Theile atmosphärische Luft zusammengesetzt sind aus 21 Theilen Sauerstoff und 79 Theilen Stickstoff. Nur der Sauerstoff ist zum Brennen und Athmen tauglich, daher man ihn auch Feuerluft und reine Lebensluft nennt. Ein glühender Docht, eine glühende Kohle, ein angezündetes Stück Feuerschwamm brechen in Sauerstoff sogleich in Flammen aus. Wein, Bier, u. dgl. in offenen Gefäßen hingestellt ziehen den Sauerstoff aus der Atmosphäre, die sie zunächst umgiebt, an sich und werden dadurch sauer. Die Stickluft findet sich namentlich in lange verschlossenen Höhlen, Kellern und Gewölben, in Bergwerken, frisch geweißten Zimmern, in den Schwimmblasen der Fische u. s. w. Beim Athmen vereinigt sich der Sauerstoff mit dem in den Lungen sich befindenden Kohlenstoff, wodurch eine Luftart erzeugt wird, die zum Wiedereinathmen untauglich ist; daher wird die Luft durch das Beisammensein vieler Menschen verderbt, und das häufige Oeffnen der Fenster an Wohnungen, Schlaf- uud Schulzimmern ist durchaus nöthig. Alle Pflanzen athmen durch ihre Blätter Sauerstoff aus und verbessern somit die Luft, hingegen stark duftende Blumen verderben dieselbe.

Das Wasser ist ebensowenig wie die athmosphärische Luft ein einfacher Stoff, denn verwandelt man Wasser durch Hitze in Dämpfe, und leitet diese durch ein glühendes eisernes Rohr, in welches man einen Eisendraht gelegt hat, so zieht der Eisendraht den im Wasser befindlichen Sauerstoff an sich und der andere Bestandtheil des Wassers, den man Wasserstoff nennt, geht durch die Röhre, an deren Oeffnung man ihn als brennbare Luft (Gas) auffangen kann. Versuche haben ergeben, daß das Wasser aus 85 Theilen Sauerstoff und 15 Theilen Wasserstoff besteht. Das Wasserstoffgas wird zur Gasbeleuchtung benutzt; auch füllt man mit demselben, weil es stark zwölfmal leichter ist als die atmosphärische Luft, die Luftballons. Verbindet sich das Wasserstoffgas mit Phosphor, so ent-

zündet sich's in der atmosphärischen Luft von selbst, und wird die Ursache von Irrlichtern, Sternschnuppen u. s. w. Durch Gährung des Biers, Weins rc. entwickelt sich eine Luftart, die man fixe Luft, kohlensaures Gas oder Luftsäure nennt. Sie ist schwerer als die atmosphärische Luft und befindet sich daher am Boden; sie erzeugt sich in der Natur an solchen Orten, wo kein Luftzug stattfindet, in Gruben, Brunnen, Höhlen rc. rc. Lichter erlöschen nnd Menschen und Thiere sterben fast augenblicklich in derselben. Es ist daher sehr gefährlich, in lang verschlossene Keller oder Brunnen zu steigen, ohne vorher untersucht zu haben, ob fixe Luft da ist. Dieses ist zu erkennen, wenn ein brennendes Licht erlischt. In der Bergmannssprache nennt man die fixe Luft „böses Wetter“ oder „bösen Schwaden.“ (Solinger Leseb.)

278. Die Gasbeleuchtung.

Es gab eine Zeit, wo es Nachts auf den Straßen der Städte stockfinster war. Niemand bekümmerte sich darum, ob man den Hals brach oder ob Roß und Mann in den ungepflasterten, bodenlosen Wegen stecken blieben. Da ward Licht; die Straßenlaternen mit Oellampen kamen auf und wurden mit Jubel begrüßt. Jahrhunderte lang war man zufrieden mit ihrem Lichte hinter den schwarz beräucherten Scheiben, und als man vollends blitzende Metallblinden hinter der Flamme anbrachte, da waren die Lampenputzer in mondlichten Nächten der civilisirten Welt beste Freunde und geschworene Feinde aller Diebe und andern Gesindels.

Die armen Oellampen, wie verachtet sind sie doch jetzt! In die kleinen Städte, in die Vorstädte der größeren haben sie sich zurückziehen müssen! Und vor wem? Vor der schwarzen russigen Steinkohle und ihrem reinen, weißen Lichte, das die Nacht in Tag verwandelt. Niemand freut sich mehr als der Lampenputzer! Längst hat er sein fettiges Röcklein ausgezogen und die Scheere, die den Docht putzt, in den Winkel geworfen. Er dreht den Hahn in der eisernen Röhre auf, hält das Licht daran und husch — brennt die weiße, helle Flamme, — ein Licht ohne Oel und Talg, ohne Wachs und Docht, die kein Wind anslöscht — eine Gasflamme, eine Leuchte von brennender Luft. — Was doch alles in einer schwarzen, russigen Steinkohle, diesem aus Pflanzen und Bäumen der Urwelt zusammengebackenen Stoffe, stecken kann, und — was der Mensch nicht alles erfindet!

Da ist eine der vielen Gasbeleuchtungsanstalten, wie sie bei großen Städten gar häufig sich finden. Tritt näher, aber

halte die Nase zu; denn das Gas stinkt gewaltig. Hier sind rohe Steinkohlen; sie werden in ein von allen Seiten zu verschließendes eisernes Behältniß gebracht, in das nur eine eiserne Röhre hineingeht, worauf man außerhalb ein recht gehöriges Feuer rings um das Behältniß anbrennt. Sobald die Kohlen in dem glühenden Eisenkasten zu glühen anfangen, entwickelt sich aus ihnen das Leuchtgas (brennbare Luft), welches sogleich in der angebrachten eisernen Röhre in die Höhe steigt. Da dasselbe aber noch eine große Menge dicker, schmutziger Bestandtheile bei sich hat, wird es in den Röhren durch ein großes mit kaltem Wasser angefülltes Faß hindurch getrieben. Sobald es kalt wird, setzt es dort den bekannten Steinkohlentheer ab, der durch eine andere Röhre abfließt. Es ist der schwarze, zur Sommerzeit stark riechende Theer, mit welchem man häufig die Fensterladen und Balken an den Häusern anstreicht. Das Gas aber steigt wieder in die Höhe in ein großes mit Wasser gefülltes Gefäß. In diesem Gefäß steht im Wasser, wie ein umgekehrt hineingestelltes Bierglas, der eiserne, ungeheuer große Gasbehälter, so daß das Wasser den ganzen inneren Raum desselben ausfüllt. Da die leichte Luft nämlich im Wasser stets in die Höhe steigt, so würde das Gas aus dem Wasser in die freie Luft entweichen, wenn es nicht der umgekehrt hineingestellte Gasometer auffinge und zurückhielte. Je mehr sich Gas entwickelt, desto höher hebt es den Gasbehälter, der immer leerer vom Wasser wird. Zuletzt ist das ganze Gefäß mit Gas gefüllt und steht nur mit dem Rande unten noch im Wasser, damit das Gas auch nicht von unten entweichen könne. Aus diesem Gasbehälter, der gewöhnlich 30,000 Kubikfuß faßt und 11 Ellen hoch und 20 Ellen weit ist, führen nun eiserne, unter der Erde fortgeleitete Röhren das Gas in die Straßen und Häuser der Städte. Sobald man an den Röhren den Hahn aufdreht, ist es da. Nun kommt's freilich vor, daß der Gasbehälter springt, und dann sitzt Alles mit einem Male im Finstern. Das konnte allerdings in der guten alten Zeit nicht vorkommen. Manchmal bekommen sogar die Röhren Risse, es strömt äußere Luft hinein und bildet, mit dem Leuchtgase vermischt, das furchtbare Knallgas, das angezündet, wie Pulver Explosionen (Zerplatzungen) erzeugt und Röhre und Alles um sich her zerschmettert. Aber wer denkt daran, wenn man beim blendenden Gaslicht die Nacht in den Tag verwandelt sieht? Wer denkt daran, daß aus denselben Koh-

len sich auch jenes furchtbar tödtliche Gas entwickelt, das, wenn man mit glühenden Kohlen gefüllte Oefen schließt, oder Kohlenbecken in verschlossene Stuben stellt, bei dem Unvorsichtigen unbemerkbar den Todesschlummer herbeiführt!

Da lobe ich meine alten Oellampen, spricht der Träge. Der nachdenkende Mensch aber bewundert in der wunderbaren, herrlichen Naturkraft, die hier tödtet, dort erfreuet und erleuchtet, die Größe Gottes, der nur von denkenden Menschen seine Gaben benutzt wissen will. (Münster. Leseb.)

279. Elektrisirmaschine.

K. Heute wolltest du ja von der merkwürdigen Maschine erzählen, die du in Münster gesehen; wie heißt sie noch?

V. Die Elektrisirmaschine. — Ehe ich dir dieselbe beschreibe und von den Versuchen erzähle, die damit gemacht wurden, muß ich dich daran erinnern, daß wir eine Elektrisirmaschine im Hause haben, zwar keine vom Künstler gemachte, sondern eine natürliche, lebendige.

K. Welche wäre das?

V. Unsere schwarze Katze.

K. Ha, ha, ha, ha!

V. Du lachst; indessen ist das, was ich sagte, nicht ganz ein Spaß. Du hast ohne Zweifel schon Experimente gemacht mit dieser lebendigen Elektrisirmaschine.

K. Jetzt fällt's mir ein. Wenn ich im Dunkeln einigemal mit der Hand über den Rücken der Katze hin- und herfahre, so springen Funken ab von dem schwarzen Felle, und man vernimmt ein leises Knistern.

V. Nun gut; durch dein Reiben wird das Katzenfell elektrisirt; die Funken und das Knistern sind Wirkungen oder Erscheinungen der Elektricität!

Schon in uralter Zeit hat man an dem Bernstein die Beobachtung gemacht, daß er, wenn man ihn mit Wolle stark gerieben hat, kleine Papierschnitzel, Flaumfedern u. s. w. mehrmal abwechselnd anzieht und abstößt. Weil der Bernstein in fremder Sprache Elektron heißt, so nannte man die Eigenschaft desselben Elektricität.—Noch andere Körper z. B. Glas und Harz nehmen durch starkes Reiben die Eigenschaft an, daß sie leichte Gegenstände abwechselnd anziehen und abstoßen. Geschieht dieses Reiben im Dunkeln, so bemerkt man über der Oberfläche derselben einen ziemlich hellen Schein; wenn man ihnen die Fingerspitze nahe bringt, so bemerkt man, daß ein Funke mit einem knisternden Geräusche auf dieselbe überspringt. An der getroffenen Stelle des Fingers fühlt

man einen gelinden, stechenden Schmerz. Mittels des Fingers ist die Elektricität des Glases oder Harzes in den Körper des Menschen übergegangen. Man kann sich auch eines metallenen Körpers z. B. einer Scheere bedienen, um den elektrischen Körpern die Elektricität zu entziehen. Sobald ihnen die Spitze der Scheere nahe kömmt, bemerkt man den überspringenden Funken.

Wenn du nun gut aufgemerkt hast, so wirst du auf meine Fragen gut antworten können. — Welche Körper nennt man elektrische Körper?

K. Diejenigen Körper, welche durch Reiben die Eigenschaft bekommen, daß sie kleine Theilchen anziehen und abstoßen, auch Funken geben und knistern, wenn man ihnen mit dem Finger oder einer Scheere nahe kommt.

V. Welche Körper sind das?

K. Glas und Harz?

V. Richtig. — Solche Körper aber, die nicht durch Reiben, wohl aber dadurch elektrisch werden, daß sie dem Glase und Harze die Elektricität entziehen, heißen: Leiter. Die besten Leiter der Elektricität sind die Metalle. Auch Wasser, feuchte Luft, der Körper des Menschen und der Thiere, Bäume u. s. w. sind gute Leiter. — Glas und Harz können, wie gesagt, durch Reiben wohl elektrisch werden, leiten aber die Elektricität nicht fort, weßhalb sie auch Nichtleiter genannt werden. Auch Wolle, Seide, trockene Luft sind Nichtleiter.

Wenn du also eine Scheibe von Harz, die eine Zeitlang mit Wolle oder mit einem Pelze gerieben ist, mit einem metallnen Stabe berührst, so entzieht diese dem Harze die Elektricität und leitet sie auf deinen Körper über, der sie wieder an den Boden, worauf du stehst, absetzt. Berührst du aber die elektrische Scheibe mit einer gläsernen Stange, so wird jener die Elektricität nicht entzogen, weil ja Glas ein Nichtleiter ist. — Nun die Elektrisirmaschine!

Denke dir eine gläserne, runde Scheibe, einen halben Zoll dick und drei Fuß im Durchmesser, die in einem Gestelle so angebracht ist, daß sie wie ein Rad herumgedreht werden kann, und beim Umdrehen an vier mit Haaren oder Wolle ausgestopften Kissen stark sich reibt, so hast du der Hauptsache nach eine Elektrisirmaschine. Hat man die Scheibe einigemal umgedreht, so ist sie schon elektrisch und zeigt die gewöhnlichen Erscheinungen, jedoch auf mehr auffallende Art, als wenn man auf gewöhnliche Art das Glas elektrisch macht. Zu einer vollständigen Elektrisirmaschine gehört aber ferner eine metallne Walze, etwa zwei Fuß lang und zwei oder drei Zoll im Durchmesser, welche wagerecht auf einer gläsernen Säule ruht und mit dem Ende die gläserne Scheibe beinahe berührt.

K. Muß denn die Säule gerade eine gläserne sein?

V. Freilich wohl eine gläserne und ja keine hölzerne oder gar

metallne. Auch darf die Säule von Harz sein. Die Ursache sollst du nachher erfahren, wenn du dieselbe nicht etwa selbst auffindest.

K. Aber, lieber Vater, Du wolltest ja auch von den Experimenten erzählen, die in Münster mit der Maschine gemacht wurden?

V. Nachdem man die Scheibe einigemal umgedreht hatte, sah man Funken von derselben ab- und auf die metallene Walze überspringen. Die Walze wurde elektrisch und blieb es so lange, bis die Elektricität ihr durch einen andern Körper entzogen wurde.— Würde sie aber wohl einen Augenblick die Elektricität behalten haben, wenn die Säule, worauf sie ruhte, von Holz oder Metall gewesen wäre? — Erinnere dich daran, was ich von Leitern und Nichtleitern gesagt habe!

K. Zu den Körpern, welche die Elektricität leiten, gehören: Holz, der menschliche Körper, Metalle.—Nichtleiter sind Glas und Harz, auch Wolle und Seide.

V. Nun begreifst du auch wohl, warum die Säule, worauf die Walze ruht, von Glas sein mußte. — Warum also?

K. Weil Glas ein Nichtleitner ist und deßhalb die Elektricität, welche sich in der Walze befindet, nicht leitet.

V. Richtig geantwortet. — Man konnte durch manche Vorrichtungen die Elektricität in der Walze, welche gewöhnlich Konduktor genannt wird, außerordentlich verstärken. Als dieses geschehen war und ich das eine Ende desselben mit meiner Fingerspitze berührte, entfuhr ihm ein Feuerstrahl, und ich fühlte in meinem Körper einen eigenthümlichen Stoß oder Schlag. Dieser Versuch wurde wiederholt, indem alle Gegenwärtigen einander die Hand reichten und so eine Kette bildeten. Sobald der erste dem Konduktor mit seinem Finger den Funken entlockte, fühlten Alle im selbigem Augenblicke den elektrischen Schlag.

Alsdann wurde noch ein anderes Experiment gezeigt. Am Ende des Konduktors wurde ein Draht befestigt, der auf ein Häuschen von Pappe, welches in einiger Entfernung aufgestellt war, hingeleitet wurde. Sobald die Maschine in Bewegung gesetzt und der Konduktor elektrisch geworden, fuhr der Funke, wie ein Blitz im Kleinen, in das Häuschen. Es versteht sich, daß an diesem ein Leiter, etwa ein metallener Nagel sich befand.

Ein Experiment wurde noch gemacht, was uns viele Heiterkeit verursachte. Einer von uns setzte sich auf einen Stuhl, der gläserne Füße hatte. Der Stuhl war ziemlich hoch, so daß derjenige, welcher darauf saß, mit den Füßen die Erde nicht berührte. Dieser Herr nun nahm eine metallne Kette in die Hand, welche am Konduktor befestigt war. Als die Maschine in Thätigkeit gesetzt war, wurde die Elektricität mittels der Kette hergeleitet bis zum Herrn auf dem Stuhle. Er wurde also elektrisch und blieb es einstweilen, weil...





K. Weil er auf einem Stuhle mit gläsernen Füßen saß, wären an dem Stuhle hölzerne oder gar metallene Füße gewesen, so hätten diese die Elektricität sogleich fortgeleitet in den Boden.

V. Richtig. — Es zeigten sich nun an dem gedachten Herrn alle elektrische Erscheinungen. Seine Haare bewegten sich und stiegen in die Höhe. Wo man ihn mit dem Finger berührte, an der Nase, der Wange, dem Ohrläppchen, da sprühte ein Funke hervor. Endlich war ihm auf diese Art die Elektricität entzogen.

Aber was sind diese Versuche, welche man mit der Elektrisirmaschine machen kann, gegen die gewaltigen elektrischen Erscheinungen in der Natur! Weißt du auch, welche ich damit meine?

K. Offenbar meinst du die Erscheinungen bei einem Gewitter.

V. Wenn schwarze Wolken den Himmel bedecken, aus welchen Blitz auf Blitz in hell leuchtenden Zacken hervorbricht und der Donner krachend drein schlägt, dann ist in der That der Blitz nichts anders, als der große elektrische Funke, welcher von einer Wolke in die andere oder auf die Erde fährt, während der Donner das verstärkte Knistern ist. Aber du möchtest gern wissen, wie ein Gewitter entsteht?

K. Ich bitte, es mir zu erklären. Ich bin ganz aufmerksam.

V. Der elektrische Stoff häuft sich manchmal, besonders bei großer Hitze, in der Luft sehr an. Dadurch werden die Wasserdünste, welche sich in der Luft befinden, zusammengezogen und so die schwarzen Wolken gebildet. Wasser ist ein Leiter, deßwegen strömt die Elektricität von einer Wolke in die andere; wir sehen dann den elektrischen Funken, den Blitz, durch die Luft fahren. Aber auch die Erde ist ein Leiter und auf derselben sind Bäume, Thürme, hohe Bergspitzen gute Leiter. Deßhalb fährt oft der elektrische Funke hernieder in jene Gegenstände und wir sagen dann: der Blitz schlägt ein.

Ist ein Gewitter sehr entfernt, so sieht man nur den Blitz, ohne den Donner zu hören, und nennt dieses W e t t e r l e u c h t e n.

K. Nun möchte ich dich noch bitten, mir zu erklären, was der B l i t z a b l e i t e r ist, wovon ich gehört habe?

V. Du weißt, daß Metalle die besten Leiter der Elektricität sind. Der Blitzableiter ist nichts anders, als eine Metallstange, die an einem Hause, welches vor dem Einschlagen des Blitzes geschützt werden soll, so angebracht ist, daß das eine Ende unten in die Erde geht, das andere Ende aber fünf bis sechs Fuß über das Dach hervorragt. Die oberste Spitze ist vergoldet, um sie vor dem Verrosten zu schützen. Jeder Blitzstrahl nun, der sonst das Haus treffen würde, trifft nun die metallene Spitze und wird an der Stange hinunter in die Erde geleitet.

Schließlich möchtest du wohl sagen: Was ist denn eigentlich Elektricität? — Ich weiß es nicht und andere wissen es auch nicht.

Man sagt, sie sei eine ganz feine Materie. — Sie ist wahrscheinlich durch die ganze Natur verbreitet. Man weiß nur in so fern von ihr, als sie uns wahrnehmbar wird und ihre Wirkungen beobachtet werden können. — All unser Wissen von der Natur ist ein Stückwerk. (Hüser's Lesebuch.)

280. Der Magnet.

V. Gestern sprach ich mit dir von der Elektricität. Du mußtest deinen Verstand recht anstrengen, um Alles zu verstehen, was da zur Sprache kam. An einem der folgenden Abende will ich den Gegenstand noch einmal mit dir vornehmen, damit er dir vollständig klar werde. Heute, habe ich gedacht, wollen wir uns vom Magnet unterhalten.

Man findet unter den Eisenerzen häufig Stücke, welche die Eigenschaft haben, daß sie Eisen anziehen. Man nennt diese Stücke Magnetsteine oder Magnet; ihre Farbe ist schwärzlich.

K. Ich habe vorlängst einen Magnet in der Hand gehabt, der aussah wie gewöhnlicher Stahl. Ein Schlüssel wurde von ihm angezogen und blieb daran hängen.

V. Hab' nur Geduld und höre mir nur aufmerksam zu Dein Magnet war kein natürlicher, sondern ein künstlicher Magnet. — Man kann die magnetische Eigenschaft des natürlichen Magnetsteins leicht auf Stahl übertragen. Fährt man mit einem Magnet einigemal über ein Stück Stahl, aber immer in derselben Richtung, wobei man den Stahl gar nicht einmal zu berühren braucht, so wird dieser selbst magnetisch. Ein künstlicher Magnet, welcher ein Stück Eisen so fest hält, daß es ein Mann mit aller Kraft nicht davon losreißen kann, braucht noch kein sehr starker zu sein. Ueberhaupt hat ein künstlicher Magnet gerade dieselbe Eigenschaft, wie ein natürlicher. Wenn man eine Nähnadel auf den Tisch legt und dann mit einem Magnete unter dem Tischbrette hin- und herfährt, so bewegt sich die Nadel und folgt dem Zuge des Magnets. Die magnetische Kraft wird also durch das zwischenliegende Brett nicht gehemmt, sondern wirkt durch dasselbe hindurch. Ein Magnet zeigt besonders an zwei Punkten seiner Oberfläche, die sich gegenüber liegen, die größte Anziehungskraft. Bestreut man ihn mit Eisenfeile, so bleibt diese besonders an jenen beiden Punkten hangen. Hängt man den Magnet an einem Faden auf, so daß er sich frei bewegen kann, so richtet sich der eine Punkt immer nach Norden. Diejenige

Stelle, welche sich nach Norden wendet, nennt man Nordpol, die entgegengesetzte Südpol. — Nun rathe mal, wozu man diese Eigenschaft des Magnets benutzt hat?

K. Ich denke, wenn ich einen Magnet hätte, so groß wie mein kleiner Finger, so würde ich mich wohl zurecht finden im großen Walde. Ich bände um die Mitte des Magnets einen Bindfaden und ließe ihn wagerecht schweben; alsdann wiese das eine Ende nach Süden, das andere nach Norden. Die andern Himmelsgegenden ließen sich darnach schon bestimmen.

V. Du müßteß dir aber an deinem Magnet den Nordpol gemerkt haben, um ihn nicht mit dem Südpol zu verwechseln; dann könntest du dich allerdings im Walde ohne Wegweiser zurechtfinden, vorausgesetzt, daß du wüßtest, in welcher Gegend der Ort liegt, den du erreichen wolltest. Uebrigens ist dein Gedanke richtig. Man bedient sich des Magnetes, um die Weltgegenden zu bestimmen. Wenn die Schiffsleute auf hoher See reisen, so bedürfen sie eines Wegweisers, besonders, wenn des Tages die Sonne und Nachts kein Stern am Himmel zu sehen ist, wornach sie sich richten können. Ein untrüglicher Wegweiser der Schiffer auf dem Meere ist die Magnetnadel. Diese ist nichts anders, als ein kleines Stäbchen von Stahl, vier oder fünf Zoll lang, unt geformt wie ein Uhrzeiger. Dieses Stäbchen macht man durch Bestreichen mit einem andern Magnet magnetisch, legt es dann wagrecht auf eine feine Spitze, so daß es sich frei darauf herumdrehen kann. Nachdem es einige Schwenkungen nach dieser und jener Seite gemacht, kömmt es zur Ruhe und zeigt mit seiner Spitze nach Norden. Die Schiffer auf hohem Meere führen immer eine solche Magnetnadel mit sich. Sie befindet sich gewöhnlich in einem Gehäuse und heißt mit diesem Kompaß.

Wenn man zwei Magnetnadeln, ohngefähr in der Entfernung eines Zolls, neben einander stellt, so macht man eine merkwürdige Beobachtung. Die beiden Nordpole stoßen einander ab, aber der Nordpol des einen zieht den Südpol des andern an.

Wenn ein walzenförmiges Stück Eisen mit Kupferdrath vielfach umwunden und durch diesen ein elektrischer Strom geleitet wird, so zeigt das Eisen die stärksten magnetischen Erscheinungen, die aber augenblicklich aufhören, sobald jener elektrische Strom unterbrochen wird. Wenn nun jenes Eisenstück hier im Orte aufgestellt und das Ende des Drahtes, womit es umwickelt ist, meilenweit fortgeleitet wäre z. B. bis Köln,

so könnte von dort aus das Eisenstück abwechselnd magnetisch gemacht werden, so daß es plötzlich ein metallenes Stäbchen anzöge und plötzlich wieder fahren ließe. Dieses metallene Stäbchen könnte ein Zeiger sein, der auf einer Scheibe sich bewegt, welche, statt mit Zahlen, mit Buchstaben umschrieben wäre. Nun läßt es sich denken, daß der Zeiger von Köln aus so dirigirt werde, daß er bald auf diesen, bald auf jenen Buchstaben zeigt. Ein Mann also, der zu Köln an einem Ende des Drathes sitzt, kann einem Andern, der am entgegengesetzten um das Eisenstück geflochtenen Ende des Drathes sitzt, Buchstaben und ganze Worte diktiren und zwar in wenigen Augenblicken. — Das ist so ungefähr die Einrichtung des elektrischen Telegraphen. — Um aber gründlich die Einrichtung desselben verstehen zu können, sind Kenntnisse erforderlich, die Schülern noch fehlen. (Hüser's Lesebuch.)

Siebenter Abschnitt.

Aus der Welt- und Erdkunde.

---

281. Die Ehre Gottes.

Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre,
Ihr Schall pflanzt seinen Namen fort.
Ihn rühmt der Erdkreis, ihn preisen die Meere;
Vernimm, o Mensch, ihr göttlich Wort.
Wer trägt der Himmel unzählbare Sterne?
Wer führt die Sonn' aus ihrem Zelt?
Sie kommt und leuchtet und lacht uns von ferne
Und läuft den Weg gleich als ein Held!

Vernimm's und siehe die Wunder der Werke,
Die die Natur dir aufgestellt!
Verkündigt Weisheit und Ordnung und Stärke
Dir nicht den Herrn, den Herrn der Welt?
Kannst du der Wesen unzählbare Heere,
Den kleinsten Staub fühllos beschauen?
Durch wen ist Alles? o gib ihm die Ehre!
Mir, ruft der Herr, sollst du vertrauen! (Gellert.

282. Unser Sonnen-System.

Die alten Völker stellten sich unsere Erde als eine flache Scheibe vor und wähnten, die große, feurige Sonne, der freundliche Mond und das zahllose Heer der so lieblich funkelnden Sterne sei blos der Erdbewohner wegen und zur Zierde des Himmels da. Nach und nach aber brachte das Nachdenken, die Einsicht und der Fleiß der Menschen mehr Uebereinstimmendes zu Tage; allein von der Vorstellung, daß unsere Erde gleichsam der Hauptkörper in der großen Weltschöpfung sei, daß sie fest und unbeweglich stehe, daß sich Sonne, Mond und Sterne um dieselbe drehen, von dieser Vorstellung wollte man lange Zeit nicht abgehen, wenn auch einige hervorragende Geister, namentlich unter den alten Griechen

und Römern, aufgestellt hatten, daß sich die Erde in einem (schiefen) Kreise um die Sonne und dabei täglich um ihre Achse drehe. Da endlich war es einem Manne, begabt mit ungewöhnlichem Scharfsinne und tiefdenkendem Geiste, vorbehalten, Licht und Aufklärung zu verbreiten über einen Punkt der Wissenschaft, in welchem so lange Dunkel und Verworrenheit geherrscht hatte. Und dieser gewaltige Geist war Nicolaus Kopernikus, geboren zu Thorn, an der Weichsel, am 19. Februar 1473. Er bewies mit schlagenden und unabweislichen Gründen: Die Sonne, der Licht und Wärme spendende Körper, steht in der Mitte und dreht sich blos um sich selbst; die Planeten aber — wie unsere Erde — an sich dunkele Körper, laufen in festbestimmten Bahnen um die Sonne, drehen sich bei diesem ewigen Kreislaufe in gewissen kürzeren Zeitabschnitten zugleich höchst regelmäßig um sich selbst, und empfangen ihr Licht von der Sonne. So fand Kopernikus, dieser gewaltige Forscher, unser wahres Sonnensystem; denn unter Sonnensystem versteht man die Sonne mit den sie umkreisenden Planeten, Monden, Kometen und Sternschnuppen.

Von dem Zeitpunkte 1543 an, wo Kopernikus sein System, daß die Sonne in der Mitte stehe, und die Planeten in genau vorgezeichneten Bahnen um dieselbe rollen, dabei aber zugleich sich regelmäßig um ihre Achse drehen, aufgestellt hatte, kannte man bis zum Jahre 1781 nur sechs Planeten: Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter und Saturn. Da entdeckte aber der berühmte Astronom Herschel (ein Deutscher) am 13. März 1781 einen siebenten Planeten, den Uranus; 1801, 1802, 1804 und 1807 wurden von einem Italiener, Piazzi, und den Deutschen Olbers und Harding noch vier Planeten: die Ceres, die Pallas, die Juno und Vesta gefunden. So nahm man bis zum 7. Dezember 1845 an, daß unser Sonnensystem aus der Sonne und den elf Planeten: Merkur, Venus, Erde, Mars, Vesta, Juno, Ceres, Pallas, Jupiter, Saturn und Uranus bestehe. Allein am 8. Dezember 1845 wurde von Hencke in Drießen ein zwölfter Planet entdeckt. Man nennt ihn Asträa. Bald darauf fand ein höchst scharfsinniger Franzose, Le Vervier in Paris, durch Berechnungen und Schlüsse, daß weit hinter dem Uranus noch ein Planet stehen müsse, und in der That, wenige Wochen später, am 23. September 1846, entdeckte ein Deutscher, Dr. Gall in Berlin, den ihm durch eine kühne Vorherverkündigung von Le Vervier angedeuteten, dreizehnten Planeten in der Wirklichkeit. Er wurde Neptun genannt.

Von 1847 bis jetzt sind von verschiedenen Astronomen noch mehre Planeten entdeckt worden.

Es wandeln um unsere Sonne, soviel wir bis jetzt wissen, 48 Planeten. Aber sowie unsere Erde von einem Gestirn, das die Nächte so prächtig erleuchtet, dem Monde, begleitet wird, so haben auch andere Planeten dergleichen stete Begleiter, und zwar der Jupiter vier, der Saturn acht, der Uranus sechs, Neptun zwei. Man hat diesen steten Begleitern der Planeten den Namen Trabanten oder Nebenplaneten, wohl auch Monde überhaupt beigelegt. So wie jeder Planet eine zweifache Bewegung hat, einmal um die Sonne, das andere Mal um sich selbst, so hat jeder Mond eine dreifache: er dreht sich in einer gewissen Zeit um sich selbst; er rollt in bestimmten Zeiträumen fortwährend um seinen Planeten, und endlich fliegt er mit seinem Planeten durch den großen Weltraum ohne Ruh und Rast um die Sonne. — Unser Sonnensystem besteht also (soweit wir es bis jetzt kennen) aus einer in der Mitte stehenden Sonne, 48 Planeten und 21 Monden.

Die Sonne strömt Licht, Wärme und Leben auf die sie umrollenden Planeten und Monde aus, und dreht sich dabei regelmäßig alle 25 Tage und 12 Stunden von Abend nach Morgen um sich selbst. Die Planeten mit ihren Monden bewegen sich nun in verschiedenen Ent fernungen um die Sonne. — Da sich aber jeder Planet und jeder Mond bei seinem Laufe um die Sonne, wie schon erwähnt, auch fort und fort in fest bestimmter Zeit um sich selbst dreht, so entsteht dadurch auf jedem Planeten und jedem Monde, je nachdem er bald die eine, bald die andere Seite der Sonne zukehrt, Tag und Nacht; und durch den Zeitraum, den jeder Planet und jeder Mond zum Umlaufe um die Sonne nöthig hat, wird auf jedem dieser Weltkörper ein gewisser Zeitabschnitt bedingt, den wir auf der Erde Jahr nennen.—Die Bahnen, welche jedoch die Planeten mit ihren Monden beim Umlaufe um die Sonne beschreiben, sind nicht zirkelrund, wie Kopernikus annahm, sondern sie sind elyptisch, d. h. ei- oder länglich rund. Johann Keppler, ein Deutscher, geb. 27. Dezember 1571, war es, dessen großem, gewaltig forschenden Geiste es gelang, nach den sorgfältigsten Beobachtungen und scharfsinnigsten Berechnungen, die elliptischen Bahnen der Planeten unzweifelhaft darzustellen. Erst dadurch wurde es nunmehr den Astronomen möglich, die Umlaufszeit der Planeten um die Sonne genau bis auf die Sekunde zu bestimmen; und erst dadurch war man in den Stand gesetzt, deutlich und klar zu zeigen, wie die vier Jahreszeiten auf unserer Erde entstehen.

Die Planeten kann man mit bloßen Augen nicht alle sehen. Sie leuchten mit einem sanften, mondartigen Lichte, wodurch sie

sich von den Fixsternen unterscheiden, die ein mehr funkelndes, sonnenartiges, blitzendes Licht uns zusenden. Die Fixsterne erscheinen uns immer in derselben Stellung zu einander; die Planeten dagegen bewegen sich auf eine nach wenigen Tagen oder Wochen am Himmel merkliche Weise. Wir sehen sie nie tief im Norden oder Süden, sondern immer im Thierkreis, unter jenem Sternengürtel also, den Sonne und Mond, von der Erde aus gesehen, durchlaufen. (Nach Haester's Lesebuch.)

283. Die Sonne.

So staunenerregend die Planeten nach Grösse, Beschaffenheit und Bewegung auch immer sein mögen, ein Körper übertrifft sie alle, es ist die Sonne. So nahe sie uns auch zu sein scheint, wenn sie dort hinter den Bergen als mächtiger Feuerball untergeht, so ist sie doch fast 21,000,000 Meilen von uns entfernt, und wie gewaltig ein solcher Raum ist, wird man sofort erkennen, wenn man bedenkt, dass eine Kanonenkugel, die in einer Sekunde 600 Fuss fliegt, von der Sonne bis zur Erde 25 Jahre brauchen würde. Allein, was ist diese Entfernung gegen die des Uranus oder Neptun, was nun gar gegen andere Fixsterne, da die Astronomen behaupten, dass der nächste Fixstern 4 Billionen Meilen von unserer Sonne entfernt sei. Eben so staunenswerth ist aber auch die Grösse der Sonne. Während unsere Erde einen Durchmesser von 1720 Meilen hat, so ist der der Sonne 112mal grösser oder 192,640 Meilen. Will man sich diese gewaltige Kugel vorstellen, so beachte man Folgendes: — Der Mond ist von der Erde 50,000 Meilen entfernt; wäre die Sonne hohl wie eine Glaskugel und die Erde befände sich in ihrem Mittelpunkte, so könnte der Mond nicht allein in gleicher Entfernung von der Erde seine Bahn um dieselbe laufen, sondern es würde auch noch über ihn draussen ein Raum von 46,000 Meilen bis zum Sonnenrande bleiben. Ja, könnte man aus der Sonnenmasse Erdkugeln formen, so würde man davon 1,400,000 bekommen und jede würde so gross wie unsere Erde sein. Und diese gewaltige Kugel ist aus derselben Hand hervorgegangen, die das Mohnsamenkörnlein in seiner Schale bildet und zur Reife bringt, zuletzt Eins so unbegreiflich wie das Andere. Lange glaubten die gelehrtesten Sternkundigen, dass die Sonne nichts als eine glühende Feuerkugel sei; allein später erkannte man, dass dieses Feuer endlich an Licht und Wärme verlieren müsste, und so betrachtet man in unsern Tagen die Sonne als

einen dunkeln Körper, der nur von einem Dunstkreise umgeben ist, welcher durch die Umdrehung der Sonne in eine Schwingung versetzt wird, die sich in Licht und Wärme fühlbar macht. Freilich wird uns hier manches Räthsel noch zu lösen übrig bleiben; Gott ist in seinen Werken gross und wunderbar, und wie viele derselben werden uns stets unerforschlich bleiben!

(Nach Hebel.)

284. Der Mond.

Werfen wir jetzt auch einmal unsere Blicke auf den lieben Nachbar und getreuen Freund unserer Erde, auf den Mond. Seht! da kommt er herauf im Osten mit seinem blassen, freundlichen Gesicht und schauet unverwandt zur Erde hernieder, als wolle er sie bewachen in der schweigenden Nacht. Langsam scheint er daher zu schwimmen auf den silbernen Wölkchen, und mildes Licht fließt von ihm aus über Flur und Wald, und wunderlich erscheinen Baum und Strauch in dem ungewissen Lichte; silbern blinken die Wellen des Baches, und heimlich und still ist die ganze Natur, geschmückt mit neuen, wenngleich nicht so manchfaltigen und farbenreichen Schönheiten, als der Sonne Licht ihr verlieh. Wohl haben wir daher, nächst der Sonne, den Mond vor allen Gestirnen des Himmels lieb; denn keines scheint uns so befreundet, weil die anderen aus viel weiterer Ferne auf uns herabschauen.

Der Mond ist nur etwas über 50,000 Meilen von uns entfernt, und daher kommt er uns auch so groß vor, obgleich er wohl der kleinste von allen Himmelskörpern ist, die wir sehen können; denn seine Größe beträgt etwa nur den fünfzigsten Theil der Erde. Aber dessen ungeachtet ist er immer noch eine ungeheure Kugel, ein Weltkörper, wie die andern Sterne, der Raum genug hat für zahllose Wesen, die auch dort wohl Gottes Güte erschaffen hat, daß sie sich des Daseins erfreuen. — Weil er uns so nahe ist (d. h. im Vergleich mit den übrigen Sternen), so übt er auch manchen geheimen Einfluß auf unsere Erde aus; Ebbe und Fluth des Meeres z. B. hangen mit seinem Stande zusammen. Seine geringere Entfernung hat es uns auch möglich gemacht, ihn mehr zu beobachten, und aus dem, was man durch Fernröhre entdeckt hat, und aus anderen Gründen hat man geschlossen, daß die helleren und dunkleren Stellen des Mondes, die uns wie ein Gesicht erscheinen, hohe Berge und tiefe Thäler sind.

Daß der Mond in ungefähr 24 Stunden um unsere Erde zu gehen scheint, hat seinen Grund eben so gut in der Umwälzung der Erde, als das scheinbare Auf- und Untergehen der Sonne. Indessen verhält es sich mit dem Monde ganz anders, als mit dieser. Er bleibt nicht auf seinem Platze stehen (was schon daraus erhellt,

daß er sich stets bei der Erde hält, die doch in ihrer Bahn fortrückt); er geht allerdings um die Erde, aber erst in einem Zeitraume von etwa einem Monate vollendet er diese Bahn, und mit der Erde wälzt er sich um die Sonne. Bei seinem Laufe dreht er sich aber nicht so häufig wie die Erde herum, sondern während des ganzen Kreislaufes um dieselbe wendet er sich nur einmal um seine Achse. Daher kommt es, daß wir immer nur dieselbe Seite des Mondes sehen. Da er nun, wie unsere Erde, ebenfalls von der Sonne Licht und Wärme bekommt, so dauert der Tag auf dem Monde ungefähr einen halben Monat und eben so lang die Nacht. In dieser langen Dunkelheit leuchtet ihm unsere Erde, die ihm aber in viel größerer Pracht erscheinen mag, als er uns, da sie viel größer ist.

Wenn ihr den Mond zu verschiedenen Zeiten betrachtet habt, so muß es euch aufgefallen sein, daß er nicht immer in gleicher Gestalt am Himmel zu sehen ist. Bald erscheint er, und dann ist er am schönsten, als eine volle Scheibe; bald ist diese nur zur Hälfte zu sehen und nimmt mit jedem Tage ab, so daß ihr später nur einen schmalen, glänzenden Rand wahrnehmt, und einige Tage weiterhin mögt ihr noch so viel nach dem Monde schauen, ihr findet keinen, wenn gleich der Himmel heiter ist. Diese Verschiedenheiten in der Erscheinung des Mondes nennt man den Mondwechsel, und die Ursache davon liegt in seiner Bewegung um die Erde; weshalb denn auch alle verschiedenen Gestalten des Mondes innerhalb eines Monats vorkommen.

Indem nämlich der Mond seine Reise um die Erde macht, kommt er bald zwischen Sonne und Erde, bald seitwärts von dieser, bald hinter dieselbe zu stehen. In letzterem Falle, wenn die Erde sich zwischen der Sonne und dem Monde befindet, bescheint die Sonne die Seite des Mondes, welche uns zugekehrt ist; wir sehen also die ganze von den Sonnenstrahlen erleuchtete Hälfte der Mondkugel, die uns wie eine Scheibe erscheint, und das nennen wir den Vollmond. Nach acht Tagen ist der Mond so weit vorgerückt, daß er nun seitwärts von der Erde steht; eine ganze Hälfte von ihm ist wiederum von der Sonne erhellt; aber diese sehen wir wegen seiner Stellung zu uns nicht ganz, sondern nur halb, und das nennen wir das letzte Viertel. Wieder nach acht Tagen hat der Mond seine Laufbahn um die Erde halb vollendet; stand er im Vollmond hinter der Erde, die Erde zwischen ihm und der Sonne, so steht er jetzt vor der Erde, d. h. zwischen der Sonne und der Erde. Nun ist die von der Sonne erleuchtete Seite von uns abgekehrt; er wendet uns seine dunkle Seite zu, auf der es jetzt Nacht ist; daher sehen wir ihn gar nicht und sagen, es sei Neumond. Sind von Neuem acht Tage vergangen, so steht der Mond wieder seitwärts von der Erde, wie beim letzten Viertel, jetzt aber auf der andern Seite; wir sehen wieder nur die Hälfte der erleuchteten

Seite und haben das erste Viertel. Erstes und letztes Viertel sind dadurch am Himmel zu unterscheiden, daß jenes nach der einen und dieses nach der entgegengesetzten Seite offen ist; in das erste Viertel kann man, wenn man sich den Mond als Etwas denkt, das man fassen kann, mit der linken, in das letzte Viertel mit der rechten Hand hineingreifen. Das erste Viertel erscheint des Abends, das letzte des Morgens; denn der Mond geht an jedem Tage etwa 50 Minuten später auf.

Trifft es sich nun, was alle Jahre einigemal zu kommen pflegt, daß der Mond bei seinem Umlauf um die Erde schnurgerade zwischen Sonne und Erde, oder eben so hinter die Erde zu stehen kommt, dann ereignen sich Sonnen- und Mondfinsternisse. Eine Sonnenfinsterniß (eigentlich Erdfinsterniß) erfolgt, wenn der Mond in durchaus gerader Linie zwischen der Sonne und der Erde steht; denn nun können die Sonnenstrahlen nicht auf die ganze, der Sonne zugewandte Erdhälfte fallen, da der Mond dazwischen steht, der sie auffängt; es trifft also der Schatten des Mondes die Erde, und wir sehen die Sonne ganz oder theilweise verfinstert, und das Dunkle, was vor der Sonnenscheibe sich herzieht, ist die dunkle Seite des Mondes. Daß eine solche Sonnenfinsterniß nur beim Neumonde eintreten kann, wird aus dem Gesagten deutlich sein. Kommt der Mond ein andermal so zu stehen, daß die Erde sich in ganz gerader Richtung zwischen ihm und der Sonne befindet, so geschieht ihm, wie bei einer Sonnenfinsterniß uns. Die Erde entzieht ihm jetzt die Strahlen der Sonne, und der Schatten der Erde fällt in den Mond, und das ist das Schwarze, was wir bei einer Mondfinsterniß vor der Mondscheibe vorüberziehen sehen. Diese Erscheinung findet nur beim Vollmonde Statt.

(Leseb. v. C. Oltrogge.)

285. Die Sternenwelt.

Es sind der Sterne, die am blauen Himmel schweben, und wie Tropfen im Weltmeere herumschwimmen, viele Tausend und Tausende; kein Mensch hat es noch vermocht, ihre Zahl zu bestimmen, und keiner wird es je zu thun im Stande sein: je mehr die Werkzeuge der Sternkunde verbessert werden, je mehr der Fleiß und die Kunst, den Himmel zu beachten, zunimmt, desto größer wird auch die Anzahl der Himmelskörper für uns. Und so ist kein Ende und keine Geschlossenheit abzusehen, sondern dieses tiefe blaue Himmelsmeer ist weder zu ergründen noch zu ermessen. Dieses mag man schon daraus abnehmen, daß jener ungeheure weiße Streif am Himmel, der in heitern Nächten kaum sichtbar ist, und die Milchstraße genannt wird, aus lauter neben einander und hinter einander stehenden Sternen zusammengesetzt ist, deren Schein der-

gestalt in einander fließt, daß er fast den ganzen Himmel wie ein weißer Gürtel zu umgeben scheint; und außer solcher Menge, die wir nicht einmal recht sehen und unterscheiden können, gibt es gewiß tausend und tausendmal so viele, die wir gar nicht sehen.

Gott aber kennt alle diese Lichter und hat sie gezählt und abgewogen, er mißt, wie Isaias so kräftig schön sagt, er mißt mit seiner Hand die Wasser und gibt dem Himmel mit freier Spanne die Richtung, und trägt auf dreien Fingern die Last der Erde. Da ist kein Punkt, den er nicht wüßte, und kein Stäubchen in dem großen, großen Raume, das ihm unbekannt wäre. Wie weit aber dieser Raum wie ungeheuer die Entfernung der Sterne von uns und von einander sei, das ist eben so gut wieder über unsere Erkenntnißkräfte, wie ihre Anzahl. Wenn wir nur dieses recht bedenken, daß schon die Sonne elftausendmal so weit von uns entfernt sei, als unsere ganze Erde in der Mitte durchmißt, und daß der allernächste unbewegliche Stern wieder um siebenundzwanzigtausendmal weiter von der Erde abstehe, als die Sonne, so geht ja dieser Raum schon über unsere Begriffe, und wir müssen unter dem Gedanken an die Größe des Weltalls und an die Größe Desjenigen, der es geschaffen hat, erliegen.—Von der Größe dieser Himmelskörper wäre freilich Vieles zu sagen, und es ist Manches durch fleißiges und kluges Forschen bekannt geworden, aber es ist Weniges davon allgemein verständlich. Vergleichungsweise wollen wir nur das erwägen: obwohl der größte Berg, den man kennt, doch kaum ein Sandkörnchen im Vergleiche mit der Erde ist, so ist doch diese uns so groß scheinende Erde um mehr als ein Millionenmal kleiner als die Sonne, die nur wie eine kleine leuchtende Scheibe erscheint.

Doch, wir bedürfen der künstlichen Berechnungen und der gelehrten Erfahrungen nicht, wenn wir nur mit gesundem Auge und reinem Gemüthe in einer heitern Mitternacht zum Himmel aufschauen, so sieht aus der Pracht und Größe desselben Gottes Allmacht gar deutlich uns entgegen. Wie klein muß uns da die Erde, und wie klein muß auf dieser kleinen Erde der Mensch erscheinen! Wie gedemüthigt muß er ausrufen: Was ist der Mensch, o Herr, daß Du sein gedenkest, was ist der Sohn eines Weibes, daß Du Dich seiner annimmst? Und der Herr hält es nicht für zu geringe, sich seiner anzunehmen, für ihn, wie für jedes große und kleine Geschöpf zu sorgen, seinen Gang wie den Gang der Sterne zu regieren.

Die Sterne da oben gehen so ordentlich und richtig ihren Gang; hier unten auf der Erde aber ist gar oft Unordnung, Tumult und Aufruhr; hier fließen Thränen, hier fließt Menschenblut in Strömen, und das Elend und das Laster erhebt sich riesengroß wie ein Gebirge: aber auch diese Verwirrungen können Gottes

Plane nicht zerstören; in all diesen Unordnungen, bei allen Umwälzungen erhielt er doch diese Erde und ihre Geschöpfe und das Geschlecht der Menschen, und Alles blühte nach den Stürmen wieder und nahm zu an Kraft und an Vollkommenheit, und kein Jammer und keine Gewaltsamkeit konnte im schwachen Menschenherzen den Funken Gottes, die Hoffnung einer bessern Welt, das Bewußtsein einer höhern Bestimmung tilgen! Durch Freuden und Leiden, durch Gottes Heimsuchung mit Trost und mit Strafe mußte der Mensch erzogen nnd gebildet werden, und keiner davon konnte zu Grunde oder verloren gehen, als der es selbst hartnäckig und trotzig wollte. (J. N. Hortig.)

286. Die Kometen.

Ein Komet ist allemal eine sehr merkwürdige Erscheinung, wenn er so auf einmal am Himmel sichtbar wird, zumal ein solcher, wie im Jahre 1680, der viermal so groß schien, als der Abendstern, oder der 146 Jahre v. Chr. Geb., der größer soll ausgesehen haben, als die Sonne, oder der im Jahre 1769, dessen Schweif durch den vierten Theil des Himmels reichte.

Die Kometen haben viel Aehnliches mit den Planeten und deren Monden; aber sie sind auch wieder wesentlich von diesen verschieden. Die Planeten bewegen sich um die Sonne in länglichrunden (elliptischen) Bahnen, welche vom Kreise wenig abweichen. Die Kometen bewegen sich zwar auch um die Sonne, aber in so lang ausgestreckten Bahnen, daß ihr Lauf fast geradlinig wird. Darum sind sie einmal der Sonne näher, ein andermal viel weiter von ihr entfernt. Wenn so ein Komet einmal um die Sonne herum ist, so zieht er in einer langen Richtung hinweg, und wenn er alsdann dreißig, oder hundert, oder viele hundert Jahre lang weiter und weiter hinweggezogen ist, so kehrt er um und braucht wieder eben so viel Zeit zu seiner Herreise; und selten Einer, der ihn zum letzten Male gesehen hat, wartet's ab, bis er wieder kommt, sondern legt sich schlafen und bekümmert sich nachher nicht mehr darum. Aber es ist aufgeschrieben, daß ein Komet im Jahre 1456, einer 1531, einer 1607, und einer 1683 am Himmel gestanden hat. Weil nun immer von einer Zeit zur andern ungefähr ein Zeitraum von 75—76 Jahren verflossen war, so behauptete ein gelehrter Mann, Namens Halley, es sei allemal der nämliche gewesen, und er müßte 1759 wieder kommen, was auch richtig geschehen ist; und so ist er 1835 ebenfalls wieder erschienen. Man nennt ihn den Halley'schen Kometen.

Die Kometen haben gewöhnlich einen mehr oder weniger glänzenden und zuweilen ungemein großen Schweif. Dieser ist selten auf der Seite des Kometen, der gegen die Sonne steht, sondern meist auf der entgegengesetzten. Man weiß noch nicht gewiß, was es mit ihm für eine Bewandtniß hat. Vielleicht ist es nur der Schein von Sonnenstrahlen, die durch den dunstigen Kometen hindurchfallen; denn ein Komet hat keine so feste Masse, wie unsere Erde oder ein anderer Planet. Einige sehen aus, wie ein bloßer Dunst, also, daß man durch sie hindurch Sterne will gesehen haben, die hinter ihnen stehen. Andere sind zwar schon etwas dichter, haben aber doch, durch gute Fernröhre beobachtet, das Ansehen, als wenn nicht alles recht daran anein-

anderhinge. Einige Gelehrten wollen jedoch behaupten, daß ein solcher Komet auf seiner langen Reise immer dichter werde und zuletzt die völlige Natur und Eigenschaften eines Planeten annehmen könne.

Unsere Geschichtsbücher erwähnen nahe 500 Kometen, die sich den Erdbewohnern gezeigt haben sollen. Allein wie viele mögen in früheren Zeiten unbeachtet vorbeigegangen sein, weil man noch keine Fernröhre hatte, und wie viele mögen noch unbemerkt geblieben sein, weil trübe Witterung herrschte. Ohne Zweifel ist ihre Anzahl sehr groß. Die Umlaufszeiten derselben um die Sonne sind höchst verschieden; einige rollen schon in wenigen Jahren, andere in Jahrtausenden um die Sonne. Der Aberglaube sieht in dem Erscheinen der Kometen oft allerlei Zeichen für Unglück, z. B. Krieg u. s. w., während verständige Leute in ihnen — wie in den andern Himmelskörpern — die Allmacht und Weisheit Gottes erkennen, der allen ihre Bahnen vorgezeichnet hat. (Nach Hebel.)

287. Die dunkelblaue Wiese.

Vater. „Ich kenne eine große, dunkelblaue Wiese." —

Emil. „Vater, das ist dein Spaß; solche gibts ja gar nicht; die Wiesen sehen grün aus, aber nicht blau."

Vater. „Meine Wiese sieht doch blau aus und ist größer, als alle Wiesen auf der Welt."

Laura. „Hab' ich sie gesehen, Vater?"

Vater. „Du und ihr Alle habt sie gesehen und bekommt sie täglich zu sehen. Auf meiner Wiese gehen Jahr aus, Jahr ein, einen Tag, wie den andern, eine unzählbare Menge großer und kleiner Schafe auf die Weide, obwohl Nichts dort wächst."

Anton. „Aber, Vater, was machen sie denn dort, wenn sie Nichts zu fressen finden? die Schafe können doch nicht hungern?"

Vater. „Meine Schafe und Lämmer hungern nicht und fressen auch nicht."

Emil. „Dahinter steckt Etwas; das sind gewiß keine lebendigen Schafe, denn sie müssen doch fressen, sonst verhungern sie."

Vater. „Lebendig sind meine Schafe; sie leben schon über tausend Jahre, und immer sind sie noch, wie ehemals, obwohl sie weder hungern noch dursten."

Lida. „Ueber tausend Jahre sind deine Schafe alt, Vater! Das kommt mir wunderbar vor; die Schafe, hat unser Lehrer gesagt, werden nur höchstens vierzehn Jahre alt."

Vater. „Aber es ist doch so, wie ich gesagt habe, liebes Kind; und schön sind meine Schafe, so schön und glänzend, daß die Schafe in — in — wie heißt doch das Land, wo die besten Schafe sind?"

Emil. „In Spanien, in Spanien! Sieh, Vater, ich hab's behalten."

Vater. „Daß die Schafe gar nicht mit ihnen können verglichen werden; denn die ganze Heerde hat goldene Pelze."

Die Kinder sahen einander verwundert an, brachen aber plötz-

lich in ein lautes Gelächter aus und riefen: „Nein, solche gibt's nicht; mit goldenen Fellen — wie könnten die schwachen Thiere so eine Last tragen! Vater, du willst nur sehen, ob wir es glauben!"

Vater. Es ist mein Ernst, Kinder; die Felle schimmern wirklich, wie Gold, so hell und leuchtend, und ihr habt euch schon oft darüber gefreut."

Emil. „Vater, sind sie den ganzen Tag auf der Weide? Hört man sie nicht schreien?

Vater. Sie sind zwar den ganzen Tag darauf, aber man sieht sie nicht. Auch habe ich sie noch nicht schreien hören."

Lida. „Wenn nun der böse Wolf kommt, da schreien sie und laufen doch davon?"

Vater. „Auf diese Wiese kann nie ein Wolf kommen, und dann haben sie auch einen Hirten, der über sie wacht."

Anton. „Einen Hirten? Einen Hirten? Kann denn der auf so viele Schafe Achtung haben? Wie sieht er denn aus?"

Vater. „Er trägt ein schönes, helles, weißes Kleid, das wie Silber glänzt und niemals schwarz wird; und obwohl er weit länger als tausend Jahre die Heerde bewacht hat, so ist er doch nie eingeschlafen, hat sein Kleid nie ausgezogen. Er bleibt doch stets hell und munter, und sein Kleid immer rein."

Emil. „Nein, daraus kann ich nicht klug werden; das muß ein närrischer Mann sein, der muß weder stehen noch gehen können und blind sein, wie der alte Tobias da drüben, der doch erst achtzig Jahre alt ist."

Vater. Er steht nicht still, sondern geht immer unter seinen Schafen umher; auch ist er nicht blind, sondern sieht hell."

Laura. „Vater, er schläft gewiß, und du sagst nur so, damit wir nicht so lange schlafen sollen. Er kann auch schlafen, denn seine Hunde werden schon die Heerde bewachen.

Vater. „Seine Hunde? — Hunde hat er gar nicht und braucht auch keine."

Laura. „Aber eine Schalmai hat er doch und bläs't darauf?"

Vater. „Eine Schalmai zwar nicht, aber ein schönes silbernes Horn; blasen kann er nicht, und das Horn gibt auch keinen Ton von sich."

Anton. „Nun, das kommt immer wunderlicher. Ein Hirt mit seinen Schafen, die über tausend Jahre alt sind, der ein Horn hat und nicht blasen kann, der nie schläft und doch immer munter ist; — das begreif' ich nicht."

Emil. „Vater, in welchem Lande liegt denn die Wiese, wo die Wunderschafe gehen?"

Vater. „Die Wiese liegt in gar keinem Lande, sondern geht über alle Länder weg."

Lida. „In der Luft also, Vater, in der Luft?"

Vater. „Ja, da liegt sie."

Lida. „Aber wie kommen denn die Schafe dahin? Sie können doch nicht fliegen?"

Vater. „O ja, meine Schafe können in der Luft umherspazieren und fliegen, und fallen nicht herunter."

Anton. „Nun, die möcht' ich fliegen sehen."

Vater. „Du kannst sie alle Tage sehen. Wenn es Abend wird, kommen sie zum Vorschein und weiden die ganze Nacht."

Emil. „Ach, nun weiß ich, wer die goldenen Schafe sind; aber der Hirt?"

Vater. „Der ist auch bei den Schafen, und wenn ihr ihn sehen wollt, so seht einmal zum Fenster hinaus, denn dort kommt er herauf."

Alle Kinder. „Der Mond, der Mond! O, nun wissen wir's; und die Sterne sind die Schafe, und die blaue Wiese ist der Himmel. Du hast's uns aber schwer gemacht, Vater! Aber noch eins, es war so hübsch; noch eins!"

Vater. Morgen, Kinder; heute weiß ich keins mehr."

(Besseldt.)

288. Von dem Anblick des Himmelsgewölbes und von der Gestalt der Erde.

Es ist ein wunderbarer Anblick, wenn man im Freien den Himmel und die Erde betrachtet. Die Erde erscheint uns da wie eine kreisrunde Scheibe, die nach allen Seiten an den blauen Himmel anstößt, der Himmel wie ein flaches Gewölbe. Das Wunderbarste aber ist, daß wir genau in der Mitte der Erdscheibe stehen und der höchste Punkt des Himmelsgewölbes gerade über unserer Scheitel liegt. Es sieht nicht so gar weit aus von dem Punkte, wo du stehst, bis dahin, wo Himmel und Erde zusammenstoßen; in etlichen Stunden, sollte man meinen, kann man schon bis an den Rand der Erde gelangen und in einem Tage den ganzen Umkreis der Erde umwandern und sich's recht genau besehen, wie der Himmel an die Erde gefügt ist. — Aber wenn du es versuchst und schon viele Tausend Schritte gegangen bist, so ist es noch immer wie beim Anfang; du stehst noch immer in der Mitte der Scheibe und hast noch immer den höchsten Punkt des Himmelsgewölbes über deiner Scheitel, und der Rand des Himmels steht noch immer genau auf dem Rande der Erdscheibe.

Du brauchst dich nicht darüber zu wundern, denn es geht dir nicht allein so; die Leute, die hundert Meilen weit von uns wohnen, haben denselben Anblick, den du hast; die Erde sieht überall wie eine kreisrunde Scheibe, der Himmel überall wie eine hohle, aber flache Halbkugel aus, und überall stößt die Erdscheibe an den Himmel, und es entsteht da, wo sie zusammenstoßen, ein Kreis,

w i. die Gelehrten den Horizont oder den Gesichtskreis nennen. Nur so weit kannst du sehen, so weit dein Gesichtskreis reicht; was darüber hinaus liegt, das sehen wohl Andere, die einen weiteren oder einen anderen Gesichtskreis haben, du aber siehst es nicht, weil es dir zu fern liegt.

Ob wohl die Erde wirklich eine kreisrunde Scheibe und der Himmel ein flaches Gewölbe ist? Es kann gar nicht sein, und der Schein muß hier trügen. Denn wenn die Erde eine kreisrunde Scheibe wäre, so könnte man ganz gewiß bis an den Rand der Erdscheibe reisen, oder die Leute, die am Rande derselben wohnten, würden schon einmal zu uns kommen und uns erzählen, wie es bei ihnen aussieht und von welchem Metall das Himmelsgewölbe gemacht ist. Nun kommt aber Niemand zu uns, der uns sagen könnte: „Ich wohne da, wo Himmel nnd Erde zusammenstoßen, oder sonst am Rande unserer Erde!“ Wenn aber Einer auf der Erde immer nach einerlei Richtung fortzöge über Berg und Thal, über Meer und Land, so gelangte er nimmer an das Ende der Erde; er kommt zuletzt auf denselben Punkt zurück, von wo er ausgegangen ist, und hat eine Reise gemacht rund um die Erde.

Das ist ein weiter Weg, werdet ihr sagen, und Keiner von euch getraut sich, solche Reise zu unternehmen. Da thut ihr recht daran, denn ihr fändet euch nimmer zurecht und müßtet viel Frost und Hitze, viel Drangsal und Gefahr überstehen. Ihr kämet an große Flüsse, und Niemand schlüge euch eine Brücke, und es wäre auch kein Fährmann da, der euch hinüberbrächte; ihr kämet an große Gebirge, deren Spitzen hoch in die Wolken ragen, und es führte kein Fußsteig hinüber; ihr kämet an das große Weltmeer, das man nicht mit einem Nachen, sondern nur mit großen Schiffen befahren kann, und wenn ihr auch ein Schiff fändet, das den Wellen des Meeres trotzen könnte, ihr wüßtet doch nimmer, es durch Sturm und Wellen zu führen. Aber ein kühner Seefahrer weiß schon damit fertig zu werden. Er setzt sich zu Schiffe mit seinen Schiffsleuten und mit den Leuten, welche die Reise um die Welt machen wollen, und segelt auf dem unermeßlichen Weltmeere immer nach einerlei Richtung, z. B. immer gegen Abend. Wenn ein Land in seiner Richtung liegt, nimmt er seinen Weg eine Zeit lang südlich oder nördlich, wie es die Lage des Landes mit sich bringt; wenn er aber das Land umschifft hat, verfolgt er immer wieder die Richtung gegen Abend, und wenn ihm kein Unglück zustößt, und wenn er sich nicht auf Inseln im Meere oder in den Häfen, wo er einkehrt, zu lange verweilt hat, so läuft er nach zwei bis drei Jahren fröhlich in den Hafen ein, von welchem sein Schiff zuerst auslief. Das hat schon mehr als Ein Seefahrer versucht, und der erste, der es that, war ein Portugiese, Ferdinand Magellan, der im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts gelebt hat. Dem haben

es Viele nachgethan und sind zum Theil in der entgegengesetzten Richtung gefahren und haben gefunden, daß man die Erde in allen Richtungen umschiffen könnte, wenn nicht an zwei entgegengesetzten Stellen der Erde, am Nordpol und Südpol, ungeheure Eisblöcke den Schiffen den Weg versperrten.

Wenn man die Erde in allen Richtungen umschiffen kann, so ist es gewiß, daß sie eine Kugel ist; denn nur auf einer Kugel läßt sich nach allen Richtungen ein Kreis ziehen, der zuletzt in sich selbst zurückkehrt. Gar zu genau aber dürft ihr's mit der Kugelgestalt der Erde nicht nehmen; denn es gibt auf ihr hohe Gebirge, die sich viele Meilen in die Länge erstrecken und deren Spitzen hoch in die Wolken ragen (da ist sie also keine vollkommene Kugel, wie sie der Drechsler macht); aber die Gebirge sind doch nur kleine Unebenheiten, wenn man auf die ungeheure Größe der Erde sieht, und sie sind keine Unvollkommenheiten, sondern es hat seinen guten Grund und seinen großen Nutzen, daß das Erdreich sich hier senkt und dort wieder erhebt, und daß es Berge gibt und Thäler und hohe Gebirge. Deßhalb also ist die Erde nicht nach dem Muster einer vollkommenen Kugel gebildet und hat auch im Ganzen nicht überall einerlei Krümmung. Die Gelehrten haben die Gestalt und Größe der Erde gar künstlich gemessen, und sie behaupten, daß die Erde an zwei entgegengesetzten Stellen etwas flach gedrückt sei, und wenn sie es kurz ausdrücken wollen nnd so, daß es auch von ungelehrten Leuten begriffen wird, so sagen sie nur: „Die Erde hat die Gestalt einer Pomeranze," und wenn ihr schon eine gesehen habt, so wißt ihr auch, wie die Erde gestaltet ist.

Wie geht das aber zu, daß eine Kugel wie eine Scheibe erscheint, und wie verhält es sich mit dem Anblick des Himmmels? Es geht mit beiden ganz natürlich zu, und es ist auch nicht schwer, die Sache zu begreifen. Du stehst auf der großen Erdkugel und schauest um dich her, so weit dein Auge nur reichen will. Die ganze Kugel kannst du nicht übersehen, sondern nur ein kleines Stück von ihr, dem man die Krümmung nicht anmerkt, und du nimmst es ohne Bedenken für eine ebene Fläche mit Erhöhungen und Vertiefungen, welche wenig zu bedeuten haben. Nun trägt dein Auge nach allen Seiten gleich weit, und die Ebene dehnt sich deßhalb nach der einen Seite gerade so weit, als nach der andern, und so ist nichts natürlicher, als daß du überall in der Mitte einer kreisförmigen Ebene zu stehen glaubst, nnd dein Horizont ist eigentlich nichts als die Grenze, bis zu welcher dein Auge trägt.

Nun wirst du auch nicht mehr fragen, aus welchem Metall der Himmel gemacht sei, und wirst es begreifen, warum er beinahe kugelförmig gewölbt ist. Das Himmelsgewölbe oder die Fläche des Himmels ist nicht von Metall, wie es vor Zeiten die Menschen in kindlicher Einfalt sich gedacht haben; das, was sich über der Erde

zu wölben scheint, ist nichts als der unendliche Raum, in welchem die Erde schwebt; und die schöne, blaue Farbe des Himmels kommt von der Luft her, welche die ganze Erde wie eine leichte Hülle umgibt. Nun trägt dein Auge immer gleich weit, wenn du in die weite Ferne des Himmels blickst, und darum muß dir der Himmel ganz genau wie eine Halbkugel erscheinen, in deren Mittelpunkt du selber stehst.

Wenn aber die Erde eine große Kugel ist, die frei in dem unendlichen Raume schwebt, so kann es Einem ja bange werden um die Leute, die darauf wohnen. Ihr glaubt, auf dem höchsten Punkte der Kugel zu stehen, und ihr seid fürs Erste geborgen; wenn ihr aber weiter fortgeht, wie Einer, der die Reise um die Welt macht, so müßt ihr ja fürchten, an einen Punkt zu kommen, wo ihr von der Kugel hinabstürzt in die bodenlose Tiefe. Und wie fangen es die Menschen wohl an, welche auf der Erde uns gerade gegenüber wohnen? Ihre Füße stehen unseren Füßen gerade entgegen, weßhalb wir sie auch unsere Gegenfüßler nennen, und so scheint es, sie haben den Kopf nach unten und gehen auf dem unteren Theile der Erdkugel, etwa so, wie eine Fliege an der oberen Decke des Zimmers.

Laßt es euch nicht bange sein, weder um euch selbst, noch um eure Gegenfüßler! Unsere Erde hat eine anziehende Kraft, vermittelst derer jedes Stäubchen Erde immer wieder zu ihr hingezogen wird. Wenn ihr einen Stein werfet, so sehet ihr ihn gar bald wieder zur Erde niedersinken, und selbst eine Kanonenkugel, mit wie großer Kraft sie auch geschossen wird, fällt dennoch zur Erde, sobald sie etliche tausend Schritte geflogen ist. Durch die Anziehungskraft der Erde ist dafür gesorgt, daß kein Stäubchen verloren geht, und diese Anziehungskraft hält auch jegliches Geschöpf und jeglichen Menschen fest am Boden, und sie läßt nichts fahren, was Gottes Hand auf die Erde gesetzt hat.

Ferner; Jegliches Menschen Füße sind gegen den Mittelpunkt der Erde und der Kopf ist überall gen Himmel gerichtet. Es gibt auf der Erde keinen Punkt, den man schlechthin oben, und auch keinen, den man schlechthin unten nennen könnte. Oben nennt Jeder das, wo bei aufrechter Stellung sein Kopf ist, unten das, wo er bei eben dieser Stellung die Füße hat. Jeder Mensch also auf der Erde, trägt den Kopf nach oben und hat die Füße nach unten; und wie unsere Gegenfüßler nicht bange sind um uns, daß wir in verkehrter Stellung auf der Erde wandeln, so wollen auch wir nicht bange sein um sie. (Berliner Leseb.)

289. Bewegung der Erde.

Wir haben schon früher von der doppelten Bewegung der Erde gesprochen. Der Bewegung um ihre eigene Achse verdanken wir

den höchst wohlthätigen Wechsel von Tag und Nacht. Alle 24 Stunden dreht sich nämlich die Erde einmal um sich selbst, und da sie als Kugel von der Sonne stets nur auf einer Seite erleuchtet werden kann, so wird die andere Hälfte während der Zeit jedes Mal Nacht haben. Daß die Länge von Tag und Nacht bei uns verschieden ist nach den Jahreszeiten, hat in der Stellung der Erde zur Sonne ihren Grund. Die Achse der Erde ist nämlich in einem schiefen Winkel gegen die Sonne geneigt, so daß diese zu verschiedenen Zeiten den Ort ihres Aufganges und ihrer Höhe ändern muß. Wäre diese Stellung eine gerade, so würden wir die Sonne alltäglich an demselben Orte auf- und untergehen sehen, wir würden Jahr aus, Jahr ein gleichlange Tage und Nächte haben.

Von eben dieser schiefen Stellung der Erdachse hängt auch der Wechsel der Jahreszeit und das verschiedene Klima auf der Erdoberfläche ab. Unter Klima versteht man den Wärme- oder Kältegrad, der in einer Gegend das ganze Jahr hindurch empfunden wird. Nach dem Einflusse, welchen das Klima auf Menschen, auf Thiere und Pflanzen ausübt, unterscheidet man das heiße oder warme, das gemäßigte und das kalte. Diese drei Klimate verbreiten sich so über die Erde, daß jedes derselben einen doppelten Gürtel, nämlich einen auf der nördlichen und einen zweiten auf der südlichen Halbkugel einnimmt. Man nennt diese Gürtel auch Zonen, und sagt, die heiße Zone ist diejenige, welche zu beiden Seiten des Aequators liegt und wo die Sonne am höchsten steht. Sie reicht bis zu den Wendekreisen. Das sind Kreise, welche man um die Erde gezogen denkt, in derselben Richtung wie der Aequator, der die Erde in zwei gleiche Halbkugeln theilt. An diese heiße Zone grenzt die gemäßigte auf der südlichen und nördlichen Halbkugel. In dieser wohnen auch wir. Sie unterscheidet sich von der heißen dadurch, daß es im Sommer nicht so heiß und im Winter viel kälter wird. Beide Jahreszeiten werden durch den angenehmen Frühling und Herbst, in denen Tag und Nacht gleich lang sind, weniger empfindlich gemacht. Alle Pflanzen und Thiere, wir selbst würden es nicht vertragen können, wenn den warmen, langen Sommertagen plötzlich die kurzen, eiskalten Tage des Winters folgten. An die gemäßigte Zone schließt sich die kalte am Nord- und Südpole der Erde. Hier ist ewiger Winter. Nur einmal geht die Sonne auf im Jahre, steht sechs Monate lang am Himmel, dann geht sie unter, und eine sechs Monate lange Nacht folgt. Aber diese Nacht deckt kein undurchdringliches Dunkel. Der Mond erhellt die eisigen Gegenden, und das glänzende Nordlicht verwandelt den ganzen Himmel in ein Flammenmeer. So sehr auch die Weisheit des Schöpfers hier an den Polen durch wunderbare Einrichtungen die starre, frostige Natur zu beleben sucht, so ewig reines Blau auch den Himmel am Aequator schmückt, so sehnen wir uns dennoch nicht

aus unserer gemäßigten Zone in die eisigen Gegenden oder in die glühenden Strahlen der Sonne. Die abwechselnde Länge der Tage und Nächte, der Gegensatz des kalten Winters und warmen Sommers mit dem mildernden Frühling und Herbst, die alljährlich neu sich verjüngende Natur, der bald heitere, bald bewölkte Himmel, das ist es, was unsere Gegend vor allen andern voraus hat, das was unser Leben erfreut, unsern Geist erstarkt. Giebel.

290. Herr Frühling.

Herr Frühling zog in's Land hinein, der fürstliche Geselle, mit goldnen Locken kraus und fein, mit Augen sternenhelle. Sein Rößlein war ein Schmetterling, darauf saß er mit Lächeln, und vor ihm her als Page ging ein lustig Maienfächeln.

Und als er kam in einen Wald, da war es öd und traurig; als wär' es ihnen gar zu kalt, standen die Bäume schaurig. Er aber sah den Wald sich an und sprach: „Hier will ich hausen!" Sah Thal hinab und Berg hinan und sprach: „Hier will ich schmausen!

Mailüftchen flog gen Himmel schnell, da riß der Wolkenschleier, die goldne Sonne lachte hell zur süßen Frühlingsfeier. Mailüftchen flog hinab in's Thal, die Quellen ließ er springen, das gab im ersten Sonnenstrahl ein Rauschen und ein Klingen.

Und in den welken Bäumen drauf wie regt es sich behende! Sie sprossen, keimen, blühen auf als grüne Laubenwände. Dazwischen ward von grünem Moos, drin duftige Beeren lagen, gestickt mit Blumen klein und groß, das Tischtuch aufgeschlagen.

Und in den Bäumen bauten bald die Vöglein ihre Nester. Das war, versteckt im Blüthenwald, ein lustiges Orchester. Doch wenn mit lautem Sang und Klang die Vöglein sich ermattet, da wird ein Lied, nur nicht zu lang, den Fröschen auch verstattet.

Als nun der Mai mit muntrem Sinn die Tafel sah bereitet, da schickt er schnell zum Küster hin, daß er die Tischglock läutet: Der Kukuk rief, und nah und fern nachhallt es in den Gründen, allüberall den edlen Herrn, den Frühling anzukünden.

So sitzt er nun beim frohen Schmaus, der fürstliche Geselle, mit goldnen Locken fein und kraus, mit Augen sternenhelle. Und wie ein König mild gesinnt, lädt alle er zum Feste, doch jugendliche Seelen sind die rechten Ehrengäste. (Prutz.)

291. Der Frühling.

Der schöne Frühling ist wiedergekommen! Nun scheint die helle Sonne wärmer, und die Bäume des Waldes werden grün. Meine Augen sehen überall bunte

Blümchen. Ueberall, auf jener Wiese und dort in dem Garten, sprossen sie hervor und erfüllen die reine Luft mit ihrem angenehmen Geruche. Die Vögelein im Walde singen ihr munteres Liedchen und bauen künstliche Nester; der Landmann besäet wieder seinen Acker. In dieser schönsten Zeit des Jahres spielen wir Kinder gar gerne draussen im Schatten der Bäume oder auf blumigen Wiesen. Wir brauchen dann nicht mehr solche Handschuhe von Pelz, wie wir sie im Winter hatten, denn die liebe Sonne scheint warm genug. O, wie schön ist der Frühling! Wir wollen unsern Vater im Himmel lieben, der ihn zur Freude der Menschen schuf. —

Der Frühling schenkt Wonne und Leben
Der wiedererwachten Natur;
Es grünen die Bäume, die Reben,
Die Saaten, die Wiesen, die Flur. (Kellner.)

292. Frühlingsfeier.

Wälder knospen, Wiesen grünen,
Neues Leben dringt hervor;
Auch das Gräschen auf den Dünen
Streckt sein Händlein froh empor.
An den Bächen, an den Quellen
Tanzen Mücken hier und dort,
Fische hüpfen auf den Wellen,
Schwalben segeln drüber fort,
Alles webet, schwebet, ringt,
Freut sich, schwingt sich, jauchzt und singt
Auf gen Himmel, auf gen Himmel.

Sollen wir denn jetzt noch trauern
Wie der Winter, ernst und kalt?
Wir in unsern alten Mauern
Ohne Himmel, Feld und Wald?
Nein, wir wandeln draußen wieder!
Freude gibt uns ihr Geleit,
Liebe lehrt uns neue Lieder,
Schenkt uns neue Seligkeit.
Uns're Seele ringt und strebt,
Singt und schwingt sich, webt und schwebt
Auf gen Himmel, auf gen Himmel.

Auf gen Himmel alles Leben!
Denn vom Himmel kam's herab;
Drum so laßt uns wiedergeben,
Was er uns so gnädig gab.
Ja, froh sind wir jetzt und singen
Auf des Frühlings Freudenau,
Thun, als wollten wir gleich springen
In des Himmels ew'ges Blau.
Alle Sorg' und Traurigkeit,
Jeder Gram und jedes Leid
Bleibt der Erde, nur der Erde!

(H. Hoffmann.)

293. Der Sommer.

Im Sommer scheint die Sonne heisser als im Frühlinge. Die vielen Blumen, welche noch blühen, das Gemüse in den Gärten, und Alles auf dem Felde schmachtet dann nach Regen. Alles bedarf der Erquickung. Da verdunkelt sich der Himmel, der Donner rollt, Blitze blenden das Auge und ein wohlthätiger Regen erfrischt die durstenden Kräuter und

Bäume. Alles wächst noch einmal so schön und der Mensch freut sich darüber. — Aber die Hitze wird noch grösser, das Getreide reift und es röthet sich die Kirsche. Sie wird der Wange des muntern Knaben ähnlich und übertrifft sie bald an frischer Farbe. Die Stachelbeere reift mit der Johannisbeere; die Kinder pflücken sie jubelnd ab und löschen damit ihren Durst. Doch darf man nie unreifes Obst essen, denn dieses ist dem Menschen schädlich.

Nach und nach wird das Laub der Bäume dunkler, das Korn wird gelber, und der Schnitter wetzt seine Sense, um es zu mähen. Bald liegt es abgeschnitten da, und der Landmann fährt es nach Hause, um es dort in der Scheune zu dreschen. Wie schön ist der Sommer! Er schenkt den Kindern süsse Früchte und durch seine Wärme reift das unentbehrliche Getreide.

Der Sommer mit heisseren Tagen
Reift, was uns der Frühling gebar,
Und bringt, wenn ermattet wir klagen,
Sanft kühlende Lüfte uns dar. (Kellner.)

294. Sommerlied.

Blaue Berge!
Von den Bergen strömt das Leben.
Reine Luft für Mensch und Vieh,
Wasserbrünnlein spät und früh
Müssen uns die Berge geben.

Frische Matten!
Grüner Klee und Dolden schießen,
An dem Halme schlank und fein
Glänzt der Thau wie Edelstein,
Und die klaren Bächlein fließen.

Schlanke Bäume!
Munt'rer Vögel Melodeien
Tönen im belaubten Reis,
Singen laut des Schöpfers Preis.
Kirsche, Birn' und Pflaum gedeihen.

Grüne Saaten!
Aus dem zarten Blatt enthüllt sich
Halm und Aehre, schwanket schön,
Wenn die milden Lüfte weh'n,
Und das Körnlein wächst und füllt sich.

An dem Himmel
Strahlt die Sonn' im Brautgeschmeide.
Weiße Wölklein steigen auf,
Zieh'n dahin im stillen Lauf;
Gottes Schäflein geh'n zur Weide.

Herzensfrieden,
Woll' ihn Gott vom Himmel geben!
O, dann ist die Erde schön!
In den Gründen, auf den Höh'n
Wacht und singt ein frohes Leben.

Schwarze Wetter
Ueberzieh'n den Himmelsbogen,
Und der Vogel singt nicht mehr
Winde brausen hin und her,
Und die wilden Wasser wogen.

Rothe Blitze
Zucken hin und zucken wieder,
Leuchten über Wald und Flur.
Bange harrt die Creatur.
Donnerschläge stürzen nieder.

Gut Gewissen!
Wer es hat und wer's bewachet,
In den Blitz vom Weltgericht
Schaut er und erbebet nicht,
Wenn der Grund der Erde krachet. (J. P. Hebel.)

295. Der Herbst.

Die Tage werden nun immer kürzer, und der Herbst naht heran. Das Laub der Bäume wird gelb und fällt nach und nach auf die Erde. Die muntern Singvögel ziehen in wärmere Länder und kommen erst im Frühlinge wieder. Nur der Sperling, die Goldammer, der Rabe und wenige andere Vögel bleiben in unserer kälteren Gegend zurück. Einige, wie Rothkehlchen und Drosseln, werden in künstlichen Sprenkeln von listigen Knaben oder Jägern gefangen. Die Beeren des schwarzen Hollunders und der Vogelkirsche dienen zur Lockspeise, und kommt das hungrige Vögelchen um zu naschen, setzt es sich auf das kleine Springholz, so fällt dieses zur Erde, und der Näscher ist in der Schlinge gefangen.

Nur wenige Blumen, als die Aster und Goldruthe, blühen noch; das Gras auf den Wiesen ist längst abgemähet; die Blätter aller Kräuter welken und verdorren.

Birnen, Aepfel, Nüsse und anderes Obst sind nun reif und werden abgeflückt oder geschüttelt. Fröhlich klettern die Knaben auf die Bäume, brechen die rothwangigen Aepfel und legen sie in Körbe. Vieles Obst wird aufgehoben bis zum Winter. Man schüttet und legt es desshalb auf Stroh, wo es mürbe wird und dann noch besser schmeckt.

Der Winzer sammelt jetzt die reifen Trauben. Er schüttet sie freudig in die Kelter, sie werden gepresst, und dann quillt jener süsse Most heraus, der sich später in Wein verwandelt. Wie mancher Kranke hat sich schon durch ihn gestärkt, wie mancher Traurige erfreut!

Wie todt ist bald Alles auf dem Felde! Hafer und Gerste sind gemähet worden, und der rauhe Wind weht nun über die Stoppeln. Hier und da nur pflügt ein Landmann oder sä't Korn und Weizen für's künftige Jahr und auf verborgenen Wegen schleicht der Jäger, um das sorglose Wild zu überraschen.

Alles ist jetzt eingeerntet; der Mensch hat nun für den Winter zu leben und vergesse nicht, Gott zu danken für Alles, was er ihm so reichlich wachsen liess. (Psalm 145, 15. 16.)

Den letzten erfreulichen Segen
Gewährt uns die herbstliche Zeit;
Da reift uns die Traube entgegen;
Das Herz zu erquicken bereit. (Kollner.)

296. Herbstlied.

1. Der Herbst ist doch ein Ehrenmann, er bringt uns tausend Freude! Auch Nas' und Auge lockt er an, und überspinnt Thal ab, Berg an das Feld mit bunter Seide.

2. Schon lange lüstert unser Gaum, aus seinem Korb zu naschen; bald reift nun Apfel, Pfirsch und Pflaum. Oft seh'n und hören wir im Traum, wie's niederrauscht, und haschen.

3. Schaut auf und jubelt hoch im Tanz, wie sich die Bäume färben; gelb, roth und blau im bunten Glanz, er kommt, er kommt im Asterkranz der Herbst mit vollen Körben.

4. Von Früchten regnet's rings herum, und was nur gehen kann, sammelt; der Eine läuft den Andern um, und schreit und macht den Rücken krumm, und Alles schmaust und dammelt.

5. Was rauscht und klappert dort und kracht? Da hagelt's Nüsse nieder. Frisch abgehülst und ausgemacht! Wie euch der Kern entgegenlacht! Erst schmeckt, dann schüttelt wieder?

6. Der Baum dort mit gestütztem Ast will auch so gerne geben. Den Apfelbrecher her in Hast! Auf, nehmt behend ihm seine Last, im Winter was zu leben!

7. Am Abend prangt, o Herbst, zur Schau dein Opfer auf dem Tische, ein hoher Pyramidenbau von edler Frucht, gelb, roth und blau in lachendem Gemische.

8. Komm Nordwind denn, und stürme du das Laub der Bänme nieder! Wtr machen dir das Pförtchen zu, und essen unser Obst in Ruh und trinken klaren Cider.

9. Was blinkt von jener Mauer her, so gelb und blau im Laube? Die Leiter an, wie voll und schwer! An Trauben hängt sich Beer' an Beer', an Ranken Traub' an Traube! (Claudius.)

297. Der Winter.

Im Winter ruht die Erde und sammelt neue Kräfte für den künftigen Frühling. Sie macht es wie der Mensch. Auch dieser legt sich am Abend zur Ruhe und schläft während der Nacht. Gestärkt erwacht er dann am Morgen. — Die Bäume haben jetzt ihren Schmuck verloren und stehen entlaubt da; die Blumen sind verblüht, das Gras der Wiesen ist verwelkt und Alles still. Kein munterer Singvogel lässt mehr seine Lieder erschallen, und nun treibt kein Hirt mehr seine Heerde in's Freie. Kalt, sehr kalt ist es oft während des Winters, und die Leute hüllen sich desshalb tiefer in warme Kleider und Pelze. Jetzt kann man den Ofen nicht entbehren. Man heizt fleissig ein, damit es in den Stuben warm werde. Manche arme Leute haben weder Holz noch Kleidung, und müssen daher frieren. Könnte ich ihnen doch helfen!

Das Wasser gefriert vor Kälte und verwandelt sich in Eis. Flüsse und Teiche sind im Winter gar oft von ihm bedeckt.

Durch die Kälte gefrieren auch die Dünste in der Luft und fallen als Schnee herab. Dieser bedeckt Dächer, Strassen und Fluren mit einem weissen Teppich und blendet das Auge des Wanderers. Unter dem Schnee wächst die junge Wintersaat lustig empor, da sie durch ihn vor Kälte geschützt wird.

Freilich können wir jetzt nicht mehr so häufig draussen spazieren gehen, denn die Tage dauern nur acht bis neun Stunden, und oft ist das Wetter sehr rauh. — Aber doch bietet der Winter uns Kindern viele Freuden. Wie schön ist's, wenn wir auf Schlitten schnell die Hügel hinab gleiten! Wie schön ist's, wenn wir auf dem glatten Eise, die Füsse mit Schlittschuhen beflügelt, dahin eilen! Welche Lust ist's, wenn der Schnee zu thauen beginnt! Da wälzen die Knaben einen Schneeball so lange vor sich her, bis er gross genug ist. Nun wird noch ein kleinerer darauf gesetzt, und der Schneemann ist fertig.

Während der langen Winterabende bleiben die Kinder zu Hause. Da können sie um Nüsse und Aepfel spielen, oder in nützlichen Büchern lesen und sich dadurch angenehm die Zeit vertreiben.

Auch das schöne Weihnachtsfest wird im Winter gefeiert. Es soll uns an die Geburt des Heilandes der Welt erinnern. Da gehen Alle, Gross und Klein, froh in die Kirche und danken Gott für die Sendung seines Sohnes. Wir Kinder aber werden an diesem freundlichen Feste von unsern guten Eltern beschenkt. — Ja, auch der Winter ist schön!

Und schüttelt vom kalten Gefieder
Der Winter uns Schnee auf die Flur,
So schlägt uns sein Stürmen nicht nieder,
Der Eislauf ergötzet uns nur. **(Kellner.)**

298. Im Winter.

Singt Gottes Lob im Winter auch;
Er ist so treu und gut,
Er nimmt vor Frost und Sturmeshauch
Die Saat in seine Hut.

Er deckt sie mit dem Schnee so dicht,
So weich und sicher zu:
Sie merkt den harten Winter nicht
Und schläft in stiller Ruh.

Singt Gottes Lob zur Winterszeit,
Er ist so treu, so gut,
Er schenkt dem Sperling warmes Kleid
Und warmes, rasches Blut.

Er zeiget ihm sein Futter an,
Ein Körnlein hie und da,
Und führt ihn, daß er's finden kann,
Auf Wegen fern und nah.

O, lobet Gott, den Winter lang;
Er ist so treu, so gut,
Und führt auch eurer Füße Gang
Und gibt euch frohen Muth.

Und schenkt euch guter Gaben viel
Für euern Leib und Geist,
Schenkt Kraft zum Fleiß und Lust zum Spiel,
Und Glauben allermeist. **(W. Hey.)**

299. Heute.

Ich stehe an einem Bache und sehe in die Wellen, wie sie zittern und wie sie rennen, schnell fort zu kommen; und ich schaue mit den Gedanken noch weiter, als die Augen reichen, dem Wasser nach. — Wo gehst du hin, Wellchen! und wo kommst du her? Du bist am Berge droben geronnen aus moosiger Quelle und ungesehen wild abgestürzt vom Felsgestein. Wie in Schweiß gekommen, schäumt und schnauft es noch eine Zeit lang im engen Thale und fließt dann besänftigt und süß durch schöne, weite Ebenen. Jetzt glänzt das Wasserflöckchen scharf im Sonnenschein, und nachher versinkt es im Schatten von Weidengebüsch; und sechs Stunden später leuchtet es, wie ein mildes Flämmchen, röthlich und goldig im Abendroth. Die Sonne sinkt, aber die Welle fließt fort, bald stahlgrau und dunkel, bald weißblau im Mondschein. Zuletzt stürzt das schwarzwilde Wassertröpflein in einen Fluß oder Strom und wird hinuntergeschwemmt ins Meer. Aber so groß und unergründlich dieses auch ist, die kleine Welle ertrinkt nicht darin und geht nicht verloren; und es gibt ein Auge, das jedem Tropfen im Meere nachkommt, woraus jene Welle zusammengesetzt war.

Man kann oft in Büchern lesen, die Zeit sei wie ein Fluß und die Ewigkeit wie ein unendliches Meer. Nun denn, ein Tag im Menschenleben, ein „Heute“, ist gerade so wie eine kleine Welle, die im Bache schwimmt und sich hebt und glänzt und wieder versinkt!

Es quillt der Tag hervor aus der Nacht und dem Schlafe, glitzert und zittert eine Weile an der Helle und sinkt wieder hinab in die Nacht und den Schlaf. So ein Tag ist eine Spanne Zeit, ein Schritt, ein Pendelschlag, ein Ruck vorwärts. Jeder Tag ist eingeklemmt zwischen zwei Nächten; ein Tag kommt dem Alten zuletzt noch vor, wie wenn man im Finstern Feuer schlägt, wie wenn es in der Nacht blitzt.

O Mensch, du kannst die Uhr still stehen machen, aber nicht die Zeit und nicht dein Heute! Die Gelehrten sagen: die Erde, mit Allem, was darauf ist, jage schneller im Weltraume fort, als eine losgeschossene Büchsenkugel, ohne daß wir es sehen. Das ist das stille Jagen, der stille Sturm der Zeit. Laß dein Leben nicht darin zerbröckeln und zerstäuben in verdorbene, nutzlos verlebte Tage! Jeder Tag wird auferstehen von den Todten ins ewige Leben, dir zum Gericht oder zur Seligkeit. Aber du bist nur Herr und Eigenthümer des heutigen Tages; die vergangenen Tage sind unauslöschlich eingeätzt im Buche deines Lebens, und vielleicht kommt bald das letzte Blatt, dein letzter Tag; und der Sarg, in den sie dich legen, ist der Gedankenstrich zu deinem verflossenen Erdenleben; dann nagelt der Schreiner noch den eisernen Schlußpunkt hinein, der Todtengräber aber wirft den Streusand über dich hin mit seiner Schaufel. Gott behüte dich! (Alban Stolz.)

300. Bildung der Erdoberfläche.

Wenn man mit einem Male das Meer ablassen könnte, würde es auf seinem Grunde nicht viel anders aussehen, als auf vielen Stellen unserer Erdoderfläche. Wir würden da große, lange Sandflächen und Berge von Kalk und Gips sehen, die sich aus dem Meerwasser gebildet haben, alle untermischt mit häufigen Muscheln und anderen Seethierüberresten. Wenn man unsere meisten Berge ansieht, bemerkt man gar leicht, daß auch sie in und unter einem großen Meere gebildet sind. Denn viele von ihnen sind ganz erfüllt von Muschel- und Seethierüberresten, und auf manchen Bergen von Neuholland, die sehr hoch sind und jetzt viele Meilen weit vom Meere landeinwärts liegen, sieht man noch jetzt Korallenbäumchen aufrecht stehen, und der ganze Boden sieht so aus, als wenn er plötzlich wäre vom Meere verlassen worden, von dem er einmal Jahrhunderte lang bedeckt gewesen war. Aber man braucht nicht so weit zu reisen, um etwas Aehnliches zu sehen. Auch in und auf unseren Kalkbergen findet man Korallenarten und Muscheln, die nur im Meere gelebt haben und gewachsen sein können. Man sieht es manchen unserer Sandgegenden an, daß da einmal lange Zeit hindurch Wasser darüber gefluthet haben muß; und das Salz, das manche unserer Berge und Ebenen in sich führen, muß auch noch aus jener Zeit herrühren, wo ein salziges Meer da stand.

Manche Naturforscher glauben, das Meer sei nach und nach kleiner geworden und nehme noch jetzt ab. Denn einige Städte an der Ostsee und am Mittelmeere sollen wirklich nach alten Aussagen und Zeugnissen ehedem näher am Meere gelegen haben, als jetzt, z. B. Danzig. Aber andere und eben so gründliche Naturforscher haben bewiesen, daß dies nur an manchen Meeren und an manchen Oertern so erscheine, und daß das Meer seit Jahrtausenden weder um ein Merkliches angewachsen sei, noch abgenommen habe.

Es muß also eine große Veränderung, wodurch viele unserer Länder und Berge vom Meere verlassen und zu festem Lande wurden, auf einmal gekommen sein. Doch ist dies nicht die einzige Veränderung, die mit unserm Erdboden vorgegangen sein muß. Im Würtembergischen, in Thüringen, in Braunschweig und an andern Orten Deutschlands, ferner in Frankreich und sogar in dem kalten Sibirien hat man Knochen ausgegraben, die von Elephanten, Nashörnern und andern solchen Thieren waren, die nur in sehr heißen Ländern leben können; dabei auch an den nämlichen Orten Palmen, Bambusröhre und andere Gewächse aus warmen Ländern. Diese Thiere und Pflanzen, die oft mit einander, wie noch in ihrem jetzigen Vaterlande vorkommen, müssen einmal in jenen jetzt so kalten Ländern gelebt haben. Es muß also da einmal viel wärmer gewesen sein, als jetzt.

Die Knochen oder andere Ueberreste von Thieren der Vorwelt, die man in allen Theilen der Erde, am häufigsten aber in den nördlichen Gegenden gefunden hat, gehören fast alle zu den jetzt lebenden Thiergeschlechtern, nur sind sie zum Theil größer, als die jetzigen, oder weichen auch in der Gestalt von ihnen ab. So hat man die meisten Gattungen der Säugethiere gefunden, doch nirgends Ueberreste von Affen. Sehr verschieden von den jetzt lebenden Säugethieren waren: Das Mammuthsthier, eine große Elephantenart mit langen Mähnen; das Riesenelen, das zentnerschwere Geweihe hatte. Noch verschiedener von dem gegenwärtigen Thiergeschlechte war das Ohiothier (hat seinen Namen vom Ohioflusse in Nordamerika, wo man es fand); es war so hoch, aber länger, als unsere größten Elephanten, hatte große Stoßzähne, aber auch zackige Backenzähne, wie die fleischfressenden Thiere, und war mit langen Haaren bedeckt. Das Riesenfaulthier muß auch ein gar besonderes Thier gewesen sein. Es war von der Schnauze bis zum Rücken 12 Fuß lang und 6 Fuß hoch; sein Kopf gleicht dem unserer Faulthiere. Dabei hatte es auch, wie diese, keine Vorder- und Eckzähne, sondern nur Backenzähne, aber furchtbar lange und scharfe Klauen, daher man es auch Großklauenthier heißt.

Ueberreste von Vögeln der Vorwelt hat man im Ganzen noch wenig gefunden; in größerer Menge aber die Amphibien, und darunter Eidechsen von 24 Fuß Länge (in den Niederlanden bei Mastricht), ferner Krokodille, so groß wie die noch jetzt lebenden im Nil und Ganges. — Fische gab es in der Vorwelt von allen jetzt lebenden Arten, doch hat man auch Haifische aufgefunden, die von ungeheuerer Größe gewesen sein müssen, denn ihre Zähne waren 4 Zoll lang und 5 Zoll breit, der Fisch also wohl 70 Fuß lang. — Der Ueberreste von Insekten sind wenig, in desto größerer Menge aber die der Würmer.

An manchen Orten, wie z. B. in Sibirien, hat man solche Thiere der Vorwelt noch mit Haut und Haaren und Fleisch gefunden, welches für Hunde und Wölfe noch genießbar war. Es muß also die große Veränderung, wodurch es nach den Polen unserer Erde hin so kalt wurde, wie es jetzt ist, noch nicht viele Jahrtausende her und plötzlich geschehen sein; denn nur in einem so kalten Lande wie Sibirien konnte sich das Fleisch solcher Thiere der Vorwelt so ungestört erhalten.

Wie es nun damit zugegangen und wodurch eine solche Veränderung entstanden sei, das wissen wir nicht. Die heilige Schrift aber und die Sagen vieler Völker in Europa, Asien und Amerika erzählen uns von einer großen Fluth, von der Sündfluth, die über den ganzen Erdboden kam und seine höchsten Berge bedeckte, und wobei fast alle auf der Erde lebenden Wesen untergingen. Und an eine solche Fluth, nach deren Verlauf die Erdoberfläche ihre jetzige

Gestalt und ihr jetziges Klima erhielt, muß man glauben, wenn man nicht allen Zeugnissen der Natur geradezu in's Angesicht widersprechen will. Ein Theil des damaligen festen Landes scheint, wie es noch jetzt bei einzelnen Inseln geschieht, im Meere versunken zu sein, und ein Theil des Meeresgrundes ist dabei zum trockenen Lande geworden.

Zwar führen nicht alle Berge solche Muscheln und Seegewächse oder Salz bei sich, woraus man schließen könnte, daß sie ehemals Meeresgrund gewesen wären; aber alle, auch die, bei denen das nicht der Fall ist, sind offenbar, bis auf die wenigen, welche aus vulkanischem Feuer erzeugt sind, aus dem Wasser und in dem Wasser gebildet. Und das sagt uns auch die heilige Schrift, die, sobald man nur die Natur recht genau ansieht, auch in solchen Dingen immer Recht behält und auch ewige Wahrheit bleiben wird.

Die Gebirge, welche keine Muscheln, keine Steinkohlen und keine Salze enthalten und zugleich die höchsten Berge der Erde bilden, nennt man Urgebirge. Sie bestehen entweder aus Thonschiefer, woraus unsere Schiefertafeln gemacht werden, oder aus Glimmer oder Katzengold, einem Schiefer, der viel glänzend dünne Blättchen bildet, oder aus Granit, womit unsere Straßen gepflastert werden. Die Urgebirge haben die meisten Erze: Gold, Silber, Blei, Zinn, Kupfer und Eisen in sich. Man findet dieses meistens in sogenannten Gängen, welche man mit ehemaligen Spalten in den Gebirgen vergleichen kann, die sich von oben herein durch die hineingeschlossenen Erdmassen ausgefüllt haben.

Die Gebirge, welche hauptsächlich aus Kalk, aus Sandstein und Gips bestehen und viel Muscheln, Steinkohlen und Salz in sich führen, nennt man Flözgebirge. Diese Steinmassen liegen in großen Lagen über einander, die man Schichten nennt, und die dem Gebirge das Aussehen geben, das etwa eine Mauer hat, in der recht große Quaderplatten von verschiedener Form eine über die andere gelegt sind. Solche Lagen nennt der Bergmann Flöze, und überhaupt bedeutet Flözen oder Flößen ein Aufsetzen durch's Wasser, was offenbar jene Gebirge hervorgebracht hat. Diese Gebirge enthalten zwar nicht so viel Erze, als die Urgebirge, doch an manchen Orten einen sehr kupferreichen Schiefer, auch etwas Blei und Galmei und sehr viel Eisen.

Den losen Sand, Lehm und Töpferthon, die in unseren Ebenen liegen, und woraus auch die Hügel bestehen, die man da sieht, nennt man aufgeschwemmtes Land. Da findet man außer dem Lehm und Töpferthon und außer Braunkohlen nicht viel Besonderes. Ueber alle diese Gebirgsarten liegt dann die Damm- und Gartenerde.

(G. H. v. Schubert.)

301. Das Meer.

Es mag ein überraschender Anblick sein, wenn Einer zum ersten Male das unermeßliche Weltmeer schaut. Wer wäre nicht schon überrascht gewesen, wenn er zum ersten Male an der Hand des Vaters von seinem einsamen Dörfchen mit nach der nahe gelegenen Stadt wanderte, und da gar Vieles sah, was er zu Hause noch nie gesehen hatte! Wie war man erstaunt, wenn man zum ersten Male einen mächtigen Teich oder einen großen Fluß erblickte! Welchen gewaltigen Eindruck macht es auf uns, wenn die mächtigen Wogen eines angeschwollenen Stromes an uns vorüber rauschen! Ein noch ganz anderer Anblick erwartet uns an den Gestaden des unabsehbaren Meeres. Welche Wassermasse, mit welcher alle Ströme der Erde sich nicht vergleichen lassen, ist da vor uns ausgebreitet! Noch sind wir rings von festem Lande umgeben, wie daheim in unserer Stadt oder in unserem Dorfe. Aber wir wandern weiter, wir steigen etwas bergauf, und da auf einmal liegt das Meer, das lang ersehnte, vor unseren Augen. Eine graue, grüne oder noch anders scheinende Wasserfläche reicht weiter, als das Auge zu sehen vermag. Sie dehnt sich aus bis an den Horizont, wo der Himmel auf ihr zu ruhen scheint. Nirgends, wir mögen spähen, wie wir wollen, ist ein jenseitiges Ufer zu finden. Spiegelglatt oder leicht nur sich kräuselnd ist die Wasserebene ohne ein jenseitiges Ende ausgespannt. Kein Berg, kein Hügel, keine Erhöhung, keine Abwechselung unterbricht die wunderbare Fläche. Da auf einmal braust der Sturm heran. Da kommt Leben in das ruhige Gewässer. Immer höher heben sich die vom Sturm gepeitschten Wellen, immer tiefer sinken dazwischen die Wellenthäler. Haushohe Wasserberge sieht man aufsteigen und wieder sinken, und weit an's Ufer heran schlagen die furchtbaren Wellen. Ein gewaltiges Rauschen und Brausen begleitet die tiefgefurchten Bewegungen des Meeres, bis endlich die Wuth des Windes sich gebrochen hat und nach und nach die alte Ruhe auf der weiten Wasserfläche zurückkehrt.

Jetzt besteigen wir ein Schiff, das uns hinaustragen soll in diese gewaltige Wasserwelt. Wir verlassen den festen Boden der Erde, um uns jenem unsicheren und beweglichen Elemente anzuvertrauen. Wir möchten sehen, wo denn das Meer seine Grenzen, sein jenseitiges Ufer hat. Die Segel sind gespannt und die Anker werden gelichtet. Wir steuern dahin zu, wo das Auge kein Ende der unermeßlichen Wasserfläche finden kann. Immer schneller wird der Lauf des Schiffes, immer weiter entfernt es uns von dem festen, schützenden Lande. Kaum vermag das Auge noch die Häuser und Thürme der Stadt zu erkennen, aus deren Hafen uns das Schiff hinausgetragen hat. Immer niedriger erscheinen uns die Höhen, die das Ufer begrenzen. Immer niedriger erscheint uns das ganze

Ufer; bald nur noch wie ein dunkler Streifen am fernen Horizonte. Wir wissen kaum mehr zu unterscheiden, ob die fernen dunkelgrauen, kaum mehr erkennbaren Massen noch Berge des Festlandes oder entfernte Wolken sind, die am Himmel aufsteigen oder hinab sinken wollen. Nur mit der größten Anstrengung des Auges glauben wir noch, wie durch Nebel hin, einen dünnen Streifen Landes unterscheiden zu können. Endlich ist Alles hinter uns verschwunden. Wie erst vor uns ein unbegrenztes Meer sich ausbreitete, so liegt jetzt hinter uns bis an den fernsten Horizont die einförmige Wasserfläche.

Da wenden wir den Blick wieder vorwärts. Ist hinter uns Alles verschwunden, so wird doch vor uns, wohin das Schiff uns trägt, ein anderes Ufer, ein anderes Festland aus dem Meere sich erhoben haben. Welche Täuschung! Nichts als Wasser, so weit das Auge reicht, nichts als Wasser! Wir drehen uns langsam im Kreise auf dem Schiffe herum, wir schauen nach allen Seiten, nach allen Himmelsgegenden, und immer wieder sehen wir nichts als Wasser. Wie eine mächtige Scheibe liegt es um uns, die in einem fernen Kreise mit dem Himmel verbunden zu sein scheint. Himmel und Wasser und das Schiff, das uns trägt, das ist Alles, was dem Auge sich darstellt. Ein noch nie empfundenes Gefühl übermannt uns. Furcht und Angst überfällt uns, die wir noch niemals den Anblick des Festlandes entbehrt hatten. Am Morgen hatten wir das Ufer verlassen, jetzt will schon der Tag sich neigen, aber noch läßt nirgends ein fester Punkt sich wieder entdecken. Fische spielen im Wasser, mitunter umkreist ein gewaltiger Meerfisch unser Fahrzeug oder kleinere Fische heben sich hoch mit ihren flügelartigen Floßfedern aus dem Meere empor. Das ist die ganze Abwechselung, die um uns her uns geboten wird. So sinkt der Abend auf unser einsames Schiff herab. Die Sterne ziehen am Himmel herauf und spiegeln sich wundervoll wieder in dem ruhigen Spiegel des Wassers. Wir scheinen mitten zwischen zwei Himmeln zu fahren. Ueber uns blinken die Sterne und unter uns glänzt ihr Wiederschein aus der Tiefe des Meeres. Da plötzlich erfaßt noch ein anderes Schauspiel unsere Blicke. Die Oberfläche und die Tiefe des Meeres fängt an, wie Feuer zu glänzen, und das ganze Meer scheint mit Feuerfunken übersäet zu sein. Die Fische schießen wie feurige Blitze durch die Fluthen. Millionen von Sternchen und Fünkchen scheinen sich auf den Wellen des Meeres zu schaukeln, und wie ein Feuerstreifen glänzt hinter uns die Bahn, die unser Schiff zurücklegte. Das ist das zuweilen vorkommende wunderbare Leuchten des Meeres.

So legen wir uns endlich zur Ruhe. Das unheimliche Gefühl, über der Tiefe des Meeres zu schlafen, läßt uns spät erst in Schlummer sinken. Das Schaukeln des Schiffes weckt uns. Noch ist Alles um uns in das Dunkel der Dämmerung gehüllt. Aber

schnellen Schrittes eilen wir auf das Verdeck hinauf, um das Land zu begrüßen, dem das Schiff, das die ganze Nacht mit Windesschnelle dahin flog, uns wohl nun zugeführt hat. Doch siehe da, das Auge findet auch heute nur Himmel und Wasser. Wir meinen, die Dämmerung verberge uns noch die fernen Küsten; doch es wird heller und heller, und nirgends zeigt sich ein Plätzchen Land den gespannten Blicken. Im Osten strahlt feurig roth der Himmel, aber nicht hinter Bergen, — wie von den Fenstern unserer Heimath aus wir es sehen, — aus dem Wasser auf steigt die Sonne, und ihre ersten Strahlen schlagen einen Feuerweg auf dem Meere bis zu unserem Schiffe. Nebelmassen heben sich aus dem Meere und verhüllen unsere Aussicht. Da denkt sich unsere Einbildung, wir führen auf einem Strome und nicht weit neben uns müßten die Ufer sich hinziehen. Wir möchten die Nebelschleier schnell niederreißen, um nur wieder am Anblicke des Landes uns zu laben. Wir können es kaum erwarten, bis die Sonne die Nebel zertheilt hat. Ja, die Nebel werden wohl dünner und dünner und unsere Blicke schweifen wieder bis zum weiten Horizonte, aber nirgends zeigt sich eine Spur von dem geträumten Lande, immer wieder ist nichts, als ein unabsehbares Wassermeer um uns ausgebreitet.

So vergeht uns der zweite Tag und die zweite Nacht, aber auch der dritte und vierte Tag, sie bringen uns nichts anderes, als Himmel und Wasser. Der Anblick fängt an, uns zur Gewohnheit zu werden. Wir träumen des Nachts, wir schliefen zu Hause in unseren heimischen Betten, aber wenn wir erwachen — das Schwanken des Schiffes versetzt uns immer wieder in die neue einförmige Wirklichkeit. So vergeht eine Woche und schon sieben Mal 24 Stunden hat uns das Schiff im unaufgehaltenen Laufe weiter getragen. Es vergeht eine zweite, und noch immer ist der Weg über den atlantischen Ocean, der Europa von Amerika trennt, nicht zurückgelegt. Kannst du dir nun denken, wie unermeßlich groß das ganze Weltmeer sein muß?

(Die Geographie in Bildern; von A. Berthelt.)

302. Europa und seine Länder.

Europa ist nächst dem Insellande Australien zwar der kleinste, aber dagegen auch der bedeutungsvollste aller Welttheile. Er ist eine große, manchfach gestaltete Halbinsel, gegen Osten an Asien stoßend, im hohen Norden von den kalten Fluthen des Eismeers, südlich und westlich vom großen atlantischen Ocean und dem Mittelmeere bespült.

Viele unter der heißen Zone gelegene Gegenden Asiens und Amerika's bezaubern zwar den Reisenden sowohl durch die Fülle und Pracht ihrer Pflanzen- und die Reize und den Farbenschmuck der

Thierwelt, als auch durch die Größe und Herrlichkeit der Naturerscheinungen; werden aber Vortheile und Nachtheile gehörig erwogen, so ist doch Europa in jedem Sinne der gedeihlichste Aufenthalt für den Menschen. In Betreff der Gaben seiner Oberfläche ist es freilich ursprünglich, mit Ausnahme des großen Insellandes Neuholland, nicht so reich als die übrigen Erdtheile von der Natur ausgestattet worden; denn sein jetziger Reichthum in der Pflanzenwelt ist wohl zum großen Theile mehr ein zusammengebrachter, als ureigener.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß manche unserer Waldbäume, wie eine Menge anderer Gewächse, die jetzt Europa im Ueberflusse hervorbringt, in früherer oder späterer Zeit aus den verschiedensten Gegenden dahin gepflanzt worden. Selbst die Getreidearten sind Fremdlinge, und Asien mag ihre Heimath sein; und wie in neuerer Zeit Amerika die vielbenutzte, wohlthätige Kartoffel und den ziemlich unnützen, aber vielbeliebten Tabak sandte, so gab Asien die edlen Obstsorten: die Kirschen, Pfirsichen, Apfelsinen, Zitronen, Feigen, Melonen und selbst den Wein.

Aber eben darin besteht der große Vorzug Europa's vor den übrigen Welttheilen, daß sein gemäßigtes Klima die Erzeugnisse anderer Länder sich so leicht aneignet, ohne deren Mängel zu besitzen.

Europa hat im Vergleiche mit anderen Theilen der Erde nur unbedeutende Gebirge, Ströme und Seen; seine Wälder sind nicht zu vergleichen mit den Urwäldern Amerika's, seine Ebenen nicht mit den großen Wüsten Afrika's; seine mächtigsten Thiere sind schwach und unbedeutend gegen die Riesen der Thierwelt in Afrika und Asien; dafür aber tritt auch die ganze Natur dem Menschen in Europa freundlicher und milder entgegen. Die Europäer kennen nicht die Strenge, Furchtbarkeit und lange Dauer des Winters von Sibirien und Nordamerika. Unter gleichen Graden der Breite, unter denen jene beiden Länder ihren wenigen Bewohnern bei fast ewigem Eise nur Moose und niedriges Gestrüpp bieten, erzeugt dieser Erdtheil noch Getreide und mancherlei Früchte. Fremd ist ihnen die Wuth der Orkane Westindiens, fremd die furchtbaren Gegensätze von Hitze und Kälte, wie Amerika und Asien sie darbieten; und wenn auch der Himmel nicht in jener Pracht der Tropenländer strahlt, so kennt man auch nicht jene furchtbar verheerenden Krankheiten, von denen die Bewohner jener für so glücklich gepriesenen heimgesucht werden — (die asiatische und afrikanische Pest und das gelbe Fieber Amerika's berühren kaum Europa's äußerste Grenzländer). Gern vermißt man die fast endlosen Sandwüsten Afrika's und Asiens, die Flußniederungen Amerika's mit ihren furchtbaren Ueberschwemmungen, jene unendliche Menge theils gefährlicher, theils wenigstens höchst lästiger, reißender oder giftiger Thiere.

Unbesorgt überläßt der Europäer sich dem Schlummer in Feld, Wald und Wiese, ohne den giftigen Hauch einer verpesteten Luft oder die Gewalt und das Gift mächtiger Thiere, lästiger Muskito's (eine Art Mücken) und gefährlicher Gewürme zu fürchten.

Das fast überall milde Klima mit fast durchaus gesunder Luft gibt dem Europäer jene körperliche Schönheit und Stärke, wodurch er sich im Allgemeinen von den übrigen Völkern der Erde auszeichnet, und begründet höchst wahrscheinlich seine entschiedene geistige Ueberlegenheit. Europa ist der gebildetste Welttheil, seit mehr als 2000 Jahren der Mittelpunkt aller Kenntnisse, aller Wissenschaften, aller Künste und Gewerbe, alles Handels und aller milden und edlen Sitte; und nur erst seit einem Jahrhunderte beginnt in Nordamerika, namentlich durch europäische Abkömmlinge, die edlere Bildung. Nur in Europa fand das Christenthum die allgemeinste Verbreitung, und von ihm aus gehen die begeisterten Boten des Evangeliums, zu verkündigen das Heil der Welt allen Völkern des Erdkreises. (Nach L. Thomas.)

303. Das Erdbeben zu Lissabon.

Eines der furchtbarsten Erdbeben, welche die Geschichte kennt, ist dasjenige, welches am 1. November 1775 die große und prächtige Hauptstadt von Portugal, Lissabon, in einen Schutthaufen verwandelte. Freundlich war die Sonne an diesem Tage aufgegangen; Tausende von Menschen waren in ihren Festkleidern nach den Kirchen geeilt, als man plötzlich nach 9 Uhr ein unterirdisches Getöse, wie das Rollen eines gewaltigen Donners, vernahm, und in ihm das drohende Vorzeichen eines Erdbebens erkannte. In demselben Augenblick flüchteten die Bewohner der Stadt aus den Kirchen und Wohnungen auf die Straßen; aber nur einem Theile gelang die Rettung. Von einem fürchterlichen Erdstoße wankten die Häuser; die oberen Stockwerke in ganzen Straßen stürzten ein, und begruben die Bewohner unter den Trümmern; selbst die festeren Bauwerke prachtvoller Kirchen brachen zusammen und wurden der Betenden Grab. Ganze Straßenreihen waren niedergeworfen; Paläste und Kirchen lagen in Schutt und von den eingebrochenen Gebäuden stürzten unaufhörlich Mauersteine und Balken nach, so daß viele Menschen, welche der ersten Verwüstung entgangen waren, erschlagen oder verstümmelt wurden. Auf den freien Plätzen sammelten sich die, welche der ersten Gefahr entronnen waren. Da sah man Menschen aller Stände und jeden Alters zusammengedrängt, alle von gleicher Angst erfüllt; auf den Knien liegend, die Hände zum Himmel emporgehoben, flehten sie Gott um Schutz und Rettung an, oder schlugen an ihre Brust und riefen: Herr, erbarme dich unser! Nicht lange währte es so erfolgte ein zweiter

Stoß des Erdbebens und warf, was von Kirchen, Palästen und Häusern noch nicht eingestürzt war, gänzlich nieder. In das Krachen der zusammenbrechenden Gebäude mischte sich das Wehgeschrei des Volkes, daß es weithin gehört wurde. Noch lauter aber erscholl es, als nach wenigen Sekunden das Wasser des Flusses sich hoch, wie ein Gebirge, emporbäumte und gegen die Stadt heranwälzte. „Das Meer, das Meer! Wir sind des Todes!" riefen viele Tausende und flohen den Straßen zu, in welchen ihnen durch niederfallendes Gemäuer ein anderer Tod drohte. Wild brauste das Wasser in die Stadt; die an dem Ufer ankernden Schiffe wurden losgerissen und mehre von dem Strudel verschlungen. Viele Menschen fanden hier ihren Tod. Diese fürchterliche Erscheinung erneuerte sich bald darauf mit dem dritten Erdstoße auf dieselbe Weise, und wiederholte sich bei jedem folgenden. Zu diesem Schrecken der Natur gesellte sich das Feuer, welches aus dem Schutte der eingestürzten Häuser an allen Enden ausbrach und das verzehrte, was das Erdbeben und das Wasser verschont hatte. Was nicht erschlagen war, oder mit dem Tode rang, floh jetzt aus der Stadt. Auf den Feldern umher lagerten die unglücklichen Bewohner Lissabons zu Tausenden ohne Obdach, ohne Nahrung und zum Theil ohne Kleidung, einem fast ununterbrochenen Regen ausgesetzt. Denn die benachbarten Städte und Dörfer, in welchen sie Zuflucht hätten finden können, hatten selbst durch die Verheerungen des Erdbebens gelitten. — Unsäglich war das Elend, das über die Stadt Lissabon gekommen war; 16,000 Gebäude lagen darnieder, unter ihnen das königliche Schloß, alle Haupt- und Pfarrkirchen, die Klöster, die Krankenhäuser und fast alle öffentliche Gebäude; nur wenige waren verschont geblieben. Lissabon war ein Schutthaufen, unter welchem das Glück von 200,000 Bewohnern und die Leichname von 40,000 Erschlagenen begraben lagen. (Haester's Lesebuch.)

304. Der Münster zu Straßburg.

Ich habe es gesehen, dieses Wunder der christlichen Welt, das Meisterstück der Baukunst. Ich stieg hinan, nicht ohne Bangen und Beschwerde. Der Blick von der Nebengallerie auf die Kirche und auf die Stadt machte mich schon schwindeln. Nun stand ich auf der viel höheren Plattform, von welcher man die ganze Stadt und das Rheinthal von den Vogesen bis hinüber zu den badischen Gebirgen überschauen kann. Ich überwand den Schwindel und sah auch hinab auf die Menge der aufstrebenden Pfeiler und Säulen mit den dazwischen gestellten Bildwerken. Dann zog der von der Plattform sich erhebende Thurm meine Blicke auf sich. Seine Treppen sind schmal, die Durchsicht, die überall gestattet ist, machte mich zagen; aber ich strebe hinauf, und nun stehe ich oben über den

sogenannten vier Schnecken, welche eine um den Thurm herumführende Gallerie verbindet. Hinab zu sehen erregt beinahe Grausen, darum betrachtet man lieber die wunderbare Bauart des Thurmes. Schon bis zur Plattform ist er gewissermaßen aus einzelnen Säulen zusammengesetzt, die wie eine Gruppe von Krystallen aufsteigen. An mehren Punkten ist er von Fenstern durchbrochen, aus den Ecksäulen schießen kleine Säulen hervor, und alle Flächen sind mit Säulen, Pfeilern, Nischen und Standbildern verziert. Von der Plattform aus ist der ganze Thurm aus Säulen und Bändern geflochten, die mit eisernen Stäben und Klammern verbunden sind. Die vier Schnecken, in welchen sich die Treppen hinaufwinden, bilden vier große Säulen, welche oben durch eine Gallerie verbunden sind. Zwischen ihnen erhebt sich der schlanke Thurm, von vier Fenstern durchbrochen, deren Wölbungen sich oben in einen zierlichen Kranz verschlingen und über welchen wieder vier kleine Fenster sich wölben. Die Kühnheit des Baues erregt zugleich Zagen und Vertrauen, man glaubt emporgehalten zu schweben, aber man fühlt sich sicher in den Händen der kühnen Gewalt, die einen emporhält und Klugheit und Sorgfalt mit sich verbindet. Der Sturm bewegt den leichten, schlanken Bau, aber er kann ihn nicht erschüttern; der Blitz schlägt jährlich mehrmals in den Thurm, aber er kann nicht mehr thun, als hier und da einen Stein lockern. Mit Sehnsucht blickte ich hinauf zum dritten Stockwerke des Thurmes; der Thürmer öffnete die Thüre, welche zur Spitze des Thurmes hinauf führt. So durchsichtig und luftig die Treppe ist, so hat sie doch keine Gefahr. Und welch ein Entzücken, oben zu stehen unter der Krone, wo einst der Baumeister im stolzen Gefühle der Vollendung seines großen Werkes gestanden hat!

Der Dom verräth in seinem Kreuze den Ursprung einer älteren Zeit, als der Thurm und die übrigen Theile des Gebäudes. Das Ganze ist großartig und prächtig. Das Innere ist des Aeußeren würdig; starke Säulen tragen das hohe Gewölbe, und der magische Schein der schön gemalten Fenster, besonders der Sonne über dem Portal, verbreitet eine heilige Dämmerung.

(Nach de Wette.)

305. Ansicht von Rom.

Keine italienische Stadt ist uns merkwürdiger als das ewige Rom, wie es seines hohen Alters wegen genannt wird. Rom ist die Hauptstadt der katholischen Christenheit, das Jerusalem des Neuen Bundes, der Sitz des Statthalters Christi, des Papstes, das Ziel der Wanderung von tausend und aber tausend Pilgern, die aus allen Theilen der christlichen Welt dorthin sich begeben, getrieben von religiösem Bedürfniß oder von künstlerischem Interesse oder von

Beidem zugleich. Wir können ein zweifaches Rom unterscheiden, das alte, heidnische mit seinen Tempeln, Säulengängen, Amphitheatern, Triumphbögen und andern großartigen Baulichkeiten — und das neue, christliche Rom, das sich auf, neben und aus den Trümmern des alten erhebt. Dieses doppelte Rom nun ist es, das durch seine unzählbaren Merkwürdigkeiten nicht nur katholische, sondern auch nicht katholische Christen in seine Mauern zieht.

Die Gegend um Rom, durch welche die Reisenden aus dem Norden hindurch müssen, ist öde und einsam; kein Baum erhebt sich, nur einzelne alte Säulen und andere Bautrümmer geben dem Auge einen Ruhepunkt. Der Blick des Wanderers späht in die Ferne; da plötzlich ragt das Zeichen des Kreuzes empor über einer Wolke von Rauch und Dunst. Es ist das Kreuz der Peterskirche auf dem Vaticanberge, und bald wölbt sich unter ihm der ungeheure Dom. Der prächtigste Bau des neuen Rom, der Christenheit herrlichste und ehrwürdigste Kirche, steht entschleiert vor seinem Auge. Dort unter jenem prächtigen Gewölbe ist der geheiligte Boden, der das Blut der Apostel und Märtyrer trank.—Die Engelsburg, Roms Festung und Staatsgefängniß, über dem prachtvollen Mausoleum des Kaisers Hadrian erbaut, wird hierauf sichtbar: hoch oben schimmert der goldene Engel, von welchem die Veste den Namen führt. Bald steigt auch das Coliseum empor, das größte Amphitheater der Stadt, das vom Kaiser Vespasian erbaut wurde, nachdem unter ihm Jerusalem zerstört worden war. Es soll in einem Jahre von 12,000 gefangenen Juden aufgeführt worden sein und 100,000 Zuschauer gefaßt haben. — Schöner und immer schöner wird die Ansicht, immer mehr Bauwerke, immer mehre der 365 Kirchen, welche Rom zählt, immer mehre der herrlichen Paläste werden sichtbar; im Hintergrunde erscheinen die albanischen und sabinischen Hügel, und die blauen Berge der Apenninen umfassen sichelförmig den Gesichtskreis.

Rom hat einen weit größeren Umfang, als man nach der Stärke seiner Bevölkerung, die mit den ab- und zugehenden Fremden etwa 200,000 beträgt, vermuthen sollte. Es umschließt aber so viele großartige öffentliche und Privat-Gebäude, so viele Plätze und Merkwürdigkeiten, daß wir kaum auf Eines und das Andere hier hinweisen können. Die Peterskirche ist ein so ungeheures Gebäude, daß man 100 Jahre über ihrem Bau zubrachte und 64 Millionen Thaler darauf verwandte. Sie dehnt sich zu einer Länge von fast 400 Ellen und zu einer Breite von 150 Ellen aus; die Kuppel, deren Durchmesser 65 Ellen beträgt, hat eine Höhe von 170 Ellen, so daß die größten Thürme unter ihr Platz hätten. Von der Größe des Vaticans, der nicht nur die gewöhnliche Wohnung des Papstes, sondern auch reiche Sammlungen in seinen Räumen

enthält, kann man sich eine ungefähre Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß er 11,000 Zimmer zählt.

Von den Festlichkeiten, welche die Fremden nach Rom ziehen, sind die glänzendsten die Girandola und die Kreuzbeleuchtung in der Peterskirche. Jene flammt zu Ostern und am Feste der heiligen Apostel Peter und Paul auf; sie besteht aus einem doppelten, mit 4500 Raketen versehenen Feuerrade und aus einer Menge anderer Feuerwerks-Vorrichtungen und wird auf der Plateforme der Engelsburg, hoch oben, wo der kolossale, vergoldete Engel steht, abgebrannt. Was die andere Festlichkeit anlangt, so wird aus der höchsten Wölbung der Kuppel, gerade über dem Hochaltare, ein 40 Fuß langes, messingenes Kreuz herabgelassen, das mit 1000 Lampen bedeckt ist. Die Menschen, die daran herumklettern, sehen wie unbedeutende Zwerge aus; ihre Entfernung, die weite des Raumes, in welchem sie hangen, und die Riesengröße aller umgebenden Gegenstände verkleinern sie mit jedem Augenblicke mehr, indem diese mit dem Entbrennen der Lampen wachsend hervortreten. Sobald diese sich entzündet haben, verschwinden die Befestigungen, an denen das Kreuz hängt, vor dem Glanze, und dasselbe scheint nun frei in dem hochgewölbten Raume zu schweben. Dieser Moment ist einzig in seiner Art; der Zauber des Lichtes, das allmälig in alle Theile des Kreuzes der Kirche strömt und alle Hallen, alle Seitengänge des ungeheuren Gebäudes erhellt, ist unvergleichbar. Obwohl nun ganze Schaaren von Betenden und von Neugierigen sich durch die Kirche hinbewegen und natürlich den in der Mitte unter der Kuppel stehenden Hochaltar umlagern, so entsteht doch kein eigentliches Gedränge; ein solches wird in diesem ungeheuren Raume nicht möglich. (Lesebuch v. Barthel.)

306. Der Ausbruch des Vesuvs.

Im Jahre 1779 tobte der Vesuv mit wüthender Gewalt, nachdem er sich sieben Monate vorher ganz ruhig verhalten hatte, und die über ihm schwebende Rauchsäule verschwunden war. Ehe das Verderben, das der Vesuv anrichtete, über die Umgegend hereinbrach, umlagerte ihn eine so dicke Luft, daß die Sonne ihren Strahlenglanz und der Mond sein heiteres Licht verlor, und beide röthlichen Scheiben glichen. Schon kündigten die Vorboten die angstvolle Zukunft an, in welche die Bewohner in der Nähe des Berges blickten. Mit donnerndem Getöse brachen zwischen dem Krater und der Stadt Torre del Greco Rauchsäulen hervor. Am 12. Juni erschreckte die Nachbarn ein so heftiger Erdstoß, daß in dem mauerstarken königlichen Palaste zu Caserta alle Klingeln anschlugen. Dieser und noch ein anderer Stoß, der drei Tage später erfolgte, war die Ankündigung eines zwar schauderhaft schönen, aber furcht-

baren Schauspiels, von dem die Klügsten nicht wußten, was es für ein Ende nehmen würde. Vom Vesuv her hörte man nun ein wildes Getöse, aufeinanderfolgende Donnerschläge, sah Rauchwolken, und ihm zur Seite erhob sich eine Feuersäule. Bald blitzte eine Feuersäule nach der andern auf. Ein Regen von glühenden Steinen, Schlacken und Asche fiel aus der Höhe hernieder. Es war wunderbar und prachtvoll anzusehen, wie die Flammen von allen Seiten des mächtigen Berges hervorschossen und weit über seinen Gipfel hinausreichten, so daß er einer brennenden lodernden Fackel glich. Ein Donnern, wie es durch das schnell auf einander folgende Abfeuern des groben Geschützes, ein Brüllen and Toben, wie es durch die schäumenden, vom Sturmwinde gepeitschten Wogen des Meeres verursacht wird, erfüllte jetzt den Luftkreis. Es sauste, es pfiff, es ließen sich allerlei gräßliche Töne hören. Aus dem Krater wälzte sich ein dicker Schwefeldampf empor; zentnerschwere Steine wurden bis zu einer unglaublichen Höhe hinaufgeschleudert und schienen mit einer Leichtigkeit geworfen zu werden, als ob ein Knabe seinen Fangball aufwärts steigen läßt. Es krachte vom Niedersturze dieser Steinmassen, und die dadurch verursachten Erschütterungen des Bodens theilten sich den Häusern in Neapel mit. Fenster klirrten, Thüren rasselten, Sturmglocken schlugen an; in dicken Dünsten schwamm das Bild des Mondes blutroth, sie umhüllten ihn endlich ganz, so daß seine Scheibe unsichtbar wurde. Auf den Straßen hörte man das Wehklagen der Menschen; sogar der Gotteslängner betete. Die Gläubigen fleheten zu Gott und riefen mit lauter Stimme die Heiligen um ihre Fürbitte an. Lavaströme wälzten sich vom Berge herab. Finstere Rauchwolken verdunkelten das Licht der Sonne, und der Tag verwandelte sich in Nacht. Am 7. August um Mitternacht schoß aus dem Krater eine Feuersäule hervor, die eine so glänzende Helle verbreitete, daß man, sechs englische Meilen vom Vesuv entfernt, in der Nacht das Kleinste erkennen konnte. Nach einem erschütternden Donnerschlage erschien am folgenden Abende eine andere Feuersäule, welche sich bis zu der ungeheuren Höhe von 10,000 Fuß erhob. O, wie klein und kindisch ist dagegen das Spiel der Menschen mit Feuerwerken. Der Aschenregen fiel so dicht, daß es Niemand wagen konnte, vor die Thüre zu treten. In den Häusern herrschte eine Gluth, daß man fürchtete, die Balken würden sich von selbst entzünden. Ein schwarzes Gewölk wurde von Blitzen durchschlängelt. Die Hitze und der Schwefeldampf verstatteten kaum noch das Athemholen. Der Gipfel des Vesuvs, der Berg Somma und das dazwischen liegende Thal glichen völlig einem Feuermeere, dessen Gluth man in weiter Ferne empfand. Endlich hörte das Toben des Berges auf, und eine friedliche Ruhe kehrte nach Krieg und Schrecken zurück, womit er die Umwohnenden geängstigt hatte.

(Nach einer Abenderzählung.)

307. Deutschland

gehört zu den schönsten Ländern, welche die Sonne in ihrem Laufe begrüßt. Unter einem gemäßigten Himmel, unbekannt mit der sengenden Luft des Südens, wie mit der Erstarrung nördlicher Gegenden, bringt es alles hervor, was der Mensch bedarf, ohne ihn zu verweichlichen, zu verhärten, zu verderben. Der Boden ist fähig zu jeglichem Anbau. Unter dem bleibenden Schnee der Alpen dehnen sich die herrlichsten Weiden aus; an der kahlen Felswand zieht sich ein üppiges Thal hinweg; neben Moor und Halde erfreuen das Auge des Menschen die kräftigsten Fluren, geeignet zu den schönsten Saatfeldern und zu den herrlichsten Erzeugnissen des Gartenbaues. Fruchtbäume prangen in unermeßlicher Menge nnd in jeglicher Art, vom sauern Holzapfel bis zur lieblichen Pfirsiche, und Weinreben zieren die Hügel und Abhänge der Berge. Kein reißendes Thier schrecket, kein giftiges Gewürm drohet, kein häßliches Ungeziefer quälet. Aber Ueberfluß gewährt das Land an nützlichem Vieh, an kleinem wie an großem, für des Menschen Arbeit, Zwecke und Genüsse. Das Schaf trägt Wolle für das feinste Gespinnst; der Stier verkündigt Kraft und Stärke in Bau und Gestalt; das Pferd geht tüchtig einher im Fuhrwerk, prächtig vor dem Wagen des Großen und stolz als Kampfroß unter dem Krieger; die Biene sammelt auf den blumenreichen Wiesen und Matten große Vorräthe Honig, und selbst die zarte Seidenraupe wird auf deutschem Boden heimisch und fertigt ihr kostbares Gespinnst. In ihrem Innern birgt die Erde große und reiche Schätze. Aus vielen unerschöpflichen Quellen sprudelt sie freiwillig dem Menschen Heilung zu. Den fleißigen Bergmann belohnet sie bald mit dem edelsten Gewürze, dem Salze, bald mit Silber und Gold, hinreichend für den Verkehr und die Verzierung, bald mit Eisen in Menge, dem Manne zur Waffe und Wehr, zu Schutz und Schirm dem Volke. Ein solches Land, mit so reichen Gaben, Eigenschaften und Kräften ausgestattet, ist von der Natur unverkennbar bestimmt, ein großes, starkes Volk zu ernähren in Einfalt und Tugend, und eine hohe Bildung des Geistes in diesem Volke durch Uebung und Anstrengung zu erzeugen, zu erhalten, zu fördern.

(Nach Luden.)

Der südliche Theil Deutschlands ist gebirgig, der nördliche eben. Fast in der Mitte erhebt sich das Fichtelgebirg, östlich davon der Böhmerwald, mit dem wieder das

mährische Gebirg, das Riesen- und Erzgebirg zusammenhängt. Die Tyroler Alpen, die rauhe Alp und der Schwarzwald liegen südlich und südwestlich vom Fichtelgebirg. An Flüssen ist Deutschland überreich: 500 durchströmen dasselbe, wovon 60 schiffbar sind. Hauptflüsse sind: Der Rhein. Er entspringt auf dem St. Gotthard, hat einen Lauf von 190 Meilen, nimmt die Nebenflüsse Neckar, Main, Lahn, Mosel mit Saar, Sieg, Wupper, Ruhr und Lippe auf, und ergießt sich in verschiedenen Mündungen in die Nordsee. Die Weser entsteht aus Werra und Fulda, nimmt Aller mit Ocker und Leine auf, und ergießt sich in die Nordsee. Die Elbe entspringt am Riesengebirg in Böhmen, nimmt Moldau, Eger, Mulde, Saale, Havel mit Spree auf und mündet nach 155 M. Lauf in die Nordsee. Die Oder entspringt auf dem mährischen Gebirg, nimmt auf ihrem 105 M. langen Laufe Neiße, Katzbach, Bober, Warthe und Netze auf und mündet in die Ostsee. Die Donau kommt vom Schwarzwald; ihre erste Quelle ist im Schloßhofe des Städtchens Donaueschingen, nimmt in Deutschland noch 15 bedeutende Nebenflüsse auf und ergießt sich nach 380 M. ins schwarze Meer.

Deutschland umfaßt 11,500 Q.-M. und zählt 45 Mill. Ew., wovon über die Hälfte der kathol., die übrigen der protest. u. a. Religionen angehören. Diese Einwohnerzahl lebt in 2360 Städten, 2280 Flecken, 110,000 Dörfern und vielen 1000 Höfen und Weilern. Es zerfällt in 36 größere und kleinere Staaten und zwar: 1 Kaiserthum; 5 Königreiche; 7 Großherzogthümer; 9 Herzogthümer; 8 Fürstenthümer; 1 Kurfürstenthum; 1 Landgrafschaft und 4 freie Städte. Diese zusammen bilden den deutschen Bund.

308. Die Lüneburger Haide.

Lübeck, den 25. August 1854.

Theuerster Adolph!

Du nennst meinen Reisebericht höchst unterhaltend und belehrend und vermissest eine Beschreibung der Lüneburger Haide. Ich säume nicht, Deinem Wunsche gemäss das Fehlende zuergänzen. So wisse denn, die berühmte Lüneburger Haide zieht sich zwischen den Städten Lüneburg und Celle 10 Meilen weit hin. Sie ist ein ödes, trauriges Land ohne Anhöhen, ohne Thäler, ohne See'n, ohne bedeutende Bäche und fast ohne alles Laubholz. Rechts und links, wohin wir blicken, sehen wir beinahe Nichts als Haidekraut, magere

Grasplätze, krüppelhaftes Nadelholzgebüsch, hier und da auch dünne Kiefern- und Fichtenwaldungen. Manche Strecken dieser Gegend sind Nichts als weite, schwarzbraune, nackte Flächen, ohne die geringste Spur von Anbau. Alles ist leer, trocken und kalt. Ein Blinder könnte in manchen Theilen dieser Haide umherirren, ohne sich zu stossen. Der ödeste und traurigste Theil des Weges durch dieselbe ist zwischen Celle und Schafsthal. Da ist Nichts als Sand, Haidekraut, Moor, umgeben von Kiefern- und Fichtenwäldern. Du siehst da kein Haus, kein Wasser, keinen Menschen, kein Thier, selbst keinen Vogel, ausser etwa einen Flug hungriger Raben. Unser Wagen bewegte sich so langsam, sanft und leise, dass wir beinahe in den Schlaf gewiegt wurden. Kein Wunder, denn rings umher scheint die ganze Natur auch zu schlafen. Doch nein, die Lüneburger Haide ist nicht ganz ohne Leben. Eine grosse Menge genügsamer, kleiner, schwarzer Schafe, Haideschnucken genannt, nährt sich von den magern, doch gewürzhaften Kräutern (Haidekräutern), und Millionen Bienen schwirren auf den Blüthen umher. Man trifft auch einige, wenn auch nur ärmliche Dörfer auf dem Wege von Celle nach Düneburg an, z. B. Schafsthal und Epsdorf, wo es unserm Auge sogar vergönnt war, sich an dem Anblicke einiger Buchen, Eichen und Birken zu erquicken. In den wenigen, hier und da an kleinen Bächen umherliegenden Dörfern, die nur mit magern Hafer-, Gersten- und auch wohl Roggen-, Flachs- und Rübenfeldern umgeben sind, wird ziemlich viel Haidekorn gebaut und die Bienenzucht sehr stark getrieben. Durch ihre übergrosse Menge werden die Bienen hier bisweilen den Reisenden gefährlich; denn wenn sie auf irgend eine Art gereizt werden, so fallen sie in dichten Schwärmen über ihre Beleidiger her, bedecken in einem Augenblick Gesicht und Hände, kriechen Pferden und Menschen in die Naslöcher, in den Mund, in die Ohren und verwunden sie in wenigen Minuten mit vielen tausend Stichen so stark, dass Kopf und Hände schwellen und die muthigsten Pferde betäubt niedersinken, und dem Angriffe ihrer kleinen, aber zahlreichen und grimmigen Feinde unterliegen. Ebenso die Menschen. Es hat sich schon ereignet, dass ein ganzer Trupp Reiter auf der Lüneburger Haide von gereizten Bienenschwärmen in die Flucht geschlagen wurde. Diese Fälle sind aber nur sehr selten, und der Schaden, der bisweilen geschieht, wird durch den Nutzen, den die Bienenzucht bringt, reichlich vergütet;

denn man schätzt ihren Eintrag an Honig und Wachs jährlich an 200,000 Thaler. Auch die Schafszucht ist sehr einträglich, obgleich die Haideschafe, wie schon bemerkt, nur klein und unansehnlich sind.

Du wirst Dich an meinem Brief eben nicht sehr erquickt haben, lieber Freund; allein ich wollte Deine Wissbegierde nicht unbefriedigt lassen. Du wirst ausrufen: Da wäre eine Eisenbahn an ihrem Platz! Nun die Zeit, sagt man, bringt Rosen; so bringt sie vielleicht auch hier eine Umwandlung hervor. Bleiben wir inzwischen unwandelbare Freunde.

Mit den herzlichsten Grüssen

Dein

Fr. Selchow.

(Aus Curtmann's Lesebuch.)

309. Der Bodensee.

An See'n ist Deutschland, wenigstens das westliche, nicht reich, und nur einer, der zur Hälfte noch der Schweiz angehört, ist von beträchtlicher Größe, der Bodensee. Dafür übertrifft derselbe an Naturschönheiten alle die zahlreichen See'n an der Küste der Ostsee, und nur wenige See'n der eigentlichen Schweiz können ihm vorgezogen werden. Der Bodensee ist eigentlich nichts weiter als eine Erweiterung des Rheinbettes zu einem weiten und tiefen Becken. Aber freilich ist dies Becken 7 Meilen lang und 2 Meilen breit und nimmt eine Fläche von 10 Quadratmeilen ein. Dabei ist die größte Tiefe an 1000 Fuß gefunden worden. Man hat berechnet, daß, wenn der Bodensee leer wäre, der Rhein über 2 Jahre brauchen würde, um ihn wieder zu füllen. Auf dieser gewaltigen Wasserfläche gibt es denn auch Stürme, welche denen auf dem Meere gleichen, und wobei sich haushohe Wellen erheben. Da diese oft plötzlich hervorbrechen, so gilt die Schifffahrt auf dem See für gefährlich. Doch seit die Dampfschiffe eingeführt sind, haben Reisende sich nicht mehr zu fürchten; jene Schiffe widerstehen dem heftigsten Sturme. Die Fischer aber, welche in leichten Kähnen das Gewässer befahren, erkennen meistens an vorausgehenden Zeichen die Gefahr und flüchten in einen Hafen. Fische halten sich zahlreich und gern in dem klaren Gewässer auf, welches noch den Vortheil gewährt, daß es fast niemals zufriert. Außer vielen andern Arten, zum Theil von beträchtlicher Größe, fängt man jährlich eine ungeheure Menge sogenannter Blaufellchen, welche für eine Leckerei gelten. Natürlich ziehen nach einer solchen Nahrungsquelle auch viele fischfressende Vögel, als Reiher, Strandläufer, sogar Möven und Taucher. Die Ufer des See's sind sanft aufsteigend und herr-

lich mit Früchten, Obst und Wein angebaut. Die höheren Berge der Schweiz erblickt man nur in der Ferne. Besonders lieblich nehmen sich aber die zwei kleinen Inseln aus, welche in den Erweiterungen des See's gegen den Ausfluß des Rheines hin liegen, dort, wo die alte Stadt Konstanz hervorragt. Wie schön es an dem See sein muß, sieht man auch daraus, daß fünf verschiedene Staaten sich ein Stück seines Ufers angeeignet haben: im Süden die Schweiz, westlich Baden, nördlich Württemberg und Baiern, östlich Oesterreich, welches mit seinem Tyrolerlande daran stößt.

Curtmann.

310. Der Inselsberg.

Ich will dich auf einen Berg führen im thüringer Walde; das ist im ganzen Gebirge beinahe der höchste und gewiß der schönste. Als einst, so geht eine alte Mähr, das Land und Gebirge umher mit ungeheuerem Wasser bedeckt war, da sah die Spitze des Berges noch hervor, wie eine Insel aus dem Meere; daher soll der Berg seinen Namen Inselsberg haben. Noch jetzt, wenn du auf dem Gipfel des Berges früh Morgens dem Aufgange der Sonne harrest, kann dir's begegnen, daß du rings um dich ein weites Meer wogen siehst, nicht von Wasser, sondern von Nebel. Aber wenn die Sonne das Nebelmeer bezwungen und als Thau ausgegossen hat über die Thäler, dann liegt glänzend und grünend eine weite, weite Gegend um dich ausgebreitet, darin kannst du mehr als 150 Dörfer, Städte und Schlösser erblicken.

Da glänzt in der aufgehenden Sonne Schloß Friedenstein über der Stadt Gotha, und weiterhin Erfurt mit seiner Festung, von der die Kanonen drohen, und mit seinen Domthürmen, auf denen eben der Morgen eingeläutet wird; da blickt ziemlich von Norden her aus den grünumlaubten Bergen heraus die alte graue Wartburg zu dir herüber; den Schneekopf und Beerberg siehst du, die dem Inselsberg nach der einen Seite hin die Aussicht versperren, weil sie selbst noch ein wenig höher sind, als er; — gegen Süden aber siehst du den Dolmar bei Meiningen; die seltsamen Gleichberge bei Römhild; und auch zum blauen Rhöngebirg reicht dein Blick, wo der Baiernkönig regiert und auf dem hohen Kreuzberge Mönche im einsamen Kloster wohnen. Und hast du scharfe Augen, so kannst du dort im Norden, in weiter Ferne, in der goldenen

Aue den Kyffhäuser Berg erkennen, in dem, wie die Leute sagen, der mächtige Kaiser Rothbart schon über 700 Jahre lang am steinernen Tische sitzt und schläft; oder noch weiter hin zeigt sich, wie eine Wolke, der hohe Brocken und Blocksberg, auf dem, wie das Mährchen erzählt, zu Walpurgis die Hexen ihren Tanz und Spuk halten.

311. Deutschlands freie Städte.

I. **Frankfurt** am Main, hat ein Gebiet von 2 Q.-M. mit 78,000 Ew. Es war in älterer Zeit (von 1355 an) Krönungsstadt der deutschen Kaiser, und ist seit 1815 Sitz der deutschen Bundesversammlung. Karl d. Gr. wohnte sehr gerne hier und wurde daselbst 704 eine große Kirchenversammlung gehalten. 1848 tagte hier die deutsche National-Versammlung. Die Stadt ist ausgezeichnet durch alte Gebäude (Dom, Paulskirche, der alte Römer, ehemalige Kaiserpalast u. a.), zwei bedeutende Messen (zu Ostern und Michaeli), und zählt 60,000 Ew., worunter etwa 7000 Katholiken. Durch eine steinerne Brücke über den Main ist Frankfurt mit Sachsenhausen verbunden. II. **Hamburg** am rechten Ufer der Elbe und 18 Meilen von der Mündung derselben in die Nordsee, ist die größte und bedeutendste Handelsstadt Deutschlands. Auf 7 Q.-M. Gebiet hat sie 250,000 meist protestantische Ew., von denen auf die Stadt selbst über 150,000 kommen. III. **Bremen** a. d. Weser, hat bedeutenden Seehandel und ein Gebiet von 5 Q.-M. mit 76,000 protestantischen Einwohnern; die Stadt selber zählt 53,000 Einwohner. Sie ist sehr alt. 788 gründete schon Karl der Große ein Bisthum daselbst. IV. **Lübeck** an der Trave treibt ebenfalls großen Seehandel und hat ein Gebiet von 6 Q.-M. mit 27,000 meist protest. Ew., davon kommen 25,000 auf die Stadt. Hamburg, Bremen und Lübeck, mit noch mehren anderen Städten, bildeten die sogenannte „Hansa,“ Handelsbund, geschlossen vor mehreren Jahrhunderten.

312. Frankfurt am Main.

Die besten seiner Helden, sie lagen in Sachsen todt, da floh Karolus Magnus, der Kaiser, in grosser Noth. — “Lasst eine Furth uns suchen längsthin am schönen Main! O weh, da liegt ein Nebel, der Feind ist hinterdrein!” — Nun betete Kaiser Karol auf den Knieen an seinem Speer, da theilte sich der Nebel, eine Hirschin ging daher; — die führte ihre Jungen hinüber zum andern Strand, so machte Gott den Franken die rechte Furth bekannt.— Hinüber zogen alle, wie

Israel durch's Meer, die Sachsen aber fanden im Nebel die Furth nicht mehr.—Da schlug der Kaiser Karol mit seinem Speer in den Sand: „Die Stätte sei hinfüro der Franken Furth genannt."—Er kam da bald zurück mit neuer Heeresmacht, damit er der Sachsen Lande zu seinem Reich gebracht. — Doch dort erpranget nun eine werthe Stadt, die reich ist aller Güter und edle Bürger hat.—Es ward da mancher Kaiser gekrönt mit Karol's Kron', und feierlich gesetzet auf goldgestickten Thron. — Da briet man ganze Rinder, es strömte der Fülle Horn, es schöpfte jeder Arme Wein sich aus reichem Born. — Im Römer füllte dem Kaiser der Erzschenk den Pokal, mit Kaiserbildern wurden bedeckt alle Wände im Saal. — Bedeckt sind alle Wände bis an den letzten Saum, kein neuer Herrscher fände zu seinem Bildniss Raum. — Der erste deutsche Kaiser gab Namen dieser Stadt, die auch den letzten Kaiser in ihr gekrönet hat. [Kopisch.]

313. Die Hansa.

Die schönen Produkte der wärmeren Länder, besonders Asien's und Afrika's, wurden im Mittelalter vorzüglich durch italienische Kaufleute den Europäern zugeführt, und wie jetzt London, Amsterdam, Cadix und andere Handelsstädte blühen, so waren damals Venedig, Genua, Pisa und Amalfi die Hauptsitze des Handels mit den Produkten und Fabrikaten des Südens. Die Schiffe dieser italienischen Städte fuhren unaufhörlich nach Alexandrien in Aegypten und den Küsten Asiens am mittelländischen Meere, und kamen reichbeladen zurück.

Aber auch der Norden von Europa war reich an trefflichen Waaren, welche die Südländer nicht entbehren konnten. Das dauerhafte Eisen Schwedens und Norwegens, und die hohen Waldbäume der Ostsee-Küsten waren zum Schiffbau unentbehrlich. Die damals weniger als jetzt bevölkerten Nordländer lieferten einen ungeheuren Vorrath des köstlichen Pelzwerks. Salz wurde hier in Ueberfluß gefunden, und besonders verschaffte der Fischfang den Einwohnern einen sehr reichlichen Erwerb. Die Küsten der Ostsee wurden damals noch häufiger als jetzt von Häringen besucht, die man damals schon recht gut einzusalzen verstand. Unter allen Städten dieser Küsten blühte der Handel nirgends mehr als in Lübeck, nächstdem in Hamburg und in Bremen. In Wisby, jetzt einem elenden Städtchen auf der Insel Gothland, waren damals reiche Niederlagen von asiatischen Waaren, und an den Küsten von Esthland, Liefland, Kurland, Preußen und Pommern waren viele deutsche Colonien angelegt. Zu

jenen Naturerzeugnissen kamen nun noch, nachdem seit Heinrich des Voglers Zeit die Städte in Aufnahme gekommen und der Bürgerstand entstanden war, die fleißigen Arbeiter der norddeutschen Städte. Nur ein großes Hinderniß stand der rechten Blüthe des Handels hier im Wege; die Unsicherheit der Landstraßen und der Flußschifffahrt. Zogen die Frachtwagen von Stadt zu Stadt, oder fuhren die beladenen Schiffe auf dem Rhein und andern deutschen Strömen dahin, so fielen die Raubritter über sie her und plünderten sie aus. Daher waren die Kaufleute genöthigt, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Einzelne von ihnen verabredeten sich, in Karavanen zu reisen, und legten Geld zusammen, um davon bewaffnete Knechte zu unterhalten, welche die Wagen und Schiffe begleiten und schützen mußten. Dergleichen Verbindung nannte man eine Hansa. Aber nur reiche Städte konnten diese Ausgaben bestreiten. Eine solche Hansa schlossen 1241 die beiden reichen Städte Lübeck und Hamburg. Andere Handelsstädte fanden die Einrichtung so vernünftig und vortheilhaft, daß sie baten, auch in den Bund aufgenommen zu werden. Die erste Stadt, welche dazu trat, war Braunschweig, zwar nicht an der See gelegen, aber nicht weniger betriebsam und wohlhabend. Ihr folgten bald alle wichtige Städte von den Niederlanden bis nach Liefland hinauf. Lübeck war der Hauptort der großen Hansa: hier wurden die Bundesversammlungen gehalten, hier wurde die Bundeskasse verwahrt, und der Bürgermeister von Lübeck war Vorsteher des Bundes, der in vier große Quartiere getheilt war, deren Hauptstädte Lübeck, Danzig, Braunschweig und Köln waren. Uebrigens handelte jede Stadt frei, ganz nach eigenem Gefallen; aber wenn sie angegriffen wurden, standen sie alle für einen Mann. Da nun ihre Waaren besonders auswärts verführt wurden, so hatte die Hansa vier große Hauptcomptoirs und Niederlagen: London, Brügge in Flandern, Bergen in Norwegen, und Nowgorod in Rußland. Die Hansa wurde, da ihre Verbindung so umfassend war, überaus mächtig; sie schloß alle andere Nationen von der Ostsee aus, und nicht selten führte sie Kriege mit den nordischen Staaten oder schloß mit ihnen Handelsverträge. Einmal eroberte sie Lissabon mit einigen hundert Schiffen, und überall handelte man mit ihr gern, weil sie redlich und gewissenhaft im Handel war und sich mit einem rechtmäßigen Gewinn begnügte.

Erst im 15. Jahrhunderte fing der Handel der Hansa an zu sinken. Theils war die Unsicherheit der Wege da nicht mehr so groß, theils wurden die Niederländer, und bald darauf die Engländer ihre Nebenbuhler, theils machte auch ihre Anmaßung sie verhaßt, und endlich bekam der Handel durch die Entdeckung von Amerika und die Auffindung des Seewegs nach Ostindien zu Ende des 15. Jahrhunderts eine sehr veränderte Richtung. Im 16. Jahr-

hundert entstanden gar Streitigkeiten unter den Bundesstädten; mehre, besonders die Landstädte, traten ganz davon ab, weil sie weniger Vortheil mehr von der Verbindung hatten, und so löste sich die alte Hansa endlich ganz auf. (Nösselt.)

314. Des Deutschen Vaterland.

1. Was ist des Deutschen Vaterland? Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland? Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht? Ist's, wo am Belt die Möve zieht? O nein, o nein, o nein, o nein! Sein Vaterland muß größer sein!

2. Was ist des Deutschen Vaterland? Ist's Bayerland? Ist's Steierland? Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt? Ist's, wo der Märker Eisen reckt? :,: O nein, o nein, :,: sein Vaterland muß größer sein!

3. Was ist des Deutschen Vaterland? Ist's Pommerland? Westphalenland? Ist's, wo der Sand der Dünen weht? Ist's, wo die Donau brausend geht? :,: O nein, o nein, :,: sein Vaterland muß größer sein!

4. Was ist des Deutschen Vaterland? So nenne mir das große Land! Ist's Land der Schweizer? Ist's Tyrol? Das Land und Volk gefiel mir wohl! :,: O nein, o nein, :,: sein Vaterland muß größer sein!

5. Was ist des Deutschen Vaterland? So nenne mir das große Land! Gewiß ist es das Oesterreich, an Ehren und an Siegen reich? :,: O nein, o nein, :,: sein Vaterland muß größer sein!

6. Was ist des Deutschen Vaterland? So nenne endlich mir das Land! So weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt: :,: Das soll es sein, :,: das, wack'rer Deutscher, nenne dein!

7. Das ist des Deutschen Vaterland, wo Eide schwört der Druck der Hand, wo Treue hell vom Auge blitzt nnd Liebe warm im Herzen sitzt: :,: Das soll es sein, :,: das, wack'rer Deutscher, nenne dein!

8. Das ist des Deutschen Vaterland, wo stets die Freiheit Kämpfer fand, wo jeder Frevler heißet Feind, wo jeder Edle heißet Freund. :,: Das soll es sein, :,: das ganze Deutschland soll es sein!

9. Das ganze Deutschland soll es sein! O Gott! vom Himmel sieh' herein und gib uns rechten deutschen Muth, daß wir es lieben treu und gut! :,: Das soll es sein! :,: das ganze Deutschland soll es sein!

(Ernst Moritz Arndt.)

315. Gelübde eines deutschen Knaben.

1. Ich hab mich ergeben mit Herz und mit Hand
:,: Dir, Land von Lieb' und Leben, mein deutsches Vaterland! :,:

2. Mein Herz ist entglommen, dir treu zugewandt,
:,: Du Land der Frei'n und Frommen, mein herrlich Vaterland! :,:

3. Will glauben und halten an Gott recht getreu,
:,: Lieb Vaterland, nur schalten und walten fromm und frei! :,:

4. Ach Gott, thu' erheben mein jung Herzensblut
:,: Zu frischem, freud'gem Leben, zu freiem, frommen Muth! :,:

5. Laß Kraft mich erwerben in Herz und in Hand,
:,: Zu leben und zu sterben für's deutsche Vaterland! :,:

(Maßmann.)

316. Die Pest und die große Prozession in Münster.

Bischof Ludwig von Hessen, welcher im Jahre 1310 Fürstbischof von Münster wurde, war einer der kräftigsten und besten Fürsten, deren sich das Hochstift zu erfreuen gehabt hat. Es bedurfte auch in jenen Zeiten eines solchen Mannes, denn die unruhigen Gesinnungen der benachbarten Herren verwickelten ihn in beständige Fehden, die Ludwig während seiner 48jährigen Regierung mit dem größten Heldenmuthe auskämpfte. Durch ein entsetzliches Uebel, welches sich während seiner Regierung aus andern Ländern auch nach Münster verbreitete, wurde indessen die Thätigkeit dieses Fürsten vorzugsweise in Anspruch genommen. Schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts, um das Jahr 1315, hatte sich in mehren Gegenden von Frankreich, während eine allgemeine Hungersnoth herrschte, sowie in Deutschland eine bösartige Krankheit gezeigt, welche auch während der beiden folgenden Jahre fortdauerte. Um das Jahr 1347 verbreitete sich von Asien, Aegypten und der europäischen Türkei her die Pest nach Italien, und durch Handelsverkehr mit diesem Lande auch nach Deutschland. Hier hat sie in den ersten Jahren, 1347 bis 1350, auf eine so entsetzliche Weise gewüthet, daß an vielen Orten kaum der hundertste Mensch am Leben blieb. Zu Osnabrück blieben nur sechs, zu Hamm nur zehn Familien übrig, in Bremen wurden täglich 200 Todte begraben und die Stadtthore standen Tag und Nacht offen. Auch in Münster verbreitete sich dies furchtbare Uebel und raffte in gar nicht langer Zeit über 11,000 Einwohner hinweg. Schon der Hauch des Kranken war den Gesunden tödtlich, und so war die Seuche in wenigen Tagen über Stadt und Land verbreitet. Der Gottesdienst mußte eingestellt, die Kirchen mußten geschlossen werden. Zwar predigten anfangs noch einige Geistliche dem Volke im Freien, wie denn noch in jetziger Zeit an der St. Servatii-Kirche die Stelle gezeigt wird. wo eine solche Kanzel in der Pestzeit angebracht war; allein auch dies mußte aufhören, da der Zusammenfluß von Menschen die Ansteckung beförderte und die Geistlichen selbst hinweggerafft wurden. Diese Pest und ein nach ihrem Aufhören die Stadt verheerender furchtbarer Brand sind die Veranlassung zur Stiftung der sogenannten großen Prozession geworden. In

der Diöcese Münster bestehen in vielen Gemeinden außer den Frohnleichnams-Prozessionen sogenannte Brandprozessionen, wobei ebenfalls das heil. Sakrament umhergetragen wird. Wozu sie angeordnet sind, zeigt schon ihr Name an; es sind Bittgänge, um von Gott die Gnade zu erflehen, daß er die Gemeinde vor Brand und anderen Unglücksfällen bewahren wolle. Sie gleichen darin den früheren Rogationsprozessionen, die kurz vor dem Himmelfahrtsfeste gehalten werden. Unter diesen Bittgängen zeichnet sich besonders die eben genannte große Prozession aus. Sie wurde von dem Bischofe Heidenreich aus dem edlen Geschlechte der Wolf zu Lüdinghausen, wie schon gesagt, nach dem Aufhören der Pest im Jahre 1382 und nach der großen Feuersbrunst, die im folgenden Jahre am 22. November einen bedeutenden Theil der Stadt von der Servatii-Kirche bis zur Georgs-Commende mit Einschluß der Ludgerii- und Aegidii-Pfarrkirche einäscherte, angeordnet, und war anfangs eine bloße Rogationsprozession. Die Geistlichen begleiteten dieselbe mit dem Magistrate der Stadt in schwarzer Kleidung, die Kreuze waren umflort, und nach der Prozession wurde eine hl. Messe zur Sühnung der Sünden gehalten. Der Fürstbischof Bernard von Galen änderte im Jahre 1661 den Trauerzug in eine Freudenfeier um, und von dieser Zeit an wird das hl. Sakrament mit umhergetragen und nach der Prozession die Messe vom hl. Sakrament gefeiert. Seit mehreren Jahren hat sich die Feier dieser Prozession außerordentlich gehoben, und sie ist jetzt eine der großartigsten Feierlichkeiten der Diöcese Münster. Wohl haben aber auch die Bewohner Münsters Grund, Gott zu danken und seine Güte und Barmherzigkeit zu preisen. Während manche andere Städte und Gegenden von ansteckenden Krankheiten und verheerenden Brandunglücken heimgesucht worden sind, hat der Allmächtige Münster und das Münsterland bis jetzt wunderbar gnädig bewahrt. Dafür geziemt es sich in der That, dem Herrn von ganzem Herzen zu danken und ihn demüthig zu bitten, daß sein Segen fort auf uns und dem ganzen Vaterlande ruhen möge.

(Münst'rer Leseb.)

417. Die Rheinprovinz,

der schönste, gesegnetste und bevölkertste Landestheil des preußischen Staates, bildet mit Westphalen den Westtheil desselben. Sie ist durch den Rhein in zwei ungleiche Hälften, eine kleinere,

östliche, und eine größere, westliche, getheilt. Der Rhein hat bereits, bevor er die nach ihm genannte Provinz und das preuß. Gebiet betritt, einen Lauf von 70 Meilen gemacht und viele Flüsse aufgenommen. Im Preußischen fließt er an 40 Meilen und nimmt als Nebenflüsse auf preuß. Gebiete: Nahe, Mosel mit Saar, Nette, Ahr, Erft auf der linken, Sieg, Wupper, Ruhr und Lippe auf der rechten Seite auf. Kein deutscher Strom wird wegen seiner reizenden Umgebung so oft bereist, als er, besonders seit Einführung der Dampfschiffe. Täglich brausen dieselben in großer Zahl rheinauf und rheinab, reich beladen mit Gütern und Reiselustigen. Von Binnen bis nach Bonn ist das Flußthal von Bergwänden eingeschlossen, die mit Weinreben bepflanzt, auf ihren Gipfeln die Ruinen alter Burgen tragen. Mit Ausnahme des nordwestlichen Theiles ist die Rheinprovinz durchgängig gebirgig. Sämmtliche Höhenzüge, die nirgendwo 2900′ übersteigen, werden unterschieden: 1. der Hunnsrücken, zwischen Nahe, Mosel und Rhein; er besteht aus den drei Hauptzügen Soonwald Idarwald (höchste Kuppe, der Idarkopf 2526′) und Hochwald. In letzterm ist der höchste Theil der Erbeskopf 2530′. 2. Das Eifelgebirg, eine Fortsetzung der Ardennen auf dem linken Moselufer, ist ein wildes, rauhes, zum Theil wenig bebautes Land. Ein großer Theil der Eifel war in der Urzeit vulkanisch. Die Krater mancher Vulkane sind jetzt mit Wasser angefüllt, bilden kleine See'n, die sogenannten Eifelmaare. Die höchste Kuppe der Eifelgebirge ist die hohe Acht, 2370′. 3. Die hohe Veen, nordwestlich vom Eifelgebirge, ist die höchste Gegend der Rheinprovinz, eine öde, waldlose, mit Morästen und Torflagern bedeckte Hochebene, über 2800′ höher als der Meeresspiegel. Unter allen Gebirgen Deutschlands ist dieses das ödeste, kälteste und unfruchtbarste. 4. Das Siebengebirge, auf dem rechten Rheinufer oberhalb Bonn, ist eine Fortsetzung des Westerwaldes. Sieben hervorragende Kuppen geben ihm seinen Namen. Der Drachenfels (1473′), von dem man eine weite und herrliche Aussicht hat, die Löwenburg (1896′) und die Wolkenburg (1482′) sind die bedeutendsten.

Das Klima der Rheinprovinz ist gemäßigt und gesund, obgleich die Ebenen und Thäler manchmal schon warmen Frühling haben, wann Eifel, Hunnsrücken und Hochwald noch unter winterlichem Schnee liegen. Der Reichthum an Produkten ist groß. Das Mineralreich liefert Eisen, Blei, Galmei,

Basalt, Schiefer, Kalk-, Tuff-, Schleif- und Mühlsteine, Porzellan-, Töpfer- und Walkerde ꝛc. in großer, Steinkohlen in unerschöpflicher Menge. Der Ackerbau und die Viehzucht bringen in den meisten Gegenden reichlichen Ertrag, da der Boden durchschnittlich sehr fruchtbar ist; durch die rastlosen Bemühungen der Staatsbehörde und der landwirthschaftlichen Vereine blüht der Ackerbau immer hoffnungsreicher auf. Die Ufer des Rheines, der Mosel und Saar, Nahe und Ahr liefern zum Theil vorzüglichen Wein. Die Rheinprovinz enthält einen Flächenraum von 490 Q.-M. und eine Bevölkerung von 2,906,000 Menschen, von denen sich über 2 Mill. zur kathol., die übrigen zur protest. Kirche und etwa 25,000 zur jüdischen Religion bekennen. Am dichtesten ist der Regierungs-Bezirk Düsseldorf bevölkert; hier kommen über 9,700 Seelen auf 1 Q.-M.

318. Der Dom zu Köln.

Unter den vielen Kirchen der Stadt Köln und überhaupt unter allen Kirchen Deutschlands ist die merkwürdigste und herrlichste der Dom, im reinsten altdeutschen Style aufgeführt. Sie hat 400′ Länge, 180′ Breite und ihre Thürme werden sich 500′ in die Lüfte erheben. In einem derselben, jetzt dem höchsten (200′), befindet sich eine Glocke von 250 Zentner. Das Schiff dieses erhabenen Tempels wird von 100 Säulen getragen, welche in 4 Reihen neben einander stehen; die in den mittleren Reihen haben einen Umfang von 40′. Wie Bäume eines mächtigen Urwaldes streben diese schlanken, riesigen Säulen empor, nur am höchsten Gipfel sind sie in Aeste gespalten, die mit ihren Nachbarn sich zu spitzen Bögen verbinden und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar erscheinen. Der heilige Erzbischof Engelbert hatte den Plan zu diesem Riesenbau gefaßt; sein Nachfolger Konrad von Hochsteden legte 1248 den Grundstein. Das große Privatvermögen dieses Erzbischofs, so wie der damalige Reichthum der Stadt Köln machte den Beginn dieses großartigen Werkes möglich; auch brachten unzählige Pilger, die aus entfernten Gegenden zur Verehrung der heiligen drei Könige dorthin wallfahrteten, zum Bau des Domes große Schätze zusammen. 74 Jahre nach der Grundsteinlegung war das Werk so weit gefördert, daß das Chor eingeweiht werden konnte. Von nun ab gerieth der Bau in Stocken; der neuesten Zeit blieb es vorbehalten, denselben seiner Vollendung immer näher zu führen. König Friedrich Wilhelm IV. hat sich dies erhabene Ziel gesetzt. In Gegenwart vieler Fürsten legte derselbe am 4. September 1842 den Grundstein zum Weiterbau, forderte in ergreifenden Worten zur Förderung des großen Werkes auf und

wies zu dem Ende jährlich 50,000 Thlr. an. Unter dem Namen „Dombauverein“ trat man jetzt zusammen, und alle deutschen Stämme suchen sich seither an der Vollendung dieses Riesenwerkes zu betheiligen. Selbst der heilige Vater in Rom forderte hierzu auf. Daher wird jeder Katholik sein Scherflein um so eher beitragen, denn der Kölner Dom ist ja auch ein katholisches Gotteshaus, nach St. Peter in Rom das herrlichste auf dem weiten Erdenrunde.

Zu den bedeutendsten Merkwürdigkeiten des Domes sind außer vielen Grabmälern zu zählen: die Kapelle der heiligen drei Könige, aus verschiedenen Marmor erbaut. Hier werden die Reliquien der heiligen drei Könige in einem aus Goldblech gearbeiteten, reich mit Perlen und Edelsteinen geschmückten Sarge aufbewahrt. Die goldene Kammer zur linken Seite des Hochaltars, mit vielen Kostbarkeiten, u. A. dem silbernen Sarge des Erzbischofs Engelbert und die prachtvollen, gemalten Glasfenster.

319. Sehnsucht an den Rhein.

Dort, wo der alte Rhein mit seinen Wellen
So mancher Burg bemooste Trümmer grüßt,
Dort, wo die blauen Traubeu saft'ger schwellen,
Und frischer Most des Winzers Müh' versüßt,
Dort möcht' ich sein!
Bei dir, du Vater Rhein,
Auf deinen Bergen möcht' ich sein!

Ach, könnt' ich dort in leichter Gondel schaukeln,
Ach, hört' ich dort ein mildes Winzerlied!
Dann würden schön're Bilder mich umgaukeln,
Als sie der Pleiße flaches Ufer sieht,
Dort möcht' ich sein!
Wo deine Welle rauscht,
Wo Echo hinter Felsen lauscht.

Dort, wo der grauen Vorzeit schöne Lügen
Sich freundlich drängen um die Phantasie,
Dort ist — nein! meine Sehnsucht kann nicht trügen,
Dort ist das Land der schönen Poesie.
Dort möcht' ich sein!
Bei dir, du Vater Rhein,
Wo Sagen sich an Sagen reih'n!

Wo Burg und Kloster sich aus Nebel heben,
Und jedes bringt die alten Wunder mit,
Den kräft'gen Ritter seh' ich wieder leben,
Er sucht das Schwert, mit dem er oftmals stritt.
Dort möcht' ich sein!
Wo Burgen auf den Höh'n
Wie alte Leichensteine steh'n.

Ja, meine Schritte will ich dorthin flügeln,
Wohin sich jetzt nur meine Sehnsucht träumt,
Will freudig eilen zu den Rebenhügeln,
Wo die Begeist'rung aus Pokalen schäumt.
Bald bin ich dort,
Und du mein Vater Rhein
Stimmst froh in meine Wünsche ein.

320. Die alte Kaiserstadt Aachen.

Aachen, den 11. Juli 1856.

Lieber Otto!

Seit drei Tagen bin ich hier in der alten Kaiserstadt und muß Dir Einiges von diesem Orte erzählen, an welchen sich so viele Erinnerungen knüpfen. Schon die Römer haben hier zum Schutze ihrer am Rhein eroberten Länder ein Castell angelegt. Auf den Trümmern desselben erbauten die fränkischen Könige eine Burg, welche zwar später zerstört, aber wieder aufgebaut und in der Folge zum Rathhause eingerichtet wurde. Wir besuchten dieses alte ehrwürdige Gebäude. Es enthält in seinem Innern mehre prachtvolle Säle, in denen sich noch viele Alterthümer befinden, welche uns lebhaft an die Zeit erinnerten, wo Kaiser Carl der Große und seine Nachfolger in dieser Stadt lebten. Vor dem Rathhause befindet sich ein schöner Springbrunnen, auf welchem Carl des Großen Bildsäule errichtet ist. Mit Recht hat die Stadt durch Aufstellung dieses Denkmals das Andenken des großen Kaisers geehrt; denn vor allen andern Städten seines Reiches liebte er Aachen, hielt sich gern hier auf und that viel zur Vergrößerung und Verherrlichung der Stadt. Er stellte die warmen Bäder wieder her, welche von den Römern schon gekannt, aber zu seiner Zeit ganz verfallen waren, weshalb auch jetzt noch eines der Bäder das Kaiserbad und eine Quelle die Kaiserquelle genannt wird. Du weißt, daß es eine Hauptsorge Carls war, unter den ihm unterworfenen Völkern die christliche Religion zu verbreiten und zu befestigen. Zu diesem Zwecke baute er in den größeren Städten seines Reiches Gotteshäuser, und dies that er auch in seiner Lieblingsstadt Aachen. Das von ihm daselbst erbaute Münster wird jetzt noch als eines der schönsten Bauwerke der alten Zeit geschätzt. Es enthält außer andern Merkwürdigkeiten auch das Grabmal Carl des Großen, der zu Aachen 814 sein thatenreiches Leben beschloß. Sonst war das Grab in einem Gewölbe, wo man des Kaisers Leiche, auf einem Thron sitzend, mit dem Schwert in der Hand, das Evangelienbuch auf seinem Schoße, beigesetzt hatte. Nachher öffnete man die Gruft, verschloß die Gebeine des Kaisers in einen bleiernen Sarg und setzte diesen in einem Gewölbe des Domes bei, wo jetzt ein einfacher Stein

die Stelle bezeichnet. Hier im Dom sehen wir auch des Kaisers großes Schwert, das Evangelienbuch, dessen er sich bei seinen Andachtsübungen zu bedienen pflegte, sein Hifthorn und mehres Andere, das auf den seltenen Mann sich bezieht. Der Kaiser Friedrich der I. ehrte das Andenken seines großen Vorfahren dadurch, daß er über dem Grabmale desselben einen großen, aus Silber und Kupfer gefertigten Leuchter aufhängen ließ. Wir werden uns hier noch mehre Tage aufhalten, da mein Vater hier Geschäfte hat. Mir wird dadurch die Gelegenheit, mit dem, was die Stadt und ihre Umgegend darbietet, mich noch näher bekannt zu machen, und ich hoffe, Dir also in meinem nächsten Briefe noch mehr über meinen hiesigen Aufenthalt mittheilen zu können. Lebe wohl und behalte lieb

Deinen Freund

Carl Werner.

321. Das Heimathland.

Wo dir, o Mensch! Gottes Sonne zuerst schien; wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten; wo seine Blitze dir zuerst die Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligen Schrecken durch die Seele brauseten: da ist deine Liebe; das ist dein Heimathland.

Wo das erste Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte; wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoose trug, und dein Vater dir die Lehren der Weisheit ins Herz grub; da ist deine Liebe; da ist dein Heimathland.

Und seien es kahle Felsen und öde Inseln, und wohne Arbeit und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig lieb haben; denn du bist ein Mensch und sollst es nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen. (E. M. Arndt.)

322. Trier.

Die Stadt Trier ist eine der ältesten Städte Europas. Der Sage gemäß ist sie von Trebeta*) gegründet, 1000 Jahre vor Roms Erbauung; so viel ist jedoch sicher, daß die Trevirer zu den mächtigsten Stämmen der Germanen gehörten und erst nach lan-

*) Trebeta, Sohn des assyrischen Königs Ninus, welcher zu Abrahams Zeiten lebte, soll nach dem Dafürhalten einiger Geschichtschreiber des Mittelalters vor seiner Stiefmutter Semiramis aus dem Reiche seines Vaters verstoßen worden sein, und sich mit einigen Freunden hierher geflüchtet und den Grund zur Stadt Trier gelegt haben.

gem und kräftigen Widerstande (55 Jahre v. Chr.) von Julius Cäsar besiegt wurden. Die alten Trevirer hatten, wie alle Gallier, blondes Haar; sie redeten deutsch, und selbst, da die Römer schon lange die Herrschaft über sie führten, wurde die römische Sprache nur von den höhern Ständen gesprochen. Indeß gelangte Trier unter der Römerherrschaft zu seinem höchsten Glanze; es wurde das zweite Rom, auch Augusta Trevirorum genannt, und war die Hauptstadt der Provinz Belgien. Später wurde es Residenz röm. Kaiser. Nachdem die Römer vom Rheine vertrieben worden waren, kam Trier unter die Herrschaft der Franken (393) und zu dem Theile des Frankenreiches, der Austrasien genannt wurde und dessen Könige in Metz residirten. Aber auch die austrasischen Könige liebten Trier; mehre nahmen Residenz daselbst. Durch den Vertrag zu Verdun kam Trier 843 an Lotharingen und durch die Theilung zwischen Ludwig dem Deutschen und Carl dem Kahlen 870 zu Deutschland, mit dem es bis 1794 vereinigt blieb. In diesem Jahre wurde es mit Frankreich vereinigt und 1800 zum Hauptort des französischen Departements der Saar bestimmt. Nachdem aber Napoleon 1813 bei Leipzig geschlagen und bald darnach aus dem Rheinlande vertrieben worden war, rückten am 5. Januar 1814 die ersten preuß. Soldaten in Trier ein, und am 5. April 1815 nahm der verewigte König Friedrich Wilhelm III., wie die ganze Rheinprovinz, so auch Trier in Besitz. — Nicht leicht hat eine Stadt im Laufe der Jahrhunderte so viele Belagerungen, Verwüstungen und Zerstörungen erfahren, wie Trier. 261 n. Chr. verwüsteten es die Allemanen; 399 die Franken; 410 die Vandalen; dann wieder im nämlichen Jahre die Franken, die es 411 plünderten und verbrannten, und kaum wieder aus der Asche erstanden, 415 abermal zerstörten. Ebenso im Jahre 440, 447 und 451 von Attila, dem Hunnenkönig; von 853—883 wurde es viermal durch die Normannen schwer heimgesucht. 1300 belagerte Heinrich von Luxemburg die Stadt, wenn auch vergeblich; ebenso 1522 Franz von Sickingen mit 10,000 Mann; 1522 nahm Albrecht von Brandenburg Trier ein; 1568 ward es von Kurfürst Jakob III. 2 Monate belagert. 1633 fand eine Belagerung und Einnahme durch die Franzosen, 1635 eine Besetzung durch die Spanier, 1673 eine Einnahme durch die Franzosen und 1675 durch die Kaiserlichen statt. 1688—1698 wurde es wieder durch die Franzosen besetzt und eingenommen, die nun viele Kirchen, Klöster und Häuser verwüsteten und die Festungswerke schleiften, welche schon 1192 durch Erzbischof Johann erbaut worden waren. 1702 nahmen es die Franzosen wieder ein, die 1704 von den Engländern unter Malborough vertrieben wurden. Doch bald waren die Franzosen wieder da und räumten es erst 1714. Aber 1734 und 1735 besetzten sie es abermal, verließen es jedoch bald. Nun hatte Trier

Ruhe bis 1794, da, wie schon gesagt, die Franzosen es noch einmal einnahmen (10. Aug.) — Trier war an uralten Bau-Denkmalen außerordentlich reich; keine Stadt diesseit der Alpen kömmt ihr hierin gleich. Wiewohl durch die vielen Verwüstungen das meiste verloren ging, so ist bis jetzt doch noch erhalten das schwarze oder Römerthor, (Simeonsthor, (Porta nigra), ein bewundungswürdiges Kunstwerk, wahrscheinlich aus vorrömischer Zeit; das Amphitheater (der Cajuskeller); die römischen Bäder; der Dom, dessen ältester Theil der Palast der heil. Helena gewesen, und in welchem das ungenähte Gewand unseres Heilandes aufbewahrt wird. Dasselbe wurde zuletzt im Jahre 1844 öffentlich ausgestellt; über 1 Mill. Gläubigen wallfahrteten in einigen Monaten nach Trier. Die Basilika, welche gegenwärtig in eine evangelische Kirche umgewandelt ist; die Moselbrücke, ebenfalls aus vorrömischer Zeit, 600′ lang, 24′ breit, mit 8 Bogen, die auf 9 riesigen Pfeilern ruhen; die herrliche Liebfrauenkirche an der Südseite des Domes, eines der schönsten Denkmale der gothischen Baukunst, im 13. Jahrh. aufgeführt; das Palast- und das Regierungsgebäude, der Bischofshof, das Justizgebäude sind besonders merkenswerth. Trier (die Stadt) hat 17,322 Ew., 15,774 kath., 1350 protest., 1 Menn., 198 jüdische; ist der Sitz einer Regierung und eines Bischofs, hat 6 kathol. Pfarrkirchen, 1 städt. Bibliothek mit mehr als 100,000 Bänden, Wollwebereien, Gerbereien, Dampf- und Segelschifffahrt, viele Tabak-, Seifen- und Lichterfabriken, eine Gas- und Tapetenfabrik, Handel und Gewerbe manchfacher Art und ist durch einen elektro-magnetischen Telegraphen mit der Hauptstadt des Landes in Verbindung gesetzt

323. Trier's Wahrzeichen.

Gar Viele singen euch und sagen
Von Trier, einer alten Stadt,
Noch hat kein Buch es vorgetragen,
Daß Trier drei Wahrzeichen hat,
Drei leben in des Volkes Munde,
Von ihnen geb' ich euch jetzt Kunde.

Das erste Zeichen ist der große
Christophel bei dem Römerthor,
Da steht der Riese ohne Hose
Und hält das Jesuskind empor;
Er trägt fünf gold'ne Knöpf' am Rocke,
Ihm dient der wilde Baum zum Stocke.

Das zweite ist der Eulenspiegel:
Zur Marktfontaine wand're hin,
Er läßt anch dort dem Scherz die Zügel:
Durch seine Beine siehst du ihn

Gesenkt nach einem Spieglein blicken,
Das Spieglein hält er auf den Rücken.

Das dritte ist der Stein beim Dome,
Der Stein, der am Portale ruht,
Ihn warf in einem Feuerstrome
Der Teufel dort hinab voll Wuth,
Weil auf des Römerthores Pforten
Die Kirche war errichtet worden.

Gar Viele singen euch und sagen
Von Trier einer alten Stadt,
Ihr mögt es in die Ferne tragen,
Daß Trier drei Wahrzeichen hat,
Mag auch an Höhe jedes Zeichen
Dem Wiener Stephansthurme weichen. (Ph. Laven.)

324. Die übrigen Erdtheile.

I. Asien, die Wiege des Menschengeschlechts, umfaßt mit den dazu gehörigen Inseln 883,000 Q.-M., mit etwa 600 Mill. Ew., die zu den verschiedensten Religionen gehören. Hauptreligionen sind die bramaistische, buddhistische und muhamedanische; Christen gibt es nicht viele. Hauptgebirge Asiens sind: Altai, Himalaja (mit dem Dawalgiri, dem höchsten Berge der Erde 27,000′), Taurus, Ararat, Kaukasus, Ural. Die größten Flüsse sind: Ob, Jenisei, Lena, Amur, Hoangho (gelber Fluß), Yomtsekiang (blauer Fluß), Bramaputra, Ganges, Indus, Tigris, Euphrat, Jordan, Ural. Die bedeutendsten Seen sind: das kaspische Meer, der Aralsee, Baikalsee und das todte Meer. Das Klima ist verschieden, von der höchsten Kälte bis zur siedenden Hitze. Die Produkte sind überaus manchfaltig: Elephanten, Löwen, Tiger, Affen, Büffel, Kameele, Riesenschlangen, Strauße, alle unsre Hausthiere u. s. w. Palmen, Kaffe, Zucker, Gewürze, Baumwolle, Reis u. v. a. Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Diamant u. a. Edelsteine. Asien zerfällt in folgende Länder: 1. das asiatische Rußland (Sibirien) 280,000 Q.-M. 2½ Mill. Ew. 2. die asiatische Türkei (Kleinasien, Levante), 24,000 Q.-M. 12½ Mill. Ew. 3. Arabien, 50,000 Q.-M., 12 Mill. Ew. 4. Iran mit Persien 48,000 Q.-M. 30 Mill. Ew. 5. Turan, (Turkestan, freie Tartarei). 6. Chinesisches Kaiserreich. 250,000 Q.-M. 300 Mill. Ew., nach Rußland das größte Reich der Erde, hat gesundes Klima, fruchtbaren Boden, blühenden Ackerbau. Jedes Jahr pflügen der Kaiser und die höchsten Beamten des Reiches ein Ackerstück. Die chines. Schrift besteht aus 80,000 Schriftzeichen, darum ist ihre Sprache sehr schwer zu erlernen. Hpst. ist Peking, sie hat 6 Meilen Umfang und 2 Mill. Ew

Noch sind zu bemerken der Kaiserkanal, 300 Meilen lang, und die chinesische Mauer, 300 Meilen lang, 25′ breit, 20′ hoch; dieselbe hat nach je 300′ Entfernung einen Wachtthurm. 7. Japan (Kaiserthum), besteht aus vielen größern und kleinern Inseln, zusammen 12,000 Q.-M. mit 35,000,000 Ew. 8. Ostindien, wird durch den Ganges in Vorderindien (125,000 Q.-M. und 200 Mill. Ew.) und Hinterindien (40,000 Q.-M. und 30 Mill. Ew.) geschieden. Zu letzterem gehören die Inseln Ceylon, die Sunda-Inseln, worunter Borneo, die größte Insel der Erde, 13,000 Q.-M. enthält; die Philippinen, Molukken u. a.

II. Afrika, die größte Halbinsel der Welt und das heißeste Land der Erde, beträgt 550,000 Q.-M. mit kaum 300 Mill. Ew., welche durchgehends heidnisch sind, auf niederer Bildungsstufe stehen, sich wenig um Ackerbau, Handel und Gewerbe kümmern, und noch an vielen Orten Menschenhandel treiben. Gebirge hat der Erdtheil wenige, nur das Atlasgebirg, die abyssinischen Alpen, das Mond-, Kong-, Lupata- und Schneegebirg, von denen keines die Höhe von 14,000′ übersteigt. Auch an Flüssen ist kein Reichthum; da sind nur zu nennen der Nil, Senegal, Gambia, Niger, Orangefluß und Zambese. Dahingegen gibt es hier zahlreiche Wüsten. Das Klima ist heiß; hier herrschen nur zwei Jahreszeiten, der Sommer und die Regenzeit. An Produkten ist Afrika sehr reich; da gibt es Affen, Löwen, Hyänen, Elephanten, Nashorn, Giraffen, Kameele, Pferde, Esel und Rindvieh, Strauße, Krokodille, Schlangen u. s. w. Palmen und Obstbäume, Getreide aller Art, Kaffe, Zucker, Baumwolle, Wein, Gummi, Gold, Silber, Edelsteine, Eisen, Kupfer u. s. w. Afrika wird in folgende Länder eingetheilt: 1. die Nilländer, wozu Aegypten, Nubien und Habesch (Abyssinien) gezählt werden. 2. Die Berberei; sie besteht aus den Staaten: Tripolis, Tunis, Algier, Marokko und Fez; 3. Sahara, die größte Wüste der Erde (100,000 Q.-M.), ist noch lange nicht ganz bekannt und mit Ausnahme der Oasen unfruchtbar, sandig und dürr; 4. Nigritien (Sudan); 5. Senegambien an den Flüssen Senegal und Gambia; 6. Ober- und Niederguinea; 7. Kapland (Hottentoten-, Kafferland); 8. Ostküstenländer: Sofala, Mozambique, Zanquebar, Ajan, Adel; 9. Inseln: a. im atlantischen Meere: Madeira, die Kanarien (7 Inseln), die Azoren (9 Inseln), die Inseln des grünen Vorgebirgs (capverdische Inseln), St. Helena, Ascension; b. im indischen Ocean: Madagascar, die Admiranten- und Sechelles-Inseln.

III. Amerika, erst 1492 durch Christoph Columbus entdeckt, darum die neue Welt genannt, liegt auf der westlichen Halbkugel

und ist durch den atlantischen Ocean von Europa getrennt. Es umfaßt über 720,000 Q.-M. mit 60—80 Mill. Einw. **Hauptgebirge** sind; Cordilleras-de-los-Andes, das von Süden nach Norden den Erdtheil durchzieht, sich nach allen Richtungen verzweigt und zu dem die Riesenberge (Sorata 23,000′), Chimborazo (Tschimborasso 20,100′) und Cotopari (17,700′) gehören. Viele dieser hohen Berge (58) sind Heerde vulkanischer Thätigkeit und werfen nicht nur Lava, sondern Wasser- und Schlammströme aus; manche haben Krater bis 500′ Tiefe. So ungeheuer wie die Berge, sind auch die **Flüsse**; kein Erdtheil kann sich hierin mit Amerika messen. Die bedeutendsten sind: St. Lorenzofluß, 460 Meilen lang; Mississippi, 730 Meilen lang; Rio-del-Nord, 300 M. l.; Orinoko, 345 M. l. (er bildet viele Wasserfälle); Magdalenenfluß, 150 M. l.; Plata, 460 M. l.; Columbia, 200 M. l.; Marannon oder Amazonenstrom, der größte und wasserreichste Strom auf Erden, 750 Meilen Länge, bei seiner Mündung 29 Meilen breit, hat eine mittlere Tiefe von 100 Klaftern und nimmt 60 größere Flüsse auf. **Seen**: Obere-, Michigan-, Huronen-, Erie-, Ontario-, Winnipeg- und Sklaven-See. (Der Erie- und Ontariosee hängen durch den Fluß Niagara zusammen, der den größten Wasserfall der Erde bildet, 140′ Fuß hoch.) Das **Klima** ist wegen der Ausdehnung durch alle 3 Zonen sehr verschieden; verhältnißmäßig aber rauher als in der alten Welt. **Produkte** hat Amerika viel mehr, als die übrigen Erdtheile: Affen, Faulthiere, Bisamochsen, Jaguar, Kondor, Wandertauben, Kolibri, Alligator, Klapperschlangen, eine Unzahl Insekten und Schmetterlinge, das europäische Hausvieh u. s. w., Gummibäume, Indigo, Kakao, Kaffe, Zucker, Baumwolle, Tabak, Gold, Silber, Diamant, Edelsteine, Eisen, Steinkohlen u. v. a. Man unterscheidet Amerika in Nord-A. (400,000 Q.-M.), Süd-A. (340,000 Q.-M.), Mittel-A. (Westindien) 4600 Q.-M. Nord-A. und Süd-A. hängen durch die 30 M. lange und 12 M. breite Landenge von Panama zusammen. **Länder Nordamerika's** sind: 1. **Grönland** 200,000 Q.-M.; 2. **Russisches Nord-Amerika**, 25,000 Q.-M. 50,000 Ew.; 3. **Brittisches Nord-Amerika**, 150,000 Q.-M. 2 Mill. Ew.; 4. **Die Vereinigten Staaten Nord-A.** (150,000 Q.-M. 27 Mill. Ew.) bestehen aus 32 verschiedenen unabhängigen Staaten (seit 1783), 8 Territorien und 1 Distrikt, von denen jeder seine eigene Volksvertretung hat; an der Spitze des ganzen Verbandes steht **ein** Präsident, der von allen Staaten gewählt wird. Bedeutende Städte: **New-York** 750,000 Ew., **Philadelphia** 420,000 Ew., **Boston** 140,000 Ew., **Cincinnati** 200,000 Ew., **St. Louis** 150,000 Ew., **New-Orleans** 140,000 Ew., **Baltimore** 200,000 Ew. u. a. Das Goldland Californien gehört auch zu den Ver. Staaten. 5. **Meriko** (Republik), 40,800

Q.-M. 8 Mill. Ew. 6. Guatemala, 10,000 Q.-M. 2 Mill. Ew., besteht aus 5 vereinigten Staaten. Länder Südamerikas: 1. Columbien, 95,000 Q.-M.; 2. Peru (Republik), 25,000 Q.-M. 2 Mill. Ew.; 3. Bolivia, 15,000 Q.-M. 1½ Mill. Ew.; 4. Chili (Tschili), ein 282 Meilen langes, 35 Meilen breites Küstenland, mit republikanischer Verfassung und 1,140,000 Ew.; 5. La Plata (Republik), 30,000 Q.-M., viele große unfruchtbare Ebenen (Pampas oder Llanos); 6. Paraguay (7000 Q.-M. ½ Mill. Ew.); 7. Uraguay, 10,000 Q.-M. 400,000 Ew.; 8. Patagonien (Feuerland), mit den auf der niedersten Bildungsstufe stehenden Menschen (Pescherä). 9. Brasilien (Kaiserthum seit 1822) 32,000 Q.-M. 7½ Mill. Ew., liegt ausschließlich in der heißen Zone, ist sehr reich an den verschiedensten Produkten und hat ungeheure Steppen und Urwälder. Hauptst. ist Rio Janeiro, 210,000 Ew.; 10. Guyana, 36,000 Q.-M. Westindien (Mittel-A.) besteht aus einer Menge größerer und kleinerer Inseln, die in vier Hauptgruppen gebracht sind: 1. die 4 großen Antillen, Cuba, Havanna, Jamaika, Haiti (St. Domingo), Portorico; 2. die kleinen Antillen; 3. die Bahama- oder Lucayschen Inseln (an 700); 4. die Bermuden, etwa 400 an Zahl.

IV. Australien, (Oceanien, Polynesien, auch Südindien genannt) ist erst im Laufe der letzten 300 Jahre von Engländern, Spaniern, Holländern, Franzosen und Russen entdeckt, in seinem Innern aber noch wenig bekannt. Es besteht aus vielen Inseln und Inselgruppen, unter denen sehr viele vulkanisch sind und die man zu 280,000 Q.-M. schätzt, mit etwa 2—3 Millionen Menschen. Diese sind theils eingewanderte Europäer, theils Eingeborne. Letztere sind meistens Australneger, wild, noch zum Theil Kanibalen und Menschenfresser. Jedoch findet das Christenthum immer mehr Eingang unter ihnen und wird mit der Zeit auch diese Unglücklichen ihrer wahren Bestimmung zuführen. Man zählt schon an 150,000 Katholiken in Australien, die in 11 bischöfliche Sprengel und Vicariate vertheilt sind. Auch gibt es mehre protest. Missionen dort. — In Beziehung auf Bodenbildung ist in Australien das Flachland vorherrschend; man kennt nur Küsten- und Randgebirge, die selten über 14,000′ steigen. Flüsse gibt es daher auch wenige; die meisten der bekannten sind ohne feste Quellen, bestehen meistens aus einer Kette von Teichen, haben kein eigentliches Bett, bilden oft Seen, versiegen bald und schwellen auch eben so rasch wieder an. Das Klima ist einförmig, aber ziemlich gesund: Tag und Nacht sind gleich lang. Jahreszeiten gibt es nur zwei, eine nasse (Winter) und eine trockene (Sommer). Produkte hat Australien wenige; die Pflanzenwelt weist nur einige Familien auf. Die Gräser sind sehr hoch, die Bäume niedrig, viele sogar ohne Laub, andere

mit so festem Holze, daß es im Wasser untersinkt. Der Thiere gibt es noch weniger. Das Känguruh, der Wambat, das Schnabelthier, das fliegende Eichhorn, die Panterkatze, der Dingo (wolfähnlich), Ratten, Beutel- und Fledermäuse sind alle Säugethiere. Die wenigen Vögel—Papageien, weiße Adler, schwarze Schwäne u. a. — zeichnen sich durch Farbenpracht aus. Amphibien und Insekten kennt man fast noch keine; die Bienen sind stachellos. Indeß sind von Europa schon viele Thier- und Pflanzenarten eingeführt, die recht gut gedeihen, vorzüglich das Schaf, so daß Wolle zu dem Hauptausfuhrartikel gehört. Das Mineralreich liefert Salz und Steinkohlen; in neuerer Zeit entdeckte man auch reiche Lager von Blei, Eisen, Zinn, Kupfer, Gold und Silber. — Unter den Inseln und Inselgruppen Australien's sind hervorzuheben: 1. Neuholland, die größte aller australischen Inseln, das eigentliche Festland des Erdtheils und 150,000 Q.-M. enthaltend, gehört England und ist in 5 Kolonien eingetheilt. 2. Vandiemensland 1200 Q.-M. mit 20,000 europ. Bewohnern; ist eine engl. Verbrecher-Kolonie. 3. Neuguinea 12,000 Q.-M. 4. Neuseeland 3000 Q.-M. hat den höchsten Berg Austr., Egmont 14,000′. 5. Neucaledonien ist sehr bevölkert. 6. Neubritanien, New-Hannover und New-Irland. 7. Inselgruppen: Admiralitätsinseln; Salomonsinseln; Neu-Hebriden (hl. Geistinseln); Freundschafts-, Schiffer- und Gesellschafts-Inseln; die Marianen oder Ladronen; Karolinen oder Neu-Philippinen; die Sandwichs-Inseln u. v. a.

325. Die Vereinigten Staaten.

Die Ver. Staaten bilden den interessantesten und wichtigsten Theil von Nordamerika, und sind ausgezeichnet wegen der Vortrefflichkeit ihrer Verfassung, den schnellen Anwachs ihrer Bevölkerung, und wegen dem Fleiße und dem Unternehmungsgeiste ihrer Bewohner. Im Norden sind sie begrenzt von den brittischen und russischen Besitzungen, im Osten von dem atlantischen Ocean, im Westen von dem stillen Meere und im Süden von Mexiko und dem mexikanischen Meerbusen. In Hinsicht der Ausdehnung ihres Gebietes behaupten die Ver. Staaten einen Rang unter den ersten politischen Abtheilungen der Welt. Sie sind ungefähr 3000 Meilen lang von Osten nach Westen und 1700 Meilen breit von Norden nach Süden, und umfassen beinahe jede Verschiedenheit von Klima, Boden und Produkten. Der Handel der Ver. Staaten behauptet den nächsten Rang nach Großbrittanien, und dehnt sich über alle Nationen und über alle Himmelsstriche aus. Die Ver. Staaten zerfallen in vier große Abtheilungen nämlich: I. Die Neu-England oder östlichen Staaten. II. Die mittleren Staaten. III. Die südlichen Staaten. IV. Die westlichen Staaten.

I. Die östlichen- oder Neu-England-Staaten.

Dieselben sind die sechs Staaten östlich vom Hudson, nämlich: Maine, New-Hampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode Island und Connecticut. Dieselben sind der dichtbewohnteste und am meisten der Handlung beflissenste Theil der Union. Das Klima ist verschieden und den Extremen der Hitze und Kälte ausgesetzt, aber außerordentlich gesund. Mit Ausnahme der an der Seeküste gelegenen Gegenden haben die östlichen Staaten überhaupt eine unebene Oberfläche. Der Boden ist unterschiedlich, in der Nähe der Flüsse ist er gemeiniglich fruchtbar, aber in den meisten Gegenden schickt sich derselbe besser zur Viehzucht als zum Ackerbau. Maine ist der größte der östlichen Staaten, Rhode Island der kleinste; und Massachusetts der dichtbevölkerteste. Die weißen Berge sind in New-Hampshire, das grüne Gebirge in Vermont. Connecticut ist besonders bemerkenswerth wegen der Ausdehnung und Verschiedenheit seiner Manufakturen. Die volkreichsten Städte in den New-England Staaten sind: Portland und Bangor im Staate Maine; Manchester in New-Hampshire; Boston und Lowell in Massachusetts; Providence in Rhode Island. New-Haven und Hartfort in Connecticut. Boston ist berühmt durch die Unternehmungen seiner Bewohner, wegen seines schönen Hafens und durch die große Ausdehnung seines Handels. Portland ist bekannt wegen seines schönen und bequemen Hafens; Bangor wegen seines großen Holzhandels. Lowell und Manchester sind große Fabrikstädte. Providence ist eine wichtige Handelsstadt. In New-Haven verdient das Yale Collegium Erwähnung. Hartfort, am Connecticut Flusse, hat ebenfalls bemerkenswerthe Bildungs-Anstalten.

II. Die mittleren Staaten.

Die mittleren Staaten sind: New York, New Jersey, Pennsylvanien und Delaware. Dieselben sind ausgezeichnet wegen Ackerbau, Manufakturen und Handel, wie auch wegen ihrer zahlreichen und ausgedehnten Kanäle, welche eine leichte Wassergemeinschaft durch alle Theile des Landes eröffnen. In den meisten Gegenden haben sie einen reichen, fruchtbaren Boden und ein mildes und gesundes Klima. Weizen ist das wichtigste Erzeugniß des Landes; aber auch Roggen, Hafer, Gerste, Welschkorn, Buchweizen, Bohnen, Flachs werden in Menge gebaut. Das Klima ist dem Wachsthum unterschiedlich guter Obstarten günstig; Aepfel, Birnen und Pfirsiche wachsen in Ueberfluß. Dem öffentlichen Erziehungs-Unterricht ist in diesen Staaten bedeutende Aufmerksamkeit gewidmet worden. Der Staat New York hat mehr Einwohner als irgend ein anderer Staat der Union. Im Staate

Pennsylvanien werden große Massen Kohlen und Eisen gefunden. New Jersey ist bekannt durch seine feinen Obstarten und überhaupt durch seinen üppigen Pflanzenwuchs. Delaware ausgezeichneten Weizen. Die Stadt New York, im Staate gleichen Namens ist die volkreichste auf der westlichen Erdhälfte, und eine der größten Handelsstädte der Erde. Ihr Hafen ist tief und bequem und eine große Zahl Schiffe aller Nationen sind dort anzutreffen. Philadelphia, im Staate Pennsylvanien, ist die größte Fabrikstadt der Union und ist bemerkenswerth sowohl wegen der Regelmäßigkeit seiner Straßen, als auch wegen der Schönheit seiner öffentlichen und Privatgebäude. Im dortigen Staatshause unterzeichnete der Congreß den 4. Juli 1776 die Unabhängigkeits-Erklärung. Brooklyn, Albany, Buffalo und Rochester, im Staate New York; Newark, in New Jersey; Pittsburg, Reading und Lancaster in Pennsylvanien, und Wilmington in Delaware, sind nach New York und Philadelphia die vorzüglichsten Städte der mittleren Staaten.

III. Die südlichen Staaten.

Die südlichen Staaten sind: Virginia, Maryland, Nord-Carolina, Süd-Carolina, Georgien, Alabama, Mississippi, Louisiana, Florida und Texas. Die südlichen Staaten übertreffen an Ausdehnung des Gebietes bei weitem die östlichen und mittleren Staaten, und sind ausgezeichnet wegen ihren schätzbaren Landesprodukten, ihren zahlreichen Sklaven und dem großen Belauf ihrer Ausfuhren. Der östliche Theil der südlichen Staaten, der eine verschiedene Breite von 60 bis zu 200 Meilen hat, ist eine niedrige, sandige Ebene, und im Ganzen unfruchtbar, ausgenommen an den Flüssen und Meerengen. Das Innere ist hügelig und gebirgig, und hat einen reichen und fruchtbaren Boden. Das Klima im östlichen Theil ist warm und ungesund; im Innern aber ist es milde und der Gesundheit zuträglich. Weizen, Tabak und Welschkorn sind die vornehmsten Erzeugnisse im nördlichen Theile; Pech, Theer, Terpentin und Bauholz bringt der westliche; Reis, Baumwolle und Zucker bringt der östliche. Das niedrige Land im östlichen Theil wird durchgehends von Pflanzern bewohnt, welche auf großen Plantagen in beträchtlicher Entfernung von einander leben, und viele Sklaven besitzen. Die innern und westlichen Gegenden sind durchgehends von Bauern bewohnt, die wenige oder keine Sklaven und kleine Landgüter haben, und sich hauptsächlich auf ihre eigene Arbeit für ihren Unterhalt verlassen. Die Sklaven sind Neger und verrichten die meiste Arbeit in den südlichen Staaten und bilden ungefähr ⅓ der Bevölkerung. Der District Columbia befindet sich auch in den Grenzen der südlichen Staaten. Er war früher ein Theil Marylands. Die Hauptstadt der Union, Wash-

ington, befindet sich in diesem Districte. Die vorzüglichsten Städte der südlichen Staaten sind: Baltimore, Charleston, Savannah, Mobile und New Orleans. Baltimore ist bekannt als die Monumente-Stadt. Charleston und Savannah führen ungeheuere Quantitäten Reis aus. New Orleans ist die wichtigste Stadt der südlichen Staaten, und der größte Baumwollen-Markt der Erde. Sie liegt an einer Biegung des Mississippi und hinsichtlich ihrer Gestalt bekannt unter dem Namen Crescent City (Halbmond Stadt.)

IV. Die westlichen Staaten.

Die westlichen Staaten sind: Tennessee, Kentucky, Ohio, Indiana, Illinois, Missouri, Arkansas, Michigan, Wisconsin, Minnesota, Californien und Oregon. Die westlichen Staaten sind ausgezeichnet wegen ihrem milden Klima, fruchtbarem Boden, dem schnellen Anwachs ihrer Bevölkerung und ihren weit ausgedehnten Wiesengründen. Diese großen Landflächen sind blos mit hohem Gras bewachsen, haben insgemein einen reichen und fruchtbaren Boden, und erstrecken sich oft weiter als das Auge reichen kann. Die westlichen Landschaften sind überhaupt eben, ausgenommen im östlichen Theil von Tennessee und Kentucky. Die vornehmsten Erzeugnisse sind Weizen und Welschkorn im Norden; Baumwolle, Hanf und Tabak im mittleren Theile; Reis, Baumwolle und Zucker im Süden. Steinkohlen werden in unterschiedlichen Gegenden gefunden und es gibt zahlreiche Salzquellen, von welchen Salz in großen Quantitäten fabrizirt wird. In den Waldungen gibt es eine Menge Wild, und die Flüsse sind sehr wohl mit Fischen versehen. Viele Ueberreste von Festungswerken und Erdverschanzungen werden in unterschiedlichen Gegenden der westlichen Staaten gefunden. Die Bauart derselben zeigt, daß sie von Menschen errichtet wurden, die an Arbeit gewöhnt waren und beträchtliche Kenntnisse im Festungsbaue besaßen. Sie müssen in einem weit entfernten Zeitpunkt erbaut worden sein, indem man öfters mehrere hundert Jahre alte Bäume darauf wachsen sieht. Wann und von wem dieselben errichtet wurden, ist völlig unbekannt. Die westlichen Staaten enthalten eine größere Bevölkerung als irgend ein Theil der Union. Ohio ist der meist bevölkerte Staat der westlichen Staaten, und liefert die meiste Wolle; Kentucky ist bekannt durch seine großen Höhlen; Tennessee gibt viel Korn und Baumwolle. Illinois und Indiana enthalten ausgedehnte Prairien von großer Fruchtbarkeit. Missouri, Wisconsin und Iowa sind berühmt wegen ihrer Bleigruben; Arkansas wegen seiner heißen Quellen; Michigan wegen seinen Kupfer-, und Californien wegen seinen Goldminen. Die wichtigsten Städte der westlichen Staaten sind: St. Louis, Cincinnati, Chicago, Louisville, San Francisco,

Milwaukee, Detroit und Cleveland. Obschon St. Louis nicht der Sitz der Gesetzgebung im Staate Missouri ist, so bleibt es doch immer die wahre Handels-Hauptstadt des Staates. Es hat eine angenehme Lage am Mississippi, 18 Meilen unterhalb der Mündung des Missouri und 1200 Meilen von New Orleans. Die Hauptstraßen laufen beinahe parallel mit dem Flusse. Diese blühende Stadt ist besser zur Handlung gelegen als irgend eine inländische Stadt der Erde, sie datirt ihre Entstehung bis zum Jahre 1764 zurück. In Cincinnati ist der größte Fleischmarkt der Welt. Chicago ist bekannt wegen seinem schnellen Wachsthume und seiner großen Verschiffung von Getreide. Louisville führt große Quantitäten Hanf und Tabak aus. San Francisco ist die wichtigste Stadt am stillen Meere. Milwaukee, Detroit und Cleveland sind wichtige Handels-Städte an den Ufern von Landseen.

Die Territorien der Vereinigten Staaten.

Die Territorien der Vereinigten Staaten sind von zweierlei Art. Die erste Art schließt diejenigen Distrikte ein, in welchen civilisirte Ansiedelungen begonnen haben, wo aber die Anzahl der Bewohner sich weniger als 60,000 beläuft (welches sie berechtigt eine Constitution für sich selbst zu bilden und Mitglieder nach dem Congreß zu schicken)—sie werden regiert von einer provisorischen Gesetzgebung und einem Gouverneur, der von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten ernannt wird. Sie können einen Vertreter nach dem Congreß schicken, der ein Recht hat zu sprechen, aber nicht zu stimmen. Die zweite Art schließt diejenigen Landstriche ein, über welche die Vereinigten Staaten das Recht der Oberherrschaft in Anspruch nehmen, obgleich sie nur von Indianern bewohnt werden. Territorien sind: 1. Nebraska, 2. Kansas, 3. Indian, 4. Utah, 5. New Mexico und 6. Washington Territorium.

Alle diese Territorien, das Indian Territorium ausgenommen, haben eine regelmäßige organisirte Regierung. Das Washington Territorium grenzt an das Stille Meer; die übrigen sind alle im Innern des Landes gelegen.

Nebraska grenzt an britisch Amerika; Kansas ist südlich von Nebraska. Viele Einwohner aus den Staaten wandern aus in diese Teritorien besonders seit im Letztern in der Umgegend von Pikes Peak Gold gefunden wird. Utah ist bemerkenswerth wegen dem größten Salzsee in Amerika, und berüchtigt wegen seinen Bewohnern, Mormonen, oder besser die Türken Amerika's, genannt. New Meriko ist auf beiden Seiten des Rio Grande gelegen. Viele seiner Einwohner sprechen die spanische Sprache. Das Indian Territorium ist westlich von Missouri und Arkansas gelegen. Ein großer Theil einiger westlicher Territorien enthalten ausgedehnte Prairien, die mit sehr hohem Grase bedeckt sind und in wel-

chem Büffel und sonstige wilde Thiere hausen. Im Herbste wenn das Gras trocken ist, ereignet es sich öfters, daß es durch irgend einen Zufall in Brand geräth. Ein solches Feuer breitet sich dann mit solcher Schnelligkeit aus, daß die flüchtigsten Thiere kaum im Stande sind zu entfliehen.

Fast alle Indianer in den Vereinigten Staaten leben in den westlichen Territorien. Manche von ihnen, besonders die im Indianer Territorium haben gute Häuser und bebautes Land und sind nebstdem noch von den Missionären im Christenthum unterrichtet. Andere hausen noch in den großen Prairien im fernen Westen und jagen Büffel und anderes Wild. K.

326. Das heilige Land.

Das Land, wo Christus, unser Erlöser, lebte, wird in der heiligen Schrift mit verschiedenen Namen genannt. Es hieß das Land Canaan von dem vierten Sohne Chams; das Land Israels von Jacob, der auch den Namen Israel hatte; das Land der Hebräer oder das jüdische Land, Judäa; Palästina oder Philistina von den Philistern, die einen Theil dieses Landes bewohnten; Jehovas Land oder Jehovas Eigenthum; das gelobte Land, oder das Land der Verheißung. Wir Christen nennen es das heilige Land, weil Christus, der Herr, daselbst lebte und sein großes Erlösungswerk vollbrachte. Christliche Pilger von allen Nationen wallfahrteten zu allen Zeiten und wallfahrten auch jetzt noch nach diesem Lande, um die Stätten zu besuchen, die durch die letzten Leiden des Herrn jedem Christen so heilig und ehrwürdig geworden sind, um am Grabe des Erlösers zu beten und Buße zu thun. Es ist ein kleiner Strich Landes in Asien, wo Gott so Großes für den Menschen gethan hat. Das heilige Land beträgt in seiner größten Ausdehnung von Norden nach Süden nicht über 30, von Osten nach Westen nicht über 20 Meilen, ist ungefähr halb so groß wie die Schweiz. Da es zwischen dem 30. und 34. Grade der nördlichen Breite, also nicht weit von der heißen Erdzone liegt, so ist das Klima an sich sehr heiß, die Hitze wird aber noch vermehrt durch die natürliche Beschaffenheit des Landes. Nur an einer Seite ist es vom Meere, dem mittelländischen begrenzt; an der andern Seite bilden die Länder Syrien und Arabien seine Grenzen. Im Norden, wo es an Syrien stößt, erhebt sich ein 10,000 Fuß hoher Gebirgsrücken, den man mit ewigem Schnee auf seinem Scheitel auf 20 Meilen weit sehen kann. Dieses Gebirge heißt der Libanon. Morgenländische Dichter sagen von ihm, er trage den Winter auf seinem Haupte, den Frühling auf seinen Schultern, in seinem Schooße den Herbst, der Sommer aber schlummere zu seinen Füßen am Mittelmeere. Auf diesem Gebirge stand der berühmte Cedernwald, von dem die hl. Schrift so oft spricht, dessen Bäume Salomon zu dem Baue des Tempels benutzte. Es sind nur noch wenige Bäume in dem einst so herrlichen Walde vorhanden, aber diese erheben ihre Wipfel mächtig empor, einige beschatten einen Umkreis von mehr als 100 Fuß, und haben bis an die 40 Fuß im Umfange. Auch die Steine zu dem Tempel nahm Salomon aus diesem Gebirge. Gleichlaufend mit diesem geht ein zweites Gebirge, das heißt der Antilibanon. Sowohl dem Libanon als dem Antilibanon entspringen Flüsse, die sich nach allen

Weltgegenden hin ergießen. Der berühmteste dieser Flüsse entspringt auf dem Antilibanon und durchfließt den größten Theil des hl. Landes, bildet einen kleinen, dann einen größern, endlich einen dritten, noch größeren See, der merkwürdiger Weise nirgendhin Abfluß hat. Dieser Fluß ist der Jordan, der kleinere See ist der See Merom, der größere der See Genesareth, und der dritte das todte Meer, das die untergegangenen Städte Sodoma und Gomorrha überfluthete. Es ist ein trauriges Gewässer das todte Meer. Kein frisches Laub umgrünt den öden Strand, kein Wasservogel durchfurcht seine Wellen, und Fische, die der Jordan hineinführt, sterben alsbald. Das Wasser ist salzig und bitter und hat einen ekelerregenden Geschmack. Dagegen hat die große Strecke, die der Jordan oberhalb des todten Meeres durchfließt, meist fruchtbare Gegenden, und namentlich zeichnet sich die Umgebung des See's Genesareth durch Anmuth und Fruchtbarkeit aus. Schöne Berghöhen ragen rings empor, und an den Gestaden des klaren, tiefen See's gedeihen Palmen, Feigen, Weinstöcke und Oelbäume; in keiner Gegend Palästinas ist die Natur so reizend, als um diesen ruhigen See, an dem unser Herr mit seinen Jüngern so gerne verweilte. Ueberhaupt war Judäa in früherer Zeit ein ausgezeichnet fruchtbares Land. „Der Herr, dein Gott," sagt Moses zu dem Volke Israel, „bringt dich in ein gutes Land, ein Land mit Wasserbächen, Quellen und Gewässern, die entspringen in Thälern und auf Bergen; ein Land mit Weizen und Gerste und Weinstöcken und Feigenbäumen und Granatäpfeln; ein Land mit Oelbäumen und Honig; ein Land, wo du keine Speise dürftig genießen wirst, wo nichts dir mangeln wird; ein Land, dessen Steine Eisen sind, und aus dessen Bergen du Erz bauen wirst. Und du wirst essen und dich sättigen, und preisen Gott, deinen Herrn, für das schöne Land, das er dir gegeben hat." Getreide aller Art wuchsen auf dem fruchtbaren Boden nebst Baumwolle und Flachs in Ueberfluß, und die herrlichsten Blumen prangten in den Ebenen, an den Quellen und an den Berghöhen. Der Myrthenbaum, die Terebinthe, die Eiche, das Föhrenholz, die Cypresse, der Oelbaum, der Feigenbaum, die Palme und die Ceder schmückten Thäler und Höhen, und in den Weingärten gedieh herrlich die Traube. Auch an nützlichen Thieren hatte das Land Ueberfluß, und die hl. Schrift nennt außer Bienen und Fischen unter den Vögeln Rebhühner, Wachteln, Lerchen, Raben, Sperlinge, Störche, Tauben und die Nachtigall, die am Jordan singt, und unter den Säugethieren Hirsche, Gazellen, Ziegen, Rinder, Kameele, Pferde, Schafe, Esel, Hunde. Aber auch schädlicher Thiere geschieht Erwähnung, wie der Heuschrecke, der Schlange, des Fuchses und des Löwen. So groß aber früher die Fruchtbarkeit und die Bevölkerung dieses Landes war, so unfruchtbar ist jetzt sein Boden, so entvölkert sind seine Gegenden. Wo früher die blühendsten Fluren, die lachendsten Gefilde waren, da ist jetzt kein Haus, kein Garten, kein Obstbaum zu sehen; nur Disteln trägt der unfruchtbare Boden. Die kleinste Stadt in Judäa hatte einst mehr Einwohner, als gegenwärtig Jerusalem. Das Land ist ein trauriges Beispiel, wie durch Menschenhand der Segen Gottes, die Fruchtbarkeit der Natur zerstört werden kann. Fremde Kriegshorden drangen in Palästina ein und vertrieben die Juden aus ihrem Wohnsitze. Das Land wurde nicht mehr bebaut, Ackerbau und Gewerbe lagen darnieder. Aber nicht genug; auf den Höhen wurden die alten Wälder niedergehauen, daß die Bergscheitel nackt und kahl da standen, unfähig, die aufsteigenden Wasserdünste anzuziehen und in Quellen und Bächen wieder hinabzusenden in die Thäler. So versiegten die Quellen und Flüsse, und

das ganze Land ward immer dürrer, unfruchtbarer, öder; selbst die geringe Bevölkerung vermag der trockene Boden kaum zu ernähren. Der Jordan theilt Palästina in das westjordanische und das ostjordanische Land. In beiden Theilen wohnten die 12 Stämme der Kinder Israels. Zur Zeit Christi war das Land in vier Provinzen eingetheilt, in Galiläa, Samaria, Judäa und Peräa. Nur die drei ersten Provinzen werden im N. T. genannt; Peräa lag ostwärts, die drei andern Provinzen lagen westwärts vom Jordan. Die Provinz Galiläa ist nach Osten hin am See Genesareth am höchsten und flacht sich nach dem Meere allmälig ab. In diese Provinz erstreckt sich aus Syrien (Aram) der Libanon und der Antilibanon. Gegen das Meer zu, wo sich das Land abflacht, liegt die schöne Ebene Zabulon. 3½ Stunde vom See Genesareth ist der Berg Thabor, ein 3000 Fuß hoher Berggipfel, von dem man im Süden ein schönes Thal „Esdrelon," im Osten hohe Gebirge, im Norden den Antilibanon, im Westen aber das mittelländische Meer und das Vorgebirge „Carmel" erschaut, das auch in dieser Provinz liegt und bis ans Meer reicht. Am Thabor entspringt der Fluß Cison und strömt durch die Ebene Zabulon in das Meer. In dieser Provinz lagen die Städte Bethsaida, Kapharnaum, Tiberias am See Genesareth; außerdem Endor, Naim, Nazareth und Kana. — Mitten in der Provinz Samaria erhebt sich das einst so fruchtbare Gebirge Ephraim, zu dem die Berge Ebal und Garizim gehören. An dem Meere entlang liegt die große Ebene Saron. In dieser Provinz lagen die Städte Sichem und Samaria. In der Provinz Judäa liegt das Gebirge Juda. Zu dem Gebirge Juda gehörten die Wüsten Engaddi, Maon und Ziph; am mittelländischen Meere liegt die Ebene Sephela, die noch jetzt sehr fruchtbar, wenn auch nur zum Theil angebaut ist. Einzelne Höhen des Gebirges Juda sind der Oelberg und der Berg Sion bei Jerusalem, wo auch der Bach Kidron oder Cedron entspringt, und der Berg Carmel. In dieser Provinz ist der Heiland geboren, gestorben und auferstanden. Flecken und Städte dieser Gegend waren der Schauplatz seines Lebens und Wirkens auf Erden, und sind auch in ihren Trümmern noch kostbare Denkmäler der Erinnerung an dasselbe, so Bethlehem, wo er geboren wurde, Jerusalem, wo er litt, starb und auferstand, dann Betphage, Bethania, Emaus, Ephraim in der Wüste, Jericho. Jerusalem liegt ungefähr 6 Meilen vom mittelländischen Meere und 4 Meilen vom Jordan. Die Stadt ist rings von Bergen eingeschlossen, so daß man sie aus der Ferne nicht sieht. Sie hatte 10 Thore und einen Umfang von ungefähr 4600 Schritten. Die Stadtmauer geht über den Berg Sion. Diese Stadt, einst so blühend und volkreich, ist jetzt nur noch ein Schatten ehemaliger Größe und zählt etwa 11,000 Ew., die meist in elenden Häusern von Stein oder Lehm, in engen, dunkeln Straßen wohnen. Aber fast keinen Fußbreit Landes gibt es dort, der nicht heilige Erinnerungen hervorriefe und den Pilger begeisterte. Namentlich schließt die Kirche des heil. Grabes alle Stellen ein, welche bei der Erzählung von der Kreuzigung und Auferstehung des Heilandes erwähnt werden. Sie hat in der Länge 270 und in der Breite 150 Fuß und ist wie ein liegendes Kreuz gebaut. Tritt man in dieselbe hinein, so erblickt man zunächst die Stelle, wo der Leichnam Jesu einbalsamirt wurde, einen Marmorstein; gleich links ist das heilige Grab, wo 27 schöne silberne, beständig brennende Lampen hangen, etwas weiter rechts steigt man auf 18 Stufen zum Calvarienberge hinauf. In der Stadt sind auch verschiedene Klöster, in welchen die Pilger eine freundliche

Aufnahme finden. An der Stelle, wo sonst der Tempel Solomo's stand, ist jetzt eine prächtige türkische Moschee erbaut, das schönste Gebäude der Stadt. Etwa hundert Schritte von Jerusalem, nach Norden, fließt der Bach Cedron, an welchem Gethsemane lag, und etwas weiter ist der Oelberg. Eine Meile weiter nach Süden von der Stadt liegt Bethlehem und nahe dabei ein großes Kloster, von der frommen Kaiserin Helena erbaut. Unter dem Thore der sehr schönen Kirche ist die Geburtsstätte des Heilandes, in Marmor prächtig ausgebaut. Unweit Bethlehem zeigt man das Feld der Hirten. „Wir ritten durch die Felsen, erzählt ein Reisender, und erinnerten uns David's, der hier seine Heerden weidete und sich in Psalmen auf Jehova übte, und wie der Prophet Samuel hier ankam, ihn zum Könige zu salben, und wie David's Sohn hier unserer Welt erschien: als wir plötzlich ein schönes grünes Thal erblickten, dessen Schönheit durch die nackten Felsen ringsum gehoben ward. Wie wir in das Thal hineinritten, war es uns, als sähen wir erfreut die Menge der himmlischen Heerschaaren, welche sich auf diesem grünen Platz herabließen, wo die Heerden ruhten, und als hörten wir ihren Gesang: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden den Menschen!"

(Münstrer Leseb.)

327. Ein Besuch auf Ceylon.

Wir gelangten nach einer glücklichen Fahrt in einem Hafen von Ceylon an und sahen das paradiesische Eiland vor unsern Blicken entfaltet. Ein großes Gedränge von Eingeborenen in allen möglichen Trachten empfing uns am Ufer; voran waren die Hauptleute mit großen Mousselin Tellerhüten, die weiten, weißen Gewänder über den Leib unter einem breiten Goldgürtel zusammengestopft. An die glänzende, kaffeebraune Hautfarbe der Eingebornen gewöhnt man sich bald und findet zuletzt sogar die zarten Gesichter und die großen schwarzen Augen anziehend. Wir drängten uns, von allen Seiten angestaunt, mit Mühe hindurch und erreichten den Ort unserer Bestimmung, das Regierungsgebäude.

Ein Blick in den Hofraum lockte uns bald aus unserem offenen, luftigen Quartiere wieder ins Freie. Zwischen dem hohen Grase, das von langschwänzigen, grünen Eidechsen wimmelte, glänzten blaue Schlingpflanzen von wunderbarer Schönheit und eine Menge rothblühender Balsaminen. Hier standen Brodfruchtbäume mit fußbreiten, ausgezackten, glänzenden Blättern, weißem Stamme und zentnerschweren, grüngelben, rauhen kugelrunden Früchten. Dort fanden sich Pisangbäume, überall in Indien Bananen genannt; ihr rohartiger, dicker, saftiger Stamm trägt die 8 Fuß langen Blätter, aufrecht in die Höhe gerichtet. Wer dächte wohl, daß dieser fußdicke Baum von 20 Fuß Höhe mit einem sehr üppigen Wuchse eine einjährige Pflanze ist! Die schön gelben und grünen Früchte sehen äußerst reizend aus zwischen dem frischen großen Laube; auch waren sie hier viel köstlicher als die, welche wir in Kairo jeden Mittag hatten.

Es ist kaum zu sagen, welchen wunderbaren Eindruck die Fülle der tropischen Natur, die warme, feuchte, von Gewürz und Kokosöl duftende schwere Luft, die zauberartige Beleuchtung, streifig, aber hell die dichten Palmenkronen durchdringend, auf den Reisenden macht. Dichtes Gebüsch von gelb, roth und blau blühenden Glockenblumen umgibt die reinlichen Wohnungen, welche nach holländischem, alterthümlichem Style mit einer niedlichen Veranda*) an der Seite gebaut sind. Alte, holländische Inschriften finden sich überall an halbverwitterten, mit grünem Moose überzogenen Backsteinmauern wie in einer längst von Menschen verlassenen Gegend. Alles macht den Eindruck des Träumens und der Ruhe. Wo die Palmen nicht in dichten Gärten eingeschlossen stehen, bedeckt dichtes Strauchwerk den Boden, um so niedriger, je näher dem Meere zu. Unter dem Gesträuch wimmelt es von grünen Schlänglein; schön gefärbte Krabben laufen über die Steine hin, und verfolgt, verkriechen sie sich mit eiligen Seitensprüngen unter die dichten Ranken der schönen, rothblühenden Geißfußwinde. Die Ananas gedeihen hier wild auf dürren Klippen, nur genährt, wie es scheint, von der ewigen Feuchtigkeit der Luft. Welche Lust, sich hier niederzusetzen uud die prachtvollen Gruppen von Brodfrucht,- Pisang- und Palmbäumen zu betrachten, die prächtigen Liliengewächse und Schlingpflanzen, die drei Fuß langen Eidechsen auf dem schwarz bemoosten Felsboden, die handbreiten, schwarzgeflügelten, buntäugigen Schmetterlinge!

Mit einer reichen Beute von seltenen Naturalien beladen, kam ich gegen Sonnenuntergang nach Hause; es wetterleuchtete stark, und kaum hatte ich unsere luftige Behausung erreicht, so brach ein furchtbarer Platzregen mit unaufhörlichen Blitzen und dröhnenden Donnerschlägen los. Die augenblickliche Ueberschwemmung rund um mein Haus machte mir den Nutzen des fünf Fuß hohen Fundaments einleuchtend. Kaum war dieser Tropenguß vorüber und die Dunkelheit der Nacht stärker hereingebrochen, so leuchteten alle Bäume von unzähligen Leuchtkäfern gleich den Weihnachtsbäumen, und das in den Tropen gewöhnliche Abendconcert begann mit verdoppeltem Eifer. Die Musikanten sind Grillen, 10 bis 12 verschiedene Sorten Laubfrösche, kleine Eulen u. s. f. Dieses Volk macht einen Lärm, der gar nicht zu beschreiben ist; das zischt und zirpt, quakt und quikt, pfeift und prustet und klippert und klappert unaufhörlich.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Colombo brachen wir auf zur Elephantenjagd im Innern der Insel. Am zweiten Tage, als wir das Dorf Bobola verlassen hatten, gelangten wir an die Grenze

*) Ein an dem ersten Stockwerke vorbeilaufender, mit einem Dache versehener und von Laubwerk berankter Gang, worauf man sich, um Kühlung zu genießen, begibt.

des menschlichen Anbaues. Wir traten nun in einen dichten, massenhaften Urwald ein. Sein Dunkel erweckte Schauer und überwältigte durch das Gefühl des außerordentlichen Unterschiedes zwischen diesem und Allem, was wir bisher gesehen hatten. Die mächtigen Baumstämme standen dicht an einander; baumartige Schlingpflanzen wickelten oft drei oder vier der stärksten Aeste zusammen, die zum Theil schon abgestorben oder im Absterben begriffen waren. Oft sah man blos einen schenkelstarken, spiralförmig gewundenen Stamm, nämlich den der Schlingpflanze; der durch dieselbe erdrückte Kern war verfault und verwittert und sie allein ohne Stütze übrig geblieben. Von Blumen fand man hier nicht gar viele; es fehlte an Luft und Licht, desto größer aber und schöner war die Fülle der Blätter. Schäumende Waldbäche, die das Wurzelwerk 4 bis 5 Fuß tief losgewaschen hatten, machten unsern Pferden viel zu schaffen. Zuweilen kam man auf offene Plätze, mit üppigem Graswuchse bedeckt; hier entfaltete sich eine Menge schöner Blüthen, die von Schmetterlingen wimmelten; dann ging es wiederum in eine grausige Tiefe, wo eine Masse entblößter, knorriger Wurzeln und dunkler Gewässer, deren Tiefe man nicht zu schätzen wußte, unsere raschen Thiere aufhielten. Der Weg war so eng, daß man immer dicht hinter einander reiten mußte, um einander nicht zu verlieren. Sechs lange, mühevolle Stunden ritten wir so in angestrengter Eile; endlich erreichten wir unser Ziel, die Mitte des Waldes, wo ein paar Hütten für uns erbaut waren.

Alle Morgen vor Aufgang der Sonne brachen wir aus unserm Schlupfwinkel auf und gingen den Elephanten nach, die hier in großen Heerden anzutreffen sind. Ehe die Sonne über den Horizont emporkam, waren wir, da es fortdauernd regnete, in der Regel schon naß bis auf die Haut. Wenn die Eingeborenen die Nähe der Elephanten witterten, deuteten sie dies mit einem besonderen Zeichen an; es wurde abgesessen, und die Jäger stürzten, den Kopf voran, durch das Dickicht, indessen ich und die Bedienten auf dem Halteplatze blieben. Das Krachen eines fortlaufenden Elephanten hört man schon in einer Entfernung von zehn Minuten; eine ganze Heerde macht einen Lärm, als ob eine Lawine über den Wald hinstürzt. Das verhängnißvolle Geschrei, einem furchtbar verstärkten Ton aus einer zersprungenen Trompete nicht unähnlich, läßt der Elephant in dem Augenblicke ertönen, wo er sich wendet, um seinen Feind zu zermalmen oder selbst die tödtliche Kugel zu empfangen. Ich wußte daher immer, auch in der Ferne, wann der Augenblick der Gefahr da war. Eines Tages war ich den Jägern näher als gewöhnlich geblieben. Plötzlich krachte es rechts und links, hinter uns Trompetenton, und vor uns wühlte schon der Kopf eines mächtigen Thieres durch das dichte Gebüsch; wir standen auf einem glatten, nur wenig über dem Boden erhabenen

Felsen. Welch ein Glück, daß gerade der geschickteste Elephantenschütze bei uns war! Er sprang beherzt hinzu und jagte dem Riesen eine Kugel in die Schläfe. Das Thier stürzte mit einem dumpfen Gestöhn, wie umgeblasen; die andern Elephanten eilten davon, als sie ihren riesigen Gefährten krachend im Gebüsche versinken sahen.

(W. Hoffmeister.)

328. Festlichkeiten beim Austritt des Nils.

Berühmt ist die Bewässerung Aegyptens durch den Nil, welcher durch zahlreiche Kanäle sich vertheilt, die Aecker überschwemmt, eine dünne Schicht Schlamm als Dünger zurückläßt, in den sofort gesäet wird und dem Lande oft 2—3 Ernten schenkt. Dämme durchziehen daher das 2—5 Meilen breite Nilthal, auf natürlichen oder künstlichen Hügeln liegen Dörfer und Städte, und wenn das Land unter Wasser steht, besucht man sich auf Kähnen unter Musik und Festjubel. Aegypten ist bald ein See, bald ein Schlammland voll ungesunder Dünste, bald ein Fruchtgarten, bald eine vertrocknete Wüste.

Wie es vor uralten Zeiten war, so ist es noch jetzt, deßhalb theilen wir eine Beschreibung der Festlichkeiten mit, unter denen in Kairo der Durchstich des großen Kanales begangen wird, welcher vom Nil aus an der Stadt hin sich ins Land hinauf zieht. Sobald der Nil anfängt zu steigen, machen dies die Ausrufer in ihren Bezirken bekannt, indem sie in den Straßen in Begleitung einiger Knaben den ganzen Tag über ausrufen: Gott ist den Feldern gnädig gewesen! Der Tag guter Kunde! u. s. w. Dabei recitiren sie abwechselnd mit den Knaben gewisse lange Dialoge, deren Inhalt je nach dem zunehmenden Steigen des Flusses etwas abgeändert werden, und wofür sie von den Hausbesitzern eine Gabe empfangen, da man ihnen mit lebhafter Aufmerksamkeit zuhört. Die Regierung dagegen liefert den Ausrufern die nöthigen Angaben über das Wachsen des Nils, erlaubt sich aber oft eine Unwahrheit, da der Aegypter nur dann zur Grundsteuer verpflichtet ist, wenn der Fluß 16 Fuß gestiegen ist. Hat der Fluß die erforderliche Höhe von 20—21 F. erreicht, um den Kanal von Kairo durchstechen zu dürfen, so zeigt dies der Ausrufer am Tage vorher an, wobei seine Knaben Fahnen tragen und sie fleißig schwenken, indem sie ihre langen frommen Lieder recitiren.

Die Durchstechung des Dammes ist eine der größten öffentlichen Feierlichkeit, weßhalb die Regierung bereits großartige Vorbereitungen dazu getroffen hat, die Aegypter aber

am ersten Tage des Steigens eine Nacht am Flußufer zu durchwachen und allerlei abergläubische Gebräuche auszuführen pflegen. Der Damm ist unten breit, wird nach oben zu aber schmaler und endigt mit einer 9 F. breiten Fläche, die bei niedrigem Wasserstande 22—23 F. über dem Nil, dagegen noch nicht 20 F. über dem höher liegenden Kanale steht, dessen Ufer höher sind als der Damm. Am Kanalufer stehen die Trümmer eines steinernen Hauses, von dem herab die vornehmsten Personen Kairos den Durchbruch des Dammes mit anzusehen pflegten. Auf diesen Trümmern wird ein Zelt für die Regierungsbeamten aufgeschlagen, die bei der Feierlichkeit zugegen sein müssen, und ringsum sieht man viele andre Zelte für neugierige Zuschauer, welche wie die Regierungsbeamten Raketen, bengalische Flammen und andre Feuerwerke in Bereitschaft haben, um sie in der Nacht vor dem Durchbruch und in der Morgenfrühe des Durchbruchs abzubrennen und die Nacht in Tag zu verwandeln. Natürlich fehlen Zelte zum Kaffetrinken, mit Scherbet, eingemachten Früchten und Erfrischungen nicht, so daß die Nachtwache am Nil sich in einen nächtlichen Jahrmarkt oder eine Art Carneval verwandelt.

Am Nachmittage sammeln sich an der Stelle, wo der Damm soll durchbrochen werden, festlich geschmückte Boote, von denen besonders ein großes grell gefärbtes mit bunten Flaggen und Laternen an den Tauen geschmückt ist, einige Kanonen an Bord führt und ein seidenes Zelt über der Kajüte für die Frauen trägt. Von allen Booten schallt Gesang, Saitenklang, Lachen und frohes Gespräch die ganze Nacht hindurch, wogegen an den Ufern eine unabsehbare Volksmenge auf- und abwogt, oder Mährchenerzählern zuhört. Sobald es dunkel geworden ist, beginnt die Illumination auf den Booten und am Ufer zischen Raketen, sprühen Feuerräder, werfen blaue Flammen einen märchenhaften Lichtschein über Strom, Ufer, Boote und Menschen, donnern alle Viertelstunden 12 Kanonen, jubelt die Volksmenge dazwischen und schrei'n Verkäufer ihre Waare aus. Die schönsten Feuerwerke spart man aber für den Tagesanbruch auf. Denn währenddem haben Arbeiter den Damm von hinten dünner und dünner gehackt und die Erde in Körben nach dem Kanalufer getragen. Eine Stunde vor Sonnenuntergang muß der Damm so dünn geworden sein, daß ein gelinder Druck hinreicht, um das Nilwasser in ihn einzulenken. Da steigen die höchsten Staatsbeamten von ihrem Zelte auf dem verfallenen Hause herab auf den Damm, nehmen ein Document über die

Nilhöhe auf, um es nach Konstantinopel zu schicken, werfen den Arbeitern einen Beutel voll Goldstücke zu, und sobald sich die hohen Herren entfernt haben, erscheint vor dem Damme ein Regierungsboot, stößt den Rest der Dammwand nieder und gleitet mit dem einströmenden Flusse hinauf in den Damm, gefolgt von vielen andern Booten. Jubelgeschrei, Kanonendonner, Raketenknallen mengt sich durcheinander. Früher warf man aus Freude Gold in den Kanal, welches Fischer herauszuholen strebten, wobei mancher ertrank, weßhalb diese Sitte abgekommen und überhaupt die alte Festpracht bereits erblichen ist.

Noch immer setzen die Ausrufer ihre Meldungen fort; doch wenn das Wasser im Kanal den höchsten Stand erreicht hat, erscheinen die Ausrufer im Festschmuck, begleitet von einem Trommelschläger und Hoboebläser, vor jedem Hause ihres Bezirkes, um noch einmal ein Geschenk sich auszubitten, worauf sie das Sinken des Wassers bis zum gewöhnlichen Wasserstande täglich anzeigen. Aus uralten Bildern und Erzählungen geht hervor, daß zur Zeit der Pharaonen das Steigen des Nils auf gleiche Weise gefeiert wurde, ja jedenfalls noch prächtiger, weil der Nil damals göttlich verehrt und das Fest ein Religionsfest wurde, wobei man sogar Menschen soll geopfert d. h. ertränkt haben, um den Flußgott zu größerer Fruchtbarkeit zu bewegen. Was in andern Ländern ein Schrecken und eine Landnoth wird, das ist in Aegypten ein Segen und ein Freudenfest, eine Art Weihnachts- und Neujahrsfeier. (Friedrich Körner.)

329. Die Neger.

An der Westküste von Afrika und weiter hinein in dem Innern dieses Erdtheils wohnen Menschen, ganz schwarz von Hautfarbe, die gar sonderbar absticht gegen ihre hochrothen, aufgeworfenen Lippen. Der Bau ihres Kopfes hat viele Eigenthümlichkeiten, wodurch er sich von andern Menschenstämmen unterscheidet. Die Nase ist platt gedrückt und aufgestülpt, die Backenknochen und die Kinnladen stehen sehr weit vor, die Stirne hingegen ist flach und zurückgedrängt, das Haar aber schwarz und kraus, wie starke Wolle. In ihrer Geistesbildung stehen diese Neger grösstentheils noch sehr tief. Ihre Religion ist ein Gewebe des sinnlosesten Aberglaubens. Sie leben meistentheils nur in Hütten und Höhlen, und von Künsten und Geschicklichkeiten wissen sie nur wenig.

Aber dennoch sind sie glücklich und zufrieden in ihren Thälern, an ihren Flüssen, wenn sie nur nicht gestört werden. Sie brauchen wenig, und was sie brauchen, gibt ihnen die Natur und lässt sie keine Noth leiden. Da zimmern sie sich Kähne aus starken Baumstämmen, befahren damit die Flüsse, holen sich Fische zur Nahrung und Korallen, Perlen und Muscheln zum Putz für ihre Frauen und zum Tausch im Handel anstatt unseres Geldes. Oder sie gehen mit Pfeil und Bogen auf die Jagd, erlegen ein Wild für den Hausbedarf und daheim sitzt das Weib, besorgt das Haus und verfertigt Kleider und Putz für die Familie. Aber die Völker, welche gebildeter und vernünftiger heissen wollen als sie, sind unzufriedener als sie und sind in ihrer Habsucht und Gewinnsucht selbst so weit gegangen, dass sie auch das stille Glück dieser armen schwarzen Menschen nicht unangetastet gelassen haben. Sie haben Schiffe ausgerüstet, sind nach den Küsten hingesegelt, wo die Neger wohnen, und haben dort die Unglücklichen eingefangen. Gefesselt haben sie dieselben dann in alle Länder der Erde und besonders nach Amerika gebracht und sie dort wie Zugthiere verkauft, damit sie ihren neuen Herren die Felder bestellen und durch ihren sauern Schweiss den Reichthum der begüterten Leute noch vermehren sollten. Ihr Loos ist traurig. Oft Hunderte von Meilen getrennt von ihrer Heimath, müssen sie ohne Rast unter der Peitsche ihres Aufsehers ihr Tagwerk verrichten, und ihr Lohn ist schlechte magere Kost und ihre Ruhestätte nach den Beschwerden des Tages ein wenig Stroh in schlechter Hütte. Die Engländer haben zwar in neuerer Zeit viel gethan, um dies zum Himmel schreiende Unrecht des Menschenhandels zu hindern, aber trotz aller Vorkehrungen ist es ihnen damit bis jetzt noch nicht vollständig gelungen. (Hepp.)

330. Die Urwälder.

Unermeßliche, menschenleere Wälder mit den manchfaltigsten Baum- und Staudenarten in ihrem ursprünglichen, natürlichen Wuchse, wie sie in den entlegenen Erdtheilen gefunden werden, bieten einen Anblick dar, wie ihn selbst die kühnste Phantasie eines Europäers sich nicht zu denken vermag. Schon wenn wir daheim in einem unserer dichten Wälder einsam dahin wandeln, will ein eigenthümliches Gefühl uns erfassen. Aber wie ganz anders wird der von Staunen und Bewunderung ergriffen, dessen Fuß zum ersten

Male in jene schauerlichen und doch auch majestätischen Wildnisse zu dringen sucht die z. B. in Südamerika, so groß an Umfang wie manche deutsche Länder den Boden bedecken. In diesem wilden, natürlichen Zustande entwickelt das Reich der Pflanzen eine Fülle und Verschiedenartigkeit, vor welcher das, was die menschliche Hand zu erzeugen im Stande ist, kaum als ein schwaches Abbild gelten kann. Wie überhaupt in Waldungen befruchtende Wasser sich erzeugen, so ist besonders im Innern der Urwälder ein ungeheurer Reichthum an Quellen aufgethan, und die Feuchtigkeit des Bodens gibt, verbunden mit der Wärme der Luft, in diesen heißen Gegenden der Pflanzenwelt eine Saftfülle und Ueppigkeit, wie kein anderer Boden sie hervor zu treiben im Stande ist. Jahr aus, Jahr ein bleibt die Vegetation in immerwährender Thätigkeit, und nur die Abstufungen im Grün des Blätterwerks lassen eine Verschiedenheit der Jahreszeiten hier unterscheiden. Ein neuer Schmuck ersetzt alsbald wieder die Stelle, wo verwelktes Laubwerk den Bäumen entfallen ist. Kaum reicht der mit Gewächsen beladene Boden hin, die kräftig hervorsprossenden Pflanzen alle zu tragen. Sie finden kaum Raum, sich zu entwickeln, sie drängen sich auf und über einander, und die einen wachsen auf den anderen. Kaum ist es möglich, nur einen Fuß in das dichte Pflanzengedränge zu setzen, ohne mit der Axt in der Hand den Weg sich vorwärts zu bahnen. Nur mühsam kann man sich hindurch arbeiten durch das üppig aufgeschossene Unterholz, durch das Gewirre rankender Gewächse, durch Wälder von Schlingpflanzen und durch das Dickicht von Rohrgehegen und üppigen Wiesen, welche überall die Räume zwischen den hohen Bäumen füllen.

Unter grünem Teppich verborgen, liegen zahllose zusammengestürzte und faulende Bäume; gleich Säulentrümmern ragen aus dem Boden die riesigen Stümpfe empor, und dazwischen haben die abgebrochenen, gigantischen Aeste ein undurchdringliches Zaunwerk aufgehäuft. Nicht selten geräth man dann auch an Spalten und tiefe Abgründe, über welche man erst mit dünnen Stämmen und darauf gelegten Zweigen oder Kokosblättern einen künstlichen Uebergang sich schaffen muß.

Die Bäume erreichen eine erstaunenswürdige Höhe und Stärke. Ihr dichtes Laub hüllt den Boden des Waldes fast in ein nächtliches Dunkel, und das Blättergewölbe bietet ein undurchdringliches Schutzdach gegen die Strahlen der Sonne, wie gegen den stärksten Regen. An diesen Jahrhunderte alten Riesenbäumen, von denen oft jeder sein eigenes, von den andern verschiedenes Blätterwerk zeigt, winden sich nach allen Richtungen in wildem, undurchdringlichem Gewirre die verschiedenartigsten Schlingpflanzen auf, dichtbelaubte Lianen, von denen unser Ephen und unser Geißblatt nur schwache Nachbildungen abgeben. In der sonderbaren Eigenthüm-

lichkeit ihres Baues umgürten sie die Stämme, verzweigen sich mit ihren Aesten, vermengen ihre Blätter und weben die Kronen der Bäume zu dichtem Flechtwerk. Aber vergebens sucht man in den Gipfeln die Enden jener sonderbaren Gewächse. Von hier schwingen sie sich hinüber auf andere Bäume oder kehren, der Stütze entbehrend, als freie Gehänge zum Boden zurück, um von Neuem an einem andern Baume mit Hülfe ihrer Luftwurzeln sich empor zu ranken. Diese Schlingpflanzen sind es aber auch, welche jenen Ländern eine hohe, malerische Schönheit verleihen. Selbst der Pflanzenkenner vermag es kaum, aus der vielfach verschlungenen Masse von Zweigen, Blättern, Blumen und Früchten die verschiedenen Arten der Gewächse noch heraus zu finden.

Oft ist die Manchfaltigkeit der Pflanzengattungen so groß, daß man kaum mehr zu sagen weiß, woraus der Wald denn eigentlich bestehe. In der heißen Zone erheben sich die Fürsten der Pflanzenwelt, die mächtigen Palmen, mit ihren Federkronen, mit ihrem Reichthume schöner Blätter und Früchte, gleich großen, gewaltigen Säulen. Prachtvolle Olivenbäume findet man besonders in Brasilien. Seltener als die Palmen, zeigen sich in den Urwäldern von Südamerika die baumähnlichen Farren mit ihren hohen, geraden Stämmen und ihren zarten, gefiederten Wedeln, die bei einzelnen Arten wie gewaltiges Tauwerk von den Bäumen herabhangen. Zahllose, kleinere Arten bekleiden Felsen und Stämme und Aeste von Bäumen. In anderen Urwäldern breiten sich ungeheure Stämme wilder Feigen in schiefen Platten aus, welche sie wie Gewölbpfeiler tragen. Dazu gesellen sich die verschiedensten Arten von Flechten und Moosen. Eine wichtige Rolle spielen endlich auch die saftigen, fleischigen Cactus in den verschiedenartigsten und sonderbarsten Formen, geziert mit den herrlichsten und prachtvollsten Blumen. (C. L. v. Leonhard.)

331. Cincinnati.

Cincinnati, „die Königin des Westens," wie sie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika allgemein genannt wird, liegt in der südwestlichen Ecke Ohio's, dessen schönste und bedeutendste Stadt sie ist. Erst seit einigen siebzig Jahren entstanden, zählt sie jetzt schon an 180,000 Einwohner. Da Ohio selbst schon seit 35 Jahren besonders von deutschen Auswanderern angebaut wurde, so breitete sich auch Cincinnati immer mehr und mehr aus, vertheilte nicht allein von dort die den Mississippi und Ohio heraufkommenden Fremden in dem Staat, sondern ward auch zum Mittelpunkt des Binnenhandels der die Produkte des Nordens, als: Mais, Mehl, Whiskey, eingepökeltes Schweinefleisch, getrocknete Früchte, Kartoffeln u. s. w. nach dem Süden versandte und dafür die Erzeugnisse der wärmeren Landstriche, als: Zucker, Baumwolle, Tabak, Seesalz, Kaffee und die übrigen Früchte der Tropenländer in Empfang nahm. Zur Erleichterung dieses Zweckes stand es nicht allein durch den Ohio mit dem Osten, sondern auch durch den westlichen Kanal mit

Buffalo und den nördlichen See'n Erie, Michigan und Ontario in Verbindung, und gute, nach europäischer Art angelegte Strassen zweigten sich durch das ganze Land. Durch die Erbauung eben dieser Wege und Kanäle, wie durch die gesunde Lage des Ortes selbst wurde eine sehr grosse Menge von Deutschen, meistens aus den ärmeren Klassen, veranlasst, die blühende Stadt aufzusuchen und sich in ihr oder wenigstens in der Nähe derselben eine Existenz zu gründen.

332. Die Auswanderer.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anschau'n immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffe eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brod beschwert,
Das ihr aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Heerd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen braun und schlank;
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimath Born gefüllt;
Wenn am Missouri Alles schwiege,
Sie malten euch der Heimath Bild:

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt;
Des Heerdes traute Feuerstelle;
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden, braunen Gästen,
Voll frischen Trunkes eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet von der Jagd, bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim mit Grün belaubt.

O sprecht! warum zieht ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Aelplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern,
Euch nach der Heimathberge Grün,

Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis! .
Sei Freude eurer Brust beschieden,
Und euern Feldern Reis und Mais! (Freiligrath.)

333. Die Thierwelt Australiens.

Die australische Thierwelt ist in gewissen Beziehungen eine eigenthümliche. Den Vögeln geht im Allgemeinen die Gabe des Gesanges ab, aber zum Ersatze dafür sind sie mit dem buntesten und prachtvollsten Gefieder ausgestattet. Die schönsten darunter sind vielleicht die Kakadu's, die zum Geschlechte der Papageien gehören und auf deren ungeheuere Massen der eingeborene Wilde in der Tiefe der Wälder Jagd macht. Man versetze sich in eine solche Tiefe des Waldes, in die Nähe eines jener großen See'n, welche ihren glatten Spiegel vor den Strahlen der Sonne ausbreiten und das durchsichtige Blau des Himmels wiederspiegeln. Rings herum stehen hohe, stattliche Bäume, kahl am unteren Stamme, aber gekrönt mit herrlichem Gipfel. Da hört man das Geschrei der Hunderte von Kakadu's, die ihr Gefieder putzen und einer vermeintlichen Sicherheit sich erfreuen. Aber mit leichtem, elastischen Schritte stiehlt sich der Wilde von Baum zu Baum, von Busch zu Busch, bis er den Rand des Wassers erreicht hat und sein tödtendes Geschoß zu der Menge hinauf sendet.

Vielleicht die merkwürdigste von allen Vögelgattungen Australiens ist der mit dem Strauße und dem Kasuar verwandte Emu. Furchtsam und scheu, sucht er seine Sicherheit mehr in der großen Geschwindigkeit, mit welcher er läuft, als in seiner Stärke. Nur wenn er in die Enge getrieben wird, bringt er mit seinen Beinen und Krallen gefährliche Wunden bei. Aus seinem Fleische gewinnt man ein schätzbares Oel. Auch der schwarze Schwan ist ein prächtiger Vogel, der gewöhnlich in kleinen Heerden auf den Gewässern umherschwimmt, aber nur selten erhascht werden kann. Außerdem gibt es den Leiervogel und den Paradiesvogel, zwei der schönsten Vögelgattungen, die irgendwo zu finden sind. Von den gewöhnlicheren Vögeln gibt es viele, deren Stammgenossen auch in der Heimath uns vor Augen kommen: Enten, Tauben, Fasanen, Rebhühner, Lerchen, Drosseln, Schwalben, Rothkehlchen u. s. w. Die meisten haben zwar ein schönes Gefieder, aber sie singen nicht.

Unter den Raubvögeln sind der weiße Adler und ein grimmiger Geier von bedeutender Stärke. Auch Habichte und Eulen gibt es in großer Menge.

Reißende, wilde Thiere, wie Löwen, Tiger, Hyänen u. dergl., hat Australien nicht aufzuweisen, aber die vierfüßigen Thiere dieses Landes bieten ganz eigenthümliche Erscheinungen. Die meisten gehören der Klasse der Beutelthiere an, welche ihre Jungen in einem Beutel ernähren und schützen, bis sie sich selbst forthelfen können. Den ersten Platz unter denselben nimmt das, nur Australien angehörige Känguruh ein, dessen verschiedene Arten von der Größe einer Maus bis zu 100 und mehr Pfund Gewicht aufsteigen. Im Zustande der Freiheit sind seine Bewegungen mehr elastisch und zierlich. Es nährt sich von Pflanzen und lebt in kleinen Heerden unter Leitung der älteren Männchen. Der Beutel, in welchem es die Jungen trägt, befindet sich unter dem Bauche. Man jagt es um seines eßbaren Fleisches willen. — Der Wombai hat die Größe eines Schafes, gräbt sich wie der Dachs in die Erde, nährt sich auch von Pflanzen und gibt ein dem mageren Schöpsenfleische ähnliches Fleisch. — Das Bandikut ist ebenfalls ein Beutelthier, hat aber ein sehr widerwärtiges Aussehen und fügt dem Geflügel der Kolonisten großen Schaden zu. — Die Opossums, mit buschförmigen oder geringelten Schwänzen, verbergen sich am Tage in hohle Bäume oder unter dichte Aeste und geben meist nur des Nachts auf ihren Raub aus, auf Insekten, kleine Vögel u. s. w., wobei sie auch die Hühnerställe der Farmer nicht vergessen; die 10 bis 15 Jungen, welche das Weibchen zur Welt bringt, ruhen wohl an 50 Tage in dem Beutel der Mutter. Nun, wenn sie die Größe einer Maus erreicht haben, beginnen sie erst, sich aus ihren Verstecken hervorzuwagen und im Grase umher zu springen. Aber bei dem geringsten Geräusche fliehen sie in ihr Asyl zurück oder lassen sich auch auf dem Rücken der Mutter aus dem Bereiche der Gefahr hinweg tragen. — Der Dingo oder australische Hund, von röthlichbrauner Farbe und wolfsähnlichem Ansehen, ist außerordentlich wild und den Schafen zuweilen verderblich. Eichhörnchen und Katzen, einige weiß, andere gefleckt wie der Leopard, sind sehr zahlreich, aber auch sehr furchtsam.

Von allen merkwürdigen Thieren aber, welche irgend ein Land aufzuweisen hat, kommt keines dem Ornithorbynchus oder Schnabelthiere gleich. Dieses Thier, von schlankem otterähnlichem Körperbau, ist ungefähr 20 Zoll lang und auf dem Rücken mit einem dichten, weichen, dunkelbraunen Pelze bedeckt. Der Kopf dieses vierfüßigen Thieres läuft in einen Entenschnabel aus. Seine Vorderfüße sind mit Schwimmhäuten versehen und gleichen gewissermaßen ein Paar Floßfedern, während die Hinterfüße kurz und schmal, mit Krallen versehen und rückwärts gebogen sind. Es

wühlt sich in die Ufer der Flüsse ein, und wenn es im Schlamm und Wasser Nahrung sucht, macht es mit seinen Kinnladen eben solche Bewegungen, wie die Enten. Das Männchen ist an jedem Hinterbeine mit einem Sporn bewaffnet, der, wie der Giftzahn giftiger Schlangen, mit einem Kanale versehen ist, an dessen Ende sich eine Drüse befindet, welche eine Flüssigkeit absondert.

Schlangen gibt es in Australien viele, und die giftigsten darunter ist die Todtennatter. Da sie jedoch niemals angreift, wenn sie nicht getreten oder geschlagen wird, so kann man sie leicht vermeiden und eben so leicht tödten. Ihr Biß ist in seinen Folgen fürchterlich rasch, und das Gift durchdringt das Blut mit einer Schnelligkeit, welche die schleunigste Hilfe nöthig macht. Eidechsen und Blutegel sind in Menge vorhanden, und Insekten millionenmal mehr, als goldhaltige Erdtheilchen. Unter diesen Insekten sind der Hinterfuß und die Tarantel die schädlichsten, aber ihr Biß, obschon sehr schmerzhaft, läßt sich doch durch Anwendung geeigneter Mittel leicht unschädlich machen. (A. Berthelt's Geographie in Bildern.)

Achter Abschnitt.

Aus der Geschichte.

334. Die Aegypter.

Aegypten, zwischen starren Felsen und öden Wüsten sich hinziehend, wird durch die jährliche Ueberschwemmung des Nils, der durch den Regen auf den äthiopischen Gebirgen zu einer außerordentlichen Höhe anschwillt, sehr fruchtbar gemacht, so daß man, ohne zu pflügen, in das fette, lockere Erdreich säen und zwei- bis dreimal jährlich ernten kann. Daher ist auch Aegypten von jeher die Kornkammer der Nachbarländer gewesen.

Die Bewohner Aegyptens gehören wegen ihrer Sitten, Religion und Kunst zu den merkwürdigsten Völkern des Alterthums. Die Aegypter waren in Kasten oder Zünfte eingetheilt und zwar in die Kasten der Priester, Soldaten, Künstler, Landleute und Hirten. Sie waren fleißig, mäßig und sanft, aber ernst, schwermüthig und abergläubisch. Sie liebten weder Musik noch Tanz, dagegen die stete Erinnerung an den Tod. Darum herrschte auch in Aegypten die Sitte, einbalsimirte Leichname oder Mumien bei Mahlzeiten an den Tisch zu setzen. — Den alten Aegyptern werden viele Erfindungen zugeschrieben, als die Erfindung des Pfluges, der Weberei, der Meßkunst, der Arznei- und Sternkunde. Sie berechneten schon das Sonnenjahr.—Ausgezeichnet sind die Aegypter in der Baukunst gewesen, und jetzt noch erregen die Trümmer ihrer alten Baudenkmäler unser Erstaunen. Dahin gehören die Pyramiden, Obelisken, das Labyrinth, die Tempel, Sphinxe u. s. w.

Die Religion der alten Aegypter war Verehrung der für sie nützlichen oder schädlichen Naturgegenstände und Naturkräfte. Daher verehrten sie das Gute oder Nützliche im Gotte Osiris (Sonne und Nil) und in der Isis (Mond). Das Böse oder vielmehr das Schädliche stellten sie in dem Riesen Typhon dar, der den Gluthwind bedeutet, welcher aus der südlichen Wüste wehete und dem Lande Schaden brachte. Ebenso verehrten sie nützliche und schädliche Thiere, wie das Krokodil, den Ichneumon, Ibis, die Katze, den schwarzen an der Stirne weiß gefleckten Ochsen Apis.

Diese Thieranbetung ist offenbar eine der ärgsten Verirrungen, in welche die von Gott abgefallenen Menschen gerathen konnten. Die Aegypter glaubten auch an eine Seelenwanderung durch die Thierwelt, weßhalb sie wohl auch viele Thiere verehrten, und sie balsamirten ihre Todten ein (Mumien), weil sie der Meinung waren, daß die menschliche Seele nach ihrer Wanderschaft durch die Thierkörper wiederum in den verlassenen menschlichen Leib zurückkehre. Darum hielten sie auch eifrig auf ein feierliches Begräbniß. Ehe aber dieses gestattet wurde, hielt man ein Todtengericht, das aus 40 Richtern bestand und dem selbst die Könige unterworfen wurden. Nur wenn das Leben des Verstorbenen unbescholten war, wurde die Leiche feierlich über den See Möris zum Begräbniß gefahren. — Kambyses, der Sohn des Cyrus, brachte Aegypten 525 unter persische und Alexander der Große 332 unter macedonische Herrschaft. Zuletzt kam Aegypten an die Römer.

(Hepp.)

335. Die Phönizier.

Im Norden des heiligen Landes liegt ein hohes, einst mit Cedernbäumen dicht bewachsenes Gebirge, der Libanon genannt; an dessen westlichen Abhängen, so wie in der von Natur unfruchtbaren, schmalen und sandigen Uferebene am mittelländischen Meere wohnten einst die Phönizier. Von ihren spätern Hauptstädten heißen sie in der Bibel gewöhnlich Tyrer oder Sidonier. Da ihr Land sie unmöglich ernähren konnte, suchten sie ihre Speise im Wasser und fingen an zu fischen und zu schiffen; und da sie das feste Cedernholz so nahe hatten, baueten sie sich kleine Kähne und trieben damit ihre Fischerei. Nach und nach wagten sie sich weiter fort von ihrem Vaterlande. Aber wie fanden sie die Wege? Fahrgleise gibt's doch auf dem Wasser nicht und immer am Ufer hinzufahren ist gefährlich, weil das Meer schäumend gegen das Ufer hinwogt und die Schiffe zerschmettern würde. Die Phönizier wußten sich aber doch zu helfen;— sie richteteten sich nach den Sternen. Die ersten Menschen schaueten nämlich gern die Werke Gottes an, und besonders gefielen ihnen die lieblichen Lichtpünktlein am schönen blauen Himmel und ihr stiller, regelmäßiger Gang. Manche heitere Nacht durchwachten sie, sahen nach den Sternen, gaben ihnen Namen und dachten sich allerlei Schönes und Gutes dabei. Das thaten besonders die Chaldäer, und von diesen lernten auch die Phönizier die Kenntniß der Sterne — und lernten sie um so begieriger, da sie dieselbe zur Schifffahrt und zum Geldgewinn so gut brauchen konnten. — So fuhren die Phönizier zuerst nach der Insel Cypern, stahlen dort Leute weg und verkauften sie als Sclaven. Sie fuhren dann noch weiter bis nach Spanien, wo sie eine unbeschreib-

liche Masse Silber fanden. Damit beluden sie ihre Schiffe und brachten diese ungeheuren Reichthümer nach Hause. Ja, sie wagten sich sogar in's atlantische Meer nach England, wo sie Zinn eintauschten, und nach Preußen, woher sie den Bernstein holten. Und damit Andere ihnen nicht folgen möchten, erzählten sie daheim: „Ja, ihr solltet nur einmal hinauskommen, über die Säulen des Herkules, wie greulich es da aussieht. Die Sonne brennt wie das Feuer in einem Schmelzofen; das Meer ist so dickschlammig wie Mehlbrei; Schilf wächst darin, so hoch wie die Mastbäume; und dazwischen sind greuliche Drachen mit vielen Köpfen und spitzigen Zähnen, welche schreckliche Flammen aus dem Rachen blasen, — wer sie ansieht, wird augenblicklich zu Stein." Die Leute glaubten diesen Lügen, blieben zu Hause und machten sich allerlei lächerliche Vorstellungen von fremden Ländern.

Unter den vielen Erfindungen, welche die Phönizier theils gemacht haben sollen, theils wirklich gemacht haben, mögt ihr euch nur folgende merken:

1) Das Glas. Tyrische Schiffer landeten einst an den sandigen Ufern des Belusbaches; sie waren hungrig und wollten sich eine Suppe kochen. Gleich wurde der Kessel aus dem Schiffe an's Ufer getragen. Da keine Steine in der Umgegend waren, trug man, ebenfalls vom Schiffe her, etliche Salpeterstücke herbei, setzte den Kessel darauf und machte ein tüchtiges Feuer darunter. Bald war die Suppe fertig und auch bald von den Schiffern verzehrt. Nach dem Essen rührt einer von ihnen, vielleicht zum Zeitvertreib, in der noch warmen Asche umher. Auf einmal! — was sieht er?—Ein durchsichtiges, glänzendes Stückchen Stein, so glatt und schön, wie er es nimmer gesehen. „Was ist das?" fragt er die andern Schiffer. Sie wußten's nicht; merkten aber bald, daß das neue schöne Gestein wohl aus der Asche, dem Salpetersalz und dem Salze zusammengeschmolzen sein müsse, und sie hatten Recht. Sie versuchten nun durch Schmelzung und Mischung der genannten Substanzen den neuen Körper zu erzeugen; dieß gelang, und— das Glas war erfunden. Anfangs wurde dasselbe aber so kostbar gehalten wie Gold und Bernstein, und wer ein Stückchen hatte, vielleicht wie eine Erbse groß, freuete sich und that's in einen Fingerring. Zu Fenstern brauchte man es damals noch nicht.

2) Das Rechnen wollen die Phönizier auch erfunden haben; eben so auch 3) das Geld. Vorher tauschte man nämlich für irgend ein Stück Kupfer, Silber oder Gold, ein Schaf, eine Kuh, oder was man sonst gebrauchte, ein. Die Tyrer drückten aber auf jene Metallstücke von bestimmtem Gewichte irgend ein Thierbild, und eben solch ein Thier oder etwas desselben Werthes konnte man dann für jenes „Geldstück" bekommen.

4) Die Buchstabenschrift. Manche sagen aber, die Tyrer hätten dieselbe von den Chaldäern gelernt, und diese wären mithin die eigentlichen Erfinder derselben.

5) Die Purpurfarbe. Ein phönizischer Schäfer hatte einen Hund, welcher oft an's Meer lief und dort Purpurschnecken fraß. Davon bekam er ein rothes Maul. Sein Herr wischte ihn mit Wolle ab und bemerkte, daß diese schön roth, nicht garstig blutroth gefärbt wurde; er ging dem Hunde nach und die köstbare Purpurfarbe war entdeckt. Sie kamen weit in der Welt herum und darum lernten sie auch Vieles; die immer zu Hause hinter dem Ofen sitzen, lernen in der Regel wenig. Alles, was die Phönizier arbeiteten, war so sauber und nett, daß man's gern kaufte, und phönizische Arbeiten waren damals eben so gesucht und geschätzt wie jetzt die englischen. Darum ließ auch der König Salomon den prachtvollen Tempel zu Jerusalem von diesen seinen geschickten Nachbarsleuten erbauen und gab ihnen Geld und Getreide dafür. Aber bei all' dem Reichthum und bei aller Geschicklichkeit waren sie doch ein gottloses Volk. „Der Mensch kann lügen und trügen wie ein Tyrer!“ sagte man im Sprüchwort von einem Lügner oder Betrüger. Was konnte es ihnen helfen, daß sie dem wahren Gott einen Tempel bauten, da sie selbst bei dem Dienste der eingebildeten Götzen verblieben?—Die beiden Hauptstädte der Phönizier nahmen ein Ende mit Schrecken. Sidon wurde von Nabuchodonosor zerstört, und Tyrus dreihundert Jahre später von Alexander dem Großen. Die reichen Kaufleute wurden todtgeschlagen und gekreuzigt oder verkauft, und statt der schönen Städte, die nachher wieder aufgebaut wurden und eine Zeit lang blüheten, sieht man jetzt nur elende Schutthaufen und dazwischen hie und da eine jämmerliche Hütte, von ärmlichen, anheimlichen Menschen bewohnt. (Kappe.)

336. Jugendgeschichte des Cyrus.

(598 v. Chr.)

Dem Astyages, König von Medien, träumte einmal, seine Tochter Mandane gösse so viel Wasser auf die Erde, daß ganz Asien davon überschwemmt würde. Er legte seinen Traumdeutern, die man hier wie in Aegypten sehr hoch schätzte, den Traum vor, und sie deuteten ihn so: es solle von Mandanen einst ein Sohn geboren werden, der ganz Asien beherrschen werde. Astyages erschrak darüber so sehr, daß er seine Tochter nach der kleinen, unbedeutenden Landschaft Persis schickte und sie dort an einen Perser von guter Geburt verheirathete. Sie gebar einen Sohn, den sie Cyrus nannte. Kaum hatte der König dies erfahren, so ließ er das Kind vor sich bringen und gab es einem seiner Hofleute, Harpagus, mit dem Befehle, es zu tödten. Der Mann hatte Mit-

leiden mit dem Kinde, anstatt es zu tödten, gab er es einem Hirten, damit dieser es irgend wohin in einen Wald lege und es da seinem Schicksale überlasse. Der Hirt brachte es seiner Frau. Diese hatte gerade ihr Kind verloren und nahm mitleidig den kleinen Knaben als ihr eigenes Kind auf. Cyrus wuchs heran und wurde schön und stark. An einem Tage, als er mit anderen Kindern spielte, wählten ihn diese zu ihrem Könige. Eins von den Kindern wollte ihm nicht gehorchen, und Cyrus, als König, ließ ihm Schläge geben. Der Knabe lief zu seinem Vater, und dieser, ein vornehmer Mann, forderte vom König, daß der Hirtenknabe bestraft werde. Der König ließ ihn kommen. Cyrus stand unerschrocken vor ihm und sagte mit Freimüthigkeit, er sei von den Knaben im Spiele zum Könige erwählt worden und habe sich seines Rechtes bedient. Der Muth des Knaben, sein Stolz und einige Züge, die den Astyages an seine Tochter erinnerten, machten den König aufmerksam. Er erkundigte sich bei dem Hirten, der gestand Alles. Doch hatte Astyages den Knaben liebgewonnen und schickte ihn seiner Tochter nach Persien; an Harpagus aber, welcher den Befehl, das Kind zu tödten, nicht vollzogen hatte, nahm er eine blutige Rache.

Den Astyages beruhigten indeß die Traumdeuter durch die Erklärung, sein Traum sei erfüllt, dadurch, daß Cyrus von den Knaben zum Könige erwählt worden sei: und nach einigen Jahren ließ der Großvater ihn mit der Mandane nach Medien kommen. Der junge Cyrus, in der strengen, kriegerischen Lebensweise der Perser auferzogen, konnte sich des Lachens kaum enthalten, als er an dem Hofe des Astyages Alles so weibisch geputzt sah. Astyages saß auf einem prächtigen Throne; seine Backen, Lippen und Stirne waren bemalt, Augenbrauen und Haare gefärbt; er hatte goldene Ketten um den Hals und Armbänder an den Händen. Cyrus sprang, wie er in das Zimmer trat, auf den geputzten Alten zu, fiel ihm um den Hals und rief: „O, was ich für einen schönen Großvater habe!“ Seine Mutter fragte ihn lächelnd, ob er denn schöner wäre, als sein Vater. „Unter den Persern,“ antwortete Cyrus, „ist mein Vater der schönste; aber unter den Medern habe ich keinen gesehen, der so schön wäre, wie mein Großvater.“— Dem Alten gefiel die Antwort. Er beschenkte den Knaben reichlich, und bei Tische mußte Cyrus immer neben ihm sitzen. Dem Cyrus, der an die Mäßigkeit der Perser gewöhnt war, dünkte es sonderbar, daß man so vielerlei Speisen auftrug. Er sah lange zu; endlich sagte er zu dem alten Könige: „Aber, lieber Großvater, du hast doch schrecklich viel Mühe, satt zu werden, wenn du von dem Allen essen mußt.“ Astyages lachte und sprach: „Glaubst du denn, daß dies hier nicht viel besser sei, als eure persischen Mahlzeiten?“ „Ich weiß nicht,“ antwortete Cyrus, „aber wir werden viel geschwinder und leichter satt, als ihr. Uns ist Fleisch und

Brod genug, um satt zu werden; ihr aber, ach, was braucht ihr für Arbeiten und Umschweife, bis ihr so weit kommt." — Mit Erlaubniß des Alten vertheilte er darauf von den Speisen unter die Diener; nur dem Mundschenken, Sakas, gab er Nichts. Der König, welcher den Sakas liebte, fragte den Cyrus im Scherz: „Warum gibst du denn diesem Nichts, den ich doch so lieb habe?" —„Und warum hast du ihn lieb?" fragte Cyrus. „Siehst du nicht," antwortete der König, „wie schön er eingießt und kostet und mir zureicht?" — „O," rief Cyrus, „das kann ich so gut als er und noch besser; denn ich will dir den Becher nicht halb austrinken, wie er." Darauf nahm er den Becher, goß aus der Schale Wein und reichte ihn dem Könige. „Aber," sprach der Alte, „du mußt auch den Wein kosten." „Das lasse ich wohl," rief der Kleine, „denn ich weiß, es ist Gift darin. Ich habe das neulich bei deinem Gastmahle gesehen." — „Wie das?" rief der Alte.—„Wißt ihr nicht mehr, wie ihr von Verstand und Sinnen kamet, sobald er euch zu trinken gegeben hatte? Was war das für ein Lärm! Wie habt ihr durcheinander geschrieen und gelacht! Die Sänger schrieen sich die Kehle heiser, kein Mensch verstand sie, und doch rieft ihr alle: Wunder! So lange ihr saßt, sprach Jeder von seiner Stärke; sobald ihr aufstandet zum Tanzen, fielet ihr über eure eigenen Füße. Ihr wußtet alle nicht mehr, was und wer ihr seid; du nicht, daß du König bist, und die nicht, daß sie Unterthanen sind." — „Aber," sprach Astyages, „wenn dein Vater trinkt, berauscht er sich nie?" —„Nie!" — „Und was macht er denn?"—„Er hört auf zu dürsten, sonst Nichts.."—Durch diese und ähnliche Einfälle machte Cyrus sich sehr beliebt. Astyages ließ ihn reiten, jagen und erlaubte ihm, was er wollte. Cyrus wurde mit jedem Tage männlicher, und da er endlich in einem kleinen Treffen mit einem benachbarten Volke sich vor allen Andern hervorgethan hatte, wurde er der Abgott des Volkes.

Später unternahm er große Kriegszüge, eroberte einen großen Theil von Asien und wurde der Gründer der ausgedehnten persischen Monarchie. (Bredow.)

337. Krösus und Solon.

(594 v. Chr.)

Krösus. „Du bist, guter Solon, weit herumgereist, hast Du wohl Jemanden gefunden, der glücklicher war, als ich?"

Solon. „Dazu bedurfte es keiner weiten Reisen; ich hatte einen solchen in der Nähe — in meiner Vaterstadt Athen."

Krösus. „Und der war?"

Solon. „Tellus; sein Name ist dir vielleicht ganz fremd; aber er wollte auch nicht bekannt sein. Er lebte ohne allen äußern Glanz unter seinen Mitbürgern; aber einen glücklicheren Menschen als ihn kannte ich

nicht. Im Kreise einer sehr zahlreichen Familie, gut erzogener Kinder und braver Verwandten, geliebt und geschätzt von Allen, die ihn kannten, führte er ein stilles friedliches Leben, brachte es zu einem hohen Alter und endigte es durch einen rühmlichen Tod, den er bei Vertheidigung des Vaterlandes auf dem Schlachtfelde fand."

Krösus. „Trafst du nicht außer deiner Vaterstadt einen Glücklichen an, den du diesem Tellus an die Seite setzen könntest?"

Solon. „Ja, zu Argos; da lernte ich eine Mutter kennen, die ich mit ihren Söhnen wohl für die glücklichsten Menschen erklären möchte. Sie war eine Priesterin der Juno. Einst rief sie ein Fest dieser Göttin zum Tempel; da waren die Stiere, die den heiligen Wagen ziehen sollten, nicht gleich zur Hand, und der Dienst litt keinen Aufschub. Im Augenblicke spannten sich ihre beiden Söhne, Kleobis und Biton, an denselben, und zogen die geliebte und ihnen so ehrwürdige Mutter zum Tempel. Gerührt von diesem Beweise kindlicher Liebe hob die betende Mütter ihre Hände über dem Altar auf, und bat die Gottheit um Segen für ihre Kinder. Sie wurde erhört. Als sie nach vollendetem Opfer zurückkehrte, fand sie ihre beiden Söhne sanft eingeschlummert. Sie erwachten wohl nicht wieder für diese, aber für eine bessere Welt."

Krösus. „Sonderbar! Du zählst also auch die Todten zu den Glücklichen? Aber unter den Lebenden dächte ich doch wohl auch Anspruch auf vorzügliche Glückseligkeit machen zu können?"

Solon. „Ich will dir diesen schmeichelhaften Wahn nicht nehmen; meiner Meinung nach ist's mit dem Glücke so eine eig'ne Sache, und man sollte wohl diesseit des Grabes Niemanden glücklich preisen, er habe denn glücklich vollendet."

(R. F. Lossius.)

338. Sokrates.

(400 v. Chr.)

Zu der Zeit, als in Athen das größte Sittenverderbniß herrschte, machte Sokrates eine rühmliche Ausnahme. Er war eines Bildhauers Sohn und seines Geschäfts selber ein Bildhauer. Wie so mancher andere Weise seiner Zeit, dachte unaufhörlich darüber nach: „Worin mag wohl des Menschen höchstes Glück bestehen, und wann wird er wohl schon hier auf Erden vollkommen selig sein können? und meinte am Ende: „Dann, wenn er pünktlich und genau den Willen der Götter erfüllt." Von nun an bemühete er sich ernstlich, heilig und ganz untadelhaft zu leben. Er verkündete seine Meinung Jedem, der sie hören wollte. Lernbegierige Jünglinge sammelten sich als seine Jünger um ihn, hörten ihm zu, und begleiteten ihn, wenn er ausging. Da dankte ihm nun einst ein grober Mensch nicht, den er freundlich gegrüßt hatte. Seine Jünger wurden darüber ärgerlich und sagten: „Du wußtest doch, daß der Mensch so grob ist, warum grüßtest du ihn denn?" Aber Sokrates antwortete sanft: „Wollt ihr denn, daß ich eben

so grob sei, wie er?" — Ein ander Mal zankte seine böse Frau, Xantippe, mit ihm, Sokrates blieb ruhig und wollte zur Thür hinausgehen. Da goß die wüthende Frau einen Topf schmutzigen Wassers ihm über den Kopf und Leib, und siehe, auch da noch blieb er ruhig und sagte blos zu seinen verwunderten Jüngern: „Ich dachte es wohl, daß nach dem Donner ein Regen folgen würde!" Man sieht daraus, wie eifrig sich Sokrates bemühte, unsträflich einher zu gehen. Und doch mußte er am Ende bekennen, „daß in jedem Menschenherzen noch eine Lust zum Bösen läge, daß der Mensch ohne die Hilfe der Götter eben so wenig tugendhaft sein, wie die Zukunft vorher wissen könne, und daß darum endlich Einer von den Göttern herabkommen und den armen kranken Menschen heilen müsse, wenn er genesen solle!" Solches lehrte Sokrates seinen Landsleuten, aber sie mochten's nicht hören, sondern schrieen: „Sokrates verführt das Volk!" warfen ihn in's Gefängniß und verurtheilten ihn zum Tode. Und seine Jünger klagten: „Ach, wenn du doch nicht so unschuldig sterben müßtest!" Sokrates antwortete aber: „Wolltet ihr denn lieber, daß ich schuldig stürbe?" Und als die Jünger sagten: „Wir haben die Wächter bestochen, entflieh aus dem Gefängnisse, du unschuldiger Mann!" entgegnete er: „Ich will aber nicht, sondern will dem Gesetze des Vaterlandes gehorchen!" — Er trank ruhig, in der Hoffnung auf ein ewiges Leben, den Schierrlingsbecher, und starb 400 Jahre vor Christi Geburt. (Kappe.)

339. Alexander der Große.

(333 v. Chr.)

Als Philipp, König von Macedonien, durch die Hand eines Meuchelmörders um das Leben kam, war sein Sohn Alexander, nachmals wegen seiner Eroberungen der Große genannt, 20 Jahre alt. Erzogen von dem berühmten Aristoteles, kannte er schon als Knabe kein höheres Ziel seines Strebens, als ein berühmter Held zu werden und traurig über die Siege seines Vaters, rief er aus: „Mein Vater wird mir nichts zu thun übrig lassen!" Vater und Sohn schätzten Aristoteles sehr hoch; denn Philipp sagte von ihm: „Ich freue mich nicht, daß ich einen Sohn habe, sondern daß ich ihm Aristoteles zum Lehrer geben kann." Und Alexander pflegte zu sagen: „Meinem Vater verdanke ich mein Leben, meinem Lehrer aber die Anwendung dieses Geschenkes." Als er seine Unerschrokkenheit durch Bändigung des wilden Pferdes Bucephalus bewies,

rief sein Vater freudig aus: „Mein Sohn, suche dir ein anderes Reich, Macedonien ist für dich zu klein!“

Nach Philipps Tode empörten sich die Griechen; aber Alexander brachte sie bald wieder zum Gehorsam und übte besonders an der Stadt Theben, die er bis auf das Haus des Dichters Pindar von Grund aus zerstörte, ein schreckendes Beispiel. — Vor Allem suchte Alexander den gemeinschaftlichen Feind der Griechen und Macedonier, die Perser, zu unterjochen und durch die Besiegung dieses mächtigen Volkes ein großes Weltreich zu stiften. Daher ließ er sich von den Griechen zum Oberanführer wählen und drang mit einem kleinen, aber wohlgeübten Heere nach Asien. Hier besiegte er die Perser am Flusse G r a n i k u s, wo ihn sein Feldherr Klitus aus augenscheinlicher Lebensgefahr rettete, löste in G o r d i u m den künstlich geschlungenen Knoten, von dem die Sage ging, daß Derjenige ganz Asien beherrschen werde, welcher ihn auflöse, — mit einem Schwertstreiche, wurde aber durch ein kaltes Bad, das er in einem erhitzten Zustande genommen, gefährlich krank. Während sein Leibarzt Philippus ihm einen Trank bereitete, erhielt er einen warnenden Brief von seinem Feldherrn Parmenio, der ihm berichtete, Philippus sei von dem Perserkönig Darius bestochen und wolle ihn vergiften. Er nahm die von Philippus zubereitete Arznei und reichte ihm den Brief mit den Worten: „Ich will lieber an diesem Tranke sterben, als Furchtsamkeit verrathen.“ Die gefährliche Arznei stellte ihn schnell wieder her und drei Tage nachher siegte er am Flusse I s s o s über das persische Heer, bei welchem sich der König Darius III. selbst befand, der der Gefangenschaft kaum durch die Flucht entging. Darius Mutter, Frau und Kinder und das ganze reiche Lager fielen in Alexanders Hände, der aber die königliche Familie mit Ehrerbietung und Schonung behandelte. — Nun wandte sich Alexander von Persien weg und sicherte sich den Rücken durch Eroberung Phöniziens, — Tyrus zerstörte er nach siebenmonatlicher Belagerung von Grund aus — Palästina's und Aegyptens und legte an der Nilmündung die nach ihm genannte Stadt A l e x a n d r i a an. Jetzt ging er nach Persien zurück und wurde durch den glänzenden Sieg bei G a u g a m e l a und A r b e l a Herr des ungeheuern Reiches. Den König, der auf seiner Flucht von seinem treulosen Statthalter Bessus gefangen und ermordet wurde, fand Alexander todt in seinem Blute. Er ließ ihn feierlich begraben und strafte seinen Mörder. Auch Indien betrat der große Eroberer, unterwarf einige Völker und würde noch weiter vorgedrungen sein, wenn ihn nicht das bedenkliche Murren seiner Soldaten von weiteren Kriegszügen abgehalten hätte. Zwölf Altäre wurden an der Grenze seines Siegeszuges errichtet.

Durch diese glänzenden Erfolge übermüthig geworden, überließ sich Alexander in Babylon, seiner Residenz, asiatischer Schwel-

gerei und oft grausamem Despotismus, wie er ihn an seinem Retter Klitus verübte, den er bei einem öffentlichen Gastmahl ermordete. Seine üppige Lebensart trug nicht wenig zu seinem frühen Tode bei, der ihn im 32. Lebensjahre zu Babylon überraschte. — Sein Tod war das Lärmzeichen eines langwierigen Krieges zwischen seinen Feldherren, von welchen sich jeder für den würdigsten hielt, ihm nachzufolgen. Keiner konnte sich aber zum alleinigen Herrscher des großen Reiches emporschwingen. So zerfiel Alexanders Reich in mehre Staaten, unter denen Aegypten, Syrien und Macedonien die bedeutendsten wurden. (Hepp's Lesebuch.)

340. Die Römer.

Die Römer haben sich durch die allmälige Eroberung der ganzen damals bekannten Welt einen unvergänglichen Namen erworben. Ihre Sprache, die lateinische, ist die Sprache der Kirche geworden und ihren Gesetzen gehorchten die Völker der spätern Zeiten.

Nach Troja's Eroberung landeten Trojaner in Mittelitalien und stifteten das lateinische Reich oder Latium. Aus den Nachkommen der Herrscher von Latium stammten die Brüder Romulus und Remus, welche an den Ufern der Tiber eine kleine Stadt von Lehm erbauten und dieselbe Rom nannten. Dieses geschah im Jahre 753 vor Christus. Romulus war der erste Herrscher oder König über das kleine Gebiet. Bald mehrte sich die Zahl der Häuser und Einwohner und glücklich geführte Kriege mit den benachbarten Volksstämmen vergrößerten das Gebiet des neuen Königreichs. Sieben Könige herrschten nach einander über Rom und legten den Grund zu dem nachmaligen römischen Weltreich.

Der siebente König wurde im Jahre 510 aus Rom vertrieben. An seine Stelle traten zwei Consuln, welche jährlich gewählt wurden. Die Zeit des römischen Freistaats, nahe an 500 Jahre, war eine Reihe ruhmwürdiger Ereignisse und Siege für die Römer. Diese glücklichen Erfolge verdankten sie ihren Tugenden, ihrer edlen Einfachheit, ihrer Mäßigkeit, ihrem Gehorsam gegen das Gesetz und ihrer Liebe zum Vaterlande. Im Frieden bebauten die vornehmsten Männer ihre Felder, und es geschah nicht selten, daß Staatsmänner und Feldherren vom Pfluge zu ihren hohen Würden gerufen wurden. Ihr Körper war abgehärtet und ertrug mit Leichtigkeit alle Beschwerden des Kriegs. Ihre Kleidung und Nahrung war einfach, ihre Häuser waren von Lehm, ihre Straßen ungepflastert. — Die großen Reichthümer aber, welche die Römer aus den eroberten Ländern nach Rom brachten, und ihre Bekanntschaft mit den verdorbenen Sitten der Griechen und Asiaten machten sie weichlich, habsüchtig und übermüthig. Die alten, guten Sitten

gingen unter und mit dem Untergange derselben war auch der Keim des Verderbens für den Freistaat gelegt. Die Reichen hielten üppige Mahlzeiten, besaßen herrliche Paläste und Landgüter und eine Menge von Sclaven. Sie verwendeten ihre Reichthümer zur Befriedigung der Sinnenlust oder auch zur Bestechung der Armen, damit sie die Stimmen derselben zu den Staatsämtern erhielten. Dadurch entstanden blutige Bürgerkriege, welche den Freistaat seinem Untergange entgegenführten.

Unter den zahlreichen Kriegen, welche die Römer zur Zeit des Freistaates führten, war der Krieg mit der reichen und mächtigen Handelsstadt Karthago in Afrika der langwierigste und schwerste. Ueber ein Jahrhundert lang kämpften beide Völker um die Oberherrschaft der Welt. Hannibal, der berühmte Feldherr der Karthager, unternahm von Spanien aus, über welches Land Karthago gebot, einen staunenerregenden Uebergang über die Pyrenäen und Alpen nach Italien, schlug die ihm entgegengesandten römischen Heere und rieb in der mörderischen Schlacht bei Cannä über 40,000 Römer auf. Gewiß würde er jetzt die Römer unterjocht haben, hätten ihm seine eifersüchtigen Landsleute die nöthigen Hilfstruppen nicht versagt. So kam es denn, daß die Römer die Karthager in der Schlacht bei Zama schlugen, ihre Hauptstadt eroberten und durch Feuer zerstörten. — Im Jahre 113 drangen die ersten deutschen Volksstämme, die Cimbern und Teutonen, in Italien ein, um schönere Wohnplätze sich zu erkämpfen. Ihr Herrannahen erfüllte Rom mit Schrecken. Schon hatten die tapfern Deutschen mehre römische Heerhaufen vernichtet, als es endlich dem kühnen Feldherrn Marius gelang, in zwei blutigen Schlachten sie zu besiegen. — Auch die übrigen damals mächtigen Völker, die Griechen, Syrer und Aegypter wurden nach und nach von den Römern unterjocht, so daß um die Zeit der Geburt Jesu Christi die römische Herrschaft über alle Welttheile sich erstreckte.

Nach dem Kriege über die Cimbern und Teutonen entstanden in Rom Parteien, die sich in den gräßlichsten Bürgerkriegen zerfleischten. Die mächtigsten, durch Reichthum und Kriegsthaten ausgezeichneten Männer, als Pompejus, Julius Cäsar, Antonius und Octavianus, kämpften mit einander um die Alleinherrschaft über das römische Reich. Endlich ging aus diesen blutigen Bürgerkriegen Octavianus Augustus als erster römischer Kaiser hervor.

Der Freistaat hatte 480 Jahre gedauert. Während dieser Zeit hatte Rom seinen Ruhm, seine Größe erworben; aber zuletzt auch den Keim zu seinem Verderben gelegt. Dieses ungeheure Reich umfaßte jetzt in drei Welttheilen einen Flächenraum von 100,000 Quadratmeilen und 120 Millionen Menschen. Die Waffenmacht der Römer war außerordentlich, der Reichthum und die Pracht der

Vornehmen, die herrlichen Paläste, Tempel u. s. w. reichen an's Unglaubliche, nicht weniger aber die Armuth des Volkes und die Unsittlichkeit aller Stände.

Wie die Griechen, so beteten auch die Römer zahllose Götzen an, welche in Bildnissen zur Anbetung aufgestellt wurden. Sie schrieben ihnen Fehler und Laster zu, so daß man die heidnischen Götzen mit Recht vergötterte Sünder genannt hat. Eine Menge Priester dienten den eifersüchtigen und zornigen Götzen. In prachtvollen Tempeln brachten sie ihnen reiche und kostbare Opfer dar. Auch die Römer glaubten, durch lasterhafte Handlungen und Menschenopfer ihre Götzen zu ehren. Es ist darum ganz natürlich, daß das Leben mit den schändlichsten Leidenschaften und Lastern befleckt sein mußte, da ja der Götzendienst davon nicht frei war. — Das Menschengeschlecht vor Christus war voll Unwissenheit über das Nothwendigste des Lebens, über Gott und die Bestimmung des Menschen. Voll Stumpfsinn betete der Mensch Holz und Stein, Thiere und die Naturkräfte an, ohne die Entwürdigung seines Geistes und seine Schmach zu ahnen, der er sich dadurch hingab. Und wie verkehrt mußte der Mensch über seine Bestimmung denken, wenn er selbst in seinen Göttern Sünder erblickte! Darum treffen wir überall schamlose Ausschweifung und Lieblosigkeit in üppiger Fülle, überall nur Tyrannen und Knechte. Hiezu kommt noch, daß dieses selbstsüchtige, sündhafte Leben fast alles religiösen Trostes und der Beruhigung des Gewissens entbehrte. So tief sinkt der von Gott abgefallene Mensch. Der Stolz der heidnischen Weltweisen, die siegreichen Waffen der römischen Krieger, die Fülle und der Glanz des Reichthums, des Handels, der Künste und Erfindungen vermochten das religiöse und sittliche Elend nicht zu verbergen. In dieser großen Noth seufzten Heiden und Juden nach Erlösung, und da die Fülle der Zeit gekommen war, so sandte Gott seinen Sohn Jesum Christum, der da unser Erlöser und Heiland geworden ist. (Hepp's Lesebuch.)

341. Deutschland vor 2000 Jahren.

Die alten Deutschen, unsere Stammväter, konnten nicht lesen und nicht schreiben; daher haben sie uns auch gar keine Nachrichten von sich hinterlassen. Vor 2000 Jahren drangen die Römer, die schon fast alle damals bekannten Länder erobert hatten, in Deutschland ein, um es zu unterjochen, und diese eben liefern uns die ältesten Erzählungen über unser Vaterland.

Deutschland war damals fast ein einziger Wald, der große hercynische Wald, von den Quellen des Rheins bis zur Ostsee, 380 Stunden lang und 60 Stunden breit, in dem viele Sümpfe lagen, daher war es viel kälter als jetzt. Die Römer sprachen nur mit

Schaudern von diesem Waldlande. Bären und Wölfe hauseten darin. Städte und Dörfer fand man gar nicht, alle Häuser lagen einzeln, doch nicht weit von einander, wie jetzt etwa in unsern Bauernschaften. Keinen einzigen Obstbaum hatte Deutschland; der Kirschbaum war der erste; und die Römer, die ihn aus Kleinasien geholt hatten, pflanzten ihn am Rhein, ungefähr zu der Zeit, als der Heiland geboren wurde. Selbst Gemüse hatten die Deutschen wenige, nur Pastinaken, wilden Spargel und Rettige. Weizen und Roggen kannten sie nicht, wohl aber Gerste und Hafer. Aus Gerste braueten sie starkes Bier. Sie hielten viele Ochsen und Pferde; Pferdefleisch war ihr köstlichstes Essen, und einige weiße Pferde wurden in heiligen Hainen gehalten, zuweilen vor einen gewissen heiligen Wagen gespannt und die Priester wahrsagten dann aus ihrem Wiehern.—Zahllos waren die Vögel im Lande. Auf dem Harze sollen Vögel gewesen sein, deren Federn im Finstern leuchteten, und Reisenden des Nachts statt der Laterne dienten.

Die alten Deutschen waren sehr groß und stark, hatten blaue Augen und rothgelbe Haare. Ihre liebste Beschäftigung war Krieg und Jagd. Mit den Waffen erschien der Deutsche zu Hause und auf seinem Acker, mit den Waffen ging er zu Tisch, zu Gastmählern, vor Gericht und in die Volksversammlungen, mit den Waffen legte er sich schlafen, und die Waffen gab man auch den Todten mit in die Erde. Die Besorgung des Feldes und des Hauswesens kam den Weibern zu; die freien Männer zogen in den Krieg, oder machten auf Bären Jagd. Gab ihnen dies keine Beschäftigung, so lagen sie Tage lang daheim auf der Bärenhaut, ihrem Ruhepolster, (daher Bärenhäuter), tranken unmäßig und spielten Würfel, verspielten wohl ihre eigene Freiheit, und gaben sich dann ruhig dem Sclavenstande hin. Dies ist ein Schandfleck in der Geschichte unserer Väter.

Zu rühmen ist aber die Treue der alten Deutschen. Was ein Deutscher versprach, das hielt er gewiß. Ein Wort, ein Mann, das war sogar bei den Deutschen ein Sprüchwort, und deßhalb hatten die Römer gern Deutsche zu Soldaten. Auch die Züchtigkeit und Schamhaftigkeit der alten Deutschen wird nicht minder gerühmt.

Die alten Deutschen glaubten an ein künftiges Leben. Den Himmel nannten sie Walhalla und sie freuten sich, dahin zu gelangen, weil sie da auch Bären schießen, Speck essen und Bier trinken würden, und zwar ein köstliches Bier, aus den Schädeln erschlagener Feinde, wie sie es im Leben auch oft thaten. Daher gab man den Todten auch ihre Waffen mit. Auch wurden mit der Leiche des Herrn wohl dessen Pferde, Hunde und sogar Knechte verbrannt, damit er sich deren in der andern Welt bedienen könnte.—Die Götter der alten Deutschen waren Sonne, Mond, Feuer und Erde. Sie hatten einen Gott des Krieges. Wodan oder Odin

(daher Dinstag), einen Gott des Donners, Thor genannt, wovon der Donnerstag, und eine Göttin der Ehre, Freya, wovon der Freitag den Namen hat. Sie bauten ihren Göttern aber keine Tempel, sondern verehrten sie in heiligen Eichenhainen, aus denen Keiner einen Baum hauen durfte.

Die Deutschen bestanden aus mehren Völkerschaften.

(Annegarn.)

342. Die Römer in Deutschland.

Hermannsschlacht (9 nach Chr. G.).

Nach langen und schweren Kämpfen hatte Rom es endlich dahin gebracht, daß seine Adler siegreich das Becken des mittelländischen Meeres umkreis'ten. Aber der ländersüchtigen Stadt war das weite Gebiet noch zu eng; kriegsmuthig schaute sie auf die germanischen Wälder, auch dort sollten ihre Adler horsten. Schon schloß eine Kette fester Burgen Deutschland ein; ein sieggewohntes, in der Kriegskunst ausgebildetes römisches Heer hielt seine Waffenübungen darin; Verschanzungen aller Art bildeten eine sichere Verbindungslinie von Burg zu Burg, und manche Stadt am Rhein und an der Donau verdankt diesen ehernen Waffenlagern ihren Ursprung. Behutsam schoben die listigen und schlauen Römer ihre Soldaten-Colonieen immer weiter in Deutschland hinein, und nach einer Reihe von Jahren war es dem Drusus gelungen, bis an die Weser die Wahrzeichen seiner Macht aufzupflanzen. Wo sonst die freie Eiche allein ihre Wipfel kühn emporstreckte, stiegen jetzt finstere Mauern der Zwingherrschaft auf, um die Ueberwundenen desto sicherer im Zaume zu halten.

Aber an der Weser saß ein tapferes, alles Fremde hassende Volk. Es waren die Cherusker, die mehr als die übrigen deutschen Stämme, welche in endlosen Kriegen lagen, zusammen hielten. Voll Ingrimm sahen sie die fremden Gestalten. Sie wollten nicht, wie es andere Völkerschaften gethan, ihren Wohnplatz verlassen und vor den Römern tief in das Innere von Deutschland ziehen. Im heiligen Waldesdunkel reichten sie sich die Hand, die fremden Gäste von dem Boden ihrer Väter zu vertreiben. Ehe sich's Drusus versah, regte es sich in allen Thälern, auf allen Bergen, und unheimlich ward es dem Römer. Plötzlich sah Drusus sich angegriffen und wäre einer schmachvollen Niederlage nicht entgangen, hätten die Deutschen noch besser zusammen gehalten, und wären sie nicht über die zurückgelassene Beute der Römer hergefallen. Drusus wich bis an den Rhein zurück, kam aber wieder und drang sogar bis zur Elbe vor; denn noch fehlte der Mann, der die einzelnen Völkerschaften zum gemeinsamen Handeln zu begeistern vermochte. Immer weiter wollte Drusus dringen, da hemmte die Elbe seinen

Siegeslauf. Vergebens suchte er den Uebergang. Grollend zogen von allen Seiten Kriegswolken heran, und ein riesenhaftes Weib am jenseitigen Ufer der Elbe rief die ernsten, prophetischen Worte herüber: „Zurück, Drusus! hier ist das Ende deiner Thaten und deines Lebens!“ Drusus schauderte; er sah den Rhein nicht wieder. Genöthigt, einen schnellen Rückzug anzutreten, beunruhigten neue Unheilszeichen sein Gemüth. Da stürzt sein Roß auf dem unheimlichen Boden. Er verletzt sich schwer und findet seinen Tod, ehe er den Rhein erreicht.

Was Drusus nicht hatte durchsetzen können, wollte Varus mit List und Gewalt erzwingen. Neue Zwingburgen wurden angelegt, neue Straßen gezogen; mit Ehrenstellen schmeichelte man den Angesehensten; durch erregte Eifersucht suchte man die Völkerschaften zu entzweien. Schon hatten Einzelne ihre deutschen Namen abgelegt und römische angenommen, schon fanden Viele an dem römischen Wohlleben, an der römischen Prunksucht Gefallen, besuchten die Marktplätze im feindlichen Lager und ahneten nicht, welches Loos man ihnen zu bereiten gedachte. Unvermerkt rückten neue Legionen nach; ein Heer von Beamten, Unterbeamten und Gerichtsdienern folgte ihnen. Die waffentragende Mannschaft suchte man mit List oder mit Gewalt zum römischen Heerdienst zu zwingen. Römische Beamte nahmen Schätzungen nach dem Vermögen vor, um darnach Abgaben aufzuerlegen, den Deutschen bis dahin unbekannt. Kam es zu Widersetzlichkeiten, so wurden die Widerspenstigen vor das Gericht geladen, und nach römischem Brauch ward das Urtheil gefällt. Dies aber war gerade der Punkt, der die Freiheitsliebe der Deutschen am schmerzlichsten verwundete. Bisher waren sie gewohnt gewesen, durch selbstgewählte Männer nach altem Recht und Brauch gerichtet zu werden. Jetzt wurden sie in die Schranken eines römischen Lagers vorgeladen, deren Eingänge Soldaten bewachten. Auf einem erhöhten Viereck stand der Richterstuhl. Mit langem, purpurbesetztem Kleide angethan, erschien der Richter. Ihm voraus schritten zwei Männer mit Birkenruthen, in welchem ein Beil stak, die Macht ihres Herrn und ihren Beruf dadurch ankündigend, Verurtheilte zu züchtigen oder am Leben zu strafen. Schreiber, welche die Protokolle aufnahmen, Gerichtsdiener, welche die Parteien mit ihren Anwalten und Zeugen vorluden, Herolde, welche den Anfang des Gerichts verkündigten, füllten die Schranken. In römischer Sprache, die Viele gar nicht verstanden, wurde geklagt, vertheidigt und Urtheil gesprochen. Ehrfurchtsvoll die Knie beugend mußte der Angeklagte vor dem Richter erscheinen und ihm die Finger der rechten Hand küssen.

Drei Jahre hatte Varus also geschaltet und gewaltet. Die Cherusker fühlten den Druck am schwersten; denn ihr Land belagerte Varus mit seinen Legionen. Mit Schmerz mußten sie sehen,

daß selbst einer ihrer Fürsten, der feige und falsche Segest, der am linken Ufer der Weser saß, zum Verräther am Vaterlande ward und vor dem Varus im Staube kroch. Verblendet von Herrschsucht, strebte er nach einer unumschränkten Gewalt, wie solche bei den Römern eingeführt war, und Varus sollte ihm dazu verhelfen. Ein zweiter Stamm der Cherusker saß am rechten Ufer der Weser. Ihr Fürst hieß Siegmar, sein Sohn Hermann, damals ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren, glühend von Vaterlandsliebe, stark am Körper, gewandt im Denken, kühn in Entwürfen, besonnen in der Ausführung. Seine hohe, schlanke Gestalt mit dem blonden, wallenden Haarwuchs strahlte in den blauen, großen Augen den glühenden Römerhaß wieder, der an seinem Herzen nagte, aber auch den tiefen Schmerz über die Zersplitterung des Vaterlandes. Er hatte sie kennen gelernt, diese Römer; mehre Jahre diente er schon gezwungen im römischen Heere. Um ihn zu gewinnen, hatte man ihn mit Ehrenbezeugungen überhäuft, ihm das Bürgerrecht und die Ritterwürde verliehen. Sein Herz aber war dem Vaterlande treu geblieben; Tag und Nacht sann er, die Schmach vom Vaterlande abzuwälzen, und unterstützt wurde er darin von der großen Seele seines Weibes, der edlen Thusnelda, einer Tochter des verrätherischen Segest, die ganz das Gegentheil ihres Vaters war. Dieser ahnete die Plane, die tief im Herzen des Hermann verborgen lagen, und warnte wiederholt den Varus. Der stolze Varus achtete der Warnung nicht; in seinem Dünkel hielt er die Germanen nicht für fähig, den Plan einer Verschwörung anzulegen und zu verfolgen.

Hermann aber stiftete im Stillen einen Bund zur Vertreibung des Feindes. Bald regten sich die Patrioten überall. An eine regelmäßige Schlacht im offenen Felde war nicht zu denken. Vierzigtausend Mann geübter Truppen hatte Varus; die Verbündeten dagegen machten nur ein Häuflein aus. Sie erregten darum in fernen, schwer zugänglichen Gegenden den Aufstand, wo sie die Schluchten der Berge zu Bundesgenossen haben konnten. Der Teutoburger Wald schien ihnen am geeignetsten dazu. Hier brach der Aufstand zuerst los. Varus eilte sogleich mit seinem ungeheuern Heere herbei, denselben zu dämpfen. Mit ihm zogen viele Germanen, die in seinem Heere dienten, unter diesen auch Hermann. Nochmals warnte Segest, nannte alle Verschworenen im Heere und rieth, sie gefangen zu nehmen. Varus hörte nicht, ihn blendete die geheuchelte Unterwürfigkeit. Riesige Bäume mußten weggeräumt, Brücken geschlagen, Wege gebahnt werden. Langsam rückte das Heer vorwärts. Die Verbündeten lagerten in dichten Wäldern und auf hohen Bergrücken. Selbst der Himmel trat mit dem Häuflein in Bund. Sturm und Regen führten nämlich die Gebirgswasser gegen den Feind in's Feld; das Heer löſ'te sich unter un-

fäglichen Anstrengungen in einzelne Züge auf, nnd Viele erlagen schon im Kampfe mit der empörten Natur. Als man in einer der unheimlichsten Wildnisse angekommen war, da traf den Varus die unheilvolle Nachricht, daß Hermann mit seinen Deutschen das Heer verlassen und sich an die Spitze der Verschworenen gestellt habe. Sogar Segest's Sohn, der nach dem Willen des Vaters die Priesterwürde bei den Römern bekleidete, hatte diese verlassen und war in die Heimath geeilt, um an dem ruhmvollen Kampfe Theil zu nehmen. Die Gefahr erkennend, sah Varus kein anderes Rettungsmittel, als sich nach dem Rheine zurückzuziehen. Nachdem das hindernde Gepäck verbrannt war, brach er auf. Es war zu spät. In einem Engpaß angekommen, ertönte von allen Seiten der furchtbare Schlachtgesang der Deutschen ins Thal herab, der Wind machte eine grause Melodie dazu. Vernichtung war das Losungswort der Germanen, die den Feind immer enger einschlossen. Ueberall war Hermann thätig, überall der Erste, der angriff.

Drei Tage währte der Kampf. Die Befehlshaber der Römer fielen, die Adler wurden genommen, die Legionen waren vernichtet. Verzweiflungsvoll hatte Varus sich selbst den Tod gegeben. Nur Einzelne entkamen, um dem stolzen Rom das Ende der schauerlichen Waldschlacht zu verkünden, die im Jahre 9 nach Christi Geburt geschlagen wurde. Ihr haben wir es zu verdanken, daß Deutschland keine römische Provinz wurde, und vielleicht auch, daß noch Deutsch auf Erden gesprochen wird. Als die Schreckenspost nach Rom kam, rief der Kaiser Augustus in seiner Verzweiflung aus: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!“ Schon meinte er, die Germanen vor seiner Hauptstadt zu sehen. Es war eine verhängnißvolle Zeit für Rom, dunkel die Zukunft. Ruhig aber blieben die alten Deutschen in ihren Wäldern, schleiften die angelegten Burgen und dachten nicht an Eroberung.

(Gude.)

343. Constantin der Große.

(Jahr 312.

Fast vierhundert Jahre lang, nur mit geringen Unterbrechungen, hatte Rom, und mit diesem der größte Theil der Erde, allen Jammer, alles Elend des menschlichen Lebens erlitten. Vergebens flehten die Heiden zu ihren Göttern um Hilfe und Erbarmung, vergebens legten sie die gewohnten Opfer auf die alten Altäre nieder. Da wurden sie allmälig mißtrauisch gegen die Götter; immer mehre wandten sich der trostvollen Lehre des Christenthums zu. Um so heftiger wütheten die Kaiser und ihre Stellvertreter in den Provinzen gegen die neue Lehre und ihre Bekenner. Diese Verfolgung währte bis auf Constantin, der im Jahre 312 öffentlich als Schutzherr der Christen auftrat.

Als er damals von Gallien aus gen Rom zog, wo sich der Sohn des Maximian, Maxentius, zum Kaiser aufgeworfen hatte, überlegte er lange bei sich selbst, welche Gottheit er zu seinem Führer und Beschützer erwählen sollte. Er erwog, daß die meisten seiner Vorgänger, die auf eine Menge Götter gebaut und sie durch Opfer und Gaben verehrt hatten, ermordet worden waren. Gegen die zauberischen Künste de s Maxentius, so meinte er ferner, würden die vielen Götter nichts vermögen; da könne nur der Eine wahre Gott helfen. So wandte er sich denn nun an diesen und bat ihn demüthigst, er möchte sich ihm doch zu erkennen geben und ihm bei dem gegenwärtigen Unternehmen beistehen. Und Gott erhörte sein Gebet und offenbarte sich ihm, wie einst dem flehenden Moses, durch eine Erscheinung.

Als Constantin noch in Gallien an der Spitze seines Heeres dahin zog, zeigte sich Nachmittags, da sich die Sonne schon gegen Abend neigte, über derselben ein Kreuz, aus Lichtstrahlen gebildet, mit der Aufschrift: „Durch dieses Zeichen wirst du siegen!“ Solche Erscheinung setzte ihn und sein ganzes Heer, das Zeuge derselben war, in außerordentliches Erstaunen. Jedoch wußte er noch nicht, was das Bild zu bedenten hätte, und die Nacht überraschte ihn bei seinem Nachsinnen und seinen Zweifeln. Da bot sich ihm eine andere Erscheinung dar. Jesus Christus trat zu ihm im Traume mit demselben Zeichen, das er wachend am Himmel gesehen hatte, und befahl ihm, eine Fahne, ähnlich jener himmlischen Erscheinung, verfertigen und sie als Zeichen des Sieges in seinen Kriegen vor dem Heere tragen zu lassen.

Am folgenden Morgen benachrichtigte Constantin seine Freunde von diesem Traumgesicht, ließ dann alle Künstler, die in Gold und Edelsteinen arbeiteten, zu sich kommen und befahl ihnen, eine Fahne, ganz der Beschreibung gemäß, die er ihnen davon machte, zu verfertigen.

So entstand die F a h n e d e s K r e u z e s, „Labarum“ genannt, eine große, mit Goldblech bedeckte Stange, durch die ein Querbalken in Gestalt eines Kreuzes ging. An der Spitze war eine Krone von Gold und Edelsteinen befestigt, welche die beiden in einander geschlungenen griechischen Anfangsbuchstaben des Namens Christus in sich schloß. An dem Querbalken hing ein viereckiges, seidenes Fahnentuch, purpurfarbig, mit Gold durchwirkt und mit Edelsteinen besetzt. Ueber demselben, gleich unter dem Zeichen des Kreuzes, sah man die Bilder des Kaisers und seiner Söhne. Diese eben so kostbare als glänzende Fahne gebrauchte Constantin in allen seinen Kriegen als ein Mittel des Schutzes und des Sieges. Fünfzig Soldaten der Leibwache, ausgezeichnet durch Körperkraft und frommen Sinn, hatten kein anderes Geschäft, als sie zu bewachen und einander im Tragen derselben abzulösen; und wer sie

trug oder nur mit ihrem Dienste beschäftigt war, hatte mitten unter den Pfeilen der Feinde keine Gefahr oder Verwundung zu fürchten. Wo sich die Fahne des Kreuzes zeigte, wurden die Feinde in die Flucht getrieben. Als Constantin dies merkte, ließ er diese Fahne immer dahin tragen, wo die größte Gefahr war, und er konnte mit Zuversicht auf einen glänzenden Sieg rechnen, indem die Kraft dieses göttlichen Zeichens alle Soldaten mit neuem Muthe belebte. Auch befahl Constantin, daß nach dem Muster dieser Fahne mehre ganz ähnliche verfertigt werden sollten für diejenigen seiner Heere, die er persönlich nicht anführen konnte.

Nachdem Constantin mit dem Heere des Maxentius zusammengetroffen war und einen vollständigen Sieg erfochten hatte, ließ er sich das Evangelium verkünden und erklären, warum der Sohn Gottes Mensch geworden und gestorben wäre. Auch verordnete der Kaiser, daß alle seine Staatsdiener und Unterthanen im Christenthum unterwiesen werden sollten. Er rief die zu den Bergwerken verurtheilten Bekenner des christlichen Glaubens zurück, baute herrliche Kirchen, die er mit reichen Einkünften versah, und ließ durch die Bischöfe einen prachtvollen Gottesdienst einführen. Seine Kinder wurden in der Religion Jesu unterrichtet, und auch seine Mutter, die heilige Helena, ward eine Christin. Als diese im Jahre 326 auf Golgatha das wahre Kreuz des Heilandes entdeckte, da ward auch dort über dem Grabe des Erlösers ein prachtvoller Tempel aufgeführt. Ein Gleiches geschah zu Bethlehem an dem Platze, wo der Heiland geboren ist, und auf dem Oelberge, wo er zum Himmel auffuhr*). Constantin verordnete auch, daß Keiner mehr zur Kreuzigung verurtheilt werden sollte, damit das Kreuz nicht ferner als Zeichen des Schimpfes angesehen, sondern ein Gegenstand der Verehrung würde. Dennoch zwang er keinen Heiden, ein Christ zu werden, weil er gelernt hatte, daß Jesus nur freiwillige Diener haben wollte und das Evangelium durch Ueberzeugung, nicht durch Gewalt, verbreitet werden müsse. Sonst hätte jetzt leicht eine Verfolgung gegen die Heiden entstehen können, zur Vergeltung des vielen Jammers, welchen sie fast dreihundert Jahre lang den Christen zugefügt hatten. Aber diese rächten sich nicht. — Entweder wegen seines Gelübdes, sich im Jordan taufen zu lassen, oder sonstiger Ursachen halber, empfing Constantin erst gegen das Ende seines Lebens die heilige Taufe; darauf wollte er den Purpur nicht mehr anrühren und übergab die Verwaltung seines großen Reiches seinen drei Söhnen.

(Nach Th. B. Welter.)

---

*) Noch an vielen andern Orten, wo das Christenthum Wurzel gefaßt, auch in Köln, ließ die fromme Kaiserin dem Herrn prachtvolle Tempel errichten.

344. Die Völkerwanderung.

Das römische Reich war das größte Reich, das auf Erden gewesen ist. Außer Italien umfaßte es in Europa Süddeutschland und Südungarn bis an die Donau, die ganze jetzige Türkei, Frankreich bis an den Rhein, England (nicht Schottland und Irland), Spanien und Portugal, in Afrika die ganze Nordküste, wo jetzt Marokko, Algier, Tunis rc. rc. sind, auch Aegypten; in Asien, Judäa, Syrien bis an den Euphrat und Kleinasien. Dieses mächtige Reich vernichteten die deutschen Völkerschaften. Fast 200 Jahre nach Christi Geburt entstand in Deutschland ein allgemeines Hin- und Herwogen der Stämme: einige suchten bessere Sitze in dem reichen Römerstaate, und drängten unterwegs Alles aus dem Wege. Die wilden Hunnen fielen aus Asiens kalten Wüsten über Deutschland her und nahmen auch ihren Zug in die Römer-Provinzen. In dieser schrecklichen Zeit, wo in Deutschland der eine Stamm den andern durch Schwert und Feuer verjagte, wußte man nicht, ob man morgen noch sein Haus und sein Leben haben würde. Das Wogen der Völker dauerte fast 300 Jahre und heißt die Völkerwanderung.

Alle unruhigen deutschen Stämme hatten es aber auf die römischen Provinzen abgesehen. Die Gothen besetzten Griechenland und Spanien, die Vandalen Afrika, die Angelsachsen Englaud, die Franken das alte Gallien, von ihnen Frankreich genannt, die Burgunder den südöstlichen Theil Galliens u. s. w. Den Schluß machten die Longobarden von der Elbe her, die das lombardische Reich stifteten. Das römische Reich war in mehre neue Reiche zersplittert, im J. 476 n. Chr. Geb. war auch kein röm. Kaiser mehr.

Alle Völker, die sich im römischen Reiche niederließen, fanden in ihren neuen Wohnsitzen die christliche Religion und nahmen sie bald an. Nur die Sachsen in Westphalen und die Allemannen in Schwaben, die Friesen, die Thüringer und andere, welche an den Zügen keinen Antheil nahmen, waren Feinde des Christenthums, weil es die Religion der Römer, ihrer Feinde, war. (Annegarn.)

345. Attila's Grab.

(453.)

Von dem Fusse der Karpathen schallt ein wildes Klaggestöhne;
Durch Europa dröhnt und rauscht es, wie Triumph und Siegestöne;

Mit Entzücken hört die Weltstadt auf die Kunde ihrer Boten:
„Attila, die Geissel Gottes, stieg hinab in's Reich der Todten!"
Vor dem Hundert bebten, wenn er mit dem Racheschwerte,
Das der Kriegsgott einst getragen, fluchend stiess in Gottes Erde;
Vor dem Rom, Byzanz und selbst die deutschen Riesenvölker zittern,
Der geschaffen war, wie keiner, Menschenwerke zu zersplittern. —
An dem Fusse der Karpathen steh'n der Hunnen braune Horden,
Heulen wilde Klaggesänge, furchtbar grausig von Accorden:
In dem reichsten Schmuck der Waffen und beim Schmettern der Fanfaren
Ziehn und schwenken um den seid'nen Baldachin die treuen Schaaren,
Schneiden ab die langen Haare, schneiden wund Gesicht und Leiber,
Bringen Kriegerblut zum Opfer bei dem Wehgeschrei der Weiber,
Legen die entseelte Hülle in drei Särge, wohl verschlossen,
Die aus Gold und Silber und aus Eisen kunstvoll sie gegossen.
Senken sie bei nächt'gem Dunkel tief hinab in's Herz der Erde,
Werfen Schmuck und Waffen drüber; und dass nie verrathen werde,
Wo der Weltenstürmer schlumm're, metzeln sie beim Klang der Lieder
Die Gefangenen, die des grossen Todten Grab gegraben, nieder.
Und auf frischer Grabesstätte füllen sie mit Wein die Becher,
Und es schmausen tanzen, springen wild umher die trunk'nen Zecher.

(K. Haltaus.)

346. Carl der Große.

(Geboren 742, gestorben in Aachen 814 nach Christi.)

Wo Carl geboren worden, ist ungewiß; nach Einigen in Ingelheim in Rheinhessen, nach Anderen in Lüttich oder in Aachen; noch Andere meinen, im Schlosse Carlsberg in Baiern. Aber daß Carl von herrlichen Ahnen stammte, dies hat uns die Geschichte aufbehalten. Sein Großvater war Carl Martell (d. h. der Hammer), der die europäische Christenheit vor dem Schwert und Glauben der Araber schützte, indem er im Jahre 732 in der fürchterlichen Schlacht bei Tours 375,000 Feinde niedermachte und den Rest nöthigte, sich wieder nach Spanien zurückzuziehen. — Carl's Vater war Pipin, der zwar seiner Statur wegen nur der Kleine hieß, aber doch eine so gewaltige Stärke besaß, daß er einst bei einer Thierhetze im Angesichte seiner Franken von dem Sitze hinab sprang und einen Löwen und einen Büffel, als jener die Zähne in dessen Genick eingebissen hatte, mit einem Hiebe des Schwertes tödtete.

Unser Carl nun war ein schöner, hochherrlicher Mann. Seine großen, hellen Augen blickten sanft und wohlwollend; aber wenn er zürnte, glichen sie flammenden Feuern. Eine geradlaufende Nase, gesunde Gesichtsfarbe und langes, schwarzes, wallendes Haar zierten sein Haupt. Er war männlichen und majestätischen Ansehens, und man erkannte in ihm den glorreichen Weltgebieter. Selten unwohl, auch im Alter nur wenig leidend, ritt er gern aus. Gewöhnlich eilte er dann durch den grünen Wald und sang ein Lied zum Musiciren der Vögel. Keiner seiner Zeitgenossen kam ihm

an Stärke gleich; denn er konnte einen gewaffneten Ritter mit Einer Hand von der Erde heben und ein Hufeisen leicht zwischen seinen Fingern zerbrechen.

Des Kaisers Kleidung war einfach; an Werktagen trug er nur solche, welche Frau und Töchter ihm gesponnen und gewoben hatten. Fremdländische Tracht haßte er. Einst nahm er Viele seines Gefolges, die sich in ausländische, kostbare Modepelze gekleidet hatten, im heftigsten Sturmwetter mit auf die Jagd durch Morast und Dorngesträuche. Arg zerfetzt kehrten sie zurück und waren von ihrer Sucht nach Ausländischem geheilt.

Carl's Thätigkeit war ohne Grenzen. Er ruhete Nachts nur 3 bis 4 Stunden; dann stand er auf und berief seinen Hof zu Reichsverfügungen. Sein Vater hatte ihn wenig lernen lassen; ja nicht einmal seinen Namen konnte er schreiben. Was aber in seiner Jugend versäumt worden war, das suchte er als Mann noch nachzuholen. Er nahm sich einen Schreibmeister, dessen Schriftzüge er beharrlich nachbildete, lernte nicht blos das Deutsche fertig lesen, sondern machte sich sogar mit der lateinischen und griechischen Sprache bekannt. Er dichtete selbst Lieder und sammelte die im Munde des Volkes verbreiteten Gesänge von den Schlachten und Königen der Vorzeit; leider ist fast Nichts davon auf uns gekommen. Unsere deutschen Monatsnamen: Wintermonat, Hornung (d. i. Koth-, Schmutzmonat), Lenzmonat, Ostermonat, Brachmonat, Heumonat u. s. w., rühren von ihm her. Selbst eine deutsche Grammatik soll er verfaßt haben. Die Sternkunde, der er ganze Nächte widmete, zog ihn vor Allem an. Carl hatte eine Gesellschaft von Gelehrten um sich, mit denen er, den Kaiser ablegend, oft freundlich zusammen war, um sich mit ihnen über Kunst, Wissenschaft und Volksbildung zu besprechen.

Auf das Ernstlichste sorgte er daher auch für gute Schulen, in welche alle seine Diener ihre Söhne schicken mußten. Einmal trat er selbst in die Schulstube, hörte aufmerksam zu und ließ sich dann die schriftlichen Arbeiten der jungen Leute zeigen. Die Geschickten mußten auf seine rechte, die Ungeschickten auf seine linke Seite treten, und da fand es sich, daß die letzteren meist die Söhne vornehmer Eltern waren. Er wandte sich zu den fleißigen, aber armen Kindern und sagte: „Ich freue mich, meine lieben Kinder, daß ihr so gut einschlagt; bleibt dabei und werdet immer vollkommener! Ihr verfolgt euer wahres Bestes, und zu seiner Zeit soll euch mein Lohn nicht fehlen. Ihr aber“ (hier wandte er sich zornig zu seiner Linken), „ihr Söhne der Edlen, ihr feinen Püppchen, die ihr euch so reich und vornehm dünkt und des Wissens nicht nöthig zu haben meint, ihr faulen, unnützen Buben, ich sage euch, bei Gott! euer Adel und eure hübschen Gesichter gelten Nichts bei mir; von mir habt ihr nichts Gutes zu hoffen, wenn ihr eure Faulheit nicht durch

eifrigen Fleiß wieder gut macht!“ — Die eigenen Söhne ließ Carl in allen Wissenschaften unterrichten. In Zucht und Ehrbarkeit erwuchsen die Töchter, welche spinnen und stricken mußten. Der Kaiser aß niemals ohne seine Kinder und ließ sich von denselben vor Tische Heldenlieder und alte Geschichten vorlesen. Er hatte sie ungemein lieb und sagte oft, wenn eines abwesend war: „Ich kann nicht recht freudig sein, wenn nicht alle meine Kinder um mich sind.“

Christ mit Herz und Seele, war er Freund des Gottesdienstes und verbesserte den Kirchengesang durch die Einführung besonderer Sängerchöre. Auch das Schwert zog Carl für das Evangelium, um die heidnischen Sachsen zum Christenthum zu bekehren; aber die Unterwerfung hielt schwer. Die angebetete Irmensäule war zwar vernichtet; aber Carl konnte doch nicht verhindern, daß im Geheimen noch den Götzen geopfert wurde. Hatte er dieses tapfere Volk besiegt und führte anderwärts Krieg, so empörte es sich gleich wieder. Deßhalb mußte der Held mit einigen Unterbrechungen dreiunddreißig Jahre lang gegen die Sachsen streiten, bis er sie ganz unterworfen hatte. Die völlige Aussöhnung der Sachsen soll auf folgende interessante Weise vermittelt worden sein. Herzog Wittekind, ihr tapferer Führer, schlich sich, um Carl, seinen furchtbaren Gegner, doch einmal in der Nähe zu sehen, in Bettlertracht gehüllt, ins königliche Lager an der Elbe und drängte sich unter dem Bettlerhaufen an den Kaiser heran, als dieser eben aus der Kirche kam. Der Blick seiner Augen, die ganze stolze Haltung und ein gekrümmter Finger an der einen Hand, die er ausstreckte, machten diesen aufmerksam. „Du bist nicht derjenige, der du scheinen willst,“ sprach Carl zu ihm.—„Ich bin ein Fürst wie du,“ antwortete unerschrocken Wittekind, „ich bin der Herzog der Sachsen.“ —Diese Weise gefiel dem großen Manne wohl; er unterredete sich lange mit ihm über die Gebräuche der christlichen Religion, die der Heide in der Kirche des Lagers gesehen, und Wittekind erklärte sich bereit, die h. Taufe zu empfangen. Das Volk folgte seinem Beispiele.

Als Carl die Sachsen früherhin einmal besiegt hatte, zog er gegen die Mauren in Spanien, und es gelang ihm sein Reich durch Eroberung der spanischen Mark bis an den Ebro hin zu erweitern.

Darnach brachen, als Carl noch mit den Sachsen zu schaffen hatte, Unruhen in Rom aus, und er eilte mit seinem Heere nach Italien um diese zu dämpfen. Es war im Herbste des Jahres 800. Bald wurden die Aufrüher überwältigt und von Carl streng bestraft. Um Weihnachten war schon wieder Alles ruhig, und es konnte der Gottesdienst in der großen Peterskirche mit mehr als gewöhnlicher Pracht gehalten werden. Auch Carl erschien dabei, angethan mit einem langen römischen Purpurmantel, und kniete

nach seiner Gewohnheit auf der untersten Stufe des Hochaltars nieder, um dort zu beten. Als er aber nach verrichteter Andacht wieder aufstehen wollte, trat der Papst zu ihm und setzte ihm eine kostbare Krone auf. Der ganze Chor der Sänger stimmte einen Krönungsgesang an, die Musik fiel ein, und das begeisterte Volk rief Carl zum römischen Kaiser aus. Von jener Zeit an führten seine Nachfolger in Deutschland diesen Titel, den erst im Jahre 1806 Kaiser Franz II. wieder ablegte.

Durch die genannten und andere Kriege erweiterte Kaiser Carl sein Reich so sehr, daß es sich endlich von dem Ebrostrome in Spanien bis zum Raabflusse in Ungarn und von der Nord- und Ostsee bis zum mittelländischen Meere erstreckte. Die erhabene Idee hatte er verwirklicht, sämmtliche Stämme der germanischen Nation, die zur Zeit der Völkerwanderung innerhalb der bezeichneten Grenzen Länder in Besitz genommen hatten, wieder zu Einem Volke, d. h. zu einem zusammenhangenden politischen Ganzen zu vereinigen.

Carl's Lieblingssitze waren Aachen und Ingelheim. Als er die Abnahme seiner Kräfte fühlte, berief er eine große Versammlung nach Aachen. Und nachdem er feierlich die Großen des Reiches ermahnt hatte, seinem Thronerben Ludwig treu zu bleiben, ging er 814 am 16. Oktober im kaiserlichen Schmucke in die Kirche, wo er eine goldene Krone auf den Altar hatte legen lassen. Nachdem er sein Gebet verrichtet, ermahnte er seinen Sohn vor allem Volke mit lauter Stimme, Gott zu fürchten und zu lieben, für die Kirche zu sorgen, sich gegen seine Geschwister allezeit gütig zu erweisen, sein Volk zu lieben wie seine Kinder, den Armen Trost zu verschaffen, getreue und gottesfürchtige Beamte anzustellen, Keinen seiner Lehen und Ehren ohne hinlängliche Ursache und Untersuchung zu entsetzen, sich selbst aber vor Gott und den Menschen jederzeit unsträflich zu erhalten. „Willst du das Alles erfüllen, mein lieber Sohn?“ fragte zuletzt der gerührte Greis. Ludwig versprach es mit Thränen. — „Nun wohl, so setze dir selbst die Krone auf, und stets erinnere sie dich an dein Versprechen!“ — Ludwig that es unter lautem Weinen und Rufen des Volkes: „Das ist Gottes Wille! — Am 28. Januar 815 starb Carl im 72. Jahre seines Lebens, ruhig und gefaßt, mit auf der Brust gefalteten Händen und den Worten: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Sein Grab befindet sich in der Domkirche zu Aachen. (Nach Friedr. Haupt.)

347. Wittekind.

Da kaum die Hügel matt erhellte
Der morgenrothe, lichte Schein,
Wer schleicht sich in die Zelte
Des Frankenlagers ein?

Mit Schritten leise, leise,
Wie Späherschritte sind,
Verfolgt er die geheime Reise.
Das ist der Sachse Wittekind!

Schon focht er wider muth'ge Franken
Durch lange Jahre blut'gen Streit,
Und grollte sonder Wanken
Dem Herrn der Christenheit:
Nun schlich er kühn und schnelle
Zum Feinde sich bei Nacht,
Vertauschend seine Heldenfelle
Mit einer feigen Bettlertracht.

Da fühlt er plötzlich sich umrungen
Von Melodien sanft und weich,
Gesungen wird, geklungen
Wird um ihn her zugleich;
Verwundert eilt er weiter,
Durchzieht das rüst'ge Heer,
Da sieht er Beter statt der Streiter,
Das Kreuz als ihre ganze Wehr.

Weihnachten war herangekommen,
Der heil'ge Morgen war entglüht,
Und innig schwoll des frommen,
Des großen Carls Gemüth
Zum hohen Tempelbaue
Ließ wölben er sein Zelt,
Daß er im Land der Heiden schaue
Die Glorie der Christenwelt.

Hoch über'm Altar prangt und raget
Ein blauer golddurchwirkter Thron,
Drauf sitzt die reine Maget *)
Und ihr im Schooß der Sohn.
Hell schimmert rings das schöne,
Das heilige Geräth,
Und alle Farben, alle Töne
Begrüßen sich mit Majestät.

Schon kniet brünstig, stillandächtig
Der Kaiser vor dem Hochaltar,
Mit Grafenkronen prächtig
Um ihn die Heldenschaar:
Schon fällt vom Spiel der Lichter
Ein rosenfarbner Schein
Auf ihre klaren Angesichter,
Da tritt der Heide keck hinein.

Er staunt, als er die stolzen Paire
Mit Carl auf ihren Knien erkennt,
Damit sie himmlisch nähre
Das ew'ge Sakrament;
Doch staunt er deß nicht minder,
Da sich kein Priester fand,
Und sieh es kamen Engelkinder
Im blüthenweißen Lichtgewand.

Sie boten zum Versöhnungsmahle
Das Sakrament dem Kaiser dar,
Das auf smaragdner Schale
Sie trugen wunderbar.
Und Jubel füllt die Seelen,
Empfahend Brod und Wein,
Es dringt ein Lied aus tausend Kehlen
Vom göttlichen Zugegensein!

Der Sachse steht betäubt, er faltet
Die Hände fromm, sein Aug' ist naß:
Das hohe Wunder spaltet
Den heidnisch alten Haß. —
Hin eilt er, wo der Haufe
Mit frohem Blick ihn mißt!
„Gib, Carl, dem Wittekind die Taufe,
Daß er umarme dich als Christ!"

(Platen.)

348. Heinrich der Vogelsteller.

(919—936.)

Ein sonderbarer Name! Wer war dieser Vogelsteller? Ein Herzog von Sachsen war er, ein mächtiger, frommer Herr. Darum wählten ihn auch die Deutschen zu ihrem Könige; und die Boten, welche ihm die Nachricht von seiner Wahl brachten, fanden ihn bei der Stadt Quedlinburg auf dem Finkenfange. Daher sein Beiname. Er hätte wohl einen bessern verdient. Zu seiner Zeit war das arme Deutschland ein sehr unglückliches, trauriges Land. Von Südosten her jagten häufig auf ihren schnellen Pferden die Ungarn herein, trieben den Bauern ihr Vieh weg und sengten und plünderten, wohin sie kamen. Und sammelte sich nun erst langsam ein Haufe deutscher Krieger wider sie und fing an, sich in Marsch zu setzen, dann waren sie sammt ihrer Beute schon lange wieder fort,

*) Maget-Magd, Maria mit dem Jesuskinde.

weit, weit! über alle Berge. — Und von Nordosten her kamen zu Zeiten die Wenden und machten's ebenso. Das war eine traurige Zeit..— Was that da der weise, der bedächtige Heinrich? Zunächst schloß er einen neunjährigen Waffenstillstand mit den gefährlichen Ungarn und gelobte ihnen einen jährlichen Tribut. Dafür sollten sie dann nicht mehr nach Deutschland kommen und das Vieh wegtreiben. Sie waren deß auch zufrieden. Und nun begann im ganzen deutschen Reiche eine bessere Zeit, überall ein reges und thätiges Leben. Ueberall fing man an, Häuser zu bauen und hie und da einen Haufen derselben mit einer Mauer zu umziehen und mit einem Wassergraben. Solch eine ummauerte Stätte nannte man Stadt oder Burg und ihre Bewohner Bürger. Aber die Städte waren noch leichter zu bauen, als Bewohner darein zu finden; denn die Deutschen liebten das Wohnen auf dem Lande und sagten: „Sollen wir uns lebendig begraben lassen? Die Städte sind nichts anders, als Gräber." Da befahl Heinrich: Die Leute sollten loosen und je einer aus neunen, den das Loos treffe, sollte vom Lande in die Stadt ziehen. Damit sie es aber um so lieber thun möchten, gab er den Städten viele Vorrechte, so daß die Bürger hinter ihren Mauern nach und nach freier wurden, als die Bauern, welche damals ihren Edelleuten oder den Klöstern als Leibeigene dienen mußten. Nun fing auch in den Städten Einer an und machte für Alle die Kleider; ein Anderer für Alle die Schuhe; ein Dritter baute Häuser für Andere; natürlich aber das Alles nicht umsonst! Mit einem Worte: es entstanden die verschiedenen Handwerker. Bis dahin hatte nämlich Jeder sein eigener Schneider, Schuster Maurer, also alles Mögliche selbst sein müssen. Und da gings gerade nicht sehr gut. In den Städten gings natürlich besser. Und doch merkten es die Städter noch immer nicht, daß sie es besser hatten. Als aber nach neun Jahren die Ungarn wieder kamen und die Bauern nun ihr Vieh und ihre sonstige Habseligkeiten in die ummauerten Städte flüchten konnten, wo die Ungarn nicht hineinzudringen vermochten; und als Heinrich mit Gottes Hilfe die Räuber bei Merseburg dermaßen besiegte, daß sie, so lange er lebte, nicht wiederkamen, da jubelte Alles „dem Städteerbauer" entgegen und freute sich des Königs. — Nicht lange darnach brachte Heinrich auch die Wenden zur Ruhe. Mitten im Winter nahte er sich ihrer Hauptstadt Brennabor. Sie zagten aber nicht, sondern dachten: „Laß ihn nur kommen; durch die weiten Sümpfe um unsere Stadt kann er gewiß nicht dringen! Er kam aber dennoch, zwar nicht durch, sondern über die Sümpfe her. Gott schickte einen harten Frost und Heinrich marschirte auf dem Eise gegen die feindliche Stadt und eroberte sie. Die Wenden waren besiegt. Wer konnte aber dafür stehen, daß sie nicht bald wieder ihre Schläge vergaßen und auf's Neue plündernd in das deutsche Land einfielen?

Das fürchtete Heinrich auch, und darum machte er aus dem Lande an der linken Elbseite, das noch jetzt die Altmark heißt, eine Grafschaft und setzte einen seiner Diener zum Grafen über dieselbe, mit dem Auftrage: „Du mußt darauf achten, daß die Wenden nicht mehr plündernd in's deutsche Reich einfallen. Ich mache dich zum Wächter meiner Grenze!" Und wenn nun ein solcher Graf — Markgraf — Grenzgraf — starb, dann setzte der jedesmalige deutsche Kaiser oder König einen andern dahin, — wen er wollte. Diese Markgrafschaft Nordsachsen ist der geringe, erste Anfang der preußischen Monarchie gewesen 927. König Heinrich der Städteerbauer starb 836. Kappe.)

349. Die Kreuzzüge.

(1096—1291.)

Gegen das Ende des elften Jahrhunderts beggannen die kriegerischen Züge der abendländischen Christen in's Morgenland, um den Türken das heilige Grab und Land zu entreißen. Man nennt diese 200 Jahre lang dauernden heiligen Kriege Kreuzzüge und diejenigen, welche daran Theil nahmen, Kreuzfahrer. Die Ursachen zu diesen großen Unternehmungen lagen in der religiösen Begeisterung der damaligen Christen für dasjenige Land, wo Christus, der Heiland, geboren wurde, gelebt, gelitten und den Kreuzestod zur Versöhnung der Welt mit Gott erduldet hatte. Jeder Ort dieses Landes war dem Christen heilig. Darum war es schon frühe, besonders seit Constantin zur christlichen Religion sich bekannte, Sitte, nach Palästina zu wallfahrten, um an den heiligen Orten zu beten oder seine Sünden zu beweinen. Diese Wallfahrten dauerten auch unter der arabischen Herrschaft fort. So blieb es bis in's elfte Jahrhundert, wo die seldschukischen Türken die Araber unterjochten und Herren der heiligen Stadt wurden. Nun begann eine harte Zeit für die Christen des Morgenlandes, und die Wallfahrten nach dem heiligen Grabe wurden lebensgefährlich. Man mißhandelte, beraubte und erschlug die Pilger, gestattete ihnen nur unter Bezahlung einer hoheu Geldsumme den Zutritt zu den heiligen Orten und entehrten dieselbe auf alle Weise. Die erste Nachricht von dem großen Gräuel, den die Türken an den heil. Orten verübten, und von den abscheulichen Mißhandlungen der Christen brachte ein frommer Pilger, Peter von Amiens, nach Europa. Mit einem Briefe des Patriarchen zu Jerusalem versehen, kam er nach Rom zum Papst Urban II. und erzählte ihm in ergreifenden Worten die große Noth der Christen im heiligen Lande. Urban gebot ihm, überall umherzureisen und zu erzählen, was er im heiligen Lande gesehen und gehört habe. So durchzog Peter im Pilgergewande, auf einem Esel sitzend, ganz Italien und

But probably never before ... printer or proof reader been blamed as the cause for causing an international crisis between two of the leading nations of the world.

This is the very situation which has come to pass in the last diplomatic correspondence between the governments of Great Britain and the United States. It concerns the war debts of the nations of Europe. Secretary Mellon of the treasury department is the man and official who tries to smooth the matter over by saying that it is all a "typographical error," as it were.

Some months ago, Secretary Mellon wrote a letter to President Hibben of Princeton university in answer to the latter's appeal to our government to cancel the war debts of Europe to the United States. Secretary Mellon's letter was quite a detailed statement of the case, in which he argued against any steps by this government to cancel these debts. He disputed the argument that the debts were a serious economic burden on the nations which had been America's allies in the war. "All our principal debtors are receiving from Germany more than enough to pay

Poetry

MOTHER.

She has traveled the journey before you;
She has known all the cost of the way;
She has paid out the price, to its fullness,
That Motherhood only can pay.

She loved, when the world was against you;
She hoped, when your hope sank and died:
She clung to your hand, when the clinging
Left scars in her heart, deep and wide.

She labored—and loved—and was happy.
For down in her kind heart she knew
Your kindness and love would repay her
For all that she did just for you.

MY MOTHER.

Tell you about my mother? Ah, my dear,
Futile the things that I can write or speak,
For she has loveliness, untouched and sheer,
And I, but a few poor words and weak.

She has clear gray eyes where laughter dwells
Despite the pain and heartache she has known,
And a voice she has like a chime of golden bells,
And she can heal my hurts—and she alone.

She has conquered life and all it brings.
Bitter my tears once dried by her hands—
A gallant lady within whose heart there sings
Eternal youth—and so she understands.

—Anon.

a
in
p
a
fa
ea

F

da
br
ch
as
la
Al
til
la
m
by
an
D
St
dr
st
gr
la
19
ki

mance TONIGHT

the

HEATRE

OMINGTON THEATRES, INC.
ON COMMUNITY PLAYERS

esenting

Mrs. Tanqueray"

ur W. Pinero

BLOOMINGTON CHAPTER OF THE AMERICAN RED CROSS
VALLEY FLOOD RELIEF.

:00 A. M. for Reserved Seat Tickets at Theatre Box Office.
e Who Call at Theatre Early Today.

Frankreich und schilderte mit Begeisterung und unter vielen Thränen die Leiden der Christen in Palästina und erregte dadurch eine große Bewegung unter dem Volke. Nun kam Urban im Jahre 1095 nach Clermont in Frankreich, wo sich auf seinen Ruf eine große Anzahl Geistlicher, Ritter und Volks gesammelt, um einen Kreuzzug zu veranlassen. Nachdem Peter von Amiens vor der unabsehbaren Menge unter freiem Himmel die Leiden der Christen geschildert hatte und alles Volk laut weinte, da erhob sich Urban und sprach zur Versammlung: „Ich will sie nicht trocknen die Thränen der Demuth. Lasset uns weinen, meine Brüder! Aber wehe uns, wenn wir nichts als diese Thränen hätten, wenn wir den Gedanken ertragen könnten, das Erbe des Herrn noch länger in den Händen der Ruchlosen zu lassen. Jenes Land, das wir mit Recht das heilige nennen; jener Hügel, wo Christus für unsere Sünden blutete; jenes Grab, aus welchem er als Sieger des Todes erstand; jener Berg des Friedens, von dem er hinauf gen Himmel fuhr; jene heiligen Mauern, welche die Versammlung der Apostel umschlossen und wo das kostbare Blut der seligen Märtyrer vergossen wurde; sollen wir als Feige und Verworfene sie noch länger in den räuberischen Händen eines ruchlosen Volks lassen? Von Zion ging das Wort des Herrn aus. Auf denn, ihr Bäche, die ihr von daher fließet, kehret zu eurer Quelle zurück! — Soll sich denn Gott andere Krieger erwecken? — Nein, o nein, ihr werdet aus euerer Trägheit erwachen! Waffnet euch also wider den Feind des christlichen Namens! Wendet gegen ihn die Schwerter, die ihr ohne Aufhören gegen euch schärft. Dort zieht hin, gerechte Beleidigungen zu rächen! Dort büße Jeder seine hier begangenen Frevel! Werdet aus Soldaten des Teufels, Soldaten des lebendigen Gottes! Fürchtet nichts unter seinen glorreichen Fahnen! Als Sieger werdet ihr zurückkehren oder die Märtyrerkrone erringen! Denn Vergebung der Sünden und die gewisse Hoffnung himmlischer Freuden begleiten euch in den heiligen Streit.!“ Als Urban geendet, da riefen alle Anwesenden: „Gott will es! Gott will es!“ und viele Tausende ließen sich zum Zeichen der Bereitwilligkeit, für Christus zu kämpfen, ein rothes Kreuz auf die rechte Schulter heften. Im Frühling des Jahres 1096 zogen viele unregelmäßige Haufen, welche das Hauptheer nicht abwarten konnten, unter Anführung des Peter von Amiens, des Priesters Gottschalk und eines armen Edelmannes, Walther Habenichts, voraus und verübten überall Räubereien und große Gewaltthätigkeiten an den Juden. Im Herbste desselben Jahres folgte das geordnete Hauptheer unter Anführung des edeln, tapfern und frommen Gottfried von Bouillon. An der Grenze der türkischen Länder hielt man Heerschau und zählte 500,000 Mann zu Fuß und 100,000 Reiter. Bald fielen Ikonium, Edessa und das

feste Antiochia in die Hände der Kreuzfahrer. Nun rückte das Heer vor Jerusalem, das Ziel seiner Reise. Als man auf den Bergen angekommen war und die heilige Stadt sah, da fielen Alle auf ihre Kniee, küßten die Erde und weinten vor Freude. Mit Sturm wurde am 15. Juli 1099, Nachmittags um 3 Uhr, wo Christus am Kreuze gestorben war, das stark befestigte und gut vertheidigte Jerusalem genommen, und Gottfried war unter den Ersten, welche von der Stadtmauer in die Straßen herabsprangen. Durch den hartnäckigen Widerstand der Saracenen war die Wuth der Kreuzfahrer auf's Höchste gesteigert, und sie verübten deshalb große Grausamkeiten, mit welchen der heilige Ort und ihr feierlicher Einzug in die Auferstehungskirche in schreiendstem Widerspruche standen. Nun wurde der edle Gottfried von Bouillon zum Könige von Jerusalem gewählt; aber seine zarte Frömmigkeit hielt ihn ab, da eine goldene Königskrone zu tragen, wo der Heiland unter einer Dornenkrone geblutet hatte. Er nannte sich nur Herzog Gottfried, Beschützer des heiligen Grabes. Gottfried starb am 18. August 1100 und wurde in der Kirche des heil. Grabes begraben. Auf seinem Grabe liest man die Worte: „Hier liegt Gottfried Bouillon, welcher dies ganze Land dem Christenthume gewann; seine Seele ruhe in Christo!" Das mit so vielem Blute eroberte Land konnten aber die Kreuzfahrer gegen die Macht der Türken nicht behaupten. Die christlichen Fürsten boten zwar alle Kräfte auf und stellten sich selbst an die Spitze ihrer Heere; aber es fehlte die Einigkeit und somit die nachhaltige Kraft. Und so kam es, daß im Laufe der Zeit die heil. Orte von den Türken wieder erobert wurden. Die letzten christlichen Städte im Morgenlande, Tyrus und Ptolemais, fielen im Jahre 1291 in die Hände der Ungläubigen. — Es wäre engherzig und unrichtig, wenn wir den W e r t h d e r K r e u z z ü g e nach ihrem Nutzen und Schaden beurtheilen wollten. Immerhin bleiben die Kreuzzüge ein ehrenvolles Zeugniß für jene Zeit, daß man vom christlichen Glauben auf's Innigste durchdrungen und einer Begeisterung für Christi Sache fähig war, die in unseren kalten, genuß- und erwerbsüchtigen Zeiten vergeblich gesucht wird. Die Kreuzzüge gingen hervor aus Liebe zu Christus und aus warmem Bußgeiste. Sie gehören zu den schönsten Erscheinungen der Geschichte, welche nur Jener lächerlich findet, der es längst aufgegeben hat, sich seiner Glaubenslosigkeit zu schämen. Die großartigen Bewegungen des Abendlandes aus den ehrgeizigen Absichten der Fürsten und Päpste zu erklären, verräth einen kühnen Unverstand. Natürlich ist es, daß unter dieser großen Zahl tapferer, frommer und edler Männer auch Viele sich fanden, welche die Kreuzzüge zu Raub und Gewaltthat benützten. Viele Millionen verloren ihr Leben im Morgenlande; aber neues Leben, Bildung, Künste, Handel, Gewerbe, Veredelung der Geistlichen, Ritter

und Bürger kehrten zum Abendlande zurück und wirkten wohlthätig auf dasselbe ein. Besonders wurden die Freistaaten Venedig und Genua durch die Kreuzzüge mächtig gehoben. Den edlen, christlichen Geist jener Zeit beweisen besonders die Stiftung der geistlichen Ritterorden der Johanniter, Templer und Deutschherren. Sie entstanden zum Schutze der Pilger und zur Pflege der Kranken. Die Johanniter, also genannt von ihrem Schutzpatron Johannes dem Täufer und gestiftet von italienischen Kaufleuten, besaßen zu Jerusalem ein Kloster mit einem Hospital. Nach dem Verluste von Palästina gingen sie nach Rhodus und 1520 nach Malta, woher sie Malteserritter genannt wurden. — Die Tempelherren, welche ihr Kloster in der Nähe des Salomonischen Tempels zu Jerusalem hatten, waren eine Stiftung französischer Ritter. Der Reichthum dieses Ordens reizte Philipp IV. von Frankreich so sehr, daß er den Orden auf eine gewaltthätige Weise aufhob. — Der deutsche Ritterorden entstand ebenfalls in Palästina und zwar durch deutsche Kaufleute. Später zogen sie nach Ostpreußen, um die heidnischen Preußen durch's Schwert zum Christenthume zu bekehren. Nachdem ihr Hochmeister Albrecht von Brandenburg zur lutherischen Religion übergetreten war, wanderten die Deutschherren nach Mergentheim. (Hepp.)

350. Schwäbische Kunde.

Als Kaiser Rothbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge, wüst und leer.
Daselbst erhub sich große Noth,
Viel Steine gab's und wenig Brod,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand,
Deß Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach,
Er hätt' es nimmer aufgegeben
Und kostet's ihm das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück;
Da sprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkische Reiter daher,
Die huben an, auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht sich nit,
Ging seines Weges Schritt für Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und thät nur spöttisch um sich blicken,
Bis Einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Thier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht,
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten sieht man wie zur Linken
Einen halben Türken herunter sinken.
Da packt die Andern kalter Graus,
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und Jedem ist's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Christenschaar,
Die auch zurückgeblieben war,
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.

Von denen hat's der Kaiser vernommen,
Der ließ den Schwaben vor sich kommen.
Er sprach: „Sag an, mein Ritter werth!
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?"

Der Held bedacht, sich nicht zu lang,
„Die Streiche sind bei uns im Schwang,
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche!"

(L. Uhland.)

351. Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer.

(Jahr 1099.)

Nach vielen Spaltungen und Streitigkeiten unter einander, nach vielen Unfällen und manchem Aufenthalt unterwegs langten endlich die Kreuzfahrer am 6. Juni 1099 in der Gegend von Jerusalem an. Tankred war mit hundert Rittern nach Bethlehem vorausgeeilt und von den dort wohnenden Christen mit Jubel empfangen worden. Er hatte die Wohnung Maria's und die Krippe, worin einst das Jesuskind gelegen, besucht und seine Andacht dabei verrichtet; dann war er bis gegen Jerusalem, durch das Thal Josaphat bis zum Oelberge vorgedrungen und kehrte darauf zum großen Heere zurück. Als nun Tankred verkündigte, daß er in Bethlehem gewesen und Jerusalem gesehen, da ergriff die Pilger eine brennende Sehnsucht, die heilige Stadt zu schauen und unaufhaltsam eilten Alle voran, um das lang' gewünschte Ziel ihrer Wallfahrt zu erblicken. Als sie endlich eine Anhöhe erreicht hatten und Jerusalem in der Ferne liegen sahen, da wurden Alle von einem Gefühle der Andacht und Freude durchströmt, und Alle knieeten nieder, küßten den Boden, stimmten Lobgesänge an und dankten Gott, der ihnen bis dahin geholfen, nnd weinten Thränen der Freude.

Noch aber war die schwerste Arbeit zu thun; denn Jerusalem war stark befestigt, mit Lebensmitteln wohl versehen, und der Befehlshaber des ägyptischen Sultans hatte 40,000 Krieger zur Vertheidigung der Stadt. Dagegen zählten die Kreuzfahrer nur noch 20,000 Mann Fußvolk und 1500 Reiter, die zum Kampfe taugten; auch fand das christliche Heer die ganze Gegend um Jerusalem verwüstet und daher weder Lebensmittel für Menschen noch Futter für die Pferde. Sobald das Kreuzheer vor Jerusalem angelangt war, umstellte es die Stadt, und schon am fünften Tage der Belagerung wurde ein allgemeiner Sturm unternommen. Nach langem, heftigem Kampfe hatten zwar die Kreuzfahrer sich der äußern Mauer bemächtigt; doch damit war wenig gewonnen, denn die innere Mauer war so stark, daß sie ohne Belagerungsgeschütz nicht genommen werden konnte, und dieses fehlte den Christen. Weil es in der Gegend

an Holz mangelte, so konnten keine Belagerungswerkzeuge bereitet werden, bis ein syrischer Christ den Belagerern in einem Thale einen Wald zeigte, aus dem sie das nöthige Holz nehmen konnten; doch lag dieser einige Meilen von Jerusalem entfernt. Dazu entdeckte Tankred glücklicher Weise in einer Höhle eine Menge großer Balken, die einst von den Aegyptern bei der Belagerung von Jerusalem gebraucht worden waren und die sogleich herbeigebracht wurden. Nun legten Vornehme und Geringe Hand ans Werk, um das Belagerungsgeschütz zu verfertigen; Keiner blieb müßig bei dieser nothwendigen Arbeit, und wer nicht zum Zimmern oder Zusammenfügen des Holzes gebraucht werden konnte, der half den Boden ebenen oder Schanzkörbe verfertigen oder leistete auf sonstige Weise Hilfe.

Die Belagerten störten die Christen in ihren Arbeiten nicht; denn sie glaubten, daß diese ohnehin bald in Noth und Elend umkommen würden. Und in der That wurden die Kreuzfahrer bald genug von den erschrecklichsten Drangsalen heimgesucht. Die Gegend um Jerusalem ist wasserarm, und die wenigen Quellen trinkbaren Wassers waren von den Türken verschüttet worden. Das Trinkwasser mußte in ledernen Schläuchen sechs Meilen weit herbeigeholt werden und reichte niemals für Alle aus Nur wer es mit schwerem Gelde bezahlte oder mit Gewalt nahm, erhielt so viel, als er brauchte; die Uebrigen litten den bittersten Mangel daran und mußten darum hadern und kämpfen. Die Pferde und andere Lastthiere fielen wegen Wassermangels und verpesteten die Luft, wodurch auch verheerende Krankheiten unter den Menschen entstanden. Die Hitze war unerträglich, und die verschmachteten Pilger fanden keinen Baum, kein Haus, um sich gegen die glühenden Sonnenstrahlen zu schützen. Viele verließen das Lager und eilten zum Jordan oder nach Joppe; aber dann fielen sie in die Hände der Saracenen und wurden getödtet oder in die Sclaverei geführt.

Als unter so betrübten Umständen die Kreuzfahrer schier verzagten und nimmer die heilige Stadt zu erobern hofften, da erscholl die fröhliche Kunde, daß in Joppe eine Flotte aus Genua gelandet sei; die Lebensmittel und Pilger langten glücklich im Lager an, auch brachten die letzteren tüchtige Werkzeuge und kundige Arbeiter mit, und nun, nachdem der Noth abgeholfen worden, lebte in den Christen die Hoffnung wieder auf, daß sie die heilige Stadt gewinnen würden.

Da nun die Lage der Christen auf solche Weise sich gebessert hatte, bekamen sie durch einen aufgefangenen Boten, der nach Jerusalem hatte schleichen wollen, die Nachricht, daß binnen vierzehn Tagen ein großes ägyptisches Heer zum Entsatze der heiligen Stadt erscheinen würde. Die Kriegsfürsten hielten Rath und wurden einig, Jerusalem zu bestürmen, ehe noch die Feinde ankämen; denn wenn die Stadt nicht vorher genommen werden könnte, so würde es später ganz unmöglich sein. Zu diesem Angriff sollte aber der Beistand des Himmels erfleht werden. Deßhalb wurde ein großer Bittgang angeordnet, und Fürsten, Ritter und gemeine Krieger, Bischöfe und Mönche wallten nach der Kirche der heiligen Maria, die vor der Stadt lag, und von da nach dem Oelberg. Als sie daselbst ihre Andacht verrichtet, ihre Sünden bereut und sich vor Gott, dem Herrn, gedemüthigt hatten, da erhob Peter, der Einsiedler, seine Stimme und ermahnte die Kreuzfahrer, auszuharren in dem Kampfe zur Erlösung Jerusalems von den Ungläubigen. Er verhieß ihnen im Namen Gottes den Sieg und gebot ihnen, abzulassen von aller Zwietracht nnd sich unter einander mit ihren Feinden zu versöhnen. Wie nun Peter seine Rede geendigt, da reichten Tankred, der edle Normannenheld, und Graf Raimund von Toulouse, die bisher in großem Hader gelebt, einander die Hände und versöhnten sich. Ihrem Beispiele folgten Vornehme und Geringe; Alle sahen sich als Brüder an und gelobten, mit einander zu siegen oder zu sterben.

Nachdem die Kreuzfahrer von ihrer Bittfahrt zurückgekehrt waren, bemerkte Gottfried von Bouillon, Herzog von Lothringen, daß er, so wie Robert von Flandern und Robert von der Normandie, mit ihren Schaaren gerade an der Seite der Stadt standen, die am stärksten befestigt war; daher ließ er während der Nacht die Stellung dieser drei Heerestheile verändern und sie dahin führen, wo die Mauer am niedrigsten und zur Vertheidigung die wenigste Anstalt getroffen war.—Als nun der Morgen angebrochen, befahl er, die Mauer durch sein Wurfgeschütz zu bewerfen, und als damit nichts ausgerichtet wurde, ließ er stürmen. Die Kreuzfahrer klommen mit kühnem Muthe die Mauer hinan, wurden aber mit Steinen, Balken, kochendem Oel und heißem Wasser empfangen und ihre Belagerungswerkzeuge mit brennenden Pfeilen in Flammen gesetzt. Wie tapfer die Kreuzfahrer sich auch bewiesen, so hatten sie doch, als der Abend hereinbrach, noch keinen Vortheil erlangt. Am Morgen des folgenden Tages wurde der Angriff mit gro-

ßer Heftigkeit erneuert, doch von den Saracenen mit der größten Tapferkeit zurückgewiesen. Schon hatte das Gefecht sieben volle Stunden gewährt, schon waren die Christen völlig ermüdet, und mehre Heerführer riethen, dem Kampfe ein Ende zu machen: da ließ sich auf dem Oelberge ein Ritter mit einem leuchtenden Schilde sehen; der winkte mit dem Schilde nach der Stadt. Als das die Kreuzfahrer gewahr wurden, hielten sie es für ein himmlisches Zeichen, welches ihnen den göttlichen Beistand verkündige, und erneuerten den Angriff. Selbst Kranke und Weiber ergriffen die Waffen und halfen stürmen, und Jeder strengte seine letzten Kräfte an; denn er war überzeugt, daß der Sieg den Christen nicht entgehen könne. Als noch eine Stunde gefochten worden, da war die äußere Mauer gewonnen und ein Thurm mit einer Fallbrücke der inneren Mauer nahe gebracht. Die Belagerten hatten diese mit Säcken, Stroh, Strauchwerk und Balken belegt, um sie vor dem Wurfgeschütz zu sichern. Diese Schutzwehren steckten die Belagerer in Brand, der Wind trieb den Rauch nach der Stadt, und die Belagerten mußten sich von der Mauer entfernen, um dem Ersticken zu entgehen. Als die Kreuzfahrer solches gewahrten, schoben sie den Thurm an dieselbe, ließen die Fallbrücke herab und bestiegen die Mauer, zuerst Ludolf und Engelbrecht, zwei Brüder aus Flandern, dann Herzog Gottfried und sein Bruder Eustathius und darauf viele Ritter und gemeine Krieger. Das nahe Thor wurde geöffnet, und nun drangen die Christen mit dem Siegesgeschrei: „Gott will es! Gott hilft uns!" in die Stadt. Zu gleicher Zeit öffneten auf der anderen Seite Jerusalems die Saracenen, die den Thurm David's vertheidigt hatten, dem Grafen Raimund gegen einen freien Abzug nach Ascalon ein Thor, und nun strömten auch hier die Kreuzfahrer hinein. Noch immer leisteten die Saracenen in den Straßen der Stadt Gegenwehr, und Tankred kam nur unter immerwährendem Fechten bis zur Auferstehungskirche. Daselbst hatten sich die in Jerusalem wohnenden Christen versammelt und sangen einen Psalm. Tankred gab ihnen eine Wache zum Schutz, damit die Saracenen ihnen nichts zu Leide thäten. Diese flüchteten sich aber nach ihrem Haupttempel, der auf dem Berge Moria lag. Die Kreuzfahrer verfolgten sie und hieben Jung und Alt, Vornehme und Geringe nieder. Hier war die Metzelei so groß, daß das Blut die Stufen herunter rieselte und der Dunst der Leichname die Sieger zu ersticken drohte. In diesem Tempel ward ein unermeßlicher

Schatz von goldenen und silbernen Gefäßen gefunden. Die Juden hatten sich in ihre Synagogen geflüchtet und kamen in den Flammen um. Ueberall in den Straßen und in den Wohnungen wurde Alles, was athmete, getödtet; von allen Saracenen in Jerusalem blieben nicht so viele am Leben, daß sie die Leichname der Erschlagenen begraben konnten; arme Christen mußten ihnen dabei helfen.

Als nun die Kreuzfahrer ihre Kampfbegier, welche durch ihren Abscheu über die Entweihung der heiligen Stätten aufgestachelt worden, gestillt und es nichts mehr zu tödten und zu plündern gab, da zogen Alle barfuß und mit unbedecktem Haupte nach der Auferstehungskirche. Daselbst sahen sie die heiligen Stätten, beichteten ihre Sünden und thaten Buße. So ward am 15. Juli 1099 die heilige Stadt von den Kreuzfahrern genommen und das Ziel endlich errungen, wegen dessen die europäischen Länder ihre tapfersten Streiter, ihre größten Helden ausgesandt hatten. Eine Million Menschen hatte sich aufgemacht, um gegen die Ungläubigen zu kämpfen, oder als Streiter für Gottes Sache (so wurden die Kreuzfahrer genannt) den Himmel zu erwerben; doch mehr als drei Viertel dieser Menschenmenge war schon durch die Drangsale der Reise, durch Krankheiten oder durch das Schwert der Feinde gefallen, und von den Uebrigen hatten nicht Wenige ihr Vermögen, Alle ihre besten Kräfte aufgeopfert, um das heilige Land zu gewinnen. So viel wagen, so viel opfern die Menschen, wenn die Begeisterung für etwas Heiliges sie ergreift. (Rauschnick.)

352. Rudolph von Habsburg.

(Geb. 1218, grst. 1291.)

In dem Schweizercantone Aargau sieht man noch heut zu Tage die Ruinen des alten Schlosses Habsburg liegen. Dieses Schloß war das Stammhaus des berühmten Grafen Rudolph von Habsburg, der im Jahre 1273 zum deutschen Kaiser gewählt wurde. Er besaß noch mehre andere Güter dort und im Elsaß und stand deßhalb als ein mächtiger Herr in großem Ansehen, zumal da er sich auch schon unter dem Heere des Kaisers Heinrich II. durch Muth und Tapferkeit rühmlich ausgezeichnet hatte und allgemein als ein frommer und gerechtigkeitsliebender Held bekannt war. Er schützte in jenen unruhigen Zeiten mit seinen Rittern und Knechten die friedlichen Bürger und Landbewohner. War einer von einem raubgierigen Edelmanne ausgeplündert oder gemißhandelt worden, so wandte er sich an den Grafen von Habsburg, der ihm, wenn

irgend möglich, Genugthuung verschaffte und an dem Räuber das Vergeltungsrecht ausübte. So wurde Rudolph in eine Menge Fehden verwickelt; aber er machte sich auch bei ordentlichen Leuten beliebt und konnte, wenn es Noth that, auf den Beistand vieler Freunde rechnen.

Jedermann gefiel auch seine Achtung vor der Religion und ihren Dienern. Einmal, da er auf die Jagd reiten wollte, begegnete ihm ein Priester, der einem Kranken die heilige Wegzehrung brachte. Die Wege waren so bodenlos, daß kaum darauf fortzukommen war. Rudolph konnte nicht zusehen, daß der Geistliche im Schmutze watete; er sprang vom Pferde herab, ließ den Priester aufsteigen, nahm den Zügel in die Hand und führte das Thier bis vor das Haus des Kranken. Hier wartete er, bis das heilige Sakrament gespendet war, und brachte dann auf gleiche Weise den Diener Gottes zurück.

Ein ander Mal geschah es, daß die baseler Bürger bei einem Volksfeste Rudolph's Leute unbarmherzig mißhandelten und sogar einen von seinen Rittern todt schlugen. Dies sollten sie ihm nicht umsonst gethan haben. Er nahm sich vor, ihre Stadt zu befehden und sie für diesen Frevel streng zu bestrafen. Vorher aber wollte er sich den Rücken frei machen; denn er hatte noch eine andere Fehde mit dem wehrhaften Abte von St. Gallen. Einst, da der Abt zu Wyl, wo er sich aufhielt, unbesorgt an der Tafel saß, trat unvermuthet Graf Rudolph herein. Der Abt glaubte vor Schrecken zusammen zu sinken; denn er meinte, der Habsburger komme als Feind, und er sei von ihm überrumpelt worden. Aber Rudolph bot ihm freundlich die Hand. „Herr Abt!“ sprach er, „ihr wisset, wir haben eine Fehde mit einander; ich dächte aber, wir könnten uns in Güte vergleichen, und darum komme ich hierher. Hier ist meine Hand, schlaget ein und laßt uns Freunde sein!“ Der Abt war gleich dazu bereit; er schlug ein und sie waren Freunde. O, wie viele Streitigkeiten könnten auf eine so edle Art in Güte beigelegt werden!

Einige Zeit nachher reis'te der Erzbischof Werner von Mainz durch die Schweiz nach Rom zum heiligen Vater. — Er bat den Grafen von Habsburg um sicheres Geleit durch sein Gebiet, und Rudolph gewährte es ihm nicht nur mit ritterlicher Höflichkeit, sondern begleitete ihn auch noch viel weiter, als es verlangt worden war. Er unterhielt ihn unterwegs so ausgezeichnet, sprach von allen Dingen mit so viel Geist und Einsicht, daß der Erzbischof eine hohe Meinung von ihm bekam. Beim Abschiede drückte er dem Grafen bieder die Hand und versicherte ihm, daß er seiner stets mit Achtung und Liebe gedenken würde.

Bald fand sich dazu eine erwünschte Gelegenheit. Es starb der Kaiser, damals ein englischer Prinz, Richard von Cornwallis;

das Reich war ohne Oberhaupt, und die Fürsten wußten nicht, wen sie wählen sollten. Da trat Erzbischof Werner unter ihnen auf, empfahl ihnen mit allem Feuer seiner Beredsamkeit den wackeren und verständigen Grafen von Habsburg und brachte es, von andern Fürsten unterstützt, dahin, daß Rudolph gewählt wurde. Dieser hatte nicht im Mindesten von dem Ahnung, was in Betreff seiner in so weiter Ferne vorging. Er war eben damals beschäftigt, die Baseler für seine gemißhandelten Knechte und den getödteten Ritter zu züchtigen, und lag mit seinem ganzen Trosse vor ihrer Stadt. Hier fanden ihn auch die Abgeordneten der Reichsfürsten, die ihn mit der höchst unerwarteten Nachricht überraschten, er sei *zum deutschen Kaiser gewählt*. Denkt euch sein freudiges Erstaunen und das Jubelgeschrei seines kleinen Heeres! Rudolph fühlte sich dazu tüchtig. Die Kraft, die in ihm lebte, sagte ihm, daß er würdiger als mancher seiner Vorgänger auf dem deutschen Throne sitzen würde. Er stellte daher schnell seine Fehde mit den Baselern ein, verzieh ihnen als Kaiser die Verunglimpfung, welche er als Graf von ihnen erlitten hatte, und zog eiligst nach Aachen, woselbst er am 31. October 1273 zum Kaiser gekrönt ward.

Nach der Feierlichkeit traten die deutschen Fürsten zu ihm, um sich im Besitze ihrer Lande nach hergebrachter Sitte bestätigen und neu belehnen zu lassen. Dies mußte mit dem Zepter geschehen; aber, siehe da! es war kein Zepter zur Hand. Rudolph, ohne irgend in eine Verlegenheit zu gerathen, war schnell gefaßt. Er nahm ein vor ihm stehendes Crucifix mit den Worten: „Dieses Kreuz, das die Welt erlöset hat, wird ja wohl die Stelle eines Zepters vertreten können.“ Allen gefiel diese Rede, und die Fürsten, die schon im Begriffe gewesen waren, sich ohne Huldigung wieder zu entfernen, blieben stehen und wurden vermittelst des Kreuzes belehnt.

Unter die deutschen Reichsvasallen, d. h. unter die Fürsten, welche dem Kaiser und dem Reiche unterthänig waren, gehörte auch *Ottokar von Böhmen*. Er hatte sich vor dem Regierungsantritte Heinrich's widerrechtlicher Weise des Erzherzogthums Oesterreich bemächtigt. Rudolph ließ ihn dreimal auffordern, vor ihm zu erscheinen und die gesetzliche Belehnung mit Oesterreich nachzusuchen; allein der stolze Mann wollte nicht kommen; denn er hatte sich die Hoffnung gemacht, selbst Kaiser zu werden, und glaubte, er stehe zu hoch, um sich vor einem Rudolph von Habsburg zu demüthigen, der, wie er sich erinnerte, ehemals eine Zeit lang unter seinem Heere gedient hatte. Rudolph faßte jedoch bei Ottokar's Widersetzlichkeit bald seinen Entschluß; er bot seine Reichsvasallen auf, stellte sich an ihre Spitze und brach schnell, wie ein Ungewitter, in Böhmen ein. Ottokar wurde nach einem blutigen Kampfe überwunden, verlor sein Herzogthum Oesterreich und mußte knieend in Rudolph's Zelt die Huldigung für Böhmen und Mähren

leisten. Ottokar war froh, daß es doch wenigstens nicht öffentlich geschah; während er aber so auf den Knieen vor seinem ehemaligen Diener lag, fielen die Umhänge des Gezeltes herab, und das ganze Heer war Zeuge seiner Erniedrigung. Höchst aufgebracht über diesen Schimpf fing Ottokar den Krieg von Neuem an, blieb aber in einer mörderischen, unentschiedenen Schlacht. Rudolph nahm außer Oesterreich auch noch Steiermark und Krain in Besitz; denn auch diese Erzherzogthümer hatte Ottokar neben seinem Königreiche Böhmen besessen. Von dieser Zeit an blieben Rudolph's Nachkommen in dem ruhigen Besitze von Oesterreich, Steiermark und Krain.

Zu jenen Zeiten wurde aber in Deutschland ein wildes, ungebundenes Leben geführt, zumal von den Edelleuten, die sich an Gesetze nicht kehrten, Krieg unter einander führten, die reisenden Kaufleute räuberisch anfielen und das flache Land umher nach Herzenslust plünderten. Jeder suchte sich mit eigener Faust Recht zu verschaffen; deßwegen nennt man auch noch heut zu Tage jene rohen Zeiten die Zeiten des Faustrechts. Rudolph wollte diesen höchst schädlichen Unfug nicht länger dulden und verbot ihn auf's Strengste. Damit aber Niemand sich über Mangel an Gerechtigkeitspflege beklagen könnte, reis'te er in ganz Deutschland umher, hielt selbst Gericht und schlichtete die Streitigkeiten der Edelleute; die großen Fürsten aber mußten ihm schwören, den Landfrieden zu halten und einander nicht zu bekriegen. Mit den ungehorsamen Raubrittern machte er zuletzt wenig Umstände; er ließ sie aufknüpfen und ihre Burgen niederreißen. Ueber hundert und achtzig solcher Raubnester wurden auf seinen Befehl allein in Thüringen, Franken und Schwaben zerstört. Dafür segneten ihn aber auch alle Bürger als den Wiederhersteller der öffentlichen Ruhe.

Rudolph war ein strenger Richter, zugleich aber auch ein äußerst gutmüthiger und nachsichtsvoller Fürst. Beleidigungen, die ihn selbst betrafen, achtete er gar nicht, und wenn ihm die Hofschranzen seine zu große Güte zum Vorwurfe machten, sprach er zu ihnen: „Ach, meine Freunde, es hat mich schon oft gereut, daß ich zu streng war; nie aber soll es mich reuen, daß ich zu gut gewesen bin!"

Einst, da er, ich weiß nicht, wohin fuhr, begegnete ihm ein Landmann mit seinem Wagen. Der Kutscher verlangte, der Bauer sollte ausweichen. „Wo soll ich hinfahren?" sagte der drollige Mensch halb im Scherz, halb im Ernst; „des Kaisers große Nase nimmt ja den ganzen Weg ein." — „Was sagt der Mann von meiner Nase?" fragte Rudolph. Der Kutscher sagte es ihm. Alle, die es anhörten, waren begierig, was nun mit dem unverschämten Bauer geschehen würde. Rudolph nahm aber die Sache als Spaß und wandte sein Gesicht zur Seite. „Hast du nun Platz?" fragte er dann den Bauer. — „Platz mehr, als genug!" rief der er-

schrockene Mann, dem nicht mehr wohl zu Muthe war, und jagte eiligst davon.

Ein andermal, da er sein Feldlager in der Gegend von Mainz hatte, ging er in unansehnlicher Bekleidung, unerkannt durch die Straßen, und weil eben eine empfindliche Kälte eingetreten war, wärmte er seine erstarrten Hände an einem Haufen Kohlen, die man aus einem Backofen genommen hatte. Die Bäckerin aber, eine erzböse Frau, wollte dies nicht zugeben. Sie hielt ihn für einen gemeinen kaiserlichen Soldaten und war auf den Kaiser selbst sehr übel zu sprechen. „Marsch!“ sagte sie zu ihm, „troll dich fort zu deinem Bettelkönige, der mit seinen Knechten das ganze Land auffrißt, oder ich gieße dir, wahrhaftig, wenn du nicht gleich gehst, diesen ganzen Kübel über den Kopf!“ Dabei war sie unerschöpflich in den beleidigendsten Worten, und da Rudolph ihr Vorstellungen zu machen suchte, goß sie ihm wirklich in der Wuth das eiskalte Wasser über das Gesicht und den ganzen Körper. Der Kaiser entfernte sich auf das Schnellste und ging in das Lager zurück, wo er sich umkleidete. Ueber Tisch erzählte er, was ihm begegnet war. Anstatt aber das böse Weib zu strafen, schickte er ihr eine Schüssel voll Speisen nebst einer Flasche Wein und ließ ihr sagen, es sende ihr das der alte Landesknecht, dem sie diesen Morgen den Kübel Wasser über den Kopf gegossen habe, und lasse sich recht schön bedanken. Als die Bäckerin hörte, daß der alte Mann der Kaiser selbst gewesen sei, wollte sie vor Schrecken in den Boden sinken. Sie lief zu ihm hinaus in das Lager und warf sich ihm zu Füßen. Rudolph aber stellte sie seiner Tischgesellschaft vor und forderte keine andere Genugthuung von ihr, als daß sie vor den anwesenden Herren alle Worte, die sie gebraucht hatte, treulich wiederholen sollte. Sie durfte kein einziges vergessen; wo sie sich nicht mehr erinnerte, da half ihr Rudolph nach, und so entstand eine Scene, bei welcher sich alle anwesenden Gäste des Lachens nicht erwehren konnten.

Kaiser Rudolph, ein tapferer, gütiger, durchaus zu achtender, in Wort und That zuverlässiger Fürst, von einfacher Sitte und dem edelsten Herzen, verdient noch jetzt, allen Regenten zum Muster aufgestellt zu werden, als ein Fürst, der nicht sein Bestes und das seines Hauses, sondern das des Volkes, dessen Oberhaupt er war, unabänderlich und allein im Auge hatte. Durch die kräftige Wiederherstellung eines friedlichen Zustandes in Deutschland ward er in diesem Lande der Schöpfer eines neuen, höheren geistigen Lebens, der Begründer der spätern Cultur desselben.

Hochgeehrt starb er zu Germersheim auf einer Reise nach Speyer, in seinem dreiundsiebenzigsten Jahre.

(L. Jerrer.)

353. Die Krönung.

(1273.)

Zu Aachen in dem Dome da glänzt's in hellem Strahl,
Von Gold und Edelsteinen, von Purpur und von Stahl.
Durch bunte Fenster schimmert der klare Sonnenschein,
Als wollt' er sich am Glanze, den er vervielfacht, freu'n.

Zu Aachen in dem Dome am strahlenden Altar,
Steht ernst, doch mild, Herr Rudolph in rothem Sammttalar.
Und unterm Sammte schimmert der Rüstung helles Gold,
Wie zwischen Purpurwolken der Sonne Goldstern rollt.

Die Krone zu empfangen in stiller Majestät,
Des großen Carol Krone, der edle Habsburg steht.
Und wie der fromme Bischof sie auf das Haupt ihm legt,
Da jedem hoch vor Freude, das Herz im Busen schlägt.

Es nah'n dem neuen König, an dem Altare gleich,
Die Ritter, Herr'n und Fürsten, die küren in dem Reich,
Den Lehnseid ihm zu leisten, den Jeder gern beschwört,
Den Jeder schon im Herzen, ihm freudig hat gewährt.

Und wie er will empfangen auf's Scepter ihren Eid,
Da sieh! das ist vergessen, liegt nicht zum Dienst bereit.
Rasch langt er nach dem Kreuze und nimmt es vom Altar,
Und reicht es mit den Worten des Reiches Fürsten dar:

„Dies Zeichen hat erworben das Heil der ganzen Welt,
Das sei nun statt des Scepters, wenn's euch, ihr Herren, gefällt!"
Und es gefiel wohl Allen und freudig schwuren All', —
Drauf „Heil dem frommen König!" ertönt's mit einem Schall.

(Frankl.)

354. Die Entdeckung von Amerika.

Die Ehre, dieses große und denkwürdige Unternehmen begonnen und ausgeführt zu haben, gebührt Christoph Columbus, Sohn eines Tuchwebers, geboren zu Genua im Jahre 1436. Zwar hatten die Normänner und der aus Island vertriebene König Ehrich, der Rothe, im Jahre 982 Amerika schon besucht. Letzterer landete nämlich auf Grönland, dem er diesen Namen beilegte, weil er es bei seiner Ankunft ganz mit Grün bedeckt fand. Ihm, der das Christenthum annahm und ausbreitete, folgten viele Colonisten, so daß man bald an 300 Höfe, 16 Kirchen, 2 Klöster und die Städte Gardar und Albe zählte. Von Grönland und Island machten die Normänner noch weitere Entdeckungsreisen nach dem nördlichen Festlande Amerika's und den benachbarten Inseln, wo sie dann im Jahre 1002 nach Neufundland gelangten. Doch die erste gewisse Nachricht über die neue Welt d. h. ihre Entdeckung verdankt man, wie schon gesagt, dem Genueser Christoph Columbus. Schon in seiner frühen Jugend zeigte derselbe eine Neigung zum Seemanns-

leben, und bemühte sich deshalb, geographische und mathematische Kenntnisse zu erlangen. Ein älterer Bruder von ihm hatte sich in Lissabon niedergelassen, und Christoph fand sich veranlaßt, sich auch dorthin zu begeben. Hier erweiterte er seine Kenntnisse theils durch Studium der Seekarten und Schiffsbücher, theils durch Reisen nach den kanarischen Inseln und in das Mittelmeer. Die Veranlassung zur Entdeckung des neuen Welttheils gaben folgende Umstände: Die Portugiesen, die mit Ostindien in Handelsverbindungen standen, hatten bisher die weite Reise um die südliche Spitze Afrika's zu machen und dann östlich ihren Lauf fortzusetzen. Einen kürzeren Weg und zwar westlich von Europa nach Ostindien aufzufinden, war ein Lieblingsgedanke, dem die Portugiesen ihre besondere Aufmerksamkeit zuwandten. Schiffer waren 450 Meilen westlich vom Cap Vincent verschlagen und hatten ein Stück Holz, künstlich geschnitzt, gefunden, auch hatte man Canoes mit todten Männern von sonderbarer Gesichtsbildung und Farbe gefunden, die von Westindien an den Strand der Azoren getrieben waren. Dies führte zu der Vermuthung, daß westlich von Europa, nach Asien hin, noch Land sein müsse. In dieser Vermuthung glaubte man sich bestärkt durch die sphärische Form der Erde, wovon die drei bekannten Erdtheile Europa, Asien und Afrika nur den kleineren Theil einnehmen, und daß der bei weitem größere übrige Theil noch Land enthalten müsse. Diesen Gedanken erfaßte besonders Columbus, zumal ihm von dem Steuermann eines portugiesischen Schiffes, der in Columbus Hause starb, einst erzählt wurde, er sei einmal an ein westliches Land getrieben worden. Er faßte also den Plan eine Entdeckungsreise zu unternehmen und wandte sich deshalb zuerst nach Genua um Unterstützung. Hier aber hielt man den Plan für Träumerei und versagte die Unterstützung. Columbus richtete seine hoffenden Blicke nach England, ward aber auch hier abgewiesen. Gleichwohl gab er seinen Plan nicht auf und machte einen dritten Versuch. Er legte Ferdinand und Isabella von Spanien denselben vor und fand Gehör. Doch vergingen noch mehrere Jahre, und Columbus hatte Proben seiner Geduld zu geben. Man schritt doch endlich zur nöthigen Zurüstung, wobei Isabella große Begeisterung zeigte, welche ihren Grund in der Hoffnung hatte, das Christenthum in dem neu entdeckten Lande einzuführen. Sie verkaufte sogar ihre Juwelen zu diesem Zwecke, und da auch die dafür erhaltene Summe nicht hinreichte, erboten sich zwei spanische Edelleute, die übrigen Kosten aus ihren Mitteln zu bestreiten. Drei kleine Schiffe, Santa Maria, Pinta und Nigna wurden ausgerüstet, und den 3. August 1492 verließ Columbus mit diesen drei Schiffen und 120 Mann Schiffsleuten den Hafen von Palos. Sie landeten auf den kanarischen Inseln, wo sie auf's Neue Proviant einnahmen. Sie fuhren dann weiter und

richteten ihren Lauf westlich dem weiten Ocean zu. Am 14. September waren sie 200 Meilen westlich von den kanarischen Inseln. Da bemerkte Columbus auf einmal die Abweichung der Magnetnadel, und somit waren sie ohne Führer auf dem weiten Meere. Dieser Umstand erfüllte die Mannschaft mit Besorgniß und Furcht. Columbus suchte ihnen über denselben Aufschluß zu geben und ihre Furcht zu verscheuchen. Sie setzten hierauf ihre Reise fort, aber auch nach weiteren 30 Tagen ließ sich keine Spur von Land erblicken. Da brach der Unwille der Mannschaft los; sie bestürmten Columbus mit Drohungen und waren einstimmig, ihn mit Gewalt zur Rückkehr zu nöthigen. Columbus versuchte alle Mittel, den stürmischen Geist der Schiffsleute zu beruhigen, doch alles, was er erlangen konnte, war drei Tage Aufschub, so daß, wenn innerhalb dieser Frist sich kein Land zeigen würde, die Rückreise sofort angetreten werden sollte. Zu dieser Uebereinkunft hatte noch die Wahrnehmung beigetragen, daß man mit dem Senkblei den Meeresboden erreichen konnte. Auch hatte man Schwärme von Vögeln bemerkt und die Luft ward milder und wärmer, Umstände, woraus Columbus schloß, daß in nicht zu großer Entfernung Land sein müsse. Am dritten Tage, Abends, es war der 11. October, ließ Columbus die Segel streichen und stellte Wächter auf. Man bemerkte ein Licht in der Ferne, das sich von einem Orte nach dem andern bewegte. Endlich gegen Mitternacht ertönte der Freudenruf—Land— von der Pinta. Alle kamen auf das Verdeck und, aller Augen waren auf das lang ersehnte Land gerichtet. Als der Morgen anbrach, sahen sie eine schöne Insel vor sich, und mit Thränen des Dankes und der Freude brachten sie Gott den schuldigen Tribut. Nach diesem geschah eine Abbitte vor ihrem muthigen und beharrlichen Führer, den sie während der Reise durch Murren und offenen Aufruhr beleidigt hatten. Nachdem die Sonne aufgegangen war, wurden die Schiffe an das Ufer gebracht. Columbus, im Feldherren-Schmucke und mit gezogenem Schwerte, stieg mit seiner Mannschaft an's Land. Sie Alle küßten den neuen Boden, errichteten ein Kreuz, und auf die Kniee geworfen, brachten sie Gott das Opfer des schuldigen Dankes für die Erhaltung ihres Lebens und für die glückliche Ausführung des großen Planes. Columbus nahm Besitz von dem Lande für die Krone Spaniens und nannte die Insel St. Salvador, eine der Bahama Inseln. Die Bewohner der Insel staunten über die Ankömmlinge, und diese über die Bewohner: denn sie waren von einer dunkeln Kupferfarbe und gingen nackt, hatten sich aber am Leibe mit allerlei Farben zum Putze bemalt. Sie kannten das Eisen nicht, und ihre Waffen waren vorzüglich hölzerne Wurfspieße, an deren Ende ein spitzer Knochen befestigt war. Das Holz bearbeiteten sie mit harten Steinen. Sie hatten mit Hülfe des Feuers Baumstämme zu Kähnen ausgehöhlt,

die an 45 Mann faßten. Die milde Luft und die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens erzeugte ihnen Früchte zur Nahrung; darum arbeiteten sie nicht, bauten keinen Acker, weideten kein Vieh, fingen keine Fische, keine Vögel. Daher hatte auch Keiner von ihnen Eigenthum; Jeder aß, wenn er hungrig war, wo er etwas fand, und schlief auf bloßer Erde. In der Nase trugen sie einige Stückchen Goldblech. Man nannte sie Wilde, weil sie von den Kenntnissen, Einrichtungen und von der Lebensart der gesitteten Völker nichts wußten. Sie bewunderten diese weißen Fremdlinge mit ihren Kleidern, Waffen und Schiffen, besonders aber erschraken sie vor dem Blitze und Donner der Kanonen und dachten, die Fremdlinge wären Götter und hätten den Blitz und Donner des Himmels in ihrer Gewalt. Diese Menschen waren übrigens sanft und gutwillig. Die Spanier wünschten aber vor allen Dingen Gold zu finden. Sie tauschten dessen gegen Glaskorallen, Schellen, Nadeln und andere Kleinigkeiten ein, wogegen die Einwohner gern Gold hingaben. Columbus fand nun auch andere Inseln, und auf einer der wichtigsten, die er Spanien zu Ehren Hispaniola nannte, ließen sich mehre Spanier nieder und bauten sich an, so daß hier die erste spanische Pflanzstadt der Colonie entstand.

Den 4. Januar 1493 schiffte er wieder ab. Ein fürchterlicher Sturm drohte bald den kühnen Seglern den Untergang. Alle warteten schon zitternd des Augenblickes, wo ihre lecken Schiffe untersinken würden. Columbus aber, der auch jetzt die Fassung nicht verlor, schrieb eine kurze Nachricht von seiner Entdeckung auf Pergament, steckte dieses, sorgfältig verwahrt, in eine leere Tonne und warf sie in's Meer, damit, ginge er auch unter, vielleicht doch eine Nachricht von seiner Entdeckung gerettet würde. Doch der Himmel heiterte sich auf; am 15. Januar waren sie bei den azorischen Inseln, wo sie sechs Wochen liegen bleiben mußten, um ihre beschädigten Schiffe auszubessern. Ein neuer Sturm trieb Columbus in den Tago nach Lissabon. König Johann II. von Portugal bereute es sehr, dem kühnen Manne vor zehn Jahren kein Gehör gegeben zu haben. Endlich gelangte Columbus den 15. März in den Hafen von Palos und wurde mit allgemeinem Jubel empfangen; man läutete die Glocken, feuerte Kanonen ab und erdrückte ihn fast, als er aus dem Schiffe zuerst in ein nahe gelegenes Kloster zog, Gott seinen Dank darzubringen. Im Triumphe zog Columbus nach Barcelona, wo sich der Hof aufhielt. Ferdinand und Isabella überhäuften ihn mit Lobsprüchen und Ehren, und ganz Spanien gerieth über die Nachricht von der neu entdeckten Welt in frohe Bewegung. Man erstaunte über die sonderbaren Menschen, über die verschiedenen Früchte, über die schönen Papageien und andere Thiere aus jenen Ländern. Bis jetzt glaubte man immer noch, diese Länder gehörten mit zu Asien, und nannte diese Inseln Westindien, zum

Unterschiede von Ostindien, und die Einwohner Indianer. — Den 25. September 1493 segelte Columbus von Cadix aus mit 17 Schiffen und 1500 Mann abermals ab, entdeckte noch mehrere Inseln und langte den 22. November zu Hispaniola, St. Domingo und Haiti an; aber seine Pflanzstadt war eingegangen. Die habsüchtigen Spanier hatten ohne alle Mühe, nur durch die Hände der Indianer, reich werden wollen und diese bedrückt und gemißhandelt. Dieses gutherzige Volk hatte endlich die Waffen ergriffen und seine Bedrücker überfallen und getödtet. Columbus glaubte, die Zerstörung seiner Colonie rächen zu müssen, griff die Einwohner an und überwand sie. Viele wurden getödtet, und die Uebrigen mußten schwere Abgaben an Gold und Baumwolle liefern. Columbus konnte indessen seine goldgierigen Spanier nicht schnell genug bereichern, wie man es erwartete, und da er ihre Habsucht und Verfahrungsart nicht billigte, so wurde er gehaßt und beneidet. Viele Unzufriedene waren nach Spanien zurückgereis't, hatten über ihn Beschwerde geführt und ihn angeschwärzt. Es erschien bald ein Abgesandter, der diese Klagen untersuchen und dem Könige das Ergebniß berichten sollte. Columbus, darüber entrüstet, übergab seinem Bruder Bartholomäus den Oberbefehl und eilte 1494 nach Spanien, um durch seine Gegenwart die Verleumdung zu unterdrücken. Die Ausrüstung einer neuen Flotte dauerte zwei Jahre, und man gab ihm nur eine Anzahl Verbrecher, die er sich zwar, um bald abreisen zu können, als Anbauer erbeten hatte, mit. Er fand die Spanier gegen seinen Bruder in Aufruhr, und mit Mühe dämpfte er denselben. Auf neue Anklagen gegen ihn erschien ein spanischer Edelmann, Franz Bovadilla, der den Columbus absetzte, seine Güter in Beschlag nahm, ihn und seine beiden Brüder in Ketten legen und jeden auf einem besondern Schiffe nach Europa bringen ließ. Der Schiffshauptmann wollte dem Columbus unterwegs die Ketten abnehmen, er aber litt es nicht. „Ganz Spanien soll es sehen," sagte er, wie sein König dem Entdecker einer neuen Welt lohnt." Nachdem Ferdinand und Isabella die Sache untersucht hatten, ließen sie ihm gleich die Ketten abnehmen und gestanden den begangenen Irrthum. Bovadilla wurde abgesetzt; aber den mit Columbus abgeschlossenen Vertrag vergaß man, und statt seiner wurde Ovanda als Statthalter eingesetzt, da man das Mißtrauen hegte, daß er zu mächtig werden würde. Er war späterhin auch auf dem festen Lande von Amerika gewesen. Seine vierte Reise (1502) war sehr unglücklich. Er litt Schiffbruch; die Indianer wollten ihm keine Nahrungsmittel mehr liefern und seine Untergebenen empörten sich. Nahrungsmittel brachten ihm endlich die Einwohner, weil er ihnen eine Mondfinsterniß pünktlich voraussagte, die von ihnen, da sie eintraf, als eine Strafe der Gottheit dafür angesehen wurde, daß sie die Spanier nicht unterhalten hatten.

Zwei seiner Ergebenen, Mendez und Fischi, unternahmen, da seine Schiffe unbrauchbar geworden waren, auf einem Kahne das kühne Wagstück, von der Insel Jamaica nach Hispaniola zu schiffen und erlangten nach großen Bemühungen von dem harten Ovando ein Schiff, um Columbus mit seiner übrigen Mannschaft abzuholen. 1504 kehrte er nach Spanien zurück. Isabella war gestorben, und vergebens suchte er nun die Einsetzung in seine Rechte und Würden. Seine Entdeckung trachtete man herabzuwürdigen, welche, nachdem sie gemacht war, Jedem so natürlich vorkam. Als er einst mit dergleichen Menschen zu Tische saß, wurden gesottene Eier aufgetragen. Columbus nahm ein Ei und fragte: „Wer von den Herren kann wohl ein Ei so auf die Spitze stellen, daß es frei steht?" Mehrere versuchten es, aber vergeblich. Da nahm Columbus das Ei, drückte es ein, und das Ei stand. Ja, rief man, so hätten wir es auch gekonnt! Columbus erwiderte lächelnd: **Ganz recht! der Unterschied ist nur der, daß ihr es so machen konntet, und daß ich es gemacht habe!"**

Er starb 1506 den 20. März zu Valladolid im siebenzigsten Jahre. Seine Ketten, die er als Zeugen des erfahrenen Undanks überall bei sich hatte, ließ er mit in's Grab legen. Sein Bruder ließ seinen Leichnam in der Domkirche zu San Domingo auf Hispaniola beisetzen.

Da man nachher durch einen gewissen Americus Vespucius aus Florenz in Italien das feste Land von Amerika besser kennen lernte, so nannte man, undankbar gegen Columbus, den neu entdeckten Erdtheil Amerika.

Die Spanier griffen immer weiter um sich. 1521 eroberten sie unter Ferdinand Cortez das große Reich Mexiko, dessen Einwohner schon gebildeter waren, als die andern Völker Amerika's, darauf 1533 das goldreiche Peru, freilich mit Verübung vieler Grausamkeiten, unter Franz Pizarro.

Die Entdeckung von Amerika hat den Europäern ungeheuere Schätze verschafft. Sie haben diesem Erdtheile, außer verschiedenen Arzneimitteln und Färbestoffen, besonders die Kartoffeln zu verdanken, die seit 1586 bei ihnen einheimisch geworden sind. Die unbarmherzigen Europäer haben dafür die bedauernswerthen Einwohner durch Arbeiten in Bergwerken, Zucker- und Caffeepflanzungen, durch Mangel an hinreichenden gesunden Nahrungsmitteln und durch Kriege so vermindert, daß schon binnen den ersten 50 Jahren nach der Entdeckung von Amerika an 10 Millionen umgekommen sind; auch die Blattern und andern Uebel, welche durch die Fremdlinge dahin kamen, haben viele Menschen getödtet. Der Handel hat durch die Bekanntschaft mit Amerika sich außerordentlich erweitert; aber es sind auch viele furchtbare Kriege dadurch entstanden.

355. Kurzer Abriß der Geschichte der Ver. Staaten.

Die Fürsten Europas erkannten bald die Wichtigkeit der Entdeckung Amerikas und beeilten sich, Besitzungen in der neuen Welt zu erlangen. Vorzüglich zeichneten sich die Spanier, Franzosen und Engländer hierin aus. Doch den Letzteren gelang es erst im Jahre 1607, die erste beständige Niederlassung zu Jamestown in Virginien zu gründen. Diese Kolonie bestand jedoch aus einer Rotte verschwenderischer und lasterhafter Menschen, denen jener Fleiß und jene Sparsamkeit mangelte, welche ihre Lage erforderte. Hungersnoth und Krankheit waren die natürlichen Folgen ihres Betragens, und die Hälfte ihrer Zahl starb in den ersten sechs Monaten. Im Kriege begriffen mit den Eingebornen, wurde Kapitain Smith, einer der berühmtesten Befehlshaber, von den Indianern zum Gefangenen gemacht, die ihn zu Powhattan, dem vornehmsten Oberhaupte Virginiens, brachten. Er wurde verurtheilt zu sterben, aber in dem Augenblicke, da man das Urtheil vollstrecken wollte, stürzte sich Pocahontas, Powhattans Tochter, zwischen den Gefangenen und die aufgehobene Keule, und durch ihre Thränen und Bitten bewog sie ihren Vater, das Urtheil zu widerrufen. Kapitain Smith wurde nachher durch das Auffliegen eines Pulvervorrathes so schrecklich zugerichtet, daß er genöthigt war, nach England zurückzukehren. Seine Abwesenheit verursachte bei den Kolonisten großen Verlust und große Verwirrung. Um die Feindseligkeiten mit den mächtigen Eingebornen zu einem günstigen Ausgange zu bringen, wurde Pocahontas bewogen, in Jamestown einen Besuch abzustatten, wohin sie durch ein Indianerweib gelockt wurde, welche die Engländer durch die Belohnung eines kupfernen Kessels bestochen hatten. Man beredete sie an Bord eines Schiffes, wo sie als Gefangene behalten wurde; worauf Powhattan, der sie zärtlich liebte, einen Frieden mit den Engländern auf ihre eigenen Bedingungen schloß. Pocahontas wurde nachher mit einem Herrn Rolfe verheirathet, der sie nach England nahm, wo sie gütig aufgenommen und bei Hofe vorgestellt wurde. Sie wurde in der anglikanischen Religion unterrichtet, und starb zu Gravesend mit Hinterlassung eines Sohnes, von dem einige der vornehmsten Familien in Virginien abstammen. Im Jahre 1616 führte man den Anbau des Tabaks ein; und die ersten Sklaven wurden von einem holländischen Schiffe eingeführt, das von Guinea gekommen, den Jamesfluß hinauf segelte, und einen Theil seiner Ladung an die Pflanzer verkaufte. New York wurde 1614 von den Holländern angebaut, die, nebst den Schweden und einer Beimischung von Emigranten aus Dänemark, die ersten Niederlassungen in New Jersey gründeten. Die Bedrängnisse und Verfolgungen, welche die sogenannte Reformation über England brachte, gab die Veran-

lassung zur Ansiedlung Marylands durch vertriebene Katholiken. Verschiedene Sekten der von Heinrich VIII. gestifteten Kirche, als die Puritaner, Quäker u. s. w. sahen sich ebenfalls durch die über sie verhängten Verfolgungen genöthigt, in der Flucht ihre Rettung zu suchen, kamen nach Amerika und wurden die Gründer der sechs Neu-England Staaten und Pennsylvaniens. Canada und das jetzige Brittisch-Amerika ward zuerst durch die Franzosen angesiedelt und blieb eine Zeitlang in deren Besitze, bis es vor ungefähr 100 Jahren die Engländer eroberten.

Bald nach Beendigung des französischen Krieges machte Großbritanien einen Versuch, in die Rechte der Kolonieen Eingriffe zu thun, und besonderes Einkommen in Amerika zu erheben, ohne es um seine Einwilligung zu befragen. Im Jahre 1764 verordnete es, daß ihre Creditscheine aufhören sollten, gesetzlichen Umlauf zu haben, und fing das System an, durch direkte innerliche Taxen Einkünfte von ihnen zu erheben.

Die Kolonisten aber behaupteten, da sie nicht im britischen Parlament repräsentirt wären, so sollten sie auch nicht gezwungen sein zu steuern, was dasselbe zu erpressen für gut achten möchte. Im Jahre 1756 wurde die berüchtigte Stempelacte vom Parlament passirt, wodurch die Amerikaner gezwungen wurden, von gestempeltem Papier Gebrauch zu machen für alle Noten, Verschreibungen und andere gesetzliche Instrumente, für welches Papier eine Abgabe bezahlt werden mußte. Aber die Kolonisten gaben es mit allgemeiner Einwilligung nicht zu, daß die Stempelacte bei ihnen in Wirkung trat; und im allgemeinen wurden die Geschäfte fortgetrieben, als ob keine Stempelakte bestehe. Es wurden Vereine gebildet gegen die Einfuhr Brittischer Manufakturen, bis jenes Gesetz widerrufen sein würde, welches dann auch die Brittische Regierung im darauf folgenden Jahre zu thun für räthlich hielt. Zur nämlichen Zeit aber, als die Taxen aufgehoben wurden, ward das Recht zur Auflegung nicht aufgegeben. Gleichzeitig mit ihrer Aufhebung passirte eine Akte des Inhalts, daß die gesetzgebende Macht von Großbrittanien ein Recht hätte, Gesetze zu machen, welche in allen möglichen Fällen die Kolonien binden müßten. Unmittelbar nach der Widerrufung der Stempelakte ward eine Abgabe auf Glas, Papier, Malerfarben und Thee gelegt. In Folge dieser Abgaben bildeten sich neue Vereine in Amerika gegen die Einfuhr und den Verbrauch Brittischer Waaren. Die Abgabe auf Thee war besonders verhaßt, und in der Stadt Boston begab sich eine Parthie, als Indianer gekleidet, an Bord der Thee-Schiffe und warf den Thee in die See.

Das Brittische Parlament verhängte eine schwere Strafe über die Kaufleute von Boston, indem es eine Bill passirte, wodurch sein Hafen in kaufmännischem Sinne geschlossen und die Zollbeamten nebst dem Handel nach Salem verlegt wurden. Dies waren die

unmittelbaren Ursachen der Amerikanischen Revolution, welche von der Zusammenkunft des ersten allgemeinen Congresses der Amerikanischen Colonien im September 1774 zu Philadelphia datirt werden kann, woselbst eine Uebereinkunft getroffen wurde, nichts zu importiren, nichts zu verbrauchen, und nichts auszuführen. Im April 1775 wurden Colonel Smith und Major Pitkairn mit einer Truppen-Abtheilung abgesandt, um die Kriegsvorräthe zu zerstören, welche zu Concord, etwa zwanzig Meilen von Boston, gesammelt worden waren. Zu Lexington wurde die Miliz zusammengebracht, um sich dem Einfall der Brittischen Truppen zu widersetzen, und am 19. April fand ein Treffen statt, in welchem die Amerikanische Macht zerstreut und mehrere aus ihrer Zahl getödtet wurden. Hier wurde das erste Blut in der Amerikanischen Revolution vergossen. Gleich nach der Schlacht von Lexington fingen die Amerikaner an, regulirte Soldaten anzuwerben, und die Armee von Neu-England wurde unter das Commando des Generals Ward gestellt. Die Sachen gewannen nun ein sehr ernsthaftes Ansehen, und die Generäle Howe, Burgoine und Clinton, drei Brittische Offiziere von hohem Ruf, kamen zu gleicher Zeit mit der Verstärkung von Großbrittanien in Amerika an. Nachdem um diese Zeit das Kriegsrecht proclamirt und mit offenbaren Feindseligkeiten gedroht worden war, so wurde von den Amerikanischen Befehlshabern die Ordre ausgegeben, daß der Oberste Prescott, mit tausend Mann, sich auf Bunkers Hill verschanzen sollte. Aber die Amerikaner wurden genöthigt, ihre Werke zu verlassen, nachdem sie zweimal die Brittischen zurückgeschlagen hatten, welche ungefähr dreimal so viel Leute verloren, als die Amerikaner.

Georg Washington ward nun durch eine einmüthige Stimmung ernannt, die Amerikanischen Heere anzuführen, und am 3. Juli 1775, als er in seinem 44. Jahre war, verband er sich zu Cambridge, nahe bei Boston, mit der Armee, welche damals aus 14,500 Mann bestand. Der Congreß gab Befehl, dreizehn Kriegsschiffe zu bauen, fünf von 32, fünf von 28 und drei von 24 Kanonen jedes. Den Generälen Schuyler und Montgomery wurde der Oberbefehl über die Truppen aufgetragen, die gegen Canada bestimmt waren. Montreal, die Hauptstadt von Ober-Canada, ergab sich bald an Montgomery. Er führte nun seine Armee gegen Quebeck und beschloß, den Platz durch Sturm einzunehmen, wurde aber in dem Versuch getödtet, und die Amerikaner sahen sich zum Rückzuge gezwungen. Unterdessen war der Feind im Besitz von Boston; es wurden Batterien auf mehreren der benachbarten Anhöhen errichtet, von welchen Kugeln und Bomben in die Stadt geworfen wurden. Die Britten sahen sich bald genöthigt die Stadt zu verlassen und segelten den 17. März 1775 nach Halifax. Die nächste Stadt, welche angegriffen wurde, war Charleston. Eine

Anzahl Brittischer Kriegsschiffe, unter dem Befehl des Sir Peter Parker, lief in den Hafen ein; da aber die Amerikaner auf Sullivan's Island Festungswerke zur Vertheidigung der Stadt aufgeworfen hatten, so wurden die Schiffe beinahe in Stücken zerrissen, und die Brittischen kehrten nach New-York zurück. Ein Heer von 30,000 Mann wurde nun unter die Befehle des Generals Sir William Howe gestellt, und sein Bruder, Admiral Howe, kommandirte die Seemacht; beide waren gegen New-York zu agiren bestimmt. Unterdessen wurde die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten am 4. Juli 1776 erklärt. Und solchergestalt wurden die politischen Bande zwischen Großbrittanien und seinen Colonien für immer aufgelößt. Der Congreß war damals in Philadelphia versammelt, und hier geschah von Richard Henry Lee, aus Virginien, der Vorschlag, der von John Adams, aus Massachusetts, unterstützt wurde, daß diese dreizehn vereinigten Colonien sich als freie, unumschränkte und unabhängige Staaten erklären sollten, und daß sie zur Unterstützung dieser Erklärung ihr Leben, ihr Vermögen und ihre unverbrüchliche Ehre zum Pfand setzten, und mit einer starken Zuversicht in die allwaltende Vorsehung Gottes, sich auf die Gerechtigkeit ihrer Sache verließen. Nach Erklärung der Unabhängigkeit wurde das erste Treffen auf Long-Island geliefert, am 27. August 1776, in welchem die Brittischen siegreich waren; und am 12. Oktober wurde New-York von den Brittischen eingenommen. Washington zog sich durch Brunswick, Princeton und Trenton auf die Pennsylvanische Seite der Deleware zurück, und Lord Cornwallis, der die retirirende Armee verfolgte, war so dicht hinter General Washington, daß der Nachzug von einer Armee, der die Brücken abriß, oftmals innerhalb Schußweite von der andern war, welche dieselben wiederherzustellen eilte. Washington bildete nun das kühne Unternehmen, wieder nach Jersey hinüberzusetzen, und diejenigen feindlichen Corps anzugreifen, welche in Burlington, Bordentown und Trenton aufgestellt waren. Am Weihnachts-Abend 1776 traf er Anstalten, die Delaware zu passiren, und drang nach Trenton vor, wo 1500 Mann Deutsches Fußvolk und ein Trupp Brittischer Reiterei standen. Der Feind ward eingeholt, und 900 derselben gefangen. Am Abend nach seinem Siege gab Washington Befehl, das Gepäck in aller Stille fortzuschaffen; darauf ließ er Wachen zurück, zündete Feuer an, um den Feind zu hintergehen, und marschirte auf einem Ummege nach Princeton, wo noch 300 vom Feinde zu Gefangenen gemacht wurden. Während dieser winterlichen Truppenbewegungen waren viele von den Amerikanern ohne Schuhe, obwohl sie über gefrorenen Grund marschirten; und ihre Fußtritte waren mit Blut bezeichnet. Auch litten sie jämmerlichen Mangel an wollenen Decken und hatten beinahe gar keine Zelte. Im folgenden Frühjahre erhielten die Amerikaner eine große Quan-

tität Waffen und Kriegsvorräthe von Frankreich. Den 11. September 1777 ward eine große Schlacht an der Brandywine-Creek gefochten. Sir William Howe war der vornehmste Befehlshaber der Brittischen in dieser Schlacht, und General Washington kommandirte die Amerikaner, zu denen zwei ausgezeichnete Ausländer, der Marquis de la Fayette von Frankreich und der Graf Pulaski von Polen, gestoßen waren. Die Brittischen waren siegreich in dieser Schlacht, die Amerikaner waren gezwungen, das Feld zu räumen, und Sir William Howe zog am 26. September 1777 in Philadelphia ein. Ein anderes Treffen wurde zu Germantown, nahe bei Philadelphia, gefochten, in welchem die Amerikaner wieder geschlagen wurden; und Washington zog sich nach Valley Forge zurück, etwa 20 Meilen von Philadelphia, wo er seine Winterquartiere aufschlug. Um diese Zeit waren die Entbehrungen der Amerikaner äußerst groß, und ihr Zustand wirklich bedauernswerth. Sie waren größtentheils ohne Schuhe oder Strümpfe, Zelten oder Decken und schützten sich gegen die Strenge des Winters in flüchtig aufgeschlagenen Hütten. In demselben Jahre 1777 war eine Brittische Macht dazu bestimmt worden, eine Communications-Linie zwischen New-York und Canada zu bilden. Der Befehl über diese Armee wurde dem General Burgoyne gegeben, welcher auf Albany losmarschirte, als seine Fortschritte von den Amerikanischen Generälen Arnold, Schuyler und St. Clair, aufgehalten wurden. Am 16. August 1777 fielen zu Bennington zwei Treffen vor zwischen den Amerikanern, unter den Obersten Starke und Warner, und einer starken Abtheilung der Brittischen Macht. In diesen Gefechten trugen die Amerikaner den Sieg davon, indem sie die Brittischen völlig in die Flucht schlugen. Die Niederlage des Truppencorps zu Bennington war die erste einer großen Reihe von Begebenheiten, welche zuletzt die ganze königliche Armee zu Grund richtete. General Gates wurde bald darauf vom Congreß an die Spitze der nördlichen Armee gestellt, und Burgoyne, um zu verhüten, daß er nicht umringt würde, zog sich nach Saratoga zurück, wo er endlich, am 17. October 1777 gezwungen wurde, einen Vertrag mit General Gates zu schließen, vermöge welchem 5790 Mann vom Feinde sich an die Amerikaner zu Gefangenen ergaben. Als die Brittischen das Schicksal Burgoyne's erfuhren, zogen sie sich nach New-York zurück, und der Ueberrest von Burgoyne's Truppen, welche noch in seinem Rücken zurückgeblieben waren, zerstörte seine Kanonen, räumte Ticonderoga und zog sich nach Canada zurück. Der Anfang des Jahres 1778 zeichnete sich durch den Allianztractat zwischen Frankreich und Amerika aus, durch welchen die Amerikaner einen mächtigen Bundesgenossen erhielten. Dieser Allianz-Tractat ward am 6. Februar 1778 unterzeichnet, und am 22. Juni desselben Jahrs räumten die Brittischen Philadelpia. Am 28. Juni ereignete sich

hartnäckiges Gefecht mit der im Rückzug begriffenen Armee, etwa 20 Meilen südöstlich von New-Brunswick, die Schlacht von Monmouth genannt. Als der Congreß, nach dem Abzug der Brittischen, nach Philadelphia zurückgekehrt war, hatte derselbe eine neue und sehr angenehme Pflicht zu erfüllen, indem er einem bevollmächtigten Minister von dem Französischen Hofe öffentliche Audienz gab. Am 15. Juli 1779 wurde Stone Point, am Nordflusse, von General Wayne eingenommen. Am 11. Mai 1780 mußte sich Charleston an die Belagerer ergeben; und nach seinem Falle waren nur noch zwei Schiffe von der Amerikanischen Seemacht übrig: die Fregatten Alliance und Dean. In einer am 14. August bei Camden in Süd-Carolina vorgefallenen Schlacht erhielten die Brittischen, unter den Befehlen von Lord Cornwallis, einen Sieg über die Amerikaner, unter General Gates. In diesem Treffen wurde Baron de Kalb auf der Amerikanischen Seite erschlagen. Um diese Zeit ging der Marquis La Fayette nach Frankreich und spornte mit gutem Glück jenes Land zur Vergrößerung seines Beistandes an. Demzufolge erschien der Admiral de Ternay bei Rhode-Island mit einer zahlreichen französischen Flotte, an deren Bord sich 6000 Mann Landtruppen befanden, unter den Befehlen des Grafen Rochambeau. Im Jahre 1780 ließ sich der Amerikanische General Arnold schändlicherweise verleiten, West Point, einen stark befestigten Platz am Hudsonfluß, 60 Meilen oberhalb New-York, in die Hände der Brittischen zu verrathen. Major Andre, ein Brittischer Offizier, wurde den Fluß hinaufgesandt, um sich mit Arnold über den Gegenstand zu besprechen; da er sich aber ohne Uniform auf seinem Rückwege nach New-York befand, wurde er von drei Amerikanischen Soldaten angehalten, die ihn durchsuchten, und einen Plan von der Festung, nebst andern Papieren, in Arnold's eigener Handschrift, in seinem Stiefel versteckt fanden. Andre bot ihnen seine Börse und eine kostbare goldene Sackuhr an, wenn sie ihn freigehen ließen; aber diese Patrioten, obwohl sie arm waren, ließen sich doch nicht von ihrer Pflicht abwendig machen. Andre wurde als ein Spion verurtheilt und hingerichtet; Arnold aber entwischte an Bord des Vulture, eines Brittischen Schiffes, das im Strom lag, und wurde nachher zu einem Brigadier-General im Dienste von Groß-Brittanien ernannt. Diese Begebenheit ereignete sich am 22. September 1780, und anstatt, daß die Brittischen etwas bei diesem Anschlag gewonnen hatten, tauschten sie einen ihrer besten Leute gegen einen Verräther aus. Auf Arnold's Frage: „Welche Behandlung habe ich zu erwarten, wenn mich die Amerikaner zu ihrem Gefangenen machen?“ wurde folgende Antwort von einem Brittischen Offizier gegeben: Sie werden das Bein abschneiden, das zu Saratoga verwundet wurde, und es mit allen kriegerischen Ehrenbezeugungen begraben; da sie aber für den übrigen Körper keinen Respect

haben, so werden sie ihn an einen Galgen hängen." Im Jahre 1781 folgte General Greene dem General Gates im Kommando der südlichen Armee. Im Januar 1781 wurde das Treffen von Cowpens in Süd-Carolina gefochten, in welchem die Amerikaner die Oberhand behielten. General Morgan war der oberste Befehlshaber der Amerikaner, und wurde von den Obersten Washington, Howard und Pikens trefflich unterstützt. Der Oberste Tareloton kommandirte die Brittischen. Am 15. März 1781 erfochten die Brittischen einen Sieg zu Guilford in Nord-Carolina. Sie wurden befehligt von Lord Cornwallis, und General Greene war der Amerikanische Befehlshaber. Das Kriegsglück begünstigte ebenfalls die Brittischen unter Lord Rawdon zu Hobkirk Hill nahe bei Camden; und man rieth dem General Greene mit seiner noch übrigen Macht sich nach Virginien zurückzuziehen. Aber er gab die entschlossene Antwort: „Ich will Süd-Carolina wieder erobern, oder in dem Versuch umkommen." Gen. Greene schlug darauf das Hauptcorps der Britten bei den Eutaw Springs, und nach jener Schlacht währte der Krieg in Süd-Carolina nicht mehr lange. Lord Cornwallis, der sich bei Yorktown verschanzt hatte, wurde von der Amerikanischen Armee unter Gen. Washington umringt und bald nachher wurde der York-Fluß von einer Französischen Flotte unter Graf De Grasse blockirt. Am 19. Oktober 1781 wurde Lord Cornwallis genöthigt zu kapituliren und sich selbst nebst seiner Armee, die aus mehr als 7000 Mann bestand, zu Kriegsgefangenen zu ergeben. Die Gefangennahme der Engländer zu Yorktown kann als Schlußact des Revolutionskrieges angesehen werden. Nach Vollendung dieses Sieges kehrte General Washington mit dem größeren Theile seiner Macht nach New-York zurück. Es war nunmehr augenscheinlich, daß es Großbrittanien nie gelingen würde, die Amerikaner zum Gehorsam und zur Unterwerfung zurückzubringen, und daß die Letzteren vollkommen im Stande wären, ihren unabhängigen Standpunkt unter den Nationen der Erde zu behaupten. Nachdem nun Großbrittanien durch den Kampf mit den Vereinigten Staaten die Nationalschuld um einhundert Millionen Pfund Sterling vermehrt und 50,000 Menschenleben aufgeopfert hatte, willigte es ein, Bevollmächtigte zu ernennen, um Frieden zu schließen. Die Vereinigten Staaten vertrauten ihr Interesse in diesem wichtigen Friedensgeschäfte den Herren John Adams, Benjamin Franklin, John Jay und Henry Lawrence. Nachdem die Bevollmächtigten in Paris zusammengekommen waren, wurden die Friedensartikel am 30. November 1782 unterzeichnet und am 3. September 1783 wurden sie ratificirt. Amerika errang durch diesen Kampf jene Freiheit und Unabhängigkeit, welche eine glückliche Belohnung für alle seine Mühseligkeiten war, und eine volle Vergütung für die Ströme Blutes, die seine Patrioten so freige big vergossen hatten.

Nach dem Schlusse des Krieges wandte sich General Washington nach Annapolis in Maryland, wo der Congreß in Sitzung war, entsagte seiner Würde als Ober-General und zog sich in's Privatleben zurück. Diese uneigennützige Handlung Washington's hat unter Männern seines Gleichen nicht viele Beispiele aufzuweisen. Die Amerikaner erlaubten Washington aber nicht lange die Freuden des Privatlebens zu genießen; sie wählten ihn zum Präsidenten der Convention, welche die neue Constitution schuf und wählten ihn im Jahre 1789 einstimmig zum Präsidenten der Vereinigten Staaten. Er bekleidete dieses Amt acht Jahre und starb den 14. December 1799 im achtundsechszigsten Jahre seines Alters, als Erster im Kriege, Erster im Frieden und Erster in den Herzen seiner Mitbürger. Die Präsidenten, welche nach ihm folgten, sind der Ordnung, wie sie gewählt wurden, folgende: John Adams, Thomas Jefferson, James Madison, James Monroe, John Quincy Adams, Andrew Jackson, Martin van Buren, William Henry Harrison, John Tyler, James K. Polk, Zachary Taylor, Millard Fillmore, Franklin Pierce und James Buchanan. Thomas Jefferson war der Verfasser der Unabhängigkeits-Erklärung, und John Adams that sich hervor als einer der durchgreifendsten Freunde der Revolution. Diese beiden Patrioten starben an ein und demselben Tage, den 4. Juli 1826, gerade fünfzig Jahre nach der Unterzeichnung der Unabhängigkeits-Erklärung.

Im Jahre 1812 fand ein zweiter Krieg zwischen Amerika und Großbrittanien statt. Er dauerte 2½ Jahr und wird deshalb auch der dreijährige Krieg genannt. Viele Schlachten wurden geschlagen und mancher Sieg errungen, sowohl durch unsere Land- als auch durch unsere Seemacht. Am bemerkenswerthesten ist die Schlacht bei New-Orleans, wo 6000 Amerikaner den Sieg über 14,000 Engländer erkämpft haben.

Im Jahre 1846 begann ein neuer Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko. Verschiedene Schlachten wurden geschlagen und glänzende Siege errungen unter dem Kommando der Generale Taylor und Scott. Die Provinzen Ober-Californien und New-Mexiko wurden erobert.

Seit der Revolution wurden die Vereinigten Staaten eine mächtige Nation. Die Staaten haben sich vermehrt von 13 zu 32. Die Bevölkerung dagegen hat sich um's Achtfache vermehrt, und der Flächeninhalt ist dreimal so groß als damals. K.

356. Die Glaubensspaltung im sechszehnten Jahrhundert — die sogenannte Reformation.

Im Jahre 1513 ward Johannes von Medecis von dem Collegium der Cardinäle zum Pabste erwählt. Er

bestieg als Leo der X. den Stuhl des heiligen Petrus. Er war ein Mann voll Kraft, erwärmt für alles Gute, voll Liebe für Künste und Wissenschaften. Den Flor der Kirche suchte er eifrigst zu befördern, was diesem im Wege stand, mit weiser Vorsicht zu beseitigen, um ja nicht in Gefahr zu kommen, mit dem Unkraut zugleich den Weizen auszurotten.

Unter der Regierung dieses Pabstes ward an der überaus merkwürdigen Peterskirche in Rom gebaut. Freudig gab er seine Einkünfte und sein großes Privatvermögen zur Förderung dieses Prachtbaues hin. Beides indessen reichte nicht aus; der herrliche Tempel schien noch manches Jahr unvollendet bleiben zu müssen. Da schrieb Leo um 1517 einen Ablaß aus. Vorzüglich wollte er dadurch die Gläubigen in drangvoller Zeit zur Tugendübung ermuntern, und ihnen neue Gelegenheit zur Vervollkommnung bieten. Zugleich aber auch für die Mittel sorgen, bald dem Herrn ein Haus vollenden zu können, welches zu dessen Verherrlichung im Hauptorte der Christenheit einzig in seiner Art dastehen sollte. Die Kirche schrieb, wie bekannt, zur Gewinnung eines Ablasses bestimmte Verpflichtungen vor, als: den würdigen Empfang des heiligen Buß- und Altars-Sakramentes, Werke der Abtödtung und der Barmherzigkeit. So war's von je her, so ist es noch. Deßhalb bestimmte der Pabst bei Ausschreibung dieses Ablasses, daß die daran sich Betheiligenden, als ein Almosen, freiwillige Beiträge zur Vollendung der Peterskirche geben möchten. An verschiedene Bischöfe der ganzen Christenheit erging die Aufforderung, den Ablaß zu verkündigen und die Gaben zu sammeln. In Deutschland traf diese Obliegenheit den Churfürsten von Mainz, Albrecht von Brandenburg. Er wählte zur Verkündigung desselben Mönche aus dem Orden des heiligen Dominikus. Sei es nun, daß die Ablaßverkünder den Werth solcher Gnadenspendung zu hoch anpriesen, oder daß Neid und Eifersucht die Triebfeder waren, Martin Luther, Augustiner Mönch und Professor zu Wittenberg, ein leidenschaftlicher, hochfahrender und zugleich mit der Gabe des Wortes ausgerüsteter Mann, erhob sich gewaltig nicht allein gegen etwaige Mißbräuche, sondern gegen die kirchliche Lehre vom Ablasse selbst (Jahr 1517). Von katholischen Männern widerlegt, wurde er nur noch dreister in seinen Behauptungen. Bald leugnete er das Fegfeuer, die Verdienstlichkeit der guten Werke und stellte sogar den nicht allein unchristlichen, sondern auch zu allerlei Unsittlichkeit lockenden Satz auf: „daß der

Glaube allein selig mache.“ Das Aergerniß ward immer allgemeiner, die Gefahr drohender, Luther wurde vor den päpstlichen Legaten nach Augsburg beschieden, wollte aber nicht widerrufen und entfloh. Andere Schritte, die man versuchte, um ihn zu belehren, waren eben so fruchtlos. Jetzt erließ der Pabst eine feierliche Bulle, worin Luthers Lehren verworfen waren, was später auch das unfehlbare Lehramt auf dem Concilium zu Trient that. Der kühne unverbesserliche Neuerer verbrannte aber die päpstliche Bulle zu Wittenberg auf einem öffentlichen Platze; denn er hatte schon einen Anhang gewonnen, womit er trotzen durfte. Dreist verwarf er nun das Ansehen des Papstes, verwarf mehrere Bücher der heil. Schrift, weil sie Beweisstellen gegen seine Irrlehren enthielten, verwarf selbst alle kirchliche Ueberlieferung und wollte die heil. Schrift nur in seinem eigenen Sinne verstanden wissen. Ein Sakrament nach dem andern wurde verabschiedet, die Messe vor der Hand noch beibehalten, bald jedoch auch als Abgötterei erklärt. Auf den Reichstag nach Worms (1521) berufen und wegen seiner Ketzerei zur Verantwortung gezogen, schwankte er anfänglich; als er sich aber von einigen Großen geschützt sah, wollte er von keinem Widerrufe mehr hören. Er wurde also in die Reichsacht erkannt, aber von dem sächsischen Churfürsten auf die Wartburg in Sicherheit gebracht, wo er eine Bibelübersetzung nach seinem Sinne begann, das heißt, wo er die Bibel verfälschte, indem er ausließ und zusetzte, was ihm eben in seine neue Lehre paßte. So hatte nun der traurige Abfall von der Kirche Christi Statt gehabt. Die Abgefallenen hießen theilweise Lutheraner, nach Luther, und theilweise Calvinisten, nach Calvin, der mit jenem ähnliche Ketzereien verbreitete. Später legten sie sich gemeinschaftlich den Namen Protestanten bei, indem sie den Pabst, die Bischöfe und Priester ihre von Christo ihnen verliehene Gewalt, die Tradition und die Unfehlbarkeit der Kirche selbst verwarfen und dagegen protestirten. Ihr Beginnen nannten sie auch Reformation, weil sie sich einbildeten, an der Kirche Christi Verbesserungen vorgenommen zu haben. Daß nun Luthers Irrlehre Eingang finden und in kurzer Zeit so gewaltig um sich greifen konnte, das erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, daß durch sie geldgierigen Fürsten die Aussicht eröffnet wurde auf Einziehung der Kirchengüter, daß schlechte Geistliche, ihren Beruf verfehlt habende, entartete Mönche und Nonnen sich angezogen fühlten durch die Aufforderung Luthers, sich zu verehelichen, und dies um so mehr, da dieser mit seinem

eigenen Beispiele voranging, indem er seine Ordensgelübde brach, und mit einer Nonne, Katharina Bora, in eine gottesschänderische Verbindung trat; daß endlich dem Volke durch Aufhebung des Fastens und der Beichte, sowie durch eine maßlose Freiheit, die man ihm versprach, eine sehr anziehende Lockspeise zugeworfen war. Und wie konnte es auch einem Manne, der lehrte, der Glaube ohne Werke mache selig, mithin brauche man weder zu fasten, noch zu beichten, noch irgend ein anderes Werk der Buße oder Selbstverläugnung auszuüben u. s. w. an zahlreichen Anhängern fehlen? Dazu wurde an vielen Orten Luthers Ketzerei mit Gewalt eingeführt. Auch scheute Luther selbst nicht leicht ein Mittel um seine Partei zu vergrößern, wie er dann auch zu diesem Zwecke dem Landgrafen von Hessen erlaubte, zu seiner noch lebenden Frau eine zweite zu nehmen. Die Protestanten nun, von dem Lebensbaume der katholischen Kirche losgerissen, entbehrten daher seines heilbringenden Saftes und verdorrten und zerfielen allmählich in sich selbst. Nicht allein mußten sie, der meisten Heils- und Heiligungsmittel beraubt, sittlicher Weise versinken, sondern geriethen auch bald in Folge der zügellosesten Glaubens- und Meinungsfreiheit in eine kaum denkbare Verwirrung aller Begriffe. Es ging daher aus dem ursprünglichen Protestantismus bald eine Menge anderer Sekten hervor, deren jede ihre eigenen Ansichten, die eine ungereimter als die andere, zu Tage förderte. So die Wiedertäufer und Mennoniten, die Quäker, die Herrnhuter, die Pietisten und Methodisten u. s. w, u. s. w. Selbst in einer und derselben Sekte gibt es unzählige Abweichungen und fast Jeder modelt sich selbst die Religion, wie es ihm behagt. Manche, die sich in diesem Gewirre nicht zurecht fanden, unter ihnen fürstliche Personen und ausgezeichnete Gelehrte, kehrten in den Schooß der katholischen Kirche zurück; gar Viele auf dem Todesbette, wo der Schleier der Vorurtheile wegfällt und die Leidenschaften schweigen. Andere hingegen schlugen die entgegengesetzte Richtung ein und verwarfen jede von Gott geoffenbarte Religion.

Dieser Abfall von der katholischen Kirche, zu wie manchen Gehässigkeiten, Anfeindungen, Verspottungen und Verfolgungen hat er die abgefallenen Kinder gegen ihre von ihnen verlassene Mutter, schon veranlaßt! Wie lange wird die Trennung wider den Willen Jesu, des Stifters der Kirche, fortdauern, welcher kurz vor seinem Heimgange zu seinem himmlischen Vater betete: *Ich weihe mich selbst für sie, damit*

auch sie geweiht sei in der Wahrheit. Ich bitte aber nicht für sie allein, sondern auch für die, welche durch ihr Wort an mich glauben werden: auf daß Alle Eins seien, wie du, Vater! in mir und ich in Dir: daß auch sie in uns Eins seien, damit die Welt glaube, daß du mich gesandt hast. Und ich habe die Herrlichkeit, die dumir gegeben hast, ihnen gegeben, auf daß auch sie Eins seien, wie wir Eins sind. (Joh. 17, 19.—22). Die Zeit wird kommen, in welcher der Herr die Getrennten wieder zur Vereinigung bringen wird. Lasset uns für die baldige Erscheinung dieser Zeit flehen und handeln, unerschütterlich fest stehend im Glauben, den getrennten Brüdern aber nie unsere Liebe versagen, nach dem Worte des Heilandes: „Ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr einander liebet, so wie ich euch geliebet habe.“ (Joh. 13, 34. 35.

357. Kaiser Carl V.

Der Enkel des Kaisers Maximilian. geboren zu Gent in Flandern am 24. Januar 1500, wurde nach dem Tode seines Großvaters zum deutschen Kaiser gewählt, und im Jahre 1520 als Carl V. zu Aachen gekrönt. Während der 36 Jahre, die er regierte, war es sein eifrigstes Bemühen, die durch die Glaubensspaltung verfeindeten Gemüther seiner Unterthanen zu versöhnen und eine Wiedervereinigung herbeizuführen. Als er die Vergeblichkeit seiner Bemühungen endlich erkannte, seine Kriege gegen Frankreich für ihn unglücklich ausfielen und ihn selbst eine vieljährige Kränklichkeit niederbeugte, entschloß er sich, von der Nichtigkeit alles Irdischen mächtig ergriffen, seine Lebenstage in der Einsamkeit zu beschließen und in derselben sich ernstlich auf den Tod vorzubereiten. Er legte daher die fünf Kronen, die er auf seinem Haupte vereinigte, nieder, und der Beherrscher von Spanien, Sicilien, Neapel, Florenz, Burgund, Lothringen, Elsaß, den Niederlanden, Oesterreich, Ungarn, Böhmen, Dalmatien, Croatien, Mexiko und Peru begab sich in seinem 57. Lebensjahre in das Kloster St. Just an der Grenze Portugals. Hier betete und betrachtete er, ging mit den Mönchen in's Chor und beschäftigte sich mit mechanischen Arbeiten; den 21. September 1558 starb er. Treffend ist dies dargestellt in folgendem Gedichte:

Ihr heiligen Väter, schließt die Riegel auf!
Ein Pilgrim klopft, matt von des Lebens Lauf;
Vom hohen Kaiserschlosse komm ich her,

Und eine nied're Zell' ist mein Begehr.
Einst schmückte mich der Purpur, reich und weit,
Von euch erfleh' ich nur ein Büßerkleid.
Einst schmückten Krone mich und Lorbeerlaub,
Gönnt meinem Haupte Asche jetzt und Staub.
Ich gab die halbe Welt mit Freude ab,
Gebt ein'ge Schritte Land mir für mein Grab.
Mich ekeln Erdenpomp und Flitter an,
Die goldne Bürde hab' ich abgethan.
Ich warf das Diadem und Zepter hin,
Nach anderm Kleinod sehnt mein Herz und Sinn.
Der nied're Schemel sei mein Thron fortan,
Nichts bin ich, als des Höchsten Unterthan.
Dem schwachen Schilfrohr ist das Zepter gleich,
Ich such' die Palme nur im Himmelreich.
Vergönnt mir eine Weil' Asyl und Ruh,
Dann schließet meine müden Augen zu.
Gönnt mir den Platz, wo sich der Leib ausstreckt,
Bis die Posaun' des Engels ihn erweckt.

(Münsterer Leseb.)

358. Die Türken vor Wien.

Seit dem die Türken durch die Eroberung Konstantinopels im Jahre 1453 im Südosten Europa's festen Fuss gefasst, bedrohten sie durch mehr als zwei Jahrhunderte Deutschland unaufhörlich. Doch die grösste Gefahr erwuchs dem Vaterlande, ja dem ganzen christlichen Abendlande, als der Grossvezier Kara Mustapha, durch die Franzosen aufgehetzt, mit 200,000 Mann durch Ungarn geraden Weges auf Wien, die Hauptstadt des heiligen römischen Reichs, zog. Kaiser Leopold I. war nicht genug gerüstet und konnte dem furchtbaren Feinde kaum 30,000 Mann entgegenstellen. Der Marsch der Feinde war so schnell, dass der Kaiser sich nur mit Mühe nach Linz flüchten konnte und Herzog Carl von Lothringen kaum Zeit hatte, 12,000 Mann in die Kaiserstadt zu werfen. Er selbst zog mit den übrigen Truppen seitwärts, um die versprochenen Verstärkungen aus Deutschland und Polen zu erwarten.

Inzwischen traf der tapfere Befehlshaber von Wien, Graf von Stahremberg, alle Vertheidigungsanstalten und wurde hierbei von der ganzen Bürgerschaft eifrigst unterstützt. Am 14. Juli 1683 erschien der Vezier mit seinen Raubschaaren vor der Stadt und schlug sein Lager vor ihren Mauern auf. In einem Umkreise von 6 Stunden stand ein Zelt an dem andern, so dass die Gegend von der Höhe der Stadt aus wie ein

wogendes Meer erschien. Aus der Mitte ragte das Prachtzelt des Veziers schimmernd hervor. Schon nach zwei Tagen eröffnete er die Laufgräben. Die Besatzung und die Bürger setzten ihnen heldenmüthigen Widerstand entgegen. Die einzelnen Zünfte wetteiferten mit einander um den Preis der Tapferkeit und Ausdauer. Was der Feind den Tag über an den Festungswerken zerstört hatte, stellte man des Nachts, so gut es in der Schnelligkeit möglich war, wieder her. Dennoch wuchs die Gefahr von Tag zu Tag; immer wüthender drangen die Feinde gegen die Wälle an. Während sie die Stadt mit einem Hagel von Kanonenkugeln überschütteten, wühlten sie unten die Erde auf, legten Minen an und sprengten die Mauern. Zu Ende August setzten sie sich im Stadtgraben fest und am vierten September flog der grösste Theil der Burgbastei mit einem so schrecklichen Gekrach in die Luft, dass die Häuser bebten und die Fensterscheiben zersprangen. Unter fürchterlichem Allageschrei stürmten die Türken, vom Grossvezier selbst mit dem Säbel angetrieben, über die zerwühlten Schanzen und geborstenen Mauertrümmer unter dem Donner des Geschützes wüthend heran, um sich der Stadt zu bemächtigen. Sie wurden zurückgeschlagen; ebenso am folgenden Tage. Allein am zehnten wurde der Riss in der Burgbastei durch eine neue Mine so erweitert, dass mehrere Mann auf einmal eindringen konnten und die durch Gefechte und Krankheiten zusammengeschmolzenen Vertheidiger angstvoll einen neuen Sturm erwarteten. Die Noth war am höchsten; die Hülfe aber sehr nah. Man gewahrte an den Bewegungen im feindlichen Lager, dass etwas Ausserordentliches sich ereignet habe und gegen Abend erhielt man durch drei Kanonenschüsse und viele Raketen, die auf dem Kalenberge aufstiegen, die Gewissheit, dass Hilfe da sei. Blitzschnell eilte die Freudenpost von Mund zu Munde; ein Augenblick verwandelte die allgemeine Verzweiflung in lauten Jubel. Kara Mustapha aber knirschte vor Wuth, warf sich zur Erde, zerraufte Haar und Bart und liess die gefangenen Christen in seinem Lager ermorden. Aber bald schlug die Stunde der Vergeltung.

Am zwölften September, mit den ersten Strahlen der Morgensonne, stieg das christliche Heer unter Anführung des tapfern Polenkönigs S o b i e s k y in vier Linien, mit wehenden Fahnen und klingendem Spiele, von den waldigen Anhöhen des Kalenbergs in die Ebene herab und begann muthvoll den Angriff. Die christlichen Fürsten und ihre Völker stritten

mit ungemeiner Tapferkeit, allen voran aber Sobiesky, der eigenhändig mehre Türken erschlug und einen Rossschweif, welcher eine Auszeichnung für einen türkischen Grossen war, eroberte. Doch tobte der Kampf noch unentschieden eine Zeit lang fort, bis die Mitte der feindlichen Schlachtordnung durchbrochen und die Janitscharen nach verzweifeltem Widerstande niedergemetzelt waren. Jetzt ergriff Alles in wildester Unordnung die Flucht. Ueber 20,000 Türken hatten in der Schlacht, und während der Belagerung 30,000 den Tod gefunden; im Lager fand man ausser den reichen Zelten und 300 Kanonen eine unermessliche Beute, welche auf 10 Millionen Thaler geschätzt wurde. Frohlockend eilten die Wiener nach zwei schrecklichen Monaten aus den Thoren in das Lager hinaus. Als der Polenkönig seinen festlichen Einzug in die befreite Stadt hielt, läuteten alle Glocken, allgemeines Jubelgeschrei erscholl. Alles drängte sich hinzu, um seine Hand oder seinen Mantel zu küssen. Der erste Gang des frommen Helden war in die Domkirche, um Gott Ehre und Dank zu geben. Ganz Europa nahm freudigen Antheil an dem herrlichen Siege, und Papst Innocenz XI. setzte ein eigenes Fest zur jährlichen Danksagung für diese grosse göttliche Wohlthat an.

(Hüser's Leseb.)

459. Prinz Eugen.*)

(Volksweise.)

Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiser wiedrum liefern
Stadt und Festung Belgarad.
Er ließ schlagen einen Brucken,
Daß man kunnt herüberrucken
Mit d'r Armee wohl für die Stadt.

Als der Brucken nun war geschlagen,
Daß man kunnt mit Stück und Wagen
Frei passiren den Donaufluß.
Bei Semlin schlug man das Lager,
Alle Türken zu verjagen,
Ihn'n zum Spott und zum Verdruß.

Am einundzwanzigsten August so eben
Kam ein Spion bei Sturm und Regen,
Schwur's dem Prinzen u. zeigt's ihm an,
Daß die Türken futragiren,
So viel als man kunnt verspüren
An die dreimalhunderttausend Mann.

Als Prinz Eugenius dies vernommen,
Ließ er gleich zusammenkommen
Seine General und Feldmarschall.
Er thut sie recht instruiren,
Wie man soll die Truppen führen
Und den Feind recht greifen an.

Bei der Parole thät' er befehlen,
Daß man soll die zwölfe zählen
Bei der Uhr um Mitternacht.
Da soll't All's zu Pferd aufsitzen,
Mit dem Feinde zu scharmützen,
Was zum Streit nur hätte Kraft.

*) Prinz Eugen, „der edle Ritter," der jüngste von 5 Söhnen Eugen Moritz's, Grafen von Soisons, aus einer Seitenlinie des Hauses Savoyen, wurde den 18. Oktober 1663 zu Paris geboren. Er war klein von Gestalt und von seinem Vater zum geistlichen Stande bestimmt. Latein und Griechisch lernte er zwar eifrig, doch fand er mehr Lust am Kriegswesen als an der Theologie. Darum bat er Ludwig XIV., ihm ein Regiment zu geben. Der aber bedeutete ihm, er solle beim geistlichen Stande bleiben. Eugen wandte sich nun an den Kaiser Leopold. Dieser nahm ihn gütig auf und schickte ihn zum ungarischen Heere gegen die Türken.

Alles saß auch gleich zu Pferde,
Jeder griff nach seinem Schwerte,
Ganz still ruckt man aus der Schanz.
Die Musketier, wie auch die Reiter,
Thäten alle tapfer streiten,
Es war fürwahr ein schöner Tanz!

Ihr Constabler auf den Schanzen,
Spielet auf zu diesem Tanzen
Mit Karthaunen groß und klein!
Mit den großen, mit den kleinen
Auf die Türken, auf die Heiden,
Daß sie laufen all' davon.

Prinz Eugenius wohl auf der Rechten
That als wie ein Löwe fechten
Als General und Feldmarschall.
Prinz Ludwig ritt auf und nieder:
Halt euch brav ihr deutschen Brüder,
Greift den Feind nur herzhaft an!

Prinz Ludwig, der mußt' aufgeben,
Seinen Geist und junges Leben;
Ward getroffen von dem Blei.
Prinz Eugenius ward sehr betrübet,
Weil er ihn so sehr geliebet,
Ließ ihn bringen nach Peterwardein.

360. Frankreich gefährdet unser deutsches Vaterland.

Im Jahre 1789 brach in Frankreich in Folge von allerlei Mißbräuchen eine furchtbare Empörung aus, deren Lenker sich so weit vergaßen, daß sie selbst die Person des Königs antasteten. Ludwig XVI. starb ohne Schuld auf dem Schaffot. Ganz Europa erhob sich gegen diesen Frevel; die Anstifter bezahlten ihn mit ihrem Blute; aber die damaligen Lenker des französischen Staates wußten ihr Volk so sehr gegen die Einmischung des Auslandes aufzuregen, daß es wie Ein Mann aufstand und fast in allen Schlachten siegreich war. Leider waren die Deutschen damals nicht einig oder doch nicht immer aufrichtig gegen einander, und das Vaterland erlitt dadurch in einer langen Reihe von Jahren manche Trübsal, welche ihm durch einträchtiges Zusammenhalten gegen den gemeinschaftlichen Feind wohl hätte erspart werden können. Wo der Eigennutz Fuß faßt, da weicht der Segen, und die Feinde triumphiren. So schloß ein Theil der Deutschen, ohne die anderen zu befragen, im Jahre 1795 mit Frankreich den Baseler Frieden und trat ihm darin das ganze linke Rheinufer ab. Allerdings hatte der deutsche Kaiser in diesen Frieden nicht eingewilligt; aber Frankreich konnte jetzt seine Streitkräfte mehr vereinigen, und so wurde endlich, trotz der Siege, welche der Erzherzog Carl in Deutschland erfocht, durch die Verluste in Oberitalien der Friede von Campo Formio herbeigeführt, wodurch den Franzosen noch weit mehr zugestanden wurde, als ihnen durch den Baseler Friedensschluß bereits eingeräumt war. In jenen italienischen Feldzügen trat zuerst Napoleon Bonaparte mit seinem bewundernswürdigen Feldherrentalente auf und verblendete alsbald einen großen Theil seines Volkes durch seine glorreichen und glücklichen Schlachten. Im Jahre 1798 unternahm er einen Feldzug nach Aegypten. Als er im Jahre 1799 zurückkehrte, gewann er durch neue Siege die Herzen der Franzosen, und im Jahre 1804 erhob ihn das wandelbare Volk, welches elf Jahre vorher seinen König gemordet hatte, auf den Kaiserthron. Auch als Kaiser hat Napoleon oftmals die fremden Heere, selten aber sich

selbst überwunden. Er betrachtete die Menschen, ja! die Völker, nur als die Werkzeuge seines Ruhmes und fand darüber nicht Zeit, seine ausgezeichneten Kräfte zur nachhaltigen Beglückung seines Volkes anzuwenden. Eigenmächtig vereinigte er einige italienische Landstriche mit Frankreich und machte das übrige Italien zu einem Königreiche für seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais. Er brach dadurch den Frieden und mußte nun seine Waffen gegen Rußland und Oestreich wenden. Mit unglaublicher Schnelligkeit bahnte er sich den Weg durch Deutschland, bemächtigte sich der stark befestigten Festung Ulm, schlug dann im December 1805 bei Austerlitz die Heere der Russen und Oesterreicher, schloß mit Oesterreich einen für ihn überaus vortheilhaften Frieden und nöthigte hierauf im Juli 1806 die süddeutschen Fürsten zum Abschlusse des sogenannten Rheinbundes. In Folge desselben hatten die genannten Fürsten mit ihren deutschen Heeren dem Kaiser der Franzosen unbedingte Heerfolge zu leisten. Damit war die Selbständigkeit des deutschen Reiches nach mehr als tausendjährigem Bestande zernichtet, und Kaiser Franz legte deshalb die deutsche Kaiserkrone nieder und erklärte sich am 6. August 1806 zum erblichen Kaiser von Oesterreich.

Das Maß unseres Elends war noch nicht voll; aber doch hatte das Unglück bereits manches Herz geläutert, und dies ist immer der Anfang einer besseren Zeit, wenn auch noch manche harte Prüfung bevorsteht.

Preußen konnte den Uebermuth Napoleon's nicht ertragen und hatte auch, trotz seiner früheren Nachgiebigkeit, gar manche Kränkung von ihm erlitten. Es schloß deshalb ein Bündniß mit Rußland, Sachsen, Schweden und England und erklärte Frankreich am 8. October 1806 den Krieg. Da zog Napoleon sogleich mit einem Heere von 100,000 Streitern heran, siegte am 14. October in der blutigen Schlacht bei Jena und zog in Folge dieses Sieges schon am 25. in Berlin ein. Hierauf wurde Norddeutschland besetzt und ein Feldzug gegen Rußland vorbereitet. Auch die russische Armee wurde im Februar und Juni 1807 in den Schlachten bei Eylau und Friedland besiegt; Napoleon dictirte den Frieden von Tilsit und errichtete für seinen Bruder Hieronymus das Königreich Westphalen.

Als im Jahre 1809 Oesterreich sich abermals zum Kampfe für Deutschland erhoben, der Krieg jedoch, trotz der Heldenthaten des Erzherzogs Carl, sich abermals zu Gunsten Napoleon's entschieden hatte, kam es so weit, daß Kaiser Franz sogar eine seiner Prinzessinen dem neuen Kaiser zur Ehe geben mußte. Dieser hatte jetzt Alles erreicht, was ein Mensch vom überschwenglichsten Glück erlangen kann; aber der Ehrgeiz hat das Eigenthümliche, daß er nie gesättigt wird und nie sich selbst überwinden lernt. Hierdurch läßt ihn Gott seiner Strafe anheim fallen; auch Napoleon ist diesem Schicksale nicht entgangen. (Döll.)

361. Napoleon's Zug nach Rußland.

(1812.)

Im Jahre 1807 veranlaßte Napoleon gegen England eine allgemeine Sperre des Festlandes. Als der russische Kaiser Alexander erkannte, wie nachtheilig dieselbe seinen Unterthanen war, ließ er die englischen Produkte wieder in sein Land und von hier aus auch in die Nachbarländer. Als Napoleon die veränderte Gesinnung Alexanders erfuhr, rief er voll Zuversicht aus: „Rußland wird von seinem Verhängniß ergriffen; wohlan, es soll erfüllt werden!" Er ahnte nicht, daß er mit diesen Worten sein eigenes Geschick weissagte Von den Pyrenäen bis zum Niemen, vom adriatischen Meere bis zu den Küsten der Ostsee ließ er das ganze Jahr 1811 hindurch rüsten; auch Oesterreich und Preußen mußten Truppen stellen. Im Frühjahre 1812 begann der Zug, der einer Völkerwanderung glich, und im Juni erreichte er, 500,000 Mann stark mit 1200 Kanonen, die Grenzen Rußlands. Obwohl Rußland schnell mit den Türken, mit denen es gerade im Kampfe sich befand, Frieden machte und seine Heere gegen die Franzosen marschiren ließ, konnte es doch kaum 200,000 Mann entgegenstellen. Unaufhaltsam drang die französische Hauptarmee vor, eroberte nach mörderischem Kampfe Smolensk und zog den nirgends Stand haltenden Russen nach. Endlich machte der russische Oberfeldherr Kutosow hinter der Moskwa Halt, um die heilig geachtete Hauptstadt Moskau wenigstens nicht ohne Schwertstreich Preis zu geben. Da rief Napoleon frohlockend aus: „Soldaten! hier ist die Schlacht, die ihr ersehnt habet. Sie ist nothwendig, denn sie bringt Ueberfluß, gute Winterquartiere und sichere Rückkehr nach Frankreich. Haltet euch so, daß die Nachwelt von Jedem sagen kann: Auch er war unter den Mauern Moskaus!" Doch, es sollte ganz anders kommen, als er vermuthete. Zwar wurde die Schlacht nach äußerster Anstrengung von den Franzosen gewonnen; die geschlagenen Russen traten den Rückzug an und zogen mit zusammengerollten Fahnen und ohne Trommelschlag durch die stille Hauptstadt; auch der Befehlshaber der Stadt, Graf Rostophschin, sammt dem größten Theile der Bevölkerung schloß sich der Flucht an. Moskau war den Siegern widerstandlos geöffnet; aber es sollte das Grab von ihren Hoffnungen und von dem Glücke ihres Kaisers werden.

Am 15. September 1812 langte Napoleon vor den Thoren der ungeheuern Stadt an, über welcher Todtenstille lagerte. Niemand erschien zu seinem Empfange; die Straßen waren öde, die Thüren verrammt, die Fenster und Läden geschlossen, Gewölbe und Buden verriegelt. Schon in der folgenden Nacht stiegen an mehren Stellen der Stadt lichte Flammen auf. Alle Feuerspritzen hatte Rostophschin fortgeführt, überall feuerfangende Stoffe vertheilt, allenthal-

ber den Brand anzuschüren geboten und zu diesem Zwecke die Gefangenen losgelassen. Anfangs achteten die Franzosen auf das Feuer wenig, aber am folgenden Tage erhob sich ein wüthender Sturm, an hundert und hundert Stellen schlugen die Flammen prasselnd empor, innerhalb weniger Stunden glich ganz Moskau einem wogenden Feuermeere. Fürchterlich war das Gedränge der Menschen und Thiere, das Getöse der Wagen und Karren, das Wuthgeschrei der Franzosen, die Angst der Fliehenden, das Geächze der Beschädigten; krachend stürzten die Dachgiebel zusammen, zischend schoß das Blei von den Thürmen; selbst nach dem Kreml, der alten Czaarenburg, wo der Kaiser sich befand, wälzte sich die vom Sturm getragene Flamme; nicht ohne Gefahr floh Napoleon nach einem benachbarten kaiserlichen Lustschlosse. Nachdem die Flammen einigermaßen ausgetobt hatten, gab er die Stadt der Plünderung Preis; diese dauerte vierzehn Tage, und außerordentliche Schätze wurden in Gewölben und Kellern gefunden, wohin das Feuer nicht gedrungen war.

Der Brand Moskau's war die Morgenröthe der wiederkehrenden Freiheit Europa's. Bei aller Fülle des Goldes und Silbers und anderer Kostbarkeiten fing den Franzosen das Brod an zu fehlen; Napoleon ließ sich in Friedens-Unterhandlungen ein, da sein Plan, in Moskau zu überwintern, zerstört war, und Alexander, der den Krieg erst recht beginnen wollte, hielt ihn absichtlich hin, so daß der Herbst darüber herankam. Endlich wurde am 18. Oktober der Rückzug angetreten, — aber welch ein Rückzug! Die Geschichte weiß von keinem der Art zu berichten. Der Himmel selbst schien mit den Russen verbündet zu sein; denn der Winter kam ungewöhnlich früh und war ungemein streng. Menschen und Pferde sanken vor Hunger und Kälte auf dem Rückzuge dahin; wie mit einem Leichentuche bedeckte der hohe Schnee die gefallenen Opfer. Der Weg durch die unwirthbare Wüste war bald mit todten Menschen und Pferden, mit Trümmern von Geschütz und Gepäck bedeckt. Jeder Tag lieferte Tausende von Gefangenen in die Hände der nachsetzenden Russen, die übrigens bei der großen Kälte auch viel litten, doch hinreichende Lebensmittel hatten; Tausende von Nachzüglern fielen unter den Lanzen der Kosaken, unter den Keulen der ergrimmten Bauern.

Am gräßlichsten war das Unglück an der Beresina, über welche Napoleon zwei Brücken hatte schlagen lassen. Kaum war die Hälfte der traurig zusammengeschmolzenen Heeresmassen auf das andere Ufer gerückt, als plötzlich das furchtbare Hurrahgeschrei der Kosaken und das Donnern der russischen Kanonen gehört wurde. Auf einmal stürzte sich der ganze Haufen der Franzosen, Menschen, Pferde, Wagen und Kanonen, in wildem Gedränge auf die Brücken. Jeder wollte der Erste sein; hier galt kein Befehl, kein Rang mehr;

Jeder kämpfte um sein Leben. Viele wurden in dem Gedränge erdrückt, Viele von den Rädern der Kanonen und Wagen zerquetscht, Viele von den Brücken in den Strom gestürzt, dessen Eisrinde jede Rettung unmöglich machte, da sie einbrach und doch das Schwimmen nicht zuließ. In diese wilde Menschenfluth hinein donnerten die Kanonen der Russen und richteten eine entsetzliche Verwüstung an. Eine Brücke brach ein; die andere ward in Brand gesteckt. Tausende fanden ihren Tod in den Fluthen; Alle, die noch am jenseitigen Ufer standen, wurden von den Russen gefangen. Ueber 30,000 Mann verloren die Franzosen bei diesem Uebergange am 27. November.

Napoleon, der bis dahin alle Mühseligkeiten mit seinem Heere getheilt hatte, der größtentheils zu Fuße an der Spitze seiner Garden marschirt war, erkannte nun die ganze Hoffnungslosigkeit seiner Lage, verließ am 5. Dezember die Seinigen, eilte in einem elenden Schlitten den Trümmern seines Heeres voraus, durchjagte Polen und Deutschland, und fuhr ohne Aufenthalt bis nach Paris, um schnell die Bildung eines neuen Heeres zu veranstalten. Was die Franzosen unter dem Oberbefehl des Königs von Neapel noch Schauerliches in den Eisgefilden Litthauens und Polens erduldet, übersteigt alle Beschreibung; die Uebriggebliebenen glichen, als sie in Preußen anlangten, keinen Menschen mehr, sie schleppten sich wie Gespenster einher. Der russische Feldzug hatte über 300,000 Menschen und 150,000 Pferde gekostet. Im Jahre 1813 verbrannte man in Rußland noch 200,000 erstarrte Leichen.

(Nach Theo. B. Welter.)

362. Das preußische Volk im Jahre 1813.

Von Memel bis Demmin, von Colberg bis Glatz war in dem unvergeßlichen Frühlinge und Sommer des Jahres 1813 unter den Preußen nur eine Stimme, nur ein Gefühl, ein Zorn und eine Liebe, das Vaterland zu retten, Deutschland zu befreien und den französischen Muth einzuschränken. Krieg wollten die Preußen, Gefahr und Tod wollten sie; den Frieden fürchteten sie, weil sie von Napoleon keinen ehrenvollen Frieden hoffen konnten. „Krieg, Krieg! scholl es von den Karpathen bis zur Ostsee, von dem Niemen bis zur Elbe. „Krieg!" rief der Bauer, der sein letztes Pferd unter Vorspann und Fuhren todt trieb; „Krieg!" der Bürger, den Abgaben und Einquartierungen erschöpften; „Krieg!" die Wittwe, die ihren einzigen Sohn in's Feld schickte; „Krieg!" der Tagelöhner, der keine Arbeit mehr finden konnte.

Jünglinge, die kaum wehrhaft waren, Männer mit grauen Haaren und wankenden Knien, Officiere, die wegen Wunden und erschöpfter Kraft längst ehrenvoll entlassen waren; reiche Gutsbe-

sitzer und Beamte, Lehrer und Zöglinge an Schulen, Väter zahlreicher Familien und Verwalter weitläufiger Geschäfte, in jeder Hinsicht des Kriegsdienstes entschuldigt: Alle wollten sich üben, sich auf eigene Kosten rüsten und für das Vaterland streiten und sterben. Jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dorf schallte von Kriegslust und Kriegsmusik und war in einen Uebungs- und Waffenplatz verwandelt; jede Schmiede war eine Waffenwerkstätte.

Das war das schönste bei diesem heiligen Eifer und geschäftigen Gewimmel, daß alle Unterschiede von Ständen und Klassen und Rangstufen vergessen und wie aufgehoben waren, Jeder sich demüthigte und hingab zu dem Geschäfte und Dienste, wo er der Brauchbarste war, — daß das eine große Gefühl des Vaterlandes und seiner Freiheit und Ehre alle anderen Gefühle verschlang, alle anderen sonst erlaubten Rücksichten und löblichen Verhältnisse aufhob. Die Menschen fühlten es: sie waren gleich geworden durch das lange Unglück; sie wollten auch gleich sein im Dienste und Gehorsam. Und so sehr erhob die heilige Pflicht und das gemeinsame Streben alle Herzen, daß das Niedrige und Gemeine, dem in Kriegszeiten eine so weite Bahn geöffnet ist, nicht aufkommen konnte. Die heilige Begeisterung dieser unvergeßlichen Tage ist durch keine Rohheit entweiht worden; es war, als fühlte auch der Kleinste und Geringste, daß er ein Spiegel der Sittlichkeit, Bescheidenheit und Rechtlichkeit sein müsse, wenn er den Uebermuth, die Ausschweifung und Prahlerei besiegen wollte, die er an den Franzosen so sehr verabscheut hatte.

Was die Männer so unmittelbar unter den Waffen und für die Waffen thaten, das that das zartere Geschlecht der Frauen durch stille Gebete, herzliche Ermahnungen, fromme Arbeiten, menschliche Sorgen und Mühen für die zum Kampf Ziehenden, für die Kranken und Verwundeten. Wer kann die unzähligen Gaben und Opfer jener Zeit berechnen, die zum Theil unter den rührendsten Umständen dargebracht worden sind? Wer kann die dem Vaterlande ewig theuren Namen der Frauen und Jungfrauen aufzählen, welche in einzelnen Wohnungen oder in Krankenhäusern die Nackenden gekleidet, die Hungrigen gespeiset, die Kranken gepflegt und die Verwundeten verbunden haben?

So geschah es von einem Ende des Reiches bis zum anderen, so hat das preußische Volk seine Gesinnung damals geoffenbaret. Preußen ist den übrigen Deutschen damals, wie verschiedene Namen sie auch führen mögen, ein glorreicher Vertreter und das erste Beispiel der Freiheit und Ehre geworden. Aber auch im ganzen übrigen Deutschland loderten gleich heilige Flammen auf, sobald man irgendwo nur freier zu athmen und dem schwer zurückgehaltenen Unmuthe Luft zu machen vermochte. Von den fernsten Grenzen des Südens bis zum Norden und Westen, wo im-

mer nur deutsche Zungen redeten und deutsches Blut in den Adern rollte, da wiederholte sich derselbe edle Sinn und dieselbe That bei Jung und Alt, in jedem Stande und jedem Geschlechte. Vollkommen haben es die Deutschen bewiesen, daß Ehre, Freiheit, König und Vaterland ihnen heilige und theure Güter sind, und sie haben dadurch ihren spätesten Nachkommen ein hell leuchtendes und nachahmungswürdiges Beispiel hinterlassen.

(Ernst Moritz Arndt.)

363. Völkerschlacht bei Leipzig; Fortsetzung und Ende des Krieges gegen Napoleon.

Napoleon vereinigte seine Armeen, so viel möglich war, in Leipzigs Ebenen, wo am 16. Oktober die große Völkerschlacht begann. Der König Friedrich Wilhelm und die Kaiser Alexander und Franz waren selbst bei ihren Kriegern gegenwärtig. Als Napoleon am ersten Tage sehr ins Gedränge getrieben wurde, befahl er mit düsterm Ernst: „Vor mit dem Geschütz!“ Jetzt konnten die verbündeten Heere nicht vorwärts dringen, und Napoleon glaubte bereits den Sieg errungen zu haben, weßhalb er in Leipzig schon die Glocken läuten ließ. Aber gerade während des Leipziger Glockengeläutes besiegte Blücher bei Möckern die Armee des berühmten französischen Feldherrn Marmont. Am 17. Oktober wollte Napoleon unterhandeln, aber er hatte keinen Glauben mehr, und am 18. Oktober geschah die Entscheidungsschlacht. Furchtbar krachten die Kanonen, so daß die Erde erbebte. Die drei Herrscher, Alexander, Franz und Friedrich Wilhelm standen auf einer Anhöhe und begeisterten die Kämpfenden durch ihre Gegenwart. Als ihnen der Feldmarschall Schwarzenberg die Siegeskunde überbringt, fallen die erhabenen Herrscher auf ihre Kniee, heben die Hände zum Himmel empor und geben dankend dem Herrn die Ehre. Das ganze Gefolge thut gerührt desgleichen. Welch ein erhabener Anblick! Diese Anhöhe wird seitdem der Drei-Monarchenhügel genannt. Am 19. Oktober, Nachmittags 1 Uhr, hielten Alexander und Friedrich Wilhelm ihren Einzug in die Stadt Leipzig und wurden, als Erretter, jubelnd willkommen geheißen. Napoleon entkam mit Mühe den Händen seiner Verfolger, erreichte am 2. November den Rheinstrom, eilte schnell hinüber, und überschritt ihn zum letzten Male. Nun ergaben sich auch die von den Franzosen besetzten Festungen in Deutschland. Der preußische General Tauenzien erwarb sich bei der Belagerung von Wittenberg für seine Tapferkeit den Ehrennamen: Graf von Wittenberg.

Nachdem mit dem ersten Tage des Jahres 1814 die Verbündeten in drei Heeren, unter Schwarzenberg, Blücher und dem Kronprinzen von Schweden über den Rhein gegangen waren, drangen

sie bis in das Innere von Frankreich vor. Hier besiegten sie Napoleon bei La Rothiere am 1. Februar 1814, bei Laon am 8. März und auf dem Montmartre bei Paris am 30. März 1814, so daß am 31. März 1814 der Kaiser Alexander und Friedrich Wilhelm mit der sieggekrönten Armee in Paris einzogen. Der Senat wurde zusammenberufen, Napoleon am 2. Mai des Thrones entsetzt, nach der Insel Elba verwiesen und Ludwig XVIII. zum König von Frankreich ernannt. Am 30. Mai wurde der Pariser Frieden geschlossen, worin Frankreich noch sehr schonend behandelt wurde. Der Siegeswagen mußte aber wieder nach Berlin gebracht werden.

Noch waren die Herrscher auf dem Congreß zu Wien versammelt, wo man über die Vertheilung der Länder und Völker sich berieth, und wo Preußens König nicht allein die Länder zurückerhielt, die er im Frieden von Tilsit verloren hatte, sondern auch einen großen Theil von Sachsen, herrliche Länder am Rhein, das bisherige Schwedisch-Pommern mit der Insel Rügen und das Großherzogthum Posen bekam, wogegen er aber Anspach und Baireuth an Bayern, und Hildesheim und Ostfriesland an Hannover abtrat, —als Napoleon plötzlich die Insel Elba verließ, dann bald in Paris einzog (20. März 1815), und den französischen Thron wieder bestieg. Nun schlossen Preußen, Oesterreich, Rußland und England ein Bündniß und rückten mit ihren Herren nach Frankreich. Am 16. Juni kam es bei dem Dorfe Ligny zur Schlacht, in welcher die Preußen, trotz aller Tapferkeit weichen mußten; aber am 18. Juni trugen die Preußen unter Blücher, in Verbindung mit Wellingtons Heer bei Belle Alliance oder Waterloo, unweit Brüssel, über die Franzosen einen glänzenden Sieg davon. Schon am 7. Juli zogen sie zum zweiten Mal in Paris ein. Napoleon mußte sich an die Engländer ergeben und wurde als Gefangener auf die afrikanische Insel St. Helena gebracht, wo er am 5. Mai 1821 starb. Am 20. November 1815 wurde der zweite Pariser Frieden geschlossen, und Preußen erhielt zu seinen Ländern am Rheine noch das Saardepartement mit der Festung Saarlouis. So schwieg denn endlich die Kriegstrompete und Friede und Eintracht kehrten zurück. Am 16. Jan. 1816 feierte das preußische Volk ein Friedensfest voll freudigen Gefühles und aus Dank gegen den himmlischen Vater mit inniger Anhänglichkeit an König und Vaterland. — Die Männer, die sich in den Kriegen für Deutschlands Befreiung einen unsterblichen Namen erworben haben, sind: Blücher, Wellington, Bülow, Gneisenau, Kleist, York, Tauenzien, Schwarzenberg u. v. A.

(Nach Hoesch.)

364. Stellen aus der heiligen Schrift.

Jeder Mensch sei der obrigkeitlichen Gewalt unterthan. Denn es ist keine Obrigkeit, als nur von Gott: welche da sind,

die sind von Gott geordnet. Darum, wer der Obrigkeit widerstrebet, widersetzet sich der Anordnung Gottes. (Römer 13, 1. 2.)

Ermahne sie (die Gläubigen), den Fürsten und Obrigkeiten unterthan zu sein, den Befehlen nachzuleben, bereit zu sein zu jedem guten Werke. (Titus 3, 1.)

Gehorchet euern Vorgesetzten, und seid ihnen zugethan, denn sie wachen als die da über Seelen Rechenschaft geben wollen. (Hebr. 13, 17.)

Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist. (Matth. 22, 21.)

Seid unterthan jeder menschlichen Ordnung um Gottes wegen dem Könige als dem Oberherrscher, oder den Statthaltern, als denen die von ihm gesandt sind zur Bestrafung der Uebelthäter, zum Preise aber den Guten. (1 Petri 2, 13. 14.)

Vordersamst ermahne ich denn, sollen Bitten, Gebete, Fürbitten, Danksagungen entrichtet werden für alle Menschen, für Könige und für Alle obrigkeitlichen Standes. (1 Thim. 2 2.)



